Princeton University Library
32101 064481706

0902
.896
v.10
pt.2

Library of

Princeton University.

Library of

iuceton University.

Die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

herausgegeben von

Eugen Diederichs

10. Jahrgang 1918/19

Band II. Oktober/März

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1919

Printed in Germany

Inhalt des zehnten Jahrganges

II. Halbjahrband

Adoratsky, Wladimir, Bolschewiki und Menschewiki . . . . . Seite 689
Aufruf . . . . . „ 554
Behne, Adolf, Arnold Topp . . . . . „ 625
Benz, Richard, Ein „Reichsbund für Heimatkunst" und die „Blätter für deutsche Art und Kunst" . . . . . „ 543
Bjerre, Paul, Vom schwedischen Gesichtskreis . . . . . „ 829
Blume, W. v., Vom deutschen Volksstaat . . . . . „ 535
„ „ „ Mehr Würde! (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 728
Boldt, Ernst, Philosophie und Theosophie . . . . . „ 595
Borchardt, Felix, Eine deutsche Gesellschaft für Volkshochschulwesen . „ 799
Briefe einer wandernden Märchenerzählerin (Lisa Tetzner) . . . . „ 760
Bröger, Karl, Presse und Persönlichkeit . . . . . „ 617
„ „ Revolution . . . . . „ 664
„ „ Läuterung . . . . . „ 824
Buß, J. P., Max Schelers kulturpolitische Berufung . . . . . „ 615
Colsmann, Walter, In tiefster Not . . . . . „ 780
D. B., Schule und Krieg . . . . . „ 787
Dehmel, Richard, Sieg! . . . . . „ 685
Delius, Rudolf von, Neudruck der Septemberbibel . . . . . „ 706
„ „ „ Indische Märchen . . . . . „ 945
Dibelius, Martin, Unser Schicksal . . . . . „ 652
Diederichs, Eugen, Das geistige Deutschland . . . . . „ 532
„ „ Regierung und Masse (Gedanken zur Zeit) . . . „ 555
„ „ Zum fünften Kriegsjahr „ „ „ . . . „ 556
„ „ Aufruf an die Mitarbeiter und Leser . . . . . „ 612
„ „ Von der Würde des deutschen Volkes . . . . . „ 613
„ „ Parlamentarismus (Gedanken zur Zeit) . . . . „ 637
„ „ Das Kommen des dritten Reiches . . . . . „ 642
„ „ Politische Selbstverantwortlichkeit! (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 683
„ „ Der Kaiser und die Schuldfrage . . . . . „ 686
„ „ Die deutsche Revolution . . . . . „ 721
„ „ Nachruf auf die Zensur . . . . . „ 771
„ „ Föderalismus oder Zentralismus . . . . . „ 773
„ „ Zu den Wahlen zur Nationalversammlung (Gedanken zur Zeit) . . . . . „ 796
„ „ Deutschlands Aufgabe . . . . . „ 855
„ „ Die psychische Erkrankung Deutschlands (Gedanken zur Zeit) . . . . . „ 875
„ „ Das Seminar für klassische Gymnastik . . . . „ 880
„ „ Moralischer Tiefstand (Gedanken zur Zeit) . . . „ 875
„ „ Selbstverantwortlichkeit „ „ „ . . . „ 876

507491

Diederichs, Eugen, Der Mangel an Gemeinschaftsgefühl (Gedanken zur Zeit) . . . . . Seite 877
" " Militarismus . . . . . " 930
" " Die sexuelle Frage und die Freideutsche Jugend . " 949
" " Reformgerede (Gedanken zur Zeit) . . . . . " 956
" " Die Unfähigkeit der sozialdemokratischen Regierung " 957
" " Die Nationalversammlung (Gedanken zur Zeit) . " 958
" " Eine Grünstadt . . . . . " 960
Drews, Ilse Alma, Das Hakenkreuz, ein altes, neuerwachtes Symbol " 711
Eberhardt, Paul, Vom geistigen Werke . . . . . " 529
" " Gelassenheit (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . " 667
" " Walther Rathenau (Auch eine Zeitbetrachtung) . . " 919
Eberlein, Kurt Karl, Hans Thoma der Dichter . . . . . " 707
Ehmer, W., Die Rettung unserer Wirtschaft . . . . . " 953
Ehrentreich, Alfred, Wir Jugend! . . . . . " 795
Eingabe an die verfassunggebende Versammlung des deutschen Volksreichs . . . . . " 843
Ernst, Paul, Der sittliche Mut (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . " 674
Fäßler, Oskar, Tat twam asi . . . . . " 690
Feiler, Arthur, Die Entwertung des Geldes . . . . . " 783
Feld, W., Gefährliche Bevölkerungsbestrebungen . . . . . " 620
Fließ, W., Das Jahr im Lebendigen . . . . . " 629
Forderungen der Freien Schulgemeinde Wickersdorf zur Neugestaltung des Schulwesens . . . . . " 850
Getzeny, Heinrich, Die Theatergruppe des Nationalen Studentendienstes Tübingen . . . . . " 559
" " Die Arbeit des Nationalen Studentendienstes Tübingen im Sommer 1918 . . . . . " 639
Goldschmidt-Faber, Hermann, Georg Simmel der Mensch . . . . " 695
Graf, Walther, Gobineau . . . . . " 553
Graf Oskar Maria, Zu Paul Natorps „Geschichtsphilosoph. Richtlinien" " 631
Grautoff, Otto, Frankreich vor dem Kriege . . . . . " 942
Hodann, Max, Wider die Darwinistischen Schlagwörter . . . . . " 627
" " Geschichtsschreibung, Politik und Rechtsgedanke . . " 872
" " Der fliehende Felician . . . . . " 947
Hoernle, Edwin, Das proletarische Zeitalter . . . . . " 816
Hördt, Philipp, Wahlrecht und Ökonomie der Kräfte . . . . . " 533
" " „Heran zur Politik!" . . . . . " 794
Hülsen, Hans von, Preußische Dichter? . . . . . " 691
Key, Ellen, Der Mütter Bittgang . . . . . " 647
Korsch, Karl, Die Kultur des modernen England . . . . . " 863
Köster, Elisabeth, Bürgertum und Proletariat . . . . . " 937
Krieck, Ernst, Aufruf zur Selbsthilfe! (Blätter zur neuen Zeit) . . " 679
Kühn, Julius, Rosa Mayreder . . . . . " 697
Der Kunst- und Kulturrat für Baden . . . . . " 852
Kupfer, A., Drei neue Nyland-Bücher . . . . . " 700
" Anna, Zum Geburtenrückgang . . . . . " 937

s, Eugen, Der Mangel an Gemeinschaftsgefühl (Gedanken zur Zeit) . . . Seite 877
„ Militarismus . . . „ 930
„ Die sexuelle Frage und die Freideutsche Jugend . „ 949
„ Reformgerede (Gedanken zur Zeit) . . . . . „ 956
„ Die Unfähigkeit der sozialdemokratischen Regierung „ 957
„ Die Nationalversammlung (Gedanken zur Zeit) . „ 958
„ Eine Grünstadt . . . „ 960
Ilse Alma, Das Hakenkreuz, ein altes, neuerwachtes Symbol „ 711
dt, Paul, Vom geistigen Werke . . . „ 529
„ Gelassenheit (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 667
„ Walther Rathenau (Auch eine Zeitbetrachtung) . . „ 919
, Kurt Karl, Hans Thoma der Dichter . . . . . „ 707
W., Die Rettung unserer Wirtschaft . . . . . „ 953
ch, Alfred, Wir Jugend! . . . . . „ 795
an die verfassunggebende Versammlung des deutschen Volks-
reichs . . . „ 843
aul, Der sittliche Mut (Blätter zur neuen Zeit) . . . „ 674
skar, Tat twam asi . . . „ 690
thur, Die Entwertung des Geldes . . . „ 783
Gefährliche Bevölkerungsbestrebungen . . . „ 620
Das Jahr im Lebendigen . . . „ 629
ren der Freien Schulgemeinde Wickersdorf zur Neugestaltung
des Schulwesens . . . „ 850
einrich, Die Theatergruppe des Nationalen Studenten-
dienstes Tübingen . . . „ 559
„ Die Arbeit des Nationalen Studentendienstes Tübingen im Sommer 1918 . . . „ 639
Faber, Hermann, Georg Simmel der Mensch . . . „ 695
ber, Gobineau . . . „ 553
Maria, Zu Paul Natorps „Geschichtsphilosoph. Richtlinien“ „ 631
to, Frankreich vor dem Kriege . . . „ 942
, Wider die Darwinistischen Schlagwörter . . . „ 627
Geschichtsschreibung, Politik und Rechtsgedanke . . „ 872
Der fliehende Felician . . . „ 947
n, Das proletarische Zeitalter . . . „ 816
, Wahlrecht und Ökonomie der Kräfte . . . „ 533
„Heran zur Politik!“ . . . „ 794
on, Preußische Dichter? . . . „ 691
Mütter Bittgang . . . „ 647
ie Kultur des modernen England . . . „ 863
h, Bürgertum und Proletariat . . . „ 937
Aufruf zur Selbsthilfe! (Blätter zur neuen Zeit) . . „ 679
Rosa Mayreder . . . „ 697
Kulturrat für Baden . . . „ 852
i neue Nyland-Bücher . . . „ 700
Zum Geburtenrückgang . . . „ 937

Aurella, Alfred, Das Körpergefühl und sein Ausdruck . . . . . Seite 508
„ „ Zur Ethik der neuen Jugend . . . . . „ 634
„ „ Vom Körpergefühl . . . . . „ 715
Langwerth von Simmern, Ernst Freiherr, Echt werden — frei werden „ 807
Lersch, Heinrich, Demokratie (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 678
Lissauer, Ernst, Aufruf . . . . . „ 727
„ „ Um Deutschland (Dezember 1918) . . . . . „ 801
Lubowski, H., Erlebnis und Erfahrung . . . . . „ 623
„ „ An das Bürgertum (Blätter zur neuen Zeit) . . . . „ 730
„ „ An das Proletariat (Blätter zur neuen Zeit) . . . . „ 732
Mallwitz, Die Palaestra Albertina der Universität Königsberg . . „ 880
Marcus, C. D., Walter von Molos „Friderieus“, Roman . . . . „ 699
Märker, Friedrich, Der Weltfriede . . . . . „ 926
Matthias, Der Beamtenspiegel (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 677
Max, Prinz von Baden, Gegen die Vergewaltigung (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 728
Meißner, Else, Der Wille zum Typus . . . . . „ 704
Mennicke, Carl, Ich rufe! . . . . . „ 908
Messer-Platz, Paula, Vom geistigen Werden . . . . . „ 525
Molo, Walter von, Ruhe, Ernst, Verantwortlichkeitsgefühl (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 676
N., Helene, Zum neuen Frauentum . . . . . „ 552
Natorp, Paul, Student und Weltanschauung . . . . . „ 574
Natzmer, G. v., Das organische Prinzip . . . . . „ 497
„ „ „ Politik und Weltanschauung / Eine Kritik der kulturellen Strömungen unserer Zeit . . . . . „ 749
Neudeutscher Kulturbund . . . . . „ 800
Neumann, Kriegsbeschädigtenfürsorge als Tat . . . . . „ 719
Nitsche, Franz, Erwartung . . . . . „ 641
Oestreich, Paul, Die Methode der Schlagworte . . . . . „ 549
„ „ Lewwer duad üs Slaav! (Gedanken zur Zeit) . . . „ 717
„ „ Diktatur des Proletariats . . . . . „ 935
Paquet, Alfons, Das Golgatha der Völker (Blätter zur neuen Zeit) . „ 666
„ „ Der Geist der russischen Revolution . . . . . „ 881
Peuckert, Will-Erich, Ein Pamphletist . . . . . „ 791
Picard, Wilhelm, Vor der Übergangswirtschaft . . . . . „ 782
„ „ Englisch oder deutsch? . . . . . „ 859
„ „ Frey-Bund und Ligilo. . . . . „ 878
Planck, K. Chr., Eine Prophezeiung des Weltkriegs. . . . . „ 777
„ Mathilde, Volksvertretung und Regierung im Berufsstaat . „ 562
„ Reinhold, Karl Chr. Planck an das deutsche Volk in Staat und Kirche . . . . . „ 757
„ „ Die Vollendung des Rechtsgedankens im deutschen Volksstaat . . . . . „ 493
Potthoff, Heinz, Leitsätze über Wirtschaftsmoral. . . . . „ 551
„ „ Sozial-sittliche Lehren der Revolution . . . . . „ 932
Prellwitz, Gertrud, Der deutsche Sieg (Blätter zur neuen Zeit) . . . „ 733

Kaffauf, J., Ich widerſpreche Euch! (Blätter zur neuen Zeit) . . . Seite 729
Kittelmeyer, Friedrich, Zur Steinerſchen Theoſophie . . . . . „ 794
Kößle, W., Zum 100. Geburtstage Karl Chriſtian Plancks . . . . „ 775
Sachsze, Werner, Käte Kollwitz . . . . . „ 790
Schäfer, Wilhelm, An mein Volk! (Blätter zur neuen Zeit) . . . . „ 672
Scheurmann, Erich, Die heilige Freude . . . . . „ 813
Schmelng, K., Sed vitae discimus / Pädagogiſche Kriegslehren . . . „ 511
Schmitt, Deutſchland . . . . . „ 561
„ Golgatha (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 610
„ Geiſt, Kapital und Arbeit (Blätter zur neuen Zeit) . . . „ 611
„ Revolution (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 612
„ Not (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 669
„ Was müſſen wir tun (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 671
„ Geiſtige Arbeiter aller Parteien! (Blätter zur neuen Zeit) . „ 684
„ Hermann Burte . . . . . „ 697
Schoenberner, F., Bodenreform und Revolution . . . . . „ 797
Schumacher, Fritz, Ein „Werkbund geiſtiger Arbeiter“. . . . . „ 786
Sebrecht, Friedrich, Religiöſität und Zeit . . . . . „ 858
Siemſen, Anna, Der neue Tag . . . . . „ 788
Spreckels, Eliſabeth, Kulturelle Wertung . . . . . „ 540
Stieve, Friedrich, Wer iſt ſchuld? . . . . . „ 737
„ „ An Deutſchland . . . . . „ 802
Strauß und Torney, Lulu von, Der Gott der Arbeit . . . . . „ 646
„ „ „ „ „ Ein Dichterprophet . . . . . „ 703
Stroh, Elſe, Freideutſche Stellungnahme zur Politik . . . . . „ 951
Száhs, Hannah, Charles Péguy: „Aufſätze“ . . . . . „ 705
„ „ Michelangelo von Romain Rolland . . . . . „ 944
Tepp, Max, Der neue Volkstanz. Eine Bitte . . . . . „ 718
Thoma, Hans, Armes Deutſchland! . . . . . „ 656
Uphoff, C. E., Auf zum Opfer . . . . . „ 894
„ „ „ Eine Woche ſozialiſtiſcher Freiſtaat Bremen . . . . „ 898
„ „ „ Nachtrag . . . . . „ 959
Vershofen, Wilhelm, Die Stellung von Wirtſchafts- und Kulturverbänden im Staatsleben . . . . . „ 846
Vorſchläge für das neue Deutſchland/Aus dem Autorenkreis des Verlages . . . . . „ 846
Walleen, Alfons Freiherr von, Die Miſſion des deutſchen Volkstums „ 481
W. H., Eine politiſche Volkshochſchule . . . . . „ 558
Zaunert, Paul, Billige Schlagworte . . . . . „ 689
„ „ Das Inſtrumente-Stimmen . . . . . „ 779
„ „ Der Schwur auf dem Rütli (Gedanken zur Zeit) . . „ 797
„ „ Lever dod as Slaw (Gedanken zur Zeit) . . . . . „ 877
*** Das grüne Manifeſt . . . . . „ 912
*** Die Zeit iſt reif . . . . . „ 533
*** Stimme eines Arbeiters . . . . . „ 934
*** Verantwortliche Aktivität . . . . . „ 538
*** Wer hilft (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 665

J., Ich widerspreche Euch! (Blätter zur neuen Zeit) . . . Seite 729
er, Friedrich, Zur Steinerschen Theosophie . . . . . „ 794
., Zum 100. Geburtstage Karl Christian Plancks . . . . „ 775
Werner, Käte Kollwitz . . . . . „ 790
Wilhelm, An mein Volk! (Blätter zur neuen Zeit) . . . . „ 672
ann, Erich, Die heilige Freude . . . . . „ 813
, K., Sed vitae discimus / Pädagogische Kriegslehren . . . „ 511
Deutschland . . . . . „ 561
Golgatha (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 610
Geist, Kapital und Arbeit (Blätter zur neuen Zeit) . . . „ 611
Revolution (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 612
Not (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 669
Was müssen wir tun (Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 671
Geistige Arbeiter aller Parteien! (Blätter zur neuen Zeit) . „ 684
Hermann Burte . . . . . „ 697
erner, F., Bodenreform und Revolution . . . . . „ 797
cher, Fritz, Ein „Werkbund geistiger Arbeiter“. . . . . „ 786
, Friedrich, Religiosität und Zeit . . . . . „ 858
, Anna, Der neue Tag . . . . . „ 788
s, Elisabeth, Kulturelle Wertung . . . . . „ 540
Friedrich, Wer ist schuld? . . . . . „ 737
„ An Deutschland . . . . . „ 802
und Torney, Lulu von, Der Gott der Arbeit . . . . . „ 646
„ „ „ „ Ein Dichterprophet . . . . . „ 703
lse, Freideutsche Stellungnahme zur Politik . . . . . „ 951
annah, Charles Péguy: „Aufsätze“ . . . . . „ 705
„ Michelangelo von Romain Rolland . . . . . „ 944
r, Der neue Volkstanz. Eine Bitte . . . . . „ 718
ans, Armes Deutschland! . . . . . „ 656
E., Ruf zum Opfer . . . . . „ 894
„ Eine Woche sozialistischer Freistaat Bremen . . . . „ 898
„ Nachtrag . . . . . „ 959
Wilhelm, Die Stellung von Wirtschafts- und Kulturverbänden im Staatsleben . . . . . „ 846
ür das neue Deutschland/Aus dem Autorenkreis des Verages . . . . . „ 846
ons Freiherr von, Die Mission des deutschen Volkstums „ 481
olitische Volkshochschule . . . . . „ 558
l, Billige Schlagworte . . . . . „ 689
Das Instrumente-Stimmen . . . . . „ 779
Der Schwur auf dem Rütli (Gedanken zur Zeit) . . . . „ 797
Lever dod as Slaw (Gedanken zur Zeit) . . . . . „ 877
Manifest . . . . . „ 912
reif . . . . . „ 533
nes Arbeiters . . . . . „ 934
tliche Aktivität . . . . . „ 538
Blätter zur neuen Zeit) . . . . . „ 665

die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

10. Jahrgang | Heft 7 | Oktober 1918

Alfons Frhr. von Walleen
Die Mission des deutschen Volkstums und die Realität des Geistes*

Es ist mir eine liebe Pflicht, dankbar zu erkennen, daß, wenn ich in Fragen wie der obigen zu einer Überzeugung gekommen bin, ich dies dem Umstande verdanke, daß ich seit etwa sechs Jahren in der Geistesströmung darinnen stehe, die von Dr. Rudolf Steiner vertreten wird. Das ist mir geworden wie ein Eröffnen aller Tore, an denen ich früher in heißem Suchen vergebens Zutritt geheischt habe. Richtig verstanden, führt diese Geistesströmung weit, weit weg von jedem dogmatisch versteiften Standpunkt, weit weg von jedem autoritätsgläubigen Nachplappern, weit hinaus in das persönlich betätigte freie Denken, in das ureigenste Ich-Erwachen der menschlichen Individualität. Der Weg ist wohl lang, das Ziel in die Unendlichkeit hinausgerückt. Unendlich aber ist auch der Mensch, und, Gott sei Dank, ich bin auf dem Wege!

In einem früheren Aufsatz habe ich angedeutet, daß ich den angelsächsischen Volkstypus nicht für geistig zukunftsfähig halte, und daß man vielmehr im deutschen Gemüte solche Eigenschaften findet, die in eine künftige geistdurchsetzte Kultur hineinführen können.

Den lebendigen, freien, schaffenden Geist in das Leben hineinzuführen, das ist, in aller Kürze ausgedrückt, das Ziel der Zukunft.

Ich möchte nun die Frage stellen: Wenn das deutsche Volkstum geeignet scheint, der Entwicklung in die Zukunft hinein die entsprechende Richtung zu geben, worin besteht denn eigentlich diese Zukunftsentwicklung, oder was ist, ganz konkret gesprochen, die Mission des deutschen Volkstums für die kommende Zeit?

* Vgl. den Aufsatz desselben Verfassers „Der Geist der Zukunft“ im April-Heft 1918.

Einiges ist ja schon im vorigen Aufsatz angedeutet worden. So wurde im allgemeinen darauf hingewiesen, daß die Menschheit sich zu ausschließlich der materiellen Seite des Daseins zugewendet hat, ja, die Menschen haben sich so tatkräftig für diese eine Seite eingesetzt, daß sie sich in die Wahnvorstellung hineingebohrt haben, daß diese eine Seite das ganze Dasein ausmacht. Und das ist in viel größerem Maße der Fall, als von unseren Zeitgenossen, auch von den sogenannten Idealisten, durchschnittlich geglaubt wird.

Diese materialistische Gemütsrichtung hat dazu geführt, daß das ganze Kulturstreben der Jetztzeit sich vergröbert, sich materialistischen Zwecken angeschmiegt hat. Die Kultur hat, sozusagen, ihre Freiheit verloren, sie ist Mittel für eine disharmonische Einseitigkeit geworden und ragt nicht mehr in die Zweckfreiheit des Geistes empor. Der Mensch gebärdet sich, als sei er ein geistloses Wesen, das keine Kultur braucht, die nicht für materielle Zwecke direkt nützlich sei.

Überall wird dieses Verhältnis durch zahlreiche Erscheinungen bezeugt.

So sieht man ja z. B. ein, daß man mit Religion keine Maschinen bauen und keinen Klassenhaß schüren kann — also: religionslose Schule. Mit Griechisch und Lateinisch kann man keine Zeitungsspalten füllen und kein Demagogentum treiben, also: kein klassischer Unterricht. Die Sinnestätigkeit ist die bequemste und einzige, sozusagen handgreifliche, also: Anschauungsunterricht im weitest möglichen Umfange, d. h. Vernachlässigung von Einbildungskraft und innerer Gedankenkonstruktion, Untergraben vom Vertrauen zum Gedanklichen.

So sehr bezeichnend ist es, daß die Religion sich meistens darauf beschränkt, auf eine „bessere" Welt hinzuweisen, eine Welt, wo man sich — so wie man ist — behaglicher fühlt, wo die materiellen Schwierigkeiten beseitigt sind, aber wo man doch eigentlich verstohlen darauf hofft, die materiellen Annehmlichkeiten in irgendeiner verfeinerten und verstärkten Weise wiederzufinden.

Selbst den Heiland will man nicht gelten lassen. Er wird zu einem sozialistisch angestrichenen Laienprediger verkrüppelt.

Die heutigen „Idealisten" sind meistens Theatermaler geworden, die Kulissen malen, um dem materialistischen Weltendrama einen blühenden Hintergrund zu verschaffen, um eine Perspektive in der Flachheit einem geehrten gaffenden Publikum vorzugaukeln.

Die hohen Ziele der Menschheit sind geworden wie mit gewaltigen Namen versehene Papierdrachen, die nach Belieben schnell heruntergeholt werden können, falls sie gegen irgendeinen Himmelkratzer anzustoßen drohen.

Der Inhalt des ganzen Lebens scheint Geld zu sein, Geld mit künstlichen Phrasenblumen verdeckt. Und den Tod — diese anstößige Tat-

ist ja schon im vorigen Aufsatz angedeutet worden. So wurde einen darauf hingewiesen, daß die Menschheit sich zu aus- der materiellen Seite des Daseins zugewendet hat, ja, die haben sich so tatkräftig für diese eine Seite eingesetzt, daß die Wahnvorstellung hineingebohrt haben, daß diese eine ganze Dasein ausmacht. Und das ist in viel größerem Maße als von unseren Zeitgenossen, auch von den sogenannten Ide- urchschnittlich geglaubt wird.

materialistische Gemütsrichtung hat dazu geführt, daß das ulturstreben der Jetztzeit sich vergröbert, sich materialistischen angeschmiegt hat. Die Kultur hat, sozusagen, ihre Freiheit sie ist Mittel für eine disharmonische Einseitigkeit geworden nicht mehr in die Zweckfreiheit des Geistes empor. Der Mensch ch, als sei er ein geistloses Wesen, das keine Kultur braucht, ur materielle Zwecke direkt nützlich sei.

wird dieses Verhältnis durch zahlreiche Erscheinungen be-

man ja z. B. ein, daß man mit Religion keine Maschinen einen Klassenhaß schüren kann — also: religionslose Schule. isch und Lateinisch kann man keine Zeitungsspalten füllen magogentum treiben, also: kein klassischer Unterricht. Die keit ist die bequemste und einzige, sozusagen handgreifliche, uungsunterricht im weitest möglichen Umfange, d. h. Ver- von Einbildungskraft und innerer Gedankenkonstruktion, vom Vertrauen zum Gedanklichen.

zeichnend ist es, daß die Religion sich meistens darauf be- eine „bessere" Welt hinzuweisen, eine Welt, wo man sich n ist — behaglicher fühlt, wo die materiellen Schwierig- t sind, aber wo man doch eigentlich verstohlen darauf riellen Annehmlichkeiten in irgendeiner verfeinerten und ise wiederzufinden.

eiland will man nicht gelten lassen. Er wird zu einem estrichenen Laienprediger verkrüppelt.

„Idealisten" sind meistens Theatermaler geworden, die um dem materialistischen Weltendrama einen blühen- zu verschaffen, um eine Perspektive in der Flachheit gaffenden Publikum vorzugaukeln.

e der Menschheit sind geworden wie mit gewaltigen e Papierdrachen, die nach Belieben schnell herunter- hnen, falls sie gegen irgendeinen Himmelkratzer anzu-

s ganzen Lebens scheint Geld zu sein, Geld mit künst- innen verdeckt. Und den Tod — diese anstößige Tat-

sache — erklärt man für eigentlich unbegründet und versucht, ihn durch Dickmilch zu beseitigen*. Eine pseudo-griechische Körperkultur soll auch dazu beitragen.

Und einige träumen von — ich möchte sagen tierärztlichen — Behörden zum Überwachen der Eheschließungen.

Und das alles um des Fortschritts willen!

Fortschritt ist nämlich der schwungvolle Kampfruf unserer Zeit. Fortschritte machen heißt aber nur in irgendeiner Richtung fortschreiten. Ob der Fortschritt zum Heil oder Unheil führt, das hängt vom Leitstern ab. Und der Leitstern unserer Fortschrittler scheint ein in raffinierter, künstlicher Beleuchtung angebrachtes, blankes Pfennigstück.

Aber nein, wird man sagen, es gibt so viele Menschen, die den Geist loben, dem Geist zustreben. Brutaler Materialismus ist Ausnahme. Die Meisten wollen wirklich eine geistige Entwicklung neben der materiellen haben.

In Reden und Büchern klingt uns das deutlich entgegen.

O ja — gewiß. Man spricht und schreibt sehr viel vom Geist, von der Vernunft usw., aber was versteht man eigentlich darunter? Faßt man die Vernunft geistig, den Geist vernünftig auf? D. h. vernünftiger Weise als das Göttliche im Menschen? Ist Gott und mit Ihm das Göttliche nicht ein wenig, sagen wir, pensioniert worden? Zu alt, nicht wahr, für unsere Wettrennerzeit?

Mit einem gewissen bitteren Humor hat es auf mich gewirkt, als ich in einem sozialistischen Buche, einem durchaus nicht uninteressanten Buche, als Geleitwort einen Ausspruch von Hegel gefunden habe. „Wer die Welt vernünftig ansieht, den sieht sie auch vernünftig an, beides ist Wechselbeziehung," steht da. (Paul Lensch: „Drei Jahre Weltrevolution".) Auf echt moderne Weise fällt es dem Verfasser des Buches gar nicht ein, daß Hegel mit den Worten „Vernunft" und „vernünftig" etwas ganz anderes — aber etwas durchaus verschiedenes — hat bezeichnen wollen, als das, was ein moderner Sozialist darunter versteht. Man denkt unwillkürlich an das (apokryphe?) Goethe-Wort: „Wenn du was recht verborgen halten willst, so mußt du's nur vernünftig sagen."

Der Sozialismus ist und bleibt ja eine durchaus materialistische Richtung. Von der Seite kann man nichts erwarten — auch nicht, daß die Leute sich in passender Entfernung von Hegel halten.

Es gibt aber andere Anschauungen. Da haben wir z. B. den Liberalismus, der ganz ernste Ansprüche auf Geistigkeit macht.

Von diesem Standpunkt aus hat Leopold von Wiese ein Buch geschrieben, das viel Sympathisches enthält, aber auch viel Verworrenes. So steht z. B. darin („Der Liberalismus in Vergangenheit und Zu-

* Vergl. die Schriften des verstorbenen Leiters des Pasteur-Institutes Metschnikoff.

Einiges iſt ja ſchon im vorigen Aufſatz angedeutet worden. So wurde im allgemeinen darauf hingewieſen, daß die Menſchheit ſich zu ausſchließlich der materiellen Seite des Daſeins zugewendet hat, ja, die Menſchen haben ſich ſo tatkräftig für dieſe eine Seite eingeſetzt, daß ſie ſich in die Wahnvorſtellung hineingebohrt haben, daß dieſe eine Seite das ganze Daſein ausmacht. Und das iſt in viel größerem Maße der Fall, als von unſeren Zeitgenoſſen, auch von den ſogenannten Idealiſten, durchſchnittlich geglaubt wird.

Dieſe materialiſtiſche Gemütsrichtung hat dazu geführt, daß das ganze Kulturſtreben der Jetztzeit ſich vergröbert, ſich materialiſtiſchen Zwecken angeſchmiegt hat. Die Kultur hat, ſozuſagen, ihre Freiheit verloren, ſie iſt Mittel für eine disharmoniſche Einſeitigkeit geworden und ragt nicht mehr in die Zweckfreiheit des Geiſtes empor. Der Menſch gebärdet ſich, als ſei er ein geiſtloſes Weſen, das keine Kultur braucht, die nicht für materielle Zwecke direkt nützlich ſei.

Überall wird dieſes Verhältnis durch zahlreiche Erſcheinungen bezeugt.

So ſieht man ja z. B. ein, daß man mit Religion keine Maſchinen bauen und keinen Klaſſenhaß ſchüren kann — alſo: religionsloſe Schule. Mit Griechiſch und Lateiniſch kann man keine Zeitungsſpalten füllen und kein Demagogentum treiben, alſo: kein klaſſiſcher Unterricht. Die Sinnestätigkeit iſt die bequemſte und einzige, ſozuſagen handgreifliche, alſo: Anſchauungsunterricht im weiteſt möglichen Umfange, d. h. Vernachläſſigung von Einbildungskraft und innerer Gedankenkonſtruktion, Untergraben vom Vertrauen zum Gedanklichen.

So ſehr bezeichnend iſt es, daß die Religion ſich meiſtens darauf beſchränkt, auf eine „beſſere" Welt hinzuweiſen, eine Welt, wo man ſich — ſo wie man iſt — behaglicher fühlt, wo die materiellen Schwierigkeiten beſeitigt ſind, aber wo man doch eigentlich verſtohlen darauf hofft, die materiellen Annehmlichkeiten in irgendeiner verfeinerten und verſtärkten Weiſe wiederzufinden.

Selbſt den Heiland will man nicht gelten laſſen. Er wird zu einem ſozialiſtiſch angeſtrichenen Laienprediger verkrüppelt.

Die heutigen „Idealiſten" ſind meiſtens Theatermaler geworden, die Kuliſſen malen, um dem materialiſtiſchen Weltendrama einen blühenden Hintergrund zu verſchaffen, um eine Perſpektive in der Flachheit einem geehrten gaffenden Publikum vorzugaukeln.

Die hohen Ziele der Menſchheit ſind geworden wie mit gew
Namen verſehene Papierdrachen, die nach Belieben ſchnell h
geholt werden können, falls ſie gegen irgendeinen Himm
ſtoßen drohen.

Der Inhalt des ganzen Lebens ſcheint Geld zu ſe
lichen Phraſenblumen verdeckt. Und den Tod —

sache — erklärte man für eigentlich unverständlich ... Dichtmilch zu verfertigen. Eine Dampfmaschine ... dazu beitragen.

Und einige träumen von — ... hörden zum Unterrichten der Eingeborenen.

Und das alles um der fortschreitenden ...

Fortschritt ist manchmal ein ... schritte machen, aber nur ... der fortschreitenden ... ab. Und der Fortschritt ... künstlicher Bequemlichkeit ...

Aber wenn wir nun ... loben dem Herrn ... Die Heiden wollen ... verehren lassen.

In Kolber ... O ja — gewiß ... der Vernunft ... man der Vernunft ... tiger Weise ... das Göttliche ... nicht wahr für ...

Mit einem gewissen ... in einem sozialistischen ... Buche, als Erkenntnis ... die Welt vernünftig ... ist Weltgeschichte ... lutter. Für ... gar nur ... etwas ... zeichnen ... Man ... da man ... sagen.

Der

kunft", S. 108—109) folgendes: „Das für die Geiſtesgeſchichte ſo inhaltsreiche achtzehnte Jahrhundert formte darauf die Einzelperſönlichkeit und war ein Schritt weiter zur Vergeiſtigung.... Die Aufklärung entgötterte ihm — dem Menſchen — die Welt, wies ihn aber auf den ſelbſtändigen Gebrauch ſeines Verſtandes. Die Empfindſamkeit befreite ihn von der Notwendigkeit, ſeine weicheren Affekte zu unterdrücken. Du darfſt und ſollſt, lehrte ſie, deinen Gefühlen, deinem Herzen leben."

Alſo die „Entgötterung" der Welt und als Erſatz ein ſelbſtändiger Gebrauch des Verſtandes und ein Nachgeben unſeren weicheren Affekten — das ſollte „ein Schritt weiter zur Vergeiſtigung" ſein?!

Was Herr von Wieſe unter dem Begriff Geiſt verſteht, iſt nicht leicht zu erraten. Nach ſeiner Anſicht kann der Geiſt nicht das Göttliche ſein, ſonſt könnte die Vergeiſtigung der Menſchen ja nicht durch eine Entgötterung der Welt gefördert werden. Aber wenn der Geiſt nicht mit dem Göttlichen gleichbedeutend iſt, wo ſteckt er denn? Vielleicht im Menſchlichen? Wie ſollte er denn in den Menſchen hineinſchlüpfen, wenn nicht mit dem Göttlichen, als das Göttliche? Oder iſt etwa der Geiſt etwas dem Göttlichen Feindliches? Und iſt vielleicht der ſelbſtändige Verſtand der Geiſt, der das ungeiſtige Göttliche aus dem Menſchen und aus der Welt hinaustreibt? — So könnte man weiter fragen, ohne zu einem Verſtändnis von dieſer ſonderbaren entgeiſtigenden Vergeiſtigung zu gelangen.

Dieſer will ich eine andere Behauptung gegenüberſtellen: Je mehr entgöttert die Welt wird, deſto mehr entmenſcht wird ſie auch werden. Was nicht Fortſchritt nach dem Göttlichen hin iſt, wird Fortſchritt in der Richtung des Tieriſchen bedeuten.

Dieſe Beiſpiele unter Tauſenden von andern zeigen, wie weit man eigentlich vom Geiſte abgeirrt iſt.

Die ganze Verwirrung, die ſich geltend macht, ſobald die Rede vom Geiſt iſt, rührt davon her, daß der Geiſt eigentlich abgeſchafft worden iſt, und daß man jetzt anfängt, den Mangel zu ſpüren.

Der Apoſtel Paulus, der mehr von den unſichtbaren Tatſachen wußte, als die meiſten ſeiner Nachfolger, lehrte, der Menſch beſtehe aus Leib, Seele und Geiſt.

Der Geiſt aber, der Göttliches vom Menſchen fordert, wurde ziemlich ſchnell den Menſchen etwas unbequem. Man beſchloß daher, ihn abzuſchaffen. Dieſe Heldentat wurde auf dem achten ökumeniſchen Konzil in Konſtantinopel 869 n. Chr. vollzogen. Nach dem Beſchluß dieſes Konzils beſteht der Menſch nur aus Leib und Seele. Eine gewaltige Suggeſtion iſt von dieſem Beſchluß über die ganze Chriſtenheit hinausgefloſſen, unter deren Einfluß die allermeiſten Menſchen ja ſogar die allermeiſten Forſcher noch ſtehen.

. 108—109) folgendes: „Das für die Geistesgeschichte so in-
achtzehnte Jahrhundert formte darauf die Einzelperson-
d war ein Schritt weiter zur Vergeistigung.... Die Auf-
ntgötterte ihm — dem Menschen — die Welt, wies ihn aber
elbständigen Gebrauch seines Verstandes. Die Empfindsam-
ite ihn von der Notwendigkeit, seine weicheren Affekte zu-
ken. Du darfst und sollst, lehrte sie, deinen Gefühlen, deinem
ben."

e „Entgötterung" der Welt und als Ersatz ein selbständiger
des Verstandes und ein Nachgeben unseren weicheren Af-
— das sollte „ein Schritt weiter zur Vergeistigung" sein?!
err von Wiese unter dem Begriff Geist versteht, ist nicht
erraten. Nach seiner Ansicht kann der Geist nicht das Gött-
sonst könnte die Vergeistigung der Menschen ja nicht durch
ötterung der Welt gefördert werden. Aber wenn der Geist
dem Göttlichen gleichbedeutend ist, wo steckt er denn? Vielleicht
hlichen? Wie sollte er denn in den Menschen hineinschlüpfen,
t mit dem Göttlichen, als das Göttliche? Oder ist etwa der
us dem Göttlichen Feindliches? Und ist vielleicht der selb-
erstand der Geist, der das ungeistige Göttliche aus dem Men-
aus der Welt hinaustreibt? — So könnte man weiter fragen,
iem Verständnis von dieser sonderbaren entgeistigenden Ver-
u gelangen.

ill ich eine andere Behauptung gegenüberstellen: Je mehr
t die Welt wird, desto mehr entmenscht wird sie
den. Was nicht Fortschritt nach dem Göttlichen hin ist,
chritt in der Richtung des Tierischen bedeuten.

spiele unter Tausenden von andern zeigen, wie weit man
om Geiste abgeirrt ist.

Verwirrung, die sich geltend macht, sobald die Rede vom
hrt davon her, daß der Geist eigentlich abgeschafft worden
man jetzt anfängt, den Mangel zu spüren.

l Paulus, der mehr von den unsichtbaren Tatsachen wußte,
n seiner Nachfolger, lehrte, der Mensch bestehe aus Leib,
eist.

ber, der Göttliches vom Menschen fordert, wurde ziem-
n Menschen etwas unbequem. Man beschloß daher, ihn
Diese Heldentat wurde auf dem achten ökumenischen
nstantinopel 869 n. Chr. vollzogen. Nach dem Beschluß
besteht der Mensch nur aus Leib und Seele. Eine
estion ist von diesem Beschluß über die ganze Christen-
ssen, unter deren Einfluß die allermeisten Menschen
rmeisten Forscher noch stehen.

Wenn von Geist gesprochen wird, so soll das also etwas anderes als Geist bedeuten — aber was? Man fühlt instinktmäßig, daß die beiden Begriffe Geist und Seele sich nicht gegenseitig decken. Geist ist also nicht Seele, muß wohl dann eine seelische Eigenschaft sein, so etwas wie eine seelische Extravaganz. Fügt man hinzu, daß auch die Seele manchem unbequem erscheint, und daß demzufolge ihre Existenz von verschiedenen unwissenden wissenschaftlichen Seiten gefährdet wird, so versteht man ohne Schwierigkeit, daß Menschen, die von Geist und Seele sprechen, recht oft überhaupt nicht wissen, was sie eigentlich reden. Und fügt man noch hinzu, daß nur wenige Menschen begrifflich denken — die meisten tröseln nur Worte ab, ohne zum wortschaffenden Begriff hindurchzudrängen, dann fühlt man sich wie in einer babylonischen Babbelei mitten drinnen. Selbst Walther Rathenau, der das Geistige durchaus anerkennt, macht keinen deutlichen Unterschied zwischen Geist und Seele. Dadurch erklärt sich, daß der dänische Übersetzer des Buches: „Zur Mechanik des Geistes" dieses Buch „die Seele" („Sjaelen") benennt.

Und doch gibt es einen gewaltigen Unterschied zwischen Geist und Seele. Das Tier hat eine Seele, aber keinen Geist, der Mensch allein hat Seele und Geist. Der Geist ist das Göttliche, das Ich im Menschen. Er wohnt in der Seele und wandelt nach und nach die Seele um, macht sie mehr und mehr menschlich. Die menschliche Entwicklung besteht in dieser Umwandlung der Seele durch die Tätigkeit des Geistes. Die Wirksamkeit des Geistes in der Seele kann in vielfacher Weise gespürt werden. Hier soll nur ein Beispiel gegeben werden.

Stellen wir uns vor, daß man in einem gewissen Zeitpunkt etwas aus ganzer Seele begehrt, es zu besitzen verlangt, die Seele sei erfüllt von Sehnsucht nach diesem Etwas. Es gibt keine Hindernisse, diesen Besitz zu erlangen, kein Unrecht scheint damit verbunden zu sein. Man hat nur zuzugreifen. Und doch — man greift nicht zu. Selbst wenn es kein Unrecht wäre und keinem Unrecht täte, so sagt uns eine Stimme, gleichwie von einem verhüllten höheren Standpunkt aus, es sei nicht das Richtige, nicht das Beste. Wer da spricht, ist der Geist. Auf diese und ähnliche Weise kann der Geist immer deutlicher erlebt werden. Und um zu einem Wissen vom Geiste zu kommen, muß er eben erlebt werden. —

Werfen wir nun einen Blick auf die jetzigen äußeren Verhältnisse. In dem Riesenkampf, den ich im vorigen Aufsatz als einen Zweikampf zwischen Engländern und Deutschen bezeichnet habe, erwarten viele, daß einer der beiden Gegner in gewisser Beziehung vernichtet werden soll. Besonders von englischer Seite ist das mehrmals sehr stark hervorgehoben worden. Das Ziel der Engländer in diesem Kriege ist die Vernichtung Deutschlands, d. h. Deutschland soll jeder Einfluß auf die

Geſchichte der Zukunft geraubt werden. In Deutſchland gibt es wohl auch hier und da ähnliche Geſinnungen mit Bezug auf England.

Nun wirken aber die Fortſchrittskräfte in der Geſchichte niemals einſeitig, ſondern durch das Spiel polarer Strömungen, durch einander in der Schwebe haltende Gegenſätze. Im einzelnen Menſchen ſind dieſe Gegenſätze durch Geiſt und Körper vertreten, und ihr Wechſelſpiel findet in der Seele ſtatt, wo die Impulſe von der materiellen Welt den Geiſt anregen und zur Vergeiſtigung dieſer Impulſe reizen.

In der ganzen großen Welt iſt derſelbe Gegenſatz von Geiſt und Stoff vorhanden, und er wird in der Weltgeſchichte durch eine geiſtige und eine materialiſtiſche Kulturſtrömung ausgedrückt.

Das angelſächſiſche Volkstum, deſſen weltgeſchichtliche Miſſion es geweſen iſt, die ſtoffliche Welt der Menſchheit zu eigen zu machen, und deſſen Aufgabe es bleiben wird, die Macht des Menſchen über den Stoff immer mehr auszudehnen und zu befeſtigen, iſt dadurch in den Materialismus verfallen und hat ſeine materialiſtiſche Machtſtellung mit einer noch nie dageweſenen politiſchen Gewalt verknüpft. Dieſe politiſche Machtſtellung wird von England nicht für ſämtliche leitende Völker der Erde beanſprucht — was ja ganz verſtändlich iſt — ſondern wird ausſchließlich für die engliſch-ſprechende Welt monopoliſiert. Zu ſolch ſelbſtſüchtiger Stellungnahme wird der Vertreter der materialiſtiſchen Strömung, kraft der Natur dieſer Strömung, immer geneigt ſein.

Hier haben wir alſo den einen, den materialiſtiſchen Pol in einer früher nie vorhandenen Wucht ſeines ſelbſtſüchtigen Machtbewußtſeins. Daher muß auch der Gegenpol von noch nie vorhandener geiſtiger Wucht ſein.

Wo finden wir aber nun dieſes Gegengewicht?

Nirgendwo. Es iſt noch gar nicht da, muß aber geſchaffen werden.

Und das zu ſchaffen, iſt die weltgeſchichtliche Miſſion des Deutſchtums oder Mitteleuropas.

Das wird ſchon gehen —, wird man wohl ſagen. — Wir werden ſchon mit den Engländern fertig werden.

Damit iſt die Sache aber nicht erledigt.

Es iſt nicht genug, die Engländer zu beſiegen, nur um ihren Platz in der Entwicklung einzunehmen. Das wäre gleichbedeutend damit, die materialiſtiſche Entwicklungsſtrömung noch mehr zu verſtärken, und das Zuſtandebringen des Gegenpols in ungewiſſe Ferne hinauszuſchieben. Das Ergebnis wäre eine noch ſchroffere geiſtige Verödung der Menſchheit. Denn der Gegenſatz zu einer materialiſtiſchen Strömung ſoll nicht eine andere materialiſtiſche Strömung, ſondern muß eine geiſtige Strömung ſein.

Es muß nicht nur der Verwirklichung des angelſächſiſchen Welt-

e der Zukunft geraubt werden. In Deutschland gibt es wohl
und da ähnliche Gesinnungen mit Bezug auf England.
irken aber die Fortschrittskräfte in der Geschichte niemals
sondern durch das Spiel polarer Strömungen, durch einander
chwebe haltende Gegensätze. Im einzelnen Menschen sind
gensätze durch Geist und Körper vertreten, und ihr Wechsel-
det in der Seele statt, wo die Impulse von der materiellen
Geist anregen und zur Vergeistigung dieser Impulse reizen.
ganzen großen Welt ist derselbe Gegensatz von Geist und
rhanden, und er wird in der Weltgeschichte durch eine geistige
materialistische Kulturströmung ausgedrückt.
gelsächsische Volkstum, dessen weltgeschichtliche Mission es ge-
die stoffliche Welt der Menschheit zu eigen zu machen, und
ufgabe es bleiben wird, die Macht des Menschen über den
mer mehr auszudehnen und zu befestigen, ist dadurch in den
ismus verfallen und hat seine materialistische Machtstellung
noch nie dagewesenen politischen Gewalt verknüpft. Diese
Machtstellung wird von England nicht für sämtliche leitende
r Erde beansprucht — was ja ganz verständlich ist — sondern
schließlich für die englisch-sprechende Welt monopolisiert. Zu
süchtiger Stellungnahme wird der Vertreter der materialisti-
mung, kraft der Natur dieser Strömung, immer geneigt sein.
en wir also den einen, den materialistischen Pol in einer
vorhandenen Wucht seines selbstsüchtigen Machtbewußt-
er muß auch der Gegenpol von noch nie vorhan-
iger Wucht sein.
n wir aber nun dieses Gegengewicht?
o. Es ist noch gar nicht da, muß aber geschaffen
u schaffen, ist die weltgeschichtliche Mission des
s oder Mitteleuropas.
hon gehen —, wird man wohl sagen. — Wir werden
Engländern fertig werden.
Sache aber nicht erledigt.
genug, die Engländer zu besiegen, nur um ihren Platz
ung einzunehmen. Das wäre gleichbedeutend damit, die
Entwicklungsströmung noch mehr zu verstärken, und
ingen des Gegenpols in ungewisse Ferne hinauszu-
Ergebnis wäre eine noch schroffere geistige Verödung
. Denn der Gegensatz zu einer materialistischen
ll nicht eine andere materialistische Strömung,
eine geistige Strömung sein.
nur der Verwirklichung des angelsächsischen Welt-

herrschaftstraumes ein wirksames „Halt!“ zugerufen werden, sondern daneben muß das deutsche Volkstum die geistige Gegenkraft zum britisch-amerikanischen materialistischen Impuls ins Dasein rufen. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß das deutsche Volkstum sich des Geistes bemächtigt, sich in den Geist hinauflebt, sich über die Realität des Geistes klar wird, damit der geistige Kulturstrom durch die Völker Mitteleuropas in die Entwicklung hineinfließen kann.

Alles, was sich demokratisch nennt, wird wohl hier aufschreien: es ist schon alles da! und alle die „geistigen“ Grundsätze der Demokratie noch einmal in „geistvollen“ Reden verkünden.

Ich gäb was drum, das Wort Demokratie wäre niemals erfunden, denn kaum mit irgendeinem anderen Wort ist mehr Unfug getrieben worden.

In unserer Zeit ist es ja so, daß, wenn man es nur dazu bringt, irgend etwas mit dem Stempel „demokratisch“ zu versehen, es geht wie bares Geld — an Fälschungen denkt keiner. Alle Oberflächlichkeiten unserer, bis zum Platzen oberflächlichen, Zeit sind im Schatten des demokratischen Sonnenschirmes versammelt, vom „ewigen Frieden“ bis zur liberalen Theologie, von der Nacktkultur bis zum Kubismus oder irgendeinem Polygonismus, von der Frauen-Vermännlichung bis zur Geburtskontrolle.

Falls überhaupt Demokratie als Losung der Zeit einen vernünftigen Inhalt, ein vernünftiges Programm haben sollte, so sollte es das Bestreben sein, einen jeden Menschen zu einem Aristokraten zu machen, in der besten und tiefsten Bedeutung des Wortes. Davon sieht und hört man aber natürlich nichts. Im Gegenteil. Dieses ganze demokratische Getriebe kommt mir vor wie eine Wurstfabrik, wo man die Menschen an einem Ende hineinpfropft, um sie alle gleich zu machen, um alles Eigentümliche und Besondere zu einem Durchschnittsteig zu verhacken. Was als endgültiges Kulturergebnis von diesem „nützlichen“ Betriebe der Menschheit überliefert wird, das ist den lieben Demokraten eben — alles Wurst.

Und die demokratischen „Ideen“, was sind sie eigentlich?

Ganz einfach aus den materiellen Bedürfnissen des Menschen ausgeklügelte Bequemlichkeiten, die, in irgendeinem Schlagwort zusammengefaßt, unter falschen Namen zu Ideen ernannt werden.

Kennen wir nicht schon seit anderthalb Jahrhunderten die demokratische „Ideen“-Dreiheit: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die ihre schönste Frucht im russischen Bolschewikismus gezeitigt hat? Es wird nicht viel helfen, daß man „nein“ schreit — das Kind ist dem Vater zu ähnlich, um abgeleugnet werden zu können. Haben doch einige Demokraten vorgeschlagen, dem Lenin den Nobelschen Friedenspreis zu geben!

Aber ſind denn nicht Freiheit uſw. erhabene Ideen?

Gewiß. Aber das demokratiſche Kampfgeſchrei: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit hat mit den wahren Ideen gar nichts zu tun. Es deckt etwas ganz anderes, nämlich Willkür, Herunterreißen alles Überragenden und Klaſſenhaß. So ſollte es heißen. Das taugt aber nicht als Kampfloſung, daher muß es mit falſchem Firnis übertüncht und als Idee dargeboten werden.

Obwohl das demokratiſche Gebrüll das ſchlimmſte iſt, ſind doch alle politiſchen Parteien mehr oder weniger gleich. Sie wollen nicht, was ſie ſagen und ſagen nicht, was ſie wollen. Alles iſt mit Selbſtſucht zu ſtark durchſetzt. Der Geiſt iſt aus dem politiſchen Leben geflohen — da muß er aber wieder hinein.

Es handelt ſich ja gar nicht darum, ob man ein Gegner der Sozialdemokratie oder etwas anderes iſt, oder nicht, ſondern aus welchen Gründen. Die Sozialdemokratie brüſtet ſich, nimmt die edelſten Attribute ein und ſagt: „Wir kämpfen für das Wohl der Armen und Beladenen".

Das will ich zunächſt gar nicht beſtreiten, aber das tun auch viele Gegner der Sozialdemokratie. In allen dieſen Fragen gilt in all ſeiner Tiefe das Goetheſche Homunkulus-Wort: „Das Was bedenke, mehr bedenke Wie!"

Zwei Richtungen können ſehr wohl dasſelbe Ziel verkünden und zwei entgegengeſetzte Ziele erreichen.

Das Ziel der Menſchheitsentwicklung kann nimmermehr in der Verwirklichung des Programms irgendeiner politiſchen Partei beſtehen. Auch im inneren politiſchen Leben eines Volkes müſſen entgegengeſetzte Richtungen zuſammenwirken. Eines aber iſt not: Die materialiſtiſchen Parteien dürfen nicht die herrſchenden werden. Sie dürfen nur als Hefe im politiſchen Lebensbrot dienen. Das nährende Korn können ſie nimmer werden. Das kann nur die Idee, der lebendige Geiſt. Wenn Materialiſten von Ideen reden, ſo meinen ſie doch nur die Geſamtheit der Meinungen einer Anzahl einzelner Perſönlichkeiten. Die Idee als ſelbſtändige, weſenhafte, ſchaffende Wirklichkeit erkennen ſie gar nicht an.

Aber ſelbſt dort, wo man anerkennt, daß Ideen die modelnden Kräfte der Geſchichte ſind, ſelbſt dort, wo hohe Ideale das perſönliche Leben läutern und leiten, ſelbſt dort verſteht man nicht die Realität der Idee, die für den Menſchen unmittelbar erkennbare Realität des Geiſtes.

Daß der Menſch aus Leib, Seele und Geiſt beſteht, das heißt ſo viel als: der Menſch iſt heimiſch in drei Welten, in einer körperlichen, einer ſeeliſchen und einer geiſtigen Welt. Nun läßt es ſich ja gar nicht leugnen, daß das jetzige menſchliche, klare, gedankliche Bewußtſein ſich mit Bezug auf die körperliche Welt entwickelt hat, daß

ıd denn nicht Freiheit usw. erhabene Ideen?
Aber das demokratische Kampfgeschrei: Freiheit, Gleichheit,
ɔkeit hat mit den wahren Ideen gar nichts zu tun. Es deckt
anderes, nämlich Willkür, Herunterreißen alles Überragenden
enhaß. So sollte es heißen. Das taugt aber nicht als Kampf-
ɔher muß es mit falschem Firnis übertüncht und als Idee
n werden.
l das demokratische Gebrüll das schlimmste ist, sind doch alle
ı Parteien mehr oder weniger gleich. Sie wollen nicht, was
und sagen nicht, was sie wollen. Alles ist mit Selbstsucht zu
ɔsetzt. Der Geist ist aus dem politischen Leben geflohen —
er aber wieder hinein.
delt sich ja gar nicht darum, ob man ein Gegner der Sozial-
e oder etwas anderes ist, oder nicht, sondern aus welchen
. Die Sozialdemokratie brüstet sich, nimmt die edelsten Ar-
ı und sagt: „Wir kämpfen für das Wohl der Armen und
".
l ich zunächst gar nicht bestreiten, aber das tun auch viele
Sozialdemokratie. In allen diesen Fragen gilt in all seiner
Goethesche Homunkulus-Wort: „Das Was bedenke, mehr
e!"
ɔtungen können sehr wohl dasselbe Ziel verkünden und zwei
ɔtzte Ziele erreichen.
er Menschheitsentwicklung kann nimmermehr in der Ver-
des Programms irgendeiner politischen Partei bestehen.
eren politischen Leben eines Volkes müssen entgegengesetzte
ısammenwirken. Eines aber ist not: Die materialistischen
rfen nicht die herrschenden werden. Sie dürfen nur als
tischen Lebensbrot dienen. Das nährende Korn können
erden. Das kann nur die Idee, der lebendige Geist. Wenn
von Ideen reden, so meinen sie doch nur die Gesamtheit
n einer Anzahl einzelner Persönlichkeiten. Die Idee als
esenhafte, schaffende Wirklichkeit erkennen sie gar nicht an.
dort, wo man anerkennt, daß Ideen die modelnden
chichte sind, selbst dort, wo hohe Ideale das persönliche
und leiten, selbst dort versteht man nicht die Rea-
, die für den Menschen unmittelbar erkennbare
Geistes.
nsch aus Leib, Seele und Geist besteht, das heißt so
Mensch ist heimisch in drei Welten, in einer körper-
lischen und einer geistigen Welt. Nun läßt es sich ja
n, daß das jetzige menschliche, klare, gedankliche Be-
r Bezug auf die körperliche Welt entwickelt hat, daß

der Mensch mehr und mehr bewußt geworden ist, der äußeren Welt bewußt und seiner selbst bewußt, als selbständiger Teil dieser Welt bewußt geworden ist. In ähnlicher Weise ist der Mensch sich seiner Seele, seines Seelenlebens immer deutlicher bewußt geworden, und immer stärker hat sich das Selbstbewußtsein des menschlichen Ichs, des menschlichen Geistes entfaltet. Es wäre sinnlos, anzunehmen, daß diese Entwicklung zum stärkeren Bewußtsein und damit zur größeren Macht auf den drei Gebieten, oder in den drei Welten, plötzlich in Stockung geraten sei, selbst wenn Wellenbewegungen an der Oberfläche den Fortgang auf diesem oder jenem Gebiete zeitweise verschleiern. Daher wäre es auch sinnlos, ein verstärktes, ein realeres Erleben des Geistigen, als das bisher für normal gehaltene, abzulehnen. Der menschliche Gedanke vermag sich ja so zu vergeistigen, daß er zum reinen Ich-Gedanken, zum Gedanken des Gedankens wird. Er kann aber noch energischer ins Geistige getrieben werden, sodaß er das gedankliche Bewußtsein durchstößt und zum schauenden Bewußtsein des Geistigen empordringt. In dieser unmittelbaren, schauenden Berührung mit dem Geistigen wird dieses als eine jeden Zweifel verscheuchende Wirklichkeit erlebt. Dieses Erlebnis liegt im Bereiche der Möglichkeit für jeden Menschen, der sich dazu bequemen will, die erforderliche geistige Selbsterziehung durchzuführen.

Ein jeder weiß, welch ein Gefühl von Sicherheit es gibt, sagen zu können: das weiß ich aus Erfahrung. Ich weiß aus Erfahrung, wie es in Finnland aussieht, weiß aus Erfahrung, wie ein Segelschiff gelenkt wird, weiß aus Erfahrung, was eine Wasserhose ist —, wenn man auf diese Weise Dinge kennen gelernt hat, so fußt man auf sicherem Boden, auf unzweifelhaftem Wissen, und handelt betreffenden Falls ohne Schwanken, eben weil man weiß. In solch ein wissendes Verhältnis müssen die Menschen auch zum Geiste kommen. So wie es aber nicht notwendig ist, daß alle Menschen nach Finnland fahren, Schiffer werden, oder Wasserhosen nachjagen, um den diesbezüglichen Tatbestand einwandfrei festzustellen, so ist es auch nicht notwendig, daß alle Menschen sich hier und jetzt zu jenem Geisteserlebnis emporschwingen. Es genügt, daß einige, die wahren Geistesforscher, es festgestellt haben, und daß ein jeder einsieht, daß er Geistesforscher werden kann, ganz so wie er Finnlandsfahrer, Schiffer, Naturforscher oder meinetwegen Wasserhosensachverständiger werden kann. Dieses selbstverständliche Vertrauen zur nahbaren Realität des Geistes hat aber die heutige Menschheit noch nicht. Ein Stuhl scheint einem viel wirklicher als ein Geistwesen. Doch ist ein Stuhl, wenn auch aus Ebenholz, kaum wie ein flüchtiger Schatten im Verhältnis zum wesenhaften, dauernden, ewigen Geist.

Oder man denkt etwa an Geſpenſter und kanzelt daher den Geiſt überhaupt als etwas ab, deſſen Eingreifen in das Leben, falls überhaupt möglich, für abnorm und ſchädlich zu halten iſt.

Wüßten dieſe Unwiſſenden nur, dieſe banauſiſchen Materialiſten, wie ſie von Geſpenſtern bei der Naſe herumgeführt werden!

Sehr hübſch iſt es, zu beobachten, wie willig viele von unſeren Zeitgenoſſen vom Geiſte ſprechen, ſo lange man ihnen erlaubt, wie von einem Wolkenkuckucksheim herumzufaſeln. Will man aber den Tatſachen gemäß den lebendigen Geiſt als volle ſtrotzende Wirklichkeit mitten in das Leben hineinſtellen, zeigen, daß er die einzige, allem zugrunde liegende Wirklichkeit iſt, daß er zu erleben iſt wirklicher als irgendetwas auch noch ſo wirklich Erlebtes — ja, dann bekreuzigen ſie ſich vor dem „Phantaſten", ſchweigen oder werden grob — und fahren dann mit ihren eigenen Phantaſtereien fort.

Da der Menſch ein Geiſt iſt, ſo muß auch ein vollbewußtes, reales Verhältnis zum Geiſte eintreten können. Zu dieſer Überzeugung muß die Menſchheit erzogen werden, an dieſe Tatſache — wie an irgendeine andere wiſſenſchaftliche Tatſache — muß ſie ſich gewöhnen.

So lange Eiſen, Gold und Kohlen dem Menſchen wirklicher ſcheinen als Geiſt, ſo lange kann ein geiſtiges Gegengewicht gegen die materialiſtiſche Strömung nicht geſchaffen werden, denn ſo lange beherrſcht der Stoff — nicht der Geiſt — das menſchliche Bewußtſein.

Die Herrſchaft des Geiſtes im menſchlichen Bewußtſein muß aber zuſtande gebracht werden. Und das muß durch das deutſche Volk geſchehen, weil kein anderes Volkstum geiſtig derart veranlagt iſt, daß es die vollbewußte Verbindung zwiſchen dem Geiſtigen im menſchlichen Gedanken und dem unabhängigen Geiſte ſelber zu vollziehen vermag.

Es gibt Menſchen, die das nicht recht einzuſehen vermögen. Es ſind ſolche, die ſich in die angelſächſiſchen „demokratiſchen" Einrichtungen vergafft haben, und die aus der Tatſache, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts echter politiſcher Freiſinn aus verſchiedenen bedeutenden engliſchen und amerikaniſchen Perſönlichkeiten geſprochen hat, die Schlußfolgerung ziehen, daß die menſchlichen Entwicklungsmöglichkeiten dort ſo viel beſſer ſind als anderswo. Das iſt nicht der Fall. Aber wenn es auch ſo wäre, ſo muß man bedenken, daß die Volkstypen verſchieden ſind, und daß das Wichtigſte iſt, nicht etwa ſchon irgendwo befindliche Entwicklungsmöglichkeiten offen zu halten, ſondern dafür Sorge zu tragen, daß dem entwicklungsfähigen Typus Entwicklungsmöglichkeiten geſchaffen werden.

Das Bedeutſame iſt nicht, was zufällig an der Oberfläche ſpielt, ſondern was an Wachstumsmöglichkeit in der Tiefe ſchlummert. —

man denkt etwa an Gespenster und kanzelt daher den Geist
pt als etwas ab, dessen Eingreifen in das Leben, falls über-
öglich, für abnorm und schädlich zu halten ist.
n diese Unwissenden nur, diese banausischen Materialisten, wie
Gespenstern bei der Nase herumgeführt werden!
hübsch ist es, zu beobachten, wie willig viele von unseren Zeit-
vom Geiste sprechen, so lange man ihnen erlaubt, wie von
Volkenkuckucksheim herumzufaseln. Will man aber den Tat-
emäß den lebendigen Geist als volle strotzende Wirklichkeit mitten
Leben hineinstellen, zeigen, daß er die einzige, allem zugrunde
Wirklichkeit ist, daß er zu erleben ist wirklicher als irgend-
auch noch so wirklich Erlebtes — ja, dann bekreuzigen sie
dem „Phantasten", schweigen oder werden grob — und fahren
t ihren eigenen Phantastereien fort.
Mensch ein Geist ist, so muß auch ein vollbewußtes, reales
is zum Geiste eintreten können. Zu dieser Überzeugung muß
schheit erzogen werden, an diese Tatsache — wie an irgendeine
issenschaftliche Tatsache — muß sie sich gewöhnen.
ge Eisen, Gold und Kohlen dem Menschen wirklicher
als Geist, so lange kann ein geistiges Gegengewicht
materialistische Strömung nicht geschaffen werden,
ange beherrscht der Stoff — nicht der Geist — das
he Bewußtsein.
schaft des Geistes im menschlichen Bewußtsein muß aber
bracht werden. Und das muß durch das deutsche Volk
weil kein anderes Volkstum geistig derart ver-
daß es die vollbewußte Verbindung zwischen dem
im menschlichen Gedanken und dem unabhängigen
er zu vollziehen vermag.
enschen, die das nicht recht einzusehen vermögen. Es sind
in die angelsächsischen „demokratischen" Einrichtungen
, und die aus der Tatsache, daß um die Mitte des vorigen
echter politischer Freisinn aus verschiedenen bedeutenden
amerikanischen Persönlichkeiten gesprochen hat, die
ng ziehen, daß die menschlichen Entwicklungsmöglich-
viel besser sind als anderswo. Das ist nicht der Fall.
auch so wäre, so muß man bedenken, daß die Volkstypen
, und daß das Wichtigste ist, nicht etwa schon irgendwo
wicklungsmöglichkeiten offen zu halten, sondern dafür
n, daß dem entwicklungsfähigen Typus Entwicklungs-
eschaffen werden.
me ist nicht, was zufällig an der Oberfläche spielt, son-
achstumsmöglichkeit in der Tiefe schlummert. —

Nun wird ja in unseren Tagen sehr viel um „das Überpersönliche" herumdiskutiert, um das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft und zum Staat. Man kann im Herausfinden einer höheren Einheit, in welche die Menschen sich hineinorganisieren sollen, und in der Feststellung der Art und Weise, wie das geschehen soll, nicht einig werden. Denn man sucht dieses Überpersönliche ausschließlich in der materiellen Welt. Das Überpersönliche ist aber der Geist. Und indem die Menschen sich in die objektive Wirklichkeit des Geistes hineinleben, leben sie sich naturgemäß in das Überpersönliche hinein, welches dadurch imstande wird — durch die Menschen — seine wahren Organisationsgrundsätze dem Staate einzuprägen. Denn was ist der Staat? Ein Volkstum oder mehrere, oder ein Teil von einem Volkstum, oder Teile von verschiedenen Volkstümern — die sich als freie Einheiten in der physischen Welt betätigen, konstituieren den Staat. Diese physische Einheit ist das „Gleichnis" einer geistigen Einheit, einer lebendigen Idee, in welcher die politische Mission des Staates beschlossen liegt. Der Staat soll aber das herstellen, was zur Verwirklichung dieser Mission notwendig ist. Die führenden Geister — die sich nicht immer in den führenden Stellungen befinden, falls in „Stellungen" überhaupt — sind dazu da (vom Staatsstandpunkte aus) die Mission des Staates geistig zu erfassen und den Staatsangehörigen einzuimpfen. —

Leopold von Wiese sagt in seinem oben angeführten Buche S. 127 vom Liberalismus: „Er ist eudämonistisch (im tieferen Sinne) eine Glückseligkeitslehre, aber kein System des errechenbaren Vorteils. Er muß eine Weltanschauung sein. . . . Eine Erneuerung hoffen wir ja gerade von der Rückgewinnung dieser tieferen, geistigeren Grundlage. . . . Das ist ein Merkmal des Liberalismus gegenüber allen anderen politischen Systemen, daß er immer wieder für eine Weltanschauung aufnahmefähig ist, wenn er die alte verloren hat."

Ganz wie bei den Krebstieren, denen neue Scheren herauswachsen, wenn die alten verlorengegangen sind. Aus den eben angeführten Zeilen scheint hervorzugehen, daß, wenn man sich nur eine Weltanschauung verschafft, alles wieder ist wie „einst im Mai". Aber die Sozialdemokratie, die L. von Wiese bekämpft, hat ja auch eine Weltanschauung, eine recht folgerichtige materialistische Weltanschauung, die sehr logisch in ihrer Politik zum Ausdruck kommt.

Es kommt doch wohl ziemlich viel darauf an, was für eine Weltanschauung man sich aneignet. Und es ist durchaus nicht genügend, daß der Liberalismus, wie L. v. Wiese sagt (S. 128), „viel mehr als der Sozialismus zur Idee zurücklenken kann". Ein „mehr" oder weniger ist in dieser Beziehung ganz ohne Bedeutung. Dem sozialistischen Materialismus muß ein absoluter Gegensatz entgegengehalten werden. Und dieser Gegensatz ist eine auf Wissen begründete unbedingt geistige

Weltanſchauung, die in dem Erleben von der Realität des Geiſtes ihrem Urſprung hat.

Und dieſe geiſtig gewaltig verſtärkte Weltanſchauung iſt es auch, die als Gegenſtrömung zur unerhört mächtigen angelſächſiſchen, dem Materiellen zugewandten, Kulturſtrömung in die Weltgeſchichte einfließen muß.

Nicht Deutſchland oder England-Amerika ſoll es heißen, ſondern Deutſchland und England-Amerika als die beiden, ſich in der Schwebe haltenden Pole der weltgeſchichtlichen Zukunftsentwicklung.

Ein geiſtiges Erwachen, wie das oben angedeutete, bedeutet nicht — wie jemand etwa glauben könnte —, daß man ſich von dem materiellen Leben, von der materiellen Kultur abwendet. Das Materielle bleibt, aber nicht als Zweck, ſondern als Mittel zur Bereicherung, zur Entwicklung des Geiſtes. „Das Was bedenke, mehr bedenke Wie!"

England-Amerika muß natürlich im äußeren Weltverkehr mit ſeinen eigenen Waffen bekämpft werden. Es kommt ja nicht auf das Schwert an, ſondern auf die Hand, die das Schwert führt.

Dieſer weltpolitiſche Gegenſatz zwiſchen den engliſch-ſprechenden Völkern und den Völkern Mitteleuropas wird beſtehen bleiben. Dieſen Gegenſatz ſich in Konkurrenz und nicht in Kriegen betätigen zu laſſen, wird die Aufgabe der Politik der Zukunft ſein. Dabei werden unter Umſtänden Schiedsgerichte, kosmopolitiſche Gerichtshöfe, „Vereinigte Staaten" uſw. auftreten, aber als unweſentliche, nebenſächliche Erſcheinungen.

Wenn wir jetzt zum Schluß das Geſagte zuſammenfaſſen, ſo wird die Antwort auf die Frage: Was iſt die Miſſion des deutſchen Volkstums? ſo lauten:

Die Miſſion des deutſchen Volkstums beſteht darin, ſich zur praktiſchen Gewißheit von der Realität des Geiſtes emporzuſchwingen, und, von dieſer Gewißheit durchdrungen, den Gegenpol zum angelſächſiſchen Kulturimpuls zu bilden, und ſo, als ein Wegweiſer im Dienſte des Geiſtig-Göttlichen, der Menſchheit einen leuchtenden Pfad in die dunkle Zukunft zu zeigen.

auung, die in dem Erleben von der Realität des Geiſtes
ſprung hat.
ſe geiſtig gewaltig verſtärkte Weltanſchauung iſt es auch, die
nſtrömung zur unerhört mächtigen angelſächſiſchen, dem
en zugewandten, Kulturſtrömung in die Weltgeſchichte ein-
ußt.
Deutſchland oder England-Amerika ſoll es heißen, ſondern
nd und England-Amerika als die beiden, ſich in der Schwebe
Pole der weltgeſchichtlichen Zukunftsentwicklung.
ſtiges Erwachen, wie das oben angedeutete, bedeutet nicht —
nd etwa glauben könnte —, daß man ſich von dem materiellen
on der materiellen Kultur abwendet. Das Materielle bleibt,
t als Zweck, ſondern als Mittel zur Bereicherung,
wicklung des Geiſtes. „Das Was bedenke, mehr bedenke

-Amerika muß natürlich im äußeren Weltverkehr mit ſeinen
affen bekämpft werden. Es kommt ja nicht auf das Schwert
n auf die Hand, die das Schwert führt.
weltpolitiſche Gegenſatz zwiſchen den engliſch-ſprechenden
nd den Völkern Mitteleuropas wird beſtehen bleiben. Dieſen
ſich in Konkurrenz und nicht in Kriegen betätigen zu laſſen,
ufgabe der Politik der Zukunft ſein. Dabei werden unter
Schiedsgerichte, kosmopolitiſche Gerichtshöfe, „Vereinigte
ſw. auftreten, aber als unweſentliche, nebenſächliche Er-

jetzt zum Schluß das Geſagte zuſammenfaſſen, ſo wird
auf die Frage: Was iſt die Miſſion des deutſchen Volks-
ten:
on des deutſchen Volkstums beſteht darin, ſich
en Gewißheit von der Realität des Geiſtes em-
gen, und, von dieſer Gewißheit durchdrungen,
l zum angelſächſiſchen Kulturimpuls zu bilden,
n Wegweiſer im Dienſte des Geiſtig-Göttlichen,
it einen leuchtenden Pfad in die dunkle Zukunft

Reinhold Planck
Die Vollendung des Rechtsgedankens im deutſchen Volksſtaat

1

Das Recht iſt ſeinem Urſprung nach die Regelung des gemeinſamen Schutzes gegen das Unrecht, d. h. gegen die gewaltſame oder liſtige Antaſtung des Lebens und der zu ſeiner Erhaltung notwendigen Güter.

Der Begriff „Unrecht" iſt mithin älter als der Begriff Recht. Denn dies beſtand zunächſt nur in der Abwehr.

2

Die Wahrung des Rechts war urſprünglich Sache der Familie und des Stammes. Deſſen Oberhaupt hat dementſprechend dieſen Schutz ausgeübt nach außen und nach innen, im Krieg und im Gericht. Anfänglich mit Sitte, Gewohnheit und religiöſer Übung aufs engſte verwachſen, löſt das Recht ſich allmählich als ſelbſtändiges Gebiet ab.

3

Wo an Stelle des Fürſten der „Staat" trat, haben ſich dieſe beiden Hauptaufgaben nicht verändert. Ihre beſſere Erfüllung iſt damit noch nicht gegeben. Eine wechſelnde Oberherrſchaft läßt ihre Macht ebenſo leicht mißbrauchen als eine dauernde.

4

Der Fortſchritt der Rechtsübung liegt vielmehr darin, daß alles, was an ernſtlichen Lebensnotwendigkeiten eines Volkes neu empfunden wird, wirklich in den Rechtskreis einbezogen werde. So wandelt ſich die Aufgabe des Staates dahin, daß auf beſtimmten Gebieten die bloß abwehrende Tätigkeit in eine ſichernde, ja in eine poſitiv ſchaffende übergeht. Jenes geſchieht auf dem Gebiet der Verwaltung, dieſes auf dem der Schule. Die Sicherung der äußeren Exiſtenz der einzelnen Bürger ſchreitet fort zur Weckung und Förderung ihres geiſtigen Daſeins als der Vorausſetzung der erſteren.

5

Die Pflege des Sittlichen hat der Staat, nachdem auch die Religion ſich vom unmittelbaren Stammes- und Staatsleben abgelöſt und als Kirche verſelbſtändigt hatte, dieſer überlaſſen. Nur die Wahrung der Sittlichkeit im engſten Sinn blieb ſeiner Strafgewalt vorbehalten.

Aber, ſo notwendig dies Auseinandertreten von Recht und Religion geweſen iſt, die innere Geſundheit des Volkslebens beruht doch darauf, daß das religiöſe Gewiſſen mit dem Rechtsempfinden in Fühlung ſtehe

in dem Grade, um ihm eine ſichere Wegleitung für notwendige Neuregelungen zu ſein.

6

Der Staat hat entſprechend ſeiner erſten Grundverrichtung das wirtſchaftliche Leben des Volkes in möglichſter Freiheit gelaſſen und ſich nur auf den Schutz des Eigentums und des Einkommens beſchränkt in der richtigen Erkenntnis, daß der mündige Mann ſelbſtändig für ſeiner Familie Lebensbedürfniſſe aufzukommen habe. Dieſe wirtſchaftliche Selbſtändigkeit bedeutete ſeine geſellſchaftliche Ehre.

7

Dieſes ſtaatliche Verhältnis zur Wirtſchaft genügte, ſolange dieſe noch weſentlich Volkswirtſchaft war. Immerhin ergaben ſich ſchon hier Schwierigkeiten, als dieſe mehr und mehr reine Geldwirtſchaft wurde. Ihnen konnte vorläufig durch die ſtaatliche Verſicherung begegnet werden. Aber ſchon taucht die Frage auf, ob nicht auf dem Wege der Handelskonjunktur (künſtliche Monopole) Einkommen erzeugt werden, die das Maß des rechtlich Zuläſſigen überſteigen.

Während es ſonſt die Ehre des Mannes ausmacht, ſelber für ſeine Lebensanſprüche einzuſtehen, wird der durch müheloſen Handelsgewinn reich Gewordene in die Lage verſetzt, die fortwährende Arbeitslaſt, die ihm zukäme, auf die Geſamtheit abzuwälzen. Die Mobiliſierung des Grund und Bodens hat in dieſer Beziehung ſchon längſt, namentlich in der Großſtadt, Einkommensverhältniſſe geſchaffen, die volkswirtſchaftlich und rechtlich gleich anfechtbar waren.

Denn es ergab ſich der Zuſtand, daß die raſch, zum Teil ohne jede eigene Leiſtung, rein durch ſchlaues Abwarten und Zugreifen (daher „die Moral des Dſchungels") aufgeſtiegene Oberſchicht in der Erweiterung ihrer Anſprüche keine Grenzen kannte, indeſſen die Maſſe des Volkes leiblich und geiſtig an der unterſten Grenze des Lebensnotwendigen feſtgehalten wurde.

8

Ließ ſich innerhalb der Volkswirtſchaft ein notdürftiger Ausgleich durch die genannte Verſicherung herſtellen, ſo wurde der gewohnheitsrechtlich unbeſchränkte Handelsgewinn zum Zunder des Weltkriegs in dem Augenblick, da neben den bisherigen alleinigen Ausbeuter ein durch ſeine Arbeitskraft und -luſt überlegener Nebenbuhler trat. Der auf ſeinem eigenen Grund und Boden aus nationalen Gründen angefochtene ſollte nun zugleich auf dem der Weltwirtſchaft vernichtet werden. So wurde der europäiſche Völkerſtreit zum Weltkrieg.

9

Hier zeigt ſich mit unleugbarer Klarheit, daß das durch die bürgerliche Geſellſchaft unter Führung Englands entwickelte Handelsrecht nicht mehr in Einklang ſteht mit den Lebensnotwendigkeiten der Völker,

rade, um ihm eine sichere Wegleitung für notwendige Neu-
n zu sein.

6

aat hat entsprechend seiner ersten Grundverrichtung das wirt-
tliche Leben des Volkes in möglichster Freiheit gelassen und
uf den Schutz des Eigentums und des Einkommens beschränkt
chtigen Erkenntnis, daß der mündige Mann selbständig für
milie Lebensbedürfnisse aufzukommen habe. Diese wirtschaft-
bständigkeit bedeutete seine gesellschaftliche Ehre.

7

staatliche Verhältnis zur Wirtschaft genügte, solange diese
wesentlich Volkswirtschaft war. Immerhin ergaben sich schon
wierigkeiten, als diese mehr und mehr reine Geldwirtschaft
hnen konnte vorläufig durch die staatliche Versicherung be-
rden. Aber schon taucht die Frage auf, ob nicht auf dem
Handelskonjunktur (künstliche Monopole) Einkommen erzeugt
ie das Maß des rechtlich Zulässigen übersteigen.
d es sonst die Ehre des Mannes ausmacht, selber für seine
sprüche einzustehen, wird der durch müheloſen Handelsgewinn
ordene in die Lage versetzt, die fortwährende Arbeitslast, die
e, auf die Gesamtheit abzuwälzen. Die Mobilisierung des
Bodens hat in dieser Beziehung schon längst, namentlich
ßstadt, Einkommensverhältnisse geschaffen, die volkswirt-
d rechtlich gleich anfechtbar waren.
rgab sich der Zustand, daß die rasch, zum Teil ohne jede
ung, rein durch schlaues Abwarten und Zugreifen (daher
des Dschungels") aufgestiegene Oberschicht in der Erweite-
Ansprüche keine Grenzen kannte, indessen die Masse des
h und geistig an der untersten Grenze des Lebensnot-
gehalten wurde.

8

erhalb der Volkswirtschaft ein notdürftiger Ausgleich
nannte Versicherung herstellen, so wurde der gewohn-
nbeschränkte Handelsgewinn zum Zunder des Weltkriegs
blick, da neben den bisherigen alleinigen Ausbeuter ein
beitskraft und -lust überlegener Nebenbuhler trat. Der
nen Grund und Boden aus nationalen Gründen an-
e nun zugleich auf dem der Weltwirtschaft vernichtet
rde der europäische Völkerstreit zum Weltkrieg.

9

mit unleugbarer Klarheit, daß das durch die bürger-
haft unter Führung Englands entwickelte Handelsrecht
nklang steht mit den Lebensnotwendigkeiten der Völker,

wie sie der Staat zu vertreten hat. Der einzige wirtschaftliche Maßstab, das Geld, stimmt nicht überein mit dem Wertverhältnis, das von Recht und Billigkeit gefordert wird. Daß der bisherige Weltausbeuter seine Ungerechtigkeit nicht zugibt, sondern nur Gewalt gegen Gewalt setzt, ist ja nicht verwunderlich. Aber auch wir würden, im Fall des Sieges, den Folgen des Systems verfallen, wenn wir es nicht an dem ungerechten Punkte ändern.

10

Diese Änderung hätte noch nicht eine staatssozialistische Wirtschaft zu bedeuten, wie sie jetzt durch die Kriegsgesellschaften eingeleitet erscheint. Die Freiheit des Unternehmens und des Betriebes hätte vielmehr zu bleiben; nur die Leistung wäre auf ihren sozialen Wert im Verhältnis zu dem geforderten Preis einer fortwährenden öffentlichen Verantwortung zu unterstellen. Auch diese wäre nicht durch ein staatliches Preisamt auszuüben, sondern durch eine ständige Berufsvertretung, die darüber zu wachen hat, daß der blinde Erwerbstrieb in den Bahnen der Rechtsmäßigkeit bleibt. Nur den obersten Maßstab hätte der Staat aufzustellen und zu handhaben. Selbstverständlich hätte er an diesen Berufsständen die natürlichen Quellen für sämtliche allgemeinen Bedürfnisse und die gegebenen parlamentarischen Stützen für seine ganze innere und äußere Kulturpolitik. Dabei würden Gewerbe und Handel sich weitgehender Freiheit erfreuen wie bisher, nur innerhalb der Schranken der nationalen Lebensnotwendigkeit. In Ansehung des Grund und Bodens, sowohl des zur Ernährung als des zur Wohnung dienlichen, würde diese allerdings erheblich tiefer greifen müssen als bisher. Denn hier heißt es, daß die Lebensbedingungen der Volksmasse den mehr oder weniger dehnbaren Bedürfnissen der Begüterten vorangehen. Und weiterhin, daß auch die geistigen und sittlichen Existenzbedingungen des Volkslebens noch vorher befriedigt sein müssen, ehe die besonderen Ansprüche jener zu berücksichtigen sind.

Werden in dieser Weise dem ungerechten Mammon die Türen zur Befriedigung seiner Wünsche verschlossen, so fällt ebendamit der Hauptanreiz zu der bisher üblichen Maßlosigkeit. Aber sie wirklich zu besiegen, dies wird den Einsatz der ganzen deutschen Geisteskraft in Wissenschaft, Religion und Kunst erfordern.

11

Durch die hier vorausgesetzte Beschränkung des blinden Erwerbstriebs wird wahre Freiheit nicht angetastet. Vielmehr wird ihr eigentliches Wesen erst durch die vollständige Erfassung des Rechtsgedankens ins Licht gestellt.

Da die Menschennatur leiblich, seelisch und geistig bedingt ist, so kann auch die vollkommene Freiheit des Menschengeistes sich nur beweisen in der Fähigkeit, jene drei Seiten seines Lebens richtig gegeneinander

abzuwägen und die allgemeinen Lebensbedingungen von den willkürlich gewählten Bedürfnissen fortwährend zu unterscheiden.

Der bisher geltende (ursprünglich englisch-französische) Freiheitsbegriff steigt nicht zu dieser geistig-sittlichen Spitze auf, sondern bleibt im selbstsüchtigen Instinkt stecken, mag er sich nunmehr in großartiger Machtpolitik oder in händlerischer Schlauheit gefallen. Die Verhüllung von beiden durch nationale oder religiös-humane Beweggründe macht sie noch gefährlicher und verderblicher.

12

Eine solche rechtliche Regelung des Erwerbslebens erscheint als notwendige Voraussetzung nicht nur für den inneren deutschen Frieden, sondern weiterhin für die Gesundung des ganzen Völkerlebens. Denn ohne jenen festen Maßstab zur Abwägung aller wirtschaftlichen Werte sind geregelte Beziehungen zwischen den politischen Mächten der Welt weder anzubahnen noch sicherzustellen.

Ein Friedensangebot, das sich nicht auf einen solchen Maßstab stützt, ist von vornherein zur Wirkungslosigkeit verurteilt.

13

Der ursprüngliche Zweck alles Rechts: Schutz des Lebens und seiner wesentlichen Güter, vollendet sich nur in der hier dem Staate gestellten Aufgabe. Auch wird dessen sittlicher Endzweck erst in dieser Gestalt durchsichtig — denn bisher mußte er auch unrecht erworbenes Gut decken — die geforderte Übereinstimmung des religiösen Gewissens mit dem Rechtsempfinden wird wiederhergestellt und damit die verlorene Einheit der abendländischen Kultur.

14

Denn der Zwangscharakter des Rechts, an dem bis jetzt nicht bloß der natürliche, sondern auch der geistliche Mensch (dieser nicht ohne Grund) Anstoß nahm, verliert sein Ärgernis, sobald das Recht in seiner Vollständigkeit erfaßt ist.

Ist die Religion die Einigung mit dem letzten göttlichen Lebensgrund, so muß sie auch zu den in diesem selbst liegenden irdischen Lebensbedingungen Ja sagen. Das Recht ergreift von jedem Menschen Besitz, der überhaupt leben will. Daß er aber seinen Lebenswillen mit dem Rechtswillen einige — das ist die unendliche Aufgabe der Religion.

15

Ohne deren stetige Mitwirkung wird der Rechtsgedanke sich in der dermaligen bürgerlichen Gesellschaft nicht durchsetzen. Denn jener höchste Maßstab, den die Wissenschaft zu entwickeln, den das Staatsrecht anzuwenden hat, setzt eine neue Wertung aller Dinge voraus, zu der heute noch kaum ein Ansatz vorhanden ist. Mit dem Weltkrieg ist die blinde Herrschaft des Geldes erst auf ihren Gipfel gekommen. Als

gen und die allgemeinen Lebensbedingungen von den willkürlich
ten Bedürfnissen fortwährend zu unterscheiden.
isher geltende (ursprünglich englisch-französische) Freiheitsbegriff
cht zu dieser geistig-sittlichen Spitze auf, sondern bleibt im selbst-
n Instinkt stecken, mag er sich nunmehr in großartiger Macht-
oder in händlerischer Schlauheit gefallen. Die Verhüllung von
durch nationale oder religiös-humane Beweggründe macht sie
efährlicher und verderblicher.

12

: solche rechtliche Regelung des Erwerbslebens erscheint als not-
ndige Voraussetzung nicht nur für den inneren deutschen Frieden,
n weiterhin für die Gesundung des ganzen Völkerlebens. Denn
nen festen Maßstab zur Abwägung aller wirtschaftlichen Werte
regelte Beziehungen zwischen den politischen Mächten der Welt
nzubahnen noch sicherzustellen.
Friedensangebot, das sich nicht auf einen solchen Maßstab stützt,
vornherein zur Wirkungslosigkeit verurteilt.

13

ursprüngliche Zweck alles Rechts: Schutz des Lebens und seiner
entlichen Güter, vollendet sich nur in der hier dem Staate ge-
Aufgabe. Auch wird dessen sittlicher Endzweck erst in dieser
durchsichtig — denn bisher mußte er auch unrecht erworbenes
en — die geforderte Übereinstimmung des religiösen Gewissens
Rechtsempfinden wird wiederhergestellt und damit die ver-
inheit der abendländischen Kultur.

14

er Zwangscharakter des Rechts, an dem bis jetzt nicht bloß
türliche, sondern auch der geistliche Mensch (dieser nicht ohne
stoß nahm, verliert sein Ärgernis, sobald das Recht in seiner
keit erfaßt ist.
Religion die Einigung mit dem letzten göttlichen Lebens-
uß sie auch zu den in diesem selbst liegenden irdischen Le-
ngen Ja sagen. Das Recht ergreift von jedem Menschen
überhaupt leben will. Daß er aber seinen Lebenswillen
echtswillen einige — das ist die unendliche Aufgabe der

15

n stetige Mitwirkung wird der Rechtsgedanke sich in der
en bürgerlichen Gesellschaft nicht durchsetzen. Denn jener
stab, den die Wissenschaft zu entwickeln, den das Staats-
nden hat, setzt eine neue Wertung aller Dinge voraus, zu
h kaum ein Ansatz vorhanden ist. Mit dem Weltkrieg ist
rschaft des Geldes erst auf ihren Gipfel gekommen. Als

neue Sintflut droht sie alle geistigen und sittlichen Werte zu ertränken, die bisher im Volksleben noch mächtig gewesen sind. Als bloße Weltanschauung hat der religiöse Glaube nicht die Kraft, jenen blinden Reizen der Angst wie der Lust des Ausgenblicks, mit deren Ausnützung das Geld allein rechnet, einen festen Widerstand entgegenzustellen. Dazu steht er viel zu hoch über der Erde.

Erst wenn jene objektiven Lebensbedingungen als die Wurzel seiner geistigen Freiheit erkannt sind, für die deshalb jede Art menschlicher Gemeinschaft, staatliche wie kirchliche, einsteht, vermag der Glaube sein göttliches Erbe gegenüber jenen flüchtigen Reizen zu wahren.

Diese Umwandlung des ganzen öffentlichen Urteils zu bewirken, bedarf es eines neuen Bundes von Kirche und Kunst, die allen geistigen Werten Veranschaulichung und Bildkraft geben muß. Erst wenn die Wahrheit der Religion eine solche vollkommene Verkörperung gewinnt, dann wird die Volkskirche als Mutter aller Volksglieder, als Beruferin für alle Berufe, dem Rechtsstaat die unersetzliche Gehilfin sein.

16

Der bürgerliche Beruf, der bisher als bloße Erwerbsarbeit sich auf der einen Seite einer falschen Freiheit erfreute, auf der anderen unwürdiger Bevormundung unterstand, erhält mit jener öffentlichen Berufsvertretung und -verantwortung endlich seine feste rechtliche Stellung als Glied des Ganzen und damit seine volle Mündigkeit und Würde.

Heute ist er noch der Schalk, der sich für das Fehlen von beiden durch mangelnde Redlichkeit rächt.

G. v. Natzmer
Das organische Prinzip

Lange bevor eine eigentliche, die Naturerscheinungen analysierende Wissenschaft bestand, lebte im Denken großer Geister der Vorzeit die Überzeugung, das innerliche Wissen von der Einheit alles Lebens. Am tiefsten erfaßt und am folgerichtigsten weitergesponnen finden wir diesen Gedanken in den altindischen Upanishads des Veda, jenen unvergänglichsten Denkmälern des grübelnden Menschengeistes. Wie jedoch Erkenntnisse, die bereits in einer Art innerem Schauen von Einzelnen intuitiv begriffen und voll ausgeschöpft sind, oft noch einer geraumen Weile zu ihrer Rechtfertigung vor dem Forum der Wissenschaft bedürfen, so gelangt die exakte Forschung auch hier erst auf mühsamem, oftmals durch das Dorngestrüpp scholastischen Denkens versperrtem Wege wenigstens zum Fuß jener Höhe, auf deren freiem Gipfel stehend,

große Denker ſchon zu allen Menſchenaltern die Dinge in ihrem Zuſammenhang erblickt hatten. Von jenen überragenden Geiſtern, die mehr oder minder unbewußt die große Überzeugung vom innerlichen Zuſammenhang alles Lebens teilten, nenne ich aus neuerer Zeit vor allem Goethe. Jener Gedanke lag damals gewiſſermaßen ſchon in der Luft — bildete er doch oftmals ſchon die, wenn auch unausgeſprochene, Vorausſetzung vieler wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen — und es kann deshalb nicht wundernehmen, daß er ſich gerade zu jener Zeit in verſchiedenen Entwicklungslehren zuſammenzuballen begann, um ſchließlich in der modernen Deſzendenztheorie beſtimmte Geſtalt anzunehmen, die ja ſeit ihrem erſten Auftreten auch ihrerſeits bedeutenden Wandlungen unterworfen geweſen iſt. Handelte es ſich zuerſt auch meiſt um rein ſpekulative, aber gerade deshalb oft genial-intuitive Erzeugniſſe, ſo mußte ſich eine eigentlich wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit jenen Fragen zuerſt auf ganz konkrete Tatſachen ſtützen.

Die offenſichtliche Einheitlichkeit des Bauplans innerhalb großer Gruppen des Organismenreiches, welche trotz weitgehendſter Umbildungen unverkennbar iſt, bildet eine ſolche Tatſache. Von ihr ging man aus und gelangte dabei zu der Annahme einer gemeinſamen Abſtammung der Arten. Ganze Forſchergenerationen ſtellten ihre Arbeit in den Dienſt dieſes Nachweiſes. Waren auch ſolche rein vergleichend-anatomiſchen Betrachtungen und die ſich aus ihnen ergebenden Reſultate für die Erkenntnis des Lebens hochwichtig, ſo iſt es doch klar, daß die bloße Form etwas Totes iſt, und daß ſich aus ihr allein nie das Leben begreifen läßt. Vielmehr müſſen Form und Funktion einheitlich betrachtet werden, da ſie ja untrennbar zuſammengehören und eigentlich nur zwei Seiten ein und desſelben Prinzips darſtellen. Deshalb hat auch jeder Verſuch, die Einheit des Lebens allein aus dem Bau der Organismen zu erſchließen, unweigerlich etwas Konſtruierendes an ſich und bleibt ſtets hypothetiſch, da jene Annahme uns nicht bereits ſchon in der Anſchauung gegeben iſt, ſondern erſt auf Grund einer Kette von Folgerungen gewonnen wird.

In ganz anderer Weiſe wird ſie uns zur Gewißheit, wenn wir die Funktionen der Organismen, alſo die eigentlichen Lebenserſcheinungen ſelbſt, betrachten. Wir erkennen dann, daß den unendlich mannigfaltigen Lebensregungen ſtets ganz dieſelben Prozeſſe zugrunde liegen. So ſind Stoffwechſel und alles, was mit dieſem zuſammenhängt, ſowie Fortpflanzung ſolche elementarſte Funktionen, die allem Organiſchen gemeinſam ſind. Dieſe wiederum ſind nur die Mittel, durch die ſich der alleine Wille zum Leben objektiviert. Der dieſer Einheitlichkeit anſcheinend widerſprechende Formenreichtum der Organismen iſt nur darauf zurückzuführen, daß das Leben ſich unter ganz verſchiedenen Daſeinsbedingungen durchſetzen muß, d. h. daß die Lebeweſen in völlig voneinander

Denker schon zu allen Menschenaltern die Dinge in ihrem Zu-
nhang erblickt hatten. Von jenen überragenden Geistern, die
oder minder unbewußt die große Überzeugung vom innerlichen
menhang alles Lebens teilten, nenne ich aus neuerer Zeit vor
Goethe. Jener Gedanke lag damals gewissermaßen schon in der
— bildete er doch oftmals schon die, wenn auch unausgesprochene,
usetzung vieler wissenschaftlicher Untersuchungen — und es kann
lb nicht wundernehmen, daß er sich gerade zu jener Zeit in ver-
nen Entwicklungslehren zusammenzuballen begann, um schließ-
der modernen Deszendenztheorie bestimmte Gestalt anzunehmen,
seit ihrem ersten Auftreten auch ihrerseits bedeutenden Wand-
unterworfen gewesen ist. Handelte es sich zuerst auch meist um
ekulative, aber gerade deshalb oft genial-intuitive Erzeugnisse,
fite sich eine eigentlich wissenschaftliche Beschäftigung mit jenen
zuerst auf ganz konkrete Tatsachen stützen.

offensichtliche Einheitlichkeit des Bauplans innerhalb großer
en des Organismenreiches, welche trotz weitgehendster Umbil-
unverkennbar ist, bildet eine solche Tatsache. Von ihr ging man
gelangte dabei zu der Annahme einer gemeinsamen Abstammung
en. Ganze Forschergenerationen stellten ihre Arbeit in den Dienst
Nachweises. Waren auch solche rein vergleichend-anatomischen
tungen und die sich aus ihnen ergebenden Resultate für die Er-
des Lebens hochwichtig, so ist es doch klar, daß die bloße Form
otes ist, und daß sich aus ihr allein nie das Leben begreifen
elmehr müssen Form und Funktion einheitlich betrachtet wer-
ie ja untrennbar zusammengehören und eigentlich nur zwei
in und desselben Prinzips darstellen. Deshalb hat auch jeder
die Einheit des Lebens allein aus dem Bau der Organismen
ßen, unweigerlich etwas Konstruierendes an sich und bleibt
thetisch, da jene Annahme uns nicht bereits schon in der An-
egeben ist, sondern erst auf Grund einer Kette von Folge-
onnen wird.

anderer Weise wird sie uns zur Gewißheit, wenn wir die
der Organismen, also die eigentlichen Lebenserscheinungen
hten. Wir erkennen dann, daß den unendlich mannigfaltigen
ngen stets ganz dieselben Prozesse zugrunde liegen. So sind
und alles, was mit diesem zusammenhängt, sowie Fort-
lche elementarste Funktionen, die allem Organischen gemein-
ese wiederum sind nur die Mittel, durch die sich der alleine
Leben objektiviert. Der dieser Einheitlichkeit anscheinend
nde Formenreichtum der Organismen ist nur darauf zurück-
ß das Leben sich unter ganz verschiedenen Daseinsbedin-
setzen muß, d. h. daß die Lebewesen in völlig voneinander

abweichenden Umwelten jene im Grunde einfachen und einheitlichen physiologischen Funktionen ausüben müssen. Eine derartige Betrachtung der Lebensäußerungen, welche sich neben der reinen Beschreibung und Vergleichung der Formen immer mehr Geltung verschaffte, brachte auch eine Verinnerlichung der ganzen Forschungsmethoden mit sich. Während die Beschäftigung mit den Lebenserscheinungen selbst die innere Wesenseinheit alles Organischen klar und *unmittelbar* erkennen läßt, kann der Nachweis eines Zusammenhanges alles Lebendigen auf Grund einer durch anatomische Daten nahegelegten gemeinsamen Abstammung immer nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen und überzeugt nur mittelbar. Die reinen Naturwissenschaften können nur aussagen, daß in einem bestimmten Erscheinungsgebiet gemäß allen bisher gemachten Erfahrungen eine bestimmte Geschehensart gültig zu sein scheint und gewisse Vorgänge in ähnlicher Weise stets wiederkehren. Erst eine Philosophie der Natur, die den staunenerregenden Bau unseres Wissens gleichsam krönt, indem in ihr die einzelnen Gebiete der Forschung wie Pfeiler in einem alles unter sich fassenden Kuppeldach zusammenlaufen, erst sie abstrahiert alles zufällig Gegebene von dem ihr durch die empirisch forschenden Wissenschaften gelieferten Material, um dann die allem gemeinsamen großen Prinzipien zu erhalten, zu erfassen und zu begreifen. Denn auf einheitlich wirkenden Prinzipien beruht die innere Einheit der alles Organische durchflutenden Lebenstendenz; sie stehen gewissermaßen über seinem Entwicklungsfluß, ihn lenkend und ihm zugleich immanent. Welchen Wert die Erkenntnis jener organischen Prinzipien für uns Menschen hat, darauf soll später noch eingegangen werden.

Wollen wir uns jenen allem organischen Geschehen zugrunde liegenden Prinzipien zuwenden, so haben wir gemäß ihrer oben gegebenen Definition *hier* nicht das stoffliche Substrat aller Lebenserscheinungen, also die allein dem Leben einzigartige chemische Zusammensetzung des Protoplasmas zu untersuchen, sondern unsere Betrachtung ist der eigentümlichen Richtung jener Erscheinungen und der *Art* ihres Wirkens an jenem Substrat gewidmet.

Alles Leben ist an die Erscheinungsform des Organismus gebunden, und auch die höheren Einheiten, die sich selbst wieder aus Organismen niederer Art zusammensetzen, tragen organismenhafte Züge, wie z. B. die Tierstöcke und Tiergesellschaften, ja auch die menschlichen Staatengebilde, sowie die großen Lebensgemeinschaften der organischen Natur. *Das, was alle Zellorganismen und jene letztgenannten Gebilde verbindet, ihnen allen gemeinsam ist und sie darum im Kerne wesensgleich erscheinen läßt, ist das Vorhandensein einer Organisation.* Ihr Wesen müssen wir uns deshalb erst einmal klar machen. Organisation bezeichnet ursprünglich die eigentümliche Art

des Zuſammenſeins der Teile in einem lebenden Körper. Die unbewußt hellſeheriſche Sprache gebraucht nun aber dies Wort in einer ſehr viel weiteren Bedeutung, indem ſie auch die charakteriſtiſche Struktur der ſozialen Gebilde unter ihm begreift. Daß ſie damit inſtinktiv das Wahre getroffen hat, wird ſich zeigen! —

Organiſation iſt kein Nebeneinander von Teilen, etwa in der Art wie die Molekûle einer Flüſſigkeit, eines Geſtirns oder auch eines Kriſtalls geordnet ſind, ſondern ſie iſt für unſere Auffaſſung allein unter dem Geſichtspunkt des Zweckes verſtändlich. Will man ihr wahres Weſen klarlegen, ſo iſt ein anderer nicht wohl möglich; dies geht ſchon daraus hervor, daß ſich auch bei ganz mechaniſtiſch denkenden Forſchern unbewußt und wie ſelbſtverſtändlich der Geſichtspunkt des Zweckes einſchleicht, ſobald ſie auf die Bedeutung der Organiſation und der Funktionen der Lebeweſen zu ſprechen kommen. Die Beſtimmung des Weſens der Organiſation, auf eine kurze Formel gebracht, muß etwa lauten: Organiſation iſt ein derartiges Ineinanderwirken von Teilen, die zuſammen ein höheres Ganzes bilden, daß zwiſchen ihnen eine Arbeitsteilung eingetreten iſt und alle voneinander abhängig ſind. Um dies ganz roh ſchematiſch auszudrücken: einer iſt von allen abhängig, und wiederum alle von dieſem einen. Die Einzelnen werden immer mehr, je komplizierter die Geſamtſumme ihrer Lebensäußerungen iſt, zu untergeordneten Teilen eines ſie alle umſpannenden, übergeordneten Ganzen, in dem ihre Individualität ſich auflöſte und außerhalb derſelben ſie nicht mehr beſtehen können. Am unbedingteſten trifft dieſe Definition für die aus Millionen und Abermillionen Zellen beſtehenden tieriſchen und pflanzlichen Organismen zu, die ein harmoniſch in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bilden. Jeder Teil iſt vom anderen abhängig und iſt außerhalb der Gemeinſchaft undenkbar. Jede Zelle und jedes Gewebe iſt nur zu ganz beſchränkten Funktionen fähig, die um ſo enger umgrenzt ſind, je höher der Organismus als ſolcher ſteht. Ihre Tätigkeit gewinnt überhaupt erſt innerhalb des großen Ganzen einen Sinn, da ſie ihnen ſelbſt unmittelbar in keiner Weiſe von Nutzen iſt, vielmehr ganz anderen Zellgruppen zugute kommt. Indem die letzteren nun wiederum wie alle Teile des Ganzen für das Ganze unentbehrliche Funktionen verrichten, ſo tragen ſie damit indirekt, auf Umwegen, auch zur Erhaltung ihres eigenen Daſeins bei. Jeder Organismus, der ja ſeinem Weſen nach eine große Lebensgemeinſchaft iſt, verkörpert nun das Ergebnis einer Geſchichte, welche ſo lang iſt wie die des Lebens ſelbſt. Wir müſſen annehmen, daß die Mehrzellen aus Kolonien einzelliger Lebeweſen hervorgegangen ſind. Bekanntlich finden ſich bei den Protiſten, dem Reich der Einzeller, noch alle Fähigkeiten, wie die zur Nahrungsaufnahme, Fortpflanzung und Fortbewegung, welche bei den Mehrzellern auf viele verſchiedene Zellgruppen verteilt ſind, in einem

ammenseins der Teile in einem lebenden Körper. Die un-
hellseherische Sprache gebraucht nun aber dies Wort in einer
l weiteren Bedeutung, indem sie auch die charakteristische
r der sozialen Gebilde unter ihm begreift. Daß sie damit in-
das Wahre getroffen hat, wird sich zeigen! —
nisation ist kein Nebeneinander von Teilen, etwa in der Art wie
leküle einer Flüssigkeit, eines Gestirns oder auch eines Kristalls
t sind, sondern sie ist für unsere Auffassung allein unter dem
spunkt des Zweckes verständlich. Will man ihr wahres Wesen
n, so ist ein anderer nicht wohl möglich; dies geht schon daraus
daß sich auch bei ganz mechanistisch denkenden Forschern un-
und wie selbstverständlich der Gesichtspunkt des Zweckes ein-
sobald sie auf die Bedeutung der Organisation und der Funk-
er Lebewesen zu sprechen kommen. Die Bestimmung des Wesens
anisation, auf eine kurze Formel gebracht, muß etwa lauten:
ation ist ein derartiges Ineinanderwirken von Teilen, die zu
ein höheres Ganzes bilden, daß zwischen ihnen eine Arbeits-
ingetreten ist und alle voneinander abhängig sind. Um dies
schematisch auszudrücken: einer ist von allen abhängig, und
alle von diesem einen. Die Einzelnen werden immer mehr,
izierter die Gesamtsumme ihrer Lebensäußerungen ist, zu
dneten Teilen eines sie alle umspannenden, übergeordneten
n dem ihre Individualität sich auflöste und außerhalb der-
nicht mehr bestehen können. Am unbedingtesten trifft diese
für die aus Millionen und Abermillionen Zellen bestehen-
en und pflanzlichen Organismen zu, die ein harmonisch in
lossenes Ganzes bilden. Jeder Teil ist vom anderen abhängig
erhalb der Gemeinschaft undenkbar. Jede Zelle und jedes
nur zu ganz beschränkten Funktionen fähig, die um so enger
d, je höher der Organismus als solcher steht. Ihre Tätig-
überhaupt erst innerhalb des großen Ganzen einen Sinn,
selbst unmittelbar in keiner Weise von Nutzen ist, viel-
nderen Zellgruppen zugute kommt. Indem die letzteren
wie alle Teile des Ganzen für das Ganze unentbehrliche
richten, so tragen sie damit indirekt, auf Umwegen, auch
ihres eigenen Daseins bei. Jeder Organismus, der ja
nach eine große Lebensgemeinschaft ist, verkörpert nun
einer Geschichte, welche so lang ist wie die des Lebens
üssen annehmen, daß die Mehrzellen aus Kolonien ein-
sen hervorgegangen sind. Bekanntlich finden sich bei den
Reich der Einzeller, noch alle Fähigkeiten, wie die zur
ahme, Fortpflanzung und Fortbewegung, welche bei den
f viele verschiedene Zellgruppen verteilt sind, in einem

einzigen Zellorganismus vereinigt. Jene Funktionen sind nun von den einzelnen Zellgruppen der mehrzelligen Organismen gewaltig gesteigert worden, da sie sich ja auf eine ganz enge Tätigkeit spezialisieren konnten; aber nichts dem Wesen nach Neues ist hinzugetreten — eine ganz augenfällige Parallele zu der allmählichen Differenzierung der menschlichen Gesellschaft von der Urhorde zum Kulturstaat.

Übrigens muß man immer wieder staunen, welche Wunderwerke von Anpassung sich manche Einzeller in ihrem Organismus geschaffen haben. So haben z. B. viele Flagellaten verschiedene Bezirke ihres Zellorganismus ganz nach Analogie der Mehrzeller zu bestimmten Funktionen spezialisiert, sei es nun, daß sie Geißeln oder andere sogenannte Organellen ausgebildet hat. Bereits im Leib der Einzeller erblicken wir demnach das gleiche schaffende Prinzip am Werke, welches auch in den höheren Organismen tätig ist. Nun dürfen wir aber die ersteren auch keineswegs als „Urwesen" auffassen, denn sie sind in ihrer Art genau so vollkommen an die Daseinsbedingungen, unter denen sie leben, angepaßt, wie die sogenannten höheren Pflanzen und Tiere. Drängt doch alles Leben nur dahin, sich auszubreiten, sich durchzusetzen, zu leben. Dies versucht es unter den mannigfaltigen Daseinsbedingungen, welche die Erde bietet, auch auf den verschiedensten Wegen zu erreichen. Kann man doch die Ursache für die Zersplitterung der an sich einheitlichen Lebensgewalt darin sehen, daß das Leben, welches in unersättlichem Drang von allem Besitz ergreifen will, auch alle Verhältnisse auszunutzen strebt, was nun dementsprechend eine ganz verschiedene Organisation erfordert. — Jene Einzeller vermehren sich durch Teilung. Ist nun die Teilung keine vollständige, so bleiben die Einzelnen noch in einem organischen Zusammenhang. Eine so entstandene Zellkolonie bringt aber Nahrungsaustausch mit sich. Deshalb macht sie auch Arbeitsteilung möglich, welche es nun gestattet, daß die Einzelnen, ohne mehr ihre Kräfte zu zersplittern, all ihre Energie auf eine bestimmte Tätigkeit richten konnten. Hiermit aber erhöht sich die Gesamtsumme der von allen gemeinsam erreichten physiologischen Leistung beträchtlich gegenüber derjenigen, die erzeugt wird, wenn sie einzeln für sich leben würden. Die Lebensenergie als solche wird also beträchtlich gesteigert. Alles Leben will nun über sich hinausgelangen, da seine Geschehensart (für unsere Anschauungsweise) die der Finalität ist, und es versucht dies unter möglichster Kraftersparnis. Somit muß der einmal vollzogene Zusammenschluß, da er von Vorteil für alle Einzelnen ist, sich immer weiter vervollkommnen. Es wird dies aber auch allmählich die Folge haben, daß die Einzelnen sich immer mehr an jenes Zusammenleben anpaßten und damit zum Einzelleben immer unfähiger wurden. Mit anderen Worten ausgedrückt: jene Kolonien wurden mehr und mehr zu Organismen. Damit wurde das, was einst nur eine

vorteilhafte Anpaſſung war, zum Zwange, zur Notwendigkeit. Auf dem einmal eingeſchlagenen Wege gab es kein Zurück mehr, und damit war den Lebensformen ihr weiterer Entwicklungsgang vorgezeichnet. Derartige Übergangsformen zwiſchen einfachen Kolonien und komplizierten Organismen finden ſich auf den verſchiedenſten Entwicklungsſtufen in der organiſchen Natur vor. Von denſelben Faktoren wird auch die weitere Entwicklung der Arten, ihre fortſchreitende Anpaſſung an beſtimmte Lebensverhältniſſe bedingt. Mit den Eigenſchaften, welche den Einzellern weſentlich ſind, iſt bereits alles Charakteriſtiſche der höheren Organismen, jener komplizierten Zellſtaaten, im voraus gegeben! Die Entwicklung konnte gar nicht zu grundſätzlich anderen Ergebniſſen führen! Es iſt nämlich ein allem Leben immanentes Prinzip, welches Organiſation wie Organismus bedingt.

Bereits kurz wurde erwähnt, daß jene Zellſtaaten wiederum Vergeſellſchaftungen eingehen, denen offenbar die gleichen Prinzipien zugrunde liegen wie ihren Teilen ſelbſt; wir können ſie deshalb als Organismen höherer Art bezeichnen. Und zwar bildet der Zellenſtaat in allen Fällen den Bauſtein, er iſt das einfachſte Gegebene und ſomit Vorausſetzung und Ausgangspunkt aller anderen Erſcheinungsformen des Lebens, alſo auch von Staat und Geſellſchaft. Es iſt nun offenbar, daß das Ganze keine anderen Eigenſchaften haben kann als ſeine Teile. So kann es uns auch nicht überraſchen, wenn wir in den höchſt entwickelten ſozialen Gemeinſchaften dieſelben Grundſätze als wirkend erkennen, welche wir im zellenſtaatlichen Organismus, ja bereits im einfachſten einzelligen Lebeweſen vorgefunden haben! Zu dieſer hier allein auf theoretiſche Überlegungen gegründeten Überzeugung iſt man ja ſchon oftmals, ganz unmittelbar, auf dem Wege der Anſchauung gelangt. Bei vielen Schriftſtellern kann man ſchon den Gedanken, daß zwiſchen Organismus, den Lebensgemeinſchaften der organiſchen Natur und der menſchlichen Geſellſchaft ein innerlicher Weſenszuſammenhang beſtehen müſſe, mehr oder weniger deutlich ausgeſprochen antreffen. Jedoch findet er ſich nirgends irgendwie näher geklärt, geſchweige denn in einer allumfaſſenden Geſetzmäßigkeit des Organiſchen verankert. Hier ſind in erſter Linie die ſogenannten Staaten der Ameiſen, Bienen, Weſpen und Termiten zu nennen, welche dem Forſcher eine große Zahl von Problemen aufgeben, deren Löſung, wie wir jetzt ſagen können, für allgemeinſte biologiſche Fragen von noch nicht abzuſehender Bedeutung ſein dürfte. Jene Staatengebilde ſind ſeit dem Altertum bis auf unſere Tage der Gegenſtand zahlloſer Unterſuchungen und Betrachtungen geweſen, aber je eingehender man ſich mit ihnen beſchäftigte, deſto ſchwieriger und unlöslicher erſchienen die ſich ergebenden Fragen.

Nun bin ich im Laufe langer eingehender Beſchäftigung mit dieſen

ıfte Anpassung war, zum Zwange, zur Notwendigkeit. Auf
nal eingeschlagenen Wege gab es kein Zurück mehr, und damit
Lebensformen ihr weiterer Entwicklungsgang vorgezeichnet.
e Übergangsformen zwischen einfachen Kolonien und kom-
ı Organismen finden sich auf den verschiedensten Entwicklungs-
ı der organischen Natur vor. Von denselben Faktoren wird auch
ere Entwicklung der Arten, ihre fortschreitende Anpassung an
ıte Lebensverhältnisse bedingt. Mit den Eigenschaften, welche
ızellern wesentlich sind, ist bereits alles Charakteristische der
Organismen, jener komplizierten Zellstaaten, im voraus ge-
Die Entwicklung konnte gar nicht zu grundsätzlich anderen Ergeb-
ühren! Es ist nämlich ein allem Leben immanentes Prinzip,
Organisation wie Organismus bedingt.
ıs kurz wurde erwähnt, daß jene Zellstaaten wiederum Ver-
ıftungen eingehen, denen offenbar die gleichen Prinzipien zu-
liegen wie ihren Teilen selbst; wir können sie deshalb als
ımen höherer Art bezeichnen. Und zwar bildet der Zellen-
allen Fällen den Baustein, er ist das einfachste Gegebene und
ıraussetzung und Ausgangspunkt aller anderen Erscheinungs-
es Lebens, also auch von Staat und Gesellschaft. Es ist nun
daß das Ganze keine anderen Eigenschaften haben kann als
r. So kann es uns auch nicht überraschen, wenn wir in den
wickelten sozialen Gemeinschaften dieselben Grundsätze als
kennen, welche wir im zellenstaatlichen Organismus, ja be-
nfachsten einzelligen Lebewesen vorgefunden haben! Zu dieser
auf theoretische Überlegungen gegründeten Überzeugung ist
on oftmals, ganz unmittelbar, auf dem Wege der Anschau-
r. Bei vielen Schriftstellern kann man schon den Gedanken,
n Organismus, den Lebensgemeinschaften der organischen
der menschlichen Gesellschaft ein innerlicher Wesenszu-
g bestehen müsse, mehr oder weniger deutlich ausgesprochen
edoch findet er sich nirgends irgendwie näher geklärt, ge-
n in einer allumfassenden Gesetzmäßigkeit des Organischen
ier sind in erster Linie die sogenannten Staaten der Ameisen,
ıpen und Termiten zu nennen, welche dem Forscher eine
on Problemen aufgeben, deren Lösung, wie wir jetzt sagen
llgemeinste biologische Fragen von noch nicht abzusehen-
g sein dürfte. Jene Staatengebilde sind seit dem Alter-
unsere Tage der Gegenstand zahlloser Untersuchungen
ıngen gewesen, aber je eingehender man sich mit ihnen
esto schwieriger und unlöslicher erschienen die sich er-
en.
im Laufe langer eingehender Beschäftigung mit diesen

Problemen zu der Erkenntnis gelangt, daß jene Gesellschaften allein aus denselben Grundsätzen wie ein Organismus verstanden werden können, und ich muß sagen, daß gerade meine Arbeiten auf diesem Gebiet zu der Entwicklung der hier niedergelegten Ansichten den Anstoß gegeben haben. Weist doch die immer weiter fortschreitende Kastendifferenzierung ganz eigenartige Beziehungen zu der sich immer mehr vervollkommnenden Differenzierung der Organismen in unterschiedliche, verschiedenen physiologischen Funktionen angepaßte Gewebe und Organe auf. Die in jenen Insektenstaaten herrschende Arbeitsteilung, welche auf Unterschieden in der Körperorganisation der Einzelnen beruht und somit notwendig ist, besitzt sodann große Ähnlichkeit mit dem Ineinandergreifen der Teile eines Zellenstaates. An dieser Stelle muß ich mich auf diesen Hinweis beschränken und kann nur auf meine diesbezüglichen Arbeiten zur näheren Orientierung verweisen. Jedenfalls liegt ein Vergleich jener Gebilde mit der menschlichen Gesellschaft auf einer viel weiteren Linie. Unzweifelhaft hat er seine Berechtigung; jedoch in anderer Weise, als oft angenommen wird. Nämlich nicht auf psychischen Eigenschaften, die in beiden, wie man oft annahm, in ähnlicher Weise in Erscheinung treten soll, beruht diese Wesensverwandtschaft, sondern einzig auf Übereinstimmung der sich in beiden verwirklichenden einheitlich und unbewußt wirkenden Prinzipien. Mit gleichem Recht hat man den menschlichen Staat wiederum einen Organismus genannt. Auch dieser Vergleich ist ja keineswegs neu und bedarf wohl keiner besonderen Begründung; die Beziehungen liegen zu deutlich vor Augen. Nicht allein H. Spencer hat diese Parallele in seinem System der synthetischen Philosophie mit vollstem Bewußtsein durchgeführt, sondern auch alle unsere Soziologen betrachten die Gesellschaft mehr oder weniger bewußt als eine Art Organismus, und alle ihre so mannigfaltigen Bestimmungen sind mehr oder minder deutliche Umschreibungen dieses einen Begriffs.

Eine sehr bedeutsame Übereinstimmung zwischen Organismus und Gesellschaft liegt in der Fähigkeit beider zur Selbstregulation. Tritt im Organismus irgendeine Störung ein, so wird dieser auf die mannigfaltigste Weise begegnet: es tritt Funktionsänderung ein, Reservenahrung wird angegriffen, bestimmte Organe vermehren ihre Leistungen auf Kosten anderer um ein Bedeutendes usw. Etwas ganz Ähnliches vollzieht sich in der Gesellschaft, wenn diese plötzlich aus ihrem wohlausbalancierten Gleichgewicht gebracht wird. Dies können wir ja im Kriege täglich beobachten! Bei Abschneidung der Zufuhr werden sofort Vorkehrungen zur Rationierung von Nahrungs- und Gebrauchsmitteln getroffen. Es bilden sich, wie aus dem Nichts, Organisationen, welche den Zweck haben, bestimmten Schäden zu steuern, das ganze Wirtschaftsleben erfährt eine Umgruppierung usw. Grundsätz-

lich handelt es ſich in beiden Fällen um denſelben Vorgang. Jedoch iſt er im erſteren durch das Unbewußte, im letzteren durch das Bewußtſein bedingt. Hier erfährt eine Lehre E. v. Hartmanns eine intereſſante Beſtätigung: wirkt nämlich das Unbewußte im Organismus zielſicher und beſtimmt, ſo findet das Bewußte nur taſtend und unſicher nach vielem Probieren den rechten Weg. — Ja, auch die zahlreichen Lebensgemeinſchaften in der organiſchen Natur ſind organismenhafte Gebilde. Ein ſolcher Organismus höherer Ordnung iſt z. B. der Wald, welcher ſich ſelbſt wieder aus zahlreichen niederen Lebensgemeinſchaften zuſammenſetzt. Auch hier muß, wenn man nach der Bedeutung dieſes Zuſammenlebens fragt, genau dasſelbe geantwortet werden, was beim Zellenſtaat geſagt wurde, denn in ihnen iſt Arbeitsteilung ebenfalls die Grundlage, auf der alles ruht, und kein Teil kann ohne die anderen beſtehen. Ebenſo beruht auch die Entwicklung jener Lebensgemeinſchaften auf dem erſtmals nur vorteilhaften Zuſammenſchluß, der durch Anpaſſung allmählich zur Notwendigkeit wurde. Dieſe Verhältniſſe ſind bei analyſierender Erforſchung der Erſcheinungen leicht aufzudecken. So lag es denn auch ganz nahe, von dem Staat oder dem Wald als von Organismen zu ſprechen. Und doch fühlen wir, daß das Weſen jener untereinander ſelbſt wieder ſo verſchiedenen Vergeſellſchaftungen mit dem Begriff des Organismus, der damit ſo leicht zum leeren Schlagwort wird, nicht voll erfaßt werden kann, und daß ſie ſich, jede wieder aus anderen Gründen, unter dieſem Begriff nicht völlig unterbringen laſſen: ein Reſt bleibt. —

In dieſer Tatſache iſt es denn auch begründet, daß die ſtrenge Wiſſenſchaft derartigen Vergleichen mißtrauiſch gegenüberſteht und ſie höchſtens als hilfreiche Analogie duldet, wenn ſie dieſelben nicht völlig verbannt, da ſie doch nur falſche Löſungen vortäuſchen. Und hat nicht dieſer Standpunkt ſeine Berechtigung, wenn die Dinge ſo liegen, wie wir ſie eben dargelegt haben? Nun zeigt es ſich aber, daß jene Widerſprüche in der falſchen Perſpektive begründet ſind, unter der wir die Dinge ſchauen, und daß ſich jene Gegenſätze auflöſen, wenn wir die Erſcheinungen von einer höheren Warte des Erkennens betrachten. Es ſtellt ſich dann heraus, daß jener Begriff vom Organismus, unter dem wir das organiſche Prinzip deshalb zuerſt erfaßt haben, weil die Beſchäftigung mit den zellenſtaatlichen Organismen uns am nächſten lag, zu eng iſt, um aus ihm alle organismenhaften Gebilde zu begreifen, ja daß es überhaupt völlig verfehlt iſt, wenn wir ihn zu einem allgemeinen, alles unter ſich umfaſſenden Begriff erheben! Die menſchliche Geſellſchaft, der Wald uſw. ſind ebenſowenig „Organismen" wie der Organismus ein „Staat" iſt. Sie ſind vielmehr ſämtlich gleichgeordnete, ſelbſtändige Erſcheinungsformen, in denen ein ihnen allen übergeordnetes Prinzip auf verſchiedene, den Verhältniſſen jeweils entſprechende Weiſe ſich

lt es sich in beiden Fällen um denselben Vorgang. Jedoch ist
eren durch das Unbewußte, im letzteren durch das Bewußte
gt. Hier erfährt eine Lehre E. v. Hartmanns eine interessante
ng: wirkt nämlich das Unbewußte im Organismus zielsicher
mmt, so findet das Bewußte nur tastend und unsicher nach vielem
n den rechten Weg. — Ja, auch die zahlreichen Lebensgemein-
in der organischen Natur sind organismenhafte Gebilde. Ein
rganismus höherer Ordnung ist z. B. der Wald, welcher sich
der aus zahlreichen niederen Lebensgemeinschaften zusammen-
ch hier muß, wenn man nach der Bedeutung dieses Zusammen-
agt, genau dasselbe geantwortet werden, was beim Zellenstaat
urde, denn in ihnen ist Arbeitsteilung ebenfalls die Grundlage,
alles ruht, und kein Teil kann ohne die anderen bestehen.
beruht auch die Entwicklung jener Lebensgemeinschaften auf
mals nur vorteilhaften Zusammenschluß, der durch Anpassung
h zur Notwendigkeit wurde. Diese Verhältnisse sind bei ana-
er Erforschung der Erscheinungen leicht aufzudecken. So lag
auch ganz nahe, von dem Staat oder dem Wald als von Or-
n zu sprechen. Und doch fühlen wir, daß das Wesen jener unter-
selbst wieder so verschiedenen Vergesellschaftungen mit dem
es Organismus, der damit so leicht zum leeren Schlagwort
t voll erfaßt werden kann, und daß sie sich, jede wieder aus
ründen, unter diesem Begriff nicht völlig unterbringen lassen:
leibt. —

Tatsache ist es denn auch begründet, daß die strenge Wissen-
tigen Vergleichen mißtrauisch gegenübersteht und sie höchstens
e Analogie duldet, wenn sie dieselben nicht völlig verbannt,
ur falsche Lösungen vortäuschen. Und hat nicht dieser Stand-
Berechtigung, wenn die Dinge so liegen, wie wir sie eben
ben? Nun zeigt es sich aber, daß jene Widersprüche in der
pektive begründet sind, unter der wir die Dinge schauen,
jene Gegensätze auflösen, wenn wir die Erscheinungen
eren Warte des Erkennens betrachten. Es stellt sich dann
ner Begriff vom Organismus, unter dem wir das or-
ip deshalb zuerst erfaßt haben, weil die Beschäftigung
taatlichen Organismen uns am nächsten lag, zu eng ist,
lle organismenhaften Gebilde zu begreifen, ja daß es
lig verfehlt ist, wenn wir ihn zu einem allgemeinen, alles
assenden Begriff erheben! Die menschliche Gesellschaft,
sind ebensowenig „Organismen" wie der Organismus
Sie sind vielmehr sämtlich gleichgeordnete, selbständige
rmen, in denen ein ihnen allen übergeordnetes Prinzip
e, den Verhältnissen jeweils entsprechende Weise sich

Geltung verschafft. Wir dürfen sie demnach nicht einander unterordnen, sondern müssen sie vielmehr einander gleichsetzen! Denn in ihnen allen wirken dieselben Gesetze des Lebens, die, je nach dem, was sie als gegeben vorfinden, der Form nach verschiedenes, aber dem Wesen nach stets gleiches hervorbringen. So sind all jene Erscheinungen, ja alle Phänomene des Lebens überhaupt, ein Ausfluß ein und desselben organischen Prinzips! Der Wille zum Leben muß eben, wo er wirkt, überall auch stets wesensverwandte, also organismenhafte Gebilde hervorbringen! Verfolgen wir diese Erkenntnis weiter, so fällt damit ein Licht auch auf die dunkelsten Probleme! Den Satz können wir aus all unseren Untersuchungen ableiten: Das organische Prinzip ist allem Leben immanent!

Und auch alles, was das Leben nun selbst wieder hervorbringt, untersteht in gewisser Weise jenem Prinzip. Dies gilt nicht allein für die Verfassung von Staat und Gesellschaft, sondern z. B. auch für Bau und Anlage unserer Siedlungen und Städte und ebenso für alle großen in sich geschlossenen industriellen Betriebe. Sie legen mit ihren Fahrsträngen, Straßen und Wasserwegen, ihrem Netzwerk von Wasserleitungen, Telegraphen, Kanalisationsadern einen Vergleich mit den entsprechenden Vorrichtungen eines Organismus auch wirklich sehr nahe. Das gilt in besonderem Grade für unsere Maschinen, die unser Zeitalter so scharfsinnig erdacht hat. Hier wird es erst recht klar, daß wir die Dinge auf den Kopf stellen, wenn wir, wie es das Bemühen vieler Generationen war, das organische Geschehen aus einem maschinellen Prinzip zu begreifen suchen. Denn die Maschine ist ja gerade erst als ein seelenloses Abbild des Lebendigen aus dem Leben in die anorganische Natur hineingetragen, setzt also unbedingt Leben voraus. Das maschinelle Prinzip ist ein blasser, verzerrter Widerschein des organischen, nicht etwa ist letzteres aus ersterem ableitbar, was eine ungeheuerliche Verdrehung der Sachlage wäre. Das Ergebnis unserer Untersuchungen dürfen wir wie folgt zusammenfassen: allen Lebenserscheinungen, angefangen vom Verhalten des Protisten im Wassertropfen bis hinauf zu dem verwickelten Getriebe in den Kulturstaaten, liegt ein einziges, allem Organischen immanentes Prinzip zugrunde!

Die Lebensformen der Menschheit wurzeln somit in tiefsten Tiefen der Natur; sie sind nichts zufällig Gewordenes, was auch anders hätte werden können, oder was etwa durch einen freien Willensentschluß der Menschen grundsätzlich geändert werden könnte, wie das manche Köpfe, die weder biologisch noch historisch denken gelernt haben, zu glauben scheinen. Dies wäre eine gewaltige Überschätzung der Wirksamkeit des rationalen Elements im Menschen, ein Erbe aus der sogenannten Aufklärungszeit, in der man die menschliche Gesellschaft und

ihre Einrichtungen als auf Vertrag hin entstanden betrachtete. In Wahrheit aber sind alle Formen des Lebens der Menschheit nur ein Ausfluß des gleichen in allem Organischen unbewußt wirkenden und schaffenden Willens zum Leben. Der Intellekt des Menschen dient allein der Verwirklichung seiner unbewußt gewollten Zwecke. Schopenhauer gebührt das Verdienst, dieses Verhältnis des Willen zum Intellekt in klarster Weise dargelegt zu haben. Das sich als höchste Blüte des geistigen Lebens der Menschheit entfaltende Erkenntnisprinzip ermöglicht eine Widerspiegelung des Seins, ist aber auf dieses selbst ohne Einfluß. Doch trotzdem, ja vielmehr eben gerade deshalb ist die Erkenntnis des organischen Prinzips für unser Tun und Lassen in Politik und sozialem Leben von höchster Bedeutung, denn sie lehrt uns, wie wir in bewußter Organisationsarbeit unser gesellschaftliches Verhalten ihm entsprechend einrichten, d. h. organisch gestalten können! Denn von dem Glauben, daß wir freie und unumschränkte Schöpfer unseres Geschicks sein könnten, sind wir befreit. Unsere Aufgabe als denkende, erkennende Wesen ist es nun, diesen Prinzipien in allem unsern Handeln weitgehendste Geltung zu verschaffen und sie somit gewissermaßen in — unseren Dienst zu stellen. Versuchen wir aber, sie zu übersehen oder uns gar selbstherrlich über sie hinwegzusetzen, so müssen wir schweres Lehrgeld zahlen und unendlich viel Energie wird nutzlos vergeudet. Wir können letzten Endes doch nicht anders als in Übereinstimmung mit dem organischen Prinzip handeln, da dieses allem Leben immanent ist.

Die große Aufgabe einer wahrhaft auf wissenschaftlich-organischem Boden gegründeten Staatskunst kann nur in klugem Ausnutzen dieser organischen Gesetze bestehen. Diese Forderung schließt hohe Aufgaben in sich. Wir erkannten, daß alles in der organischen Natur danach strebt, höchst mögliches unter möglichster Energieersparnis zu erreichen.

Dies Streben gilt es nun auch bewußt zu unterstützen! Wie das geschehen soll, braucht ja hier nicht näher ausgeführt zu werden; oft genug sind derartige Forderungen schon gestellt worden: hier handelt es sich vor allem um den Nachweis, daß dieselben nicht nur vom menschlichen Verstand ersonnen, sondern von der Natur selbst aufgegeben sind! Mit ihrer Erfüllung verschaffen wir jenen Prinzipien Geltung, von denen unser ganzes Sein getragen wird. Hier nur einige andeutende Hinweise! So gehört die heute so moderne Forderung: freie Bahn dem Tüchtigen, oder wie man auch sagen kann: der rechte Mann auf den rechten Platz, hierher. Das aber bedeutet keine äußere politische Gleichberechtigung aller, die nur gleichmachend wirkt, sondern im Gegenteil organische Gliederung, die aber notwendigerweise eine gewisse Ungleichheit in sich schließt. Nicht eine, welche allein auf Geburt und Vermögen beruht, das durch alle möglichen Mittel oder Zufälle erworben wurde, wohl aber auf Leistungen und im Dienste des Ganzen

nrichtungen als auf Vertrag hin entstanden betrachtete. In
it aber sind alle Formen des Lebens der Menschheit nur ein
des gleichen in allem Organischen unbewußt wirkenden und
den Willens zum Leben. Der Intellekt des Menschen dient allein
wirklichung seiner unbewußt gewollten Zwecke. Schopenhauer
das Verdienst, dieses Verhältnis des Willen zum Intellekt in
Weise dargelegt zu haben. Das sich als höchste Blüte des gei-
Lebens der Menschheit entfaltende Erkenntnisprinzip ermöglicht
iderspiegelung des Seins, ist aber auf dieses selbst ohne Einfluß.
rotzdem, ja vielmehr eben gerade deshalb ist die Erkenntnis des
chen Prinzips für unser Tun und Lassen in Politik und sozi-
eben von höchster Bedeutung, denn sie lehrt uns, wie wir in
er Organisationsarbeit unser gesellschaftliches Verhalten ihm
hend einrichten, d. h. organisch gestalten können! Denn von dem
n, daß wir freie und unumschränkte Schöpfer unseres Geschicks
nten, sind wir befreit. Unsere Aufgabe als denkende, erkennende
ist es nun, diesen Prinzipien in allem unsern Handeln weit-
te Geltung zu verschaffen und sie somit gewissermaßen in —
Dienst zu stellen. Versuchen wir aber, sie zu übersehen oder uns
herrlich über sie hinwegzusetzen, so müssen wir schweres Lehr-
len und unendlich viel Energie wird nutzlos vergeudet. Wir
etzten Endes doch nicht anders als in Übereinstimmung mit
nischen Prinzip handeln, da dieses allem Leben immanent ist.
ße Aufgabe einer wahrhaft auf wissenschaftlich-organischem
gründeten Staatskunst kann nur in klugem Ausnutzen dieser
n Gesetze bestehen. Diese Forderung schließt hohe Aufgaben
ir erkannten, daß alles in der organischen Natur danach
ist mögliches unter möglichster Energieersparnis zu erreichen.
ben gilt es nun auch bewußt zu unterstützen! Wie das ge-
braucht ja hier nicht näher ausgeführt zu werden; oft
derartige Forderungen schon gestellt worden: hier handelt
allem um den Nachweis, daß dieselben nicht nur vom
Verstand ersonnen, sondern von der Natur selbst auf-
Mit ihrer Erfüllung verschaffen wir jenen Prinzipien
denen unser ganzes Sein getragen wird. Hier nur einige
inweise! So gehört die heute so moderne Forderung:
em Tüchtigen, oder wie man auch sagen kann: der rechte
n rechten Platz, hierher. Das aber bedeutet keine äußere
chberechtigung aller, die nur gleichmachend wirkt, sondern
organische Gliederung, die aber notwendigerweise eine
cheit in sich schließt. Nicht eine, welche allein auf Geburt
beruht, das durch alle möglichen Mittel oder Zufälle er-
, wohl aber auf Leistungen und im Dienste des Ganzen

betätigten Fähigkeiten gegründet ist, welcher Art diese auch seien. Somit muß jeder in der Lage sein, sich zu der Stelle im großen Organismus durchzuarbeiten, für die er nach seiner Anlage und Begabung am geeignetsten erscheint: zu seinem und des Ganzen Besten! Doch nicht jeder kann besonderes leisten; aber auch die, deren Arbeit stets Kleinwerk bleiben wird, dürfen nie das Gefühl verlieren, ihrerseits notwendige Teile eines höheren, allumfassenden Ganzen zu sein. Denn alle müssen sich stets bewußt bleiben, daß sie sämtlich von jenem großen Organismus, aus dem sie hervorsproßten, mit Lebenssaft gespeist werden, den sie nun, höher verarbeitet, dem Ganzen wieder zurückgeben müssen.

Diesem Ziel nahe zu kommen, soll das Streben jeder gesunden Staatskunst sein. Es ist dies aber nur möglich, wenn dem organischen Prinzip bewußt Geltung verschafft wird. Und das muß klarer als bisher oft geschehen, setzt aber selbstverständlich Bekanntschaft mit jenen alles Organische beherrschenden Grundsätzen voraus. Gerade hieran mangelt es aber in vielen Fällen. Und in dieser einen Tatsache ist die oft gerügte Zielloſigkeit in der Leitung und das oft mangelhafte Zusammenarbeiten der einzelnen Organe begründet. Ist auch ein Idealzustand nie erreichbar, so wird doch eine vorausschauende Politik manche inneren und äußeren Reibungen vermeiden und damit zum Wohl des Ganzen unendlich viel Energie sparen, die dafür allgemeinen Zwecken nutzbar gemacht werden kann.

Die Erkenntnis des organischen Prinzips führt also zu im wesentlichen ganz denselben Forderungen, zu denen man auch von einer ganz andern Seite her, nämlich auf Grund der energetischen Naturbetrachtung gelangt. Diese Feststellung erscheint mir immerhin recht anregend und bedeutsam!

Eine wahre wissenschaftliche Lebenslehre schreibt somit dem Leben nicht auf Grund theoretischer Ausklügeleien vor wie es sein soll, sondern sie erblickt ihre Aufgabe darin, die allgemeine Richtung des großen Werdestromes zu erkennen, und somit in ihren Aussagen und Forderungen von rein subjektiv-willkürlichen Behauptungen und Wünschen immer mehr zum Naturbegründeten, also zur Gesetzmäßigkeit zu gelangen!

Alfred Kurella / Das Körpergefühl und sein Ausdruck

Wir wissen heute, daß das neue Körpergefühl und seine bewußte Ausgestaltung zu den Quellkräften der Jugendbewegung gehört.

Die Zeit, in der es ins Bewußtsein des Jugendlichen tritt und nach Richtung, Nahrung und Gestalt ringt, ist die der ersten Knaben- und Mädchenzeit, wo die Einzelnen noch ganz in sich und das Wunder ihrer zweiten Geburt eingeschlossen sind. Die Freude am eigenen Körper und seinen Bewegungen, die Sehnsucht, in ihm, im vollendeten Ausdruck seiner vollendeten Form aus der menschlichen Enge herauskommen, Gott dienen zu können, beherrscht hier das Suchen. Das neue Gefühl, das schwer verständliche Drängen, ist ein strenger Forderer; denn zum rechten Leben kommt es erst, wenn es sich ganz mit allen Teilen und Werten des Leibes verbunden hat, wenn es alles durchdringt und die Seele des Menschen in den Zustand der schwebenden, Geist- und Körperwesen in Einem empfindenden, Sicherheit gebracht hat, aus der Bewegung und Gedanke in neuen Rhythmen fließen.

Der Weg dahin ist weit. Darum gab die Natur denen, die, als Beginnende, ihn nicht ganz zurücklegen können, das Vorgefühl der Vollendung, so daß auch die unvollkommen Strebenden nicht ganz des neuen Lebens unteilhaftig bleiben. Und wir alle sind erst noch Strebende.

Aber schon sind gültige Wegzeichen errichtet, schon vollendete Formen gefunden für die Stufen. Alle die, die den Leib von innen zu bauen und den Geist zu binden suchen, die den Weg der alten Lehren von der Kraft der Sammlung in Atem, Speise und Samen beschreiten und so zu der Einheit des Seelenleibes in jeder Tat des Tages gelangen; die der Kraft, der Schönheit und dem Ebenmaß ihrer Glieder alle Pflege zuwenden in der Gymnastik und nun wieder alle Fülle ihrer Zwieheit Körper und Geist ahnen; die mit all ihrer Leiblichkeit dem großen Wirken des Geistes in der Musik sich hingeben und in der Hingabe zur leichten freien Form sich emportragen lassen; die endlich, ohne große Kunstfertigkeit, den drängenden Bewegungen ihrer Körper freieren Lauf lassen im Scherz und Spiel — sie alle formen das neue Gefühl und allen wird eine Ahnung, stärker oder schwächer vom Wesen der Erfüllung.

Doch all dieser Ausdruck ist, bis auf den letztgenannten, der aber überhaupt nicht sehr tief verankert ist, an den Einzelnen gebunden und kann nicht Erfüllung sein für jene, die die Zeit des In-sich-genug-seins überwunden haben und zum andern, zur Welt, streben.

Für die Zeit, in der diese Beziehungen zu dem Außer-mir entstehen,

ed Kurella / Das Körpergefühl und sein Ausdruck

ir wissen heute, daß das neue Körpergefühl und seine bewußte Ausgestaltung zu den Quellkräften der Jugendbewegung gehört.

eit, in der es ins Bewußtsein des Jugendlichen tritt und ichtung, Nahrung und Gestalt ringt, ist die der ersten Knabenädchenzeit, wo die Einzelnen noch ganz in sich und das Wunder zweiten Geburt eingeschlossen sind. Die Freude am eigenen r und seinen Bewegungen, die Sehnsucht, in ihm, im vollenusdruck seiner vollendeten Form aus der menschlichen Enge ommen, Gott dienen zu können, beherrscht hier das Suchen. ne Gefühl, das schwer verständliche Drängen, ist ein strenger r; denn zum rechten Leben kommt es erst, wenn es sich ganz n Teilen und Werten des Leibes verbunden hat, wenn es alles ngt und die Seele des Menschen in den Zustand der schwebenist- und Körperwesen in Einem empfindenden, Sicherheit gat, aus der Bewegung und Gedanke in neuen Rhythmen fließen. eg dahin ist weit. Darum gab die Natur denen, die, als Be ihn nicht ganz zurücklegen können, das Vorgefühl der Voll so daß auch die unvollkommen Strebenden nicht ganz des neuen nteilhaftig bleiben. Und wir alle sind erst noch Strebende. hon sind gültige Wegzeichen errichtet, schon vollendete Formen für die Stufen. Alle die, die den Leib von innen zu bauen Geist zu binden suchen, die den Weg der alten Lehren von der Sammlung in Atem, Speise und Samen beschreiten er Einheit des Seelenleibes in jeder Tat des Tages gelangen; aft, der Schönheit und dem Ebenmaß ihrer Glieder alle nden in der Gymnastik und nun wieder alle Fülle ihrer örper und Geist ahnen; die mit all ihrer Leiblichkeit dem en des Geistes in der Musik sich hingeben und in der Hinhten freien Form sich emportragen lassen; die endlich, ohne ertigkeit, den drängenden Bewegungen ihrer Körper freieren m Scherz und Spiel — sie alle formen das neue Gefühl d eine Ahnung, stärker oder schwächer vom Wesen der

ieser Ausdruck ist, bis auf den letztgenannten, der aber cht sehr tief verankert ist, an den Einzelnen gebunden und rfüllung sein für jene, die die Zeit des In-sich-genug-seins haben und zum andern, zur Welt, streben.
, in der diese Beziehungen zu dem Außer-mir entstehen,

wo sie wachsen, bis es in der Hingabe des Einen an den Anderen zur dritten Geburt, zur Aufnahme in die lebendige Welt kommt, fehlt aller körperliche Ausdruck.

Die Sprache des Körpers, deren Worte das Steigen und Fallen, das Hin und Her der Spannungen zwischen den Menschen schritthaltend begleiten sollten, ist verpönt, aus unserem Zusammensein verbannt. Eine Gesellschaft, deren entartete und zum Mechanismus gewordene Geschlechtlichkeit alles Gefühl für feinere Beziehungen verlernt hat, kann den Eigenwert zarterer körperlicher Ausdrucksformen zwischen Menschen nicht mehr sehen. Jede Berührung, jeden Kuß registriert sie nur als eine Verhaltenheit, ein nichterfülltes Ganz-auf-den-Leib-rücken. Und diese Einschätzung, die wir von bedeutenden Forschern wiederholen hören, hat uns selbst stutzig gemacht; eigene Beobachtungen — wie sehr hat nicht auch schon uns das tägliche Leben und unsere Umgebung in die Verwilderung des Trieblebens hineingestoßen — scheinen der Anschauung recht zu geben. Und so halten wir an uns und lassen die Neigung des Herzens in der vergeblichen Sehnsucht nach der Erlösung durch die Geste sich verzehren und verzerren.

Alle Menschen und Dinge stehen in jedem Augenblick in ganz bestimmten Beziehungen zueinander; geistig, räumlich und darin, wieweit diese Beziehungen bewußt verschoben werden dürfen. Es gibt ganz bestimmte Grenzen, über die hinaus ich mich einem Menschen nicht ungestraft räumlich oder geistig nähern darf. Wird die Grenze überschritten, so stoßen die Menschen sich ab wie zwei elastische Körper, die man näher aneinandergebracht hat, als ihr Umfang es eigentlich gestattete. Leicht bleibt ein Mal dabei zurück. Und zwingt man die Menschen, trotz ihres Auseinanderstrebens, dort zu verharren, so kommt es zu unerträglichen Spannungen: als Haß in den unglücklichen Ehen, als Abscheu bei den wahllos monatelang im engen Unterstand zusammengezwungenen Menschen im Felde, wo nur Stumpfheit oder mechanische Kameradschaft über das Quälende der Lage hinweghelfen kann, als ewige Feindschaft, wie sie Mars und Aphrodite trennt, seit Hephästos ihre Körper zusammenschmiedete.

Empfinden wir bestehende seelische Bindungen und Neigungen noch ziemlich klar und bis in feine Verzweigungen hinein, so ist uns der Instinkt für ihren körperlichen Ausdruck ganz verloren gegangen. Wir selber glauben uns alle jene Vorstufen leiblicher Vereinigung erst dann gestatten zu dürfen, wenn wir fühlen, daß das Verhältnis bis zum Letzten führt. (Die bürgerliche Moral findet dafür die Form, daß sie erst den Verlobten einen etwas zärtlicheren Händedruck, einen Kuß öffentlich gestattet.) Und dies Zaudern, diese Ungeübtheit in der Zwiesprache der Glieder — Monologe sind uns geläufiger — führt zu Qual und Verzerrung. Der Tempel der Vereinigung, der Hingabe, ist

verbaut durch einen Wald ungewohnter Gesten, die Bewegungen, die Liebkosungen überstürzen und verwirren sich, Angst fällt ein, und das Schiff der Erfüllung, das stolz auf den Wogen der Leidenschaft dahinfahren sollte, kentert oder kommt zerzaust und häßlich zum Ziel.

Aber wir brauchen nicht so weit zu gehen. Wir kennen doch alle die Lage, wenn wir empfinden, der andere könnte unsere Not durch ein sanftes Streichen über unsere Hand bannen, unsere Freude durch seine jubelnde Umarmung zur letzten Höhe führen — und er bleibt fern, während wir fühlen, wie sein Herz uns nahe und gerade so geöffnet ist, wie wir es ersehnen. Den verlorenen Mut mit der Geste der helfenden Hand, unserem Gefühl für den anderen Menschen Ausdruck zu geben, müssen wir uns wiedergewinnen. Es kann nicht so schwer sein; in der Erfahrung ist uns das Gefühl für die Grenze noch ziemlich stark geblieben: wir empfinden es sofort dann, wenn wir einem Menschen körperlich nähergetreten sind, als wir durften. Wie sollte es da nicht gelingen, herauszufinden, wie weit wir mindestens zu ihm kommen dürfen oder vielmehr müßten.

Eine solche Erziehung des Körpergefühls in der Gemeinschaft — denn in ihr liegt Sinn und Weg dieser Erziehung — wird mit einer feineren Ausbildung unserer Sexualität Hand in Hand gehen müssen. Jede Stelle unseres Körpers können wir ja als Organ besonderen Grades für diese auffassen. Auf alle Menschen werden wir verschieden (oder doch annähernd verschieden) mit unserem Körper reagieren. In dieser Verschiedenheit spricht sich außer der Stärke der bestehenden Beziehung die Möglichkeit ihrer Erfüllung aus. Ja, nur darin, d. h. in dem Wunsche, die bestehende Spannung durch eine Vereinigung von Hand, Wange, Mund oder was es sei zu lösen, wird sich das Verhältnis zum andern uns bemerkbar machen. Die tiefste Zusammengehörigkeit wird es bedeuten — immer vorausgesetzt, daß unsere Sexualität nicht schon überreizt und mechanisiert ist —, wenn wir den andern mit dem Geschlecht herbeisehnen, dem Teil unseres Körpers, in dem die Säfte und Kräfte vereinigt sind, die, als innere Sekretion und Samen, die ungeheure Bedeutung für den Aufbau unseres eignen Körpers, gerade seiner Geistigkeit, und die Entstehung eines neuen Menschen haben. Das ist das größte Opfer, das wir dem Geiste bringen können, wenn wir im Erleben dieser tiefsten Leiblichkeit in Gemeinschaft mit einem anderen Wesen über uns selbst und unsere irdische Gebundenheit vergessend uns erheben.

Angesichts dieses Höhepunktes sind alle anderen Grade leiblicher Vereinigung nur Vorstufen. Aber das nimmt ihnen nichts von ihrem Selbstwert als Erfüllung zwischen den Menschen, die nicht Letztes einander zu geben bestimmt sind. Und gerade weil es nur wenige Menschen sein werden, denen wir uns ganz hingeben, müssen wir, um nicht bei anderen

durch einen Wald ungewohnter Gesten, die Bewegungen, die
ungen überstürzen und verwirren sich, Angst fällt ein, und das
er Erfüllung, das stolz auf den Wogen der Leidenschaft da-
en sollte, kentert oder kommt zerzaust und häßlich zum Ziel.
wir brauchen nicht so weit zu gehen. Wir kennen doch alle die
wenn wir empfinden, der andere könnte unsere Not durch ein
Streichen über unsere Hand bannen, unsere Freude durch seine
e Umarmung zur letzten Höhe führen — und er bleibt fern, wäh-
ir fühlen, wie sein Herz uns nahe und gerade so geöffnet ist,
r es ersehnen. Den verlorenen Mut mit der Geste der helfen-
nd, unserem Gefühl für den anderen Menschen Ausdruck zu
müssen wir uns wiedergewinnen. Es kann nicht so schwer sein;
Erfahrung ist uns das Gefühl für die Grenze noch ziemlich
blieben: wir empfinden es sofort dann, wenn wir einem Men-
rperlich nähergetreten sind, als wir durften. Wie sollte es da
lingen, herauszufinden, wie weit wir mindestens zu ihm kom-
rfen oder vielmehr müßten.

solche Erziehung des Körpergefühls in der Gemeinschaft —
ihr liegt Sinn und Weg dieser Erziehung — wird mit einer
Ausbildung unserer Sexualität Hand in Hand gehen müssen.
elle unseres Körpers können wir ja als Organ besonderen
für diese auffassen. Auf alle Menschen werden wir verschieden
annähernd verschieden) mit unserem Körper reagieren. In
rschiedenheit spricht sich außer der Stärke der bestehenden Be-
ie Möglichkeit ihrer Erfüllung aus. Ja, nur darin, d. h. in
sche, die bestehende Spannung durch eine Vereinigung von
nge, Mund oder was es sei zu lösen, wird sich das Verhält-
ndern uns bemerkbar machen. Die tiefste Zusammengehö-
es bedeuten — immer vorausgesetzt, daß unsere Sexuali-
on überreizt und mechanisiert ist —, wenn wir den andern
rschlecht herbeisehnen, dem Teil unseres Körpers, in dem
nd Kräfte vereinigt sind, die, als innere Sekretion und
ngeheure Bedeutung für den Aufbau unseres eignen Kör-
seiner Geistigkeit, und die Entstehung eines neuen Men-
Das ist das größte Opfer, das wir dem Geiste bringen
wir im Erleben dieser tiefsten Leiblichkeit in Gemein-
nem anderen Wesen über uns selbst und unsere irdische
t vergessend uns erheben.

dieses Höhepunktes sind alle anderen Grade leiblicher Ver-
Vorstufen. Aber das nimmt ihnen nichts von ihrem Selbst-
üllung zwischen den Menschen, die nicht Letztes einander
nmt sind. Und gerade weil es nur wenige Menschen sein
wir uns ganz hingeben, müssen wir, um nicht bei anderen

fehlzugehen und mit unerzogenem Gefühl die Grenze zu überschreiten, alle Vorstufen schon gestalten. Unendlich mannigfaltig sind die Formen. Der Handkuß wird wieder zu Ehren kommen, die Umarmung und alle jene anderen Gestalten für plötzliche Bewegung des Herzens; die Ruhe zu zweien, das stumme Hand in Hand und der stille kraftspendende Schlaf Seite an Seite; Tanz endlich und das lustige Durcheinander in Spiel und Scherz, das uns heute aus Steifheit oder aber plötzlich durchbrechender Raserei so selten recht gelingen will. Wir ahnen es kaum, welche Fülle hier verborgen liegt und welche Befreiungen und Freuden derer harren, die es wieder einmal wagen, ihre Körperlichkeit auch andern Wesen liebend zu offenbaren.

K. Schmeing/Sed vitae discimus

Pädagogische Kriegslehren

Als ich vor einigen Monaten nach einer vierjährigen Militär- und dreijährigen Kriegszeit die erste Verbindung mit dem praktischen Unterricht wieder aufnahm, wußte ich im Gespräche mit einem älteren Kollegen nicht mehr, wann die Schlacht bei Philippi war. Der liebenswürdige Professor der alten Philologie äußerte daraufhin schwere Sorge um den pädagogischen Nachwuchs: Die Lehrer im Felde, die Kandidaten, Studenten, Schüler desgleichen, alle dem Unterrichte jahrelang entfremdet: Was soll da werden, wohin soll das führen?

Dagegen glaube ich, die aus dem Kriege wiederkehren — nicht alle kehren wieder — werden nicht die schlechtesten Philologen. Der Krieg hat Schäden genug gebracht, aber der Schaden, daß er manchen Philologen aus seinem Berufe riß, ist leichter und schneller zu heilen als man glaubt, und nach meiner Erfahrung ist es sogar ein ganz eigener Reiz, mit frischem Interesse das Altbekannte und doch wieder Neue, alles das früher so Geläufige, halb und ganz Entschwundene aus der langen Verbannung wieder zurückzulocken. Unerwartet schnell kehrt alles wieder, man ist in ebensoviel Wochen wieder eingearbeitet, als man Jahre gefehlt hat. Unterrichtsunarten wie pädagogisches Echo und unrichtige Fragestellung werden durch Selbstbeobachtung und gelegentliche Hospitation schnell abgelegt, und die materielle Grundlage, die Kenntnis des Stoffes, stellt sich mit dem fortschreitenden Unterrichte von selber wieder ein, nur daß die Vorbereitung der einzelnen Stunden im Anfange längere Zeit beansprucht.

Das alles bringt zwar dem Lehrer für den Anfang vermehrte Arbeit, ohne jedoch für den Fortschritt der Schüler von Nachteil zu sein. Und auf die Dauer wird die Bilanz ergeben, daß auch für den Lehrer

die Nachteile der Kriegsteilnahme, rein pädagogisch genommen, von den Vorteilen mehr als aufgewogen werden.

Der gewöhnliche, allzusehr vorgezeichnete, wenig die selbständige Überlegung beanspruchende Werdegang des Oberlehrers ist zu rein wissenschaftlich, um mit dem praktischen Leben, das um Gymnasium, Studentenbude und Hörsaal flutet, so viele Beziehungen haben zu können wie etwa Juristerei und Medizin, denen immer von neuem praktische Fälle der Gegenwart zur Entscheidung vorliegen. Sie sind dadurch, wenigstens zum großen Teil, Gegenwartswissenschaften geworden, und die Medizin hat darüber hinaus in dem großen Gedanken der Prophylaxe erkannt, daß ihre schönste und wichtigste Aufgabe in der Arbeit für die Zukunft liegt. Die Philologie dagegen steckt fast nur in der Vergangenheit. Millionen Maschinen gehen, tausend Schiffe fahren, im Parlament und Bundesrat beschließt man vielleicht gerade Gesetze, die auch das Schicksal der Philologiestudenten entscheidend mitbestimmen. Alles das klingt wie aus weiter Ferne in den Unterricht und ist dem Auge durch die Milchglasscheiben entzogen. Gegenwärtig sind dagegen in der Schule die Lebensdaten längst gestorbener Völker, und die Verfassungskämpfe zwischen Patriziern und Plebejern lange ante Christum natum kennt schon der sechzehnjährige Sekundaner ganz genau. Alle diese Vergangenheit beansprucht den Bildungsgang einer ganzen Jugend, auf dem Gynasium und nach kurzer Freiheit weiter auf der Universität, sobald das Examen den Studenten in seinen vorausgeworfenen frostigen Schatten zieht.

Sollte der Krieg mit seinem furchtbaren gegenwärtigen Geschehen und seiner schicksalsschweren Zukunftsbedeutung es fertig bringen, auch das rückwärts gewandte Gesicht der Philologie mit rücksichtslosem Ruck auf Gegenwart und Zukunft einzustellen, so hätte der große Völkerfeind ungewollt ein gutes Werk getan, und zwar entsprechend der Grundtendenz des Wortes: Sed vitae discimus.

Eine Folge der dem gegenwärtigen Leben abgewandten Erziehung des Philologen ist, daß er sich leicht in eine Art Berufseinsamkeit einspinnt, die ihm als Weltfremdheit, Verstiegenheit der Gedanken usw. von anderen Berufen vorgeworfen wird.

Wer in dieser Art Philologe war und kam in den Krieg, der wurde jäh aus der Einsamkeit herausgerissen. Für manchen war es eine Art Tragik, daß er erst im Kriege unter der Herrschaft des Todes erkennen mußte, wie reich das Leben und vielgestaltig die Menschheit ist. Er wurde mit allen Ständen zusammengeworfen und sah, daß sowohl der Industriearbeiter, der biedere Dorfschmied, der Schneider auf der Handwerkerstube und der Landwirtssohn sich auf ihre Art ebenso und oft viel selbständiger ihr Leben eingerichtet und sich ihre Anschauung von Welt und Menschen gebildet hatten wie irgendein Studierter.

)teile der Kriegsteilnahme, rein pädagogisch genommen, von
teilen mehr als aufgewogen werden.
wöhnliche, allzusehr vorgezeichnete, wenig die selbständige Über-
)eanspruchende Werdegang des Oberlehrers ist zu rein wissen-
), um mit dem praktischen Leben, das um Gymnasium, Stu-
ude und Hörsaal flutet, so viele Beziehungen haben zu können
)a Juristerei und Medizin, denen immer von neuem praktische
r Gegenwart zur Entscheidung vorliegen. Sie sind dadurch,
ns zum großen Teil, Gegenwartswissenschaften geworden,
Medizin hat darüber hinaus in dem großen Gedanken der
lage erkannt, daß ihre schönste und wichtigste Aufgabe in der
für die Zukunft liegt. Die Philologie dagegen steckt fast nur
)ergangenheit. Millionen Maschinen gehen, tausend Schiffe
im Parlament und Bundesrat beschließt man vielleicht gerade
die auch das Schicksal der Philologiestudenten entscheidend mit-
en. Alles das klingt wie aus weiter Ferne in den Unterricht
)em Auge durch die Milchglasscheiben entzogen. Gegenwärtig
egen in der Schule die Lebensdaten längst gestorbener Völker,
Verfassungskämpfe zwischen Patriziern und Plebejern lange
istum natum kennt schon der sechzehnjährige Sekundaner ganz
lle diese Vergangenheit beansprucht den Bildungsgang einer
ugend, auf dem Gymnasium und nach kurzer Freiheit weiter
niversität, sobald das Examen den Studenten in seinen vor-
enen frostigen Schatten zieht.
er Krieg mit seinem furchtbaren gegenwärtigen Geschehen
schicksalsschweren Zukunftsbedeutung es fertig bringen, auch
rts gewandte Gesicht der Philologie mit rücksichtslosem Ruck
wart und Zukunft einzustellen, so hätte der große Völker-
ollt ein gutes Werk getan, und zwar entsprechend der Grund-
Wortes: Sed vitae discimus.
e der dem gegenwärtigen Leben abgewandten Erziehung
en ist, daß er sich leicht in eine Art Berufseinsamkeit ein-
)m als Weltfremdheit, Verstiegenheit der Gedanken usw.
Berufen vorgeworfen wird.
ser Art Philologe war und kam in den Krieg, der wurde
Einsamkeit herausgerissen. Für manchen war es eine Art
r erst im Kriege unter der Herrschaft des Todes erkennen
reich das Leben und vielgestaltig die Menschheit ist. Er
len Ständen zusammengeworfen und sah, daß sowohl
rbeiter, der biedere Dorfschmied, der Schneider auf der
be und der Landwirtssohn sich auf ihre Art ebenso und
ndiger ihr Leben eingerichtet und sich ihre Anschauung
Menschen gebildet hatten wie irgendein Studierter.

Manchmal waren sie ihm sogar überlegen, weil sie mit ihrem instinktiven Gefühl und ihrem durch keine Wissenschaftlichkeit beschwerten Verstande auf den unmittelbaren Eindruck hin reagierend, überraschend richtig und einsichtig urteilen konnten. Klugheit und Dummheit sind allen Ständen gemeinsam, nicht die Studiertheit, sondern Intelligenz und Mutterwitz sind im Kriege des Lebens entscheidend. Auch in der Tapferkeit läßt sich niemand von dem humanistisch Gebildeten übertreffen, Kriegstüchtige gibt es mit und ohne Examen. Selbst das Monopol für die schönen Wissenschaften ist ihm nicht gewahrt, denn ich fand u. a. Arbeiter, Schlosser, Schreiber, Kaufleute mit ausgeprägtem Lern- und Bildungshunger, mit Verständnis für die Kunstwerke fremder Städte und Naturstimmungen und mit entschieden literarischem Empfinden. Auch aus den Briefen der Leute, die man befehlsgemäß zu kontrollieren hatte, ging das hervor. — Andere Stände kritisieren den Philologen — haben sie ein Recht dazu? Ich glaube ja, denn sie werden ja von uns erzogen und müssen das, was wir ihnen unter der Devise „sed vitae discimus" mitgeben, am praktischen Leben prüfen dürfen, in dem sie stehen. Denn wir sind ihretwegen da, nicht umgekehrt.

Aber auch abgesehen vom Recht wird es klug sein, die Kritik der anderen zu hören und zu bedenken, statt sie in erhabener Einsamkeit abzulehnen. Denn wenn sich ein Vorwurf oft wiederholt, gewinnt er immerhin einige Wahrscheinlichkeit, begründet zu sein. Und es ist für einen Stand gewöhnlich ein Zeichen, daß etwas nicht stimmt, daß er beginnt, hinter der fortschreitenden Zeit zurückzubleiben, wenn er gegen Kritik überempfindlich wird und auch die vom eigenen Stande ausgehende Selbstkritik nicht mehr ertragen kann.

Besonders gegen das Gymnasium, mehr noch als gegen Universität und Volksschule, haben sich viele kritische Stimmen erhoben, und es wäre falsch, sie mit dem Gefühle des Besserwissens zu ignorieren. Die Philologen müssen sich im Gegenteil sagen, daß sie selbst vielleicht allzuleicht geneigt sein werden, mit sich und der Schule zufrieden zu sein, denn sonst wären sie selbst ja nicht Philologen geworden. Sie sind aber nur ein Bruchteil der Menschen verschiedenster Stände, die einen Hauptteil ihrer Lebenserziehung auf die Schule zurückführen und deshalb alle ein gleiches Recht haben, die Einrichtungen derselben zu kritisieren.

Ich hatte Gelegenheit, auch im Felde derartige Kritiken über Lehrer und Schule von verschiedenen Leuten zu hören, von der Exzellenz angefangen bis zum gemeinen Mann. Sie waren unbeeinflußt, weil die Uniform den Stand des Zuhörers nicht verriet, und oft sehr wenig schmeichelhaft. Neben unverhohlenem Haß hörte man auch die Anerkennung, daß in der Schule manches besser geworden sei, gelegentlich mit der Einschränkung, daß die Lehrer jetzt besser seien wie der Lehrstoff. Das ging dann gewöhnlich gegen die alte Philologie.

Der ſchlimmſte Kritiker und der unerbittlichſte Lehrer iſt der Krieg ſelbſt. Berufsvereinſamung und kleinliche Intereſſen läßt er nicht zu. Das verlernt ſich vor der furchtbaren Großzügigkeit des Todes, der den Arbeiter und den Sohn des Reichskanzlers mit gleicher Senſe mäht. Um ein Menſchenleben wird im Kriege oft weniger Aufhebens gemacht als im Frieden um eine neue Textkonjunktur. Jeder, der das mit angeſehen hat, wird auch für den Frieden ſeine Lehre daraus ziehen und das Augenmaß für die Wirklichkeit behalten, daß im Grunde für das große Allgemeine eine kleine perſönliche Reiberei oder die ſchlechte Note eines Tertianers unendlich unwichtige Dinge ſind.

Man lieſt oft, meiſt in Todesanzeigen: „cand. phil. X., Ltn. d. R. u. Kompanieführer". Das bedeutet, daß man einem jungen Manne von 25 bis 30 Jahren mehrere Offiziere und 250 Mann anvertraute, unter den ſchlimmſten Umſtänden, die einem Menſchen je begegnen können, und unter einer Verantwortung, die er im Frieden nie zu übernehmen gewagt hätte. Wenn er ſeine Pflicht nicht tat, konnte das der erſte Dammbruch einer folgenſchwerſten Niederlage werden. Aber er erfüllte ſeine Aufgabe bis zum Tode. —

Wer einmal in jungen Jahren eine ſolche Verantwortung getragen hat, ſeine Kompanie im Trommelfeuer führte, ſeine Batterie einſetzte, und ſpäter nach langer Zeit, vielleicht mit 40 Jahren, Direktor wird, kann ſein Amt mit dem Bewußtſein antreten, daß die Aufgabe des Fünfundzwanzigjährigen einſt viel ſchwerer war. Und wer einmal von der Luft aus jahrelang mit weitem Blick 50 km Schlachtfeld überſchaute und mit entſcheidender Meldung den Vorſtoß des Feindes durch Sperrfeueranforderung vernichtete, der wird ſich für ſein ganzes Leben bewußt bleiben, daß es mit Recht heißt: Flieger ſein, heißt nicht nur in höheren Regionen ſchweben, ſondern auch höhere Geſichtspunkte behalten.

Viele Philologen werden im Kriege gelernt haben, eine befehlende Stellung auszufüllen, und wer eine Kompanie zum Sturm führen konnte, wird mit der Diſziplin einer Quarta weniger Schwierigkeiten haben. Manche haben ſich als Schreiber oder Adjutanten eine Kenntnis ſchriftlichen Geſchäftsverkehrs erworben, die ihnen gelegentlich von Nutzen ſein wird. Die meiſten haben gelernt, daß eine Meldung von drei Worten inhaltreicher ſein kann als ein 40 Seiten langer Primaneraufſatz über „γνῶθι σεαυτόν" oder eine Diſſertation über die Minnepoeſie des Mittelalters, und unter ihrem Einfluß wird hoffentlich ein guter Teil jener pädagogiſchen Literatur allmählich verſchwinden, der nichts als tönende Worte redete von „Verinnerlichung des Unterrichts", der von „echtem vaterländiſchen Geiſte" und ähnlichem getragen ſein mußte u. dergl., ohne einen einzigen praktiſchen Vorſchlag zu bieten. Etwas anderes haben alle verlernt, die den Krieg wirklich ſahen,

schlimmste Kritiker und der unerbittlichste Lehrer ist der Krieg
Berufsvereinsamung und kleinliche Interessen läßt er nicht zu.
erlernt sich vor der furchtbaren Großzügigkeit des Todes, der
rbeiter und den Sohn des Reichskanzlers mit gleicher Sense
Um ein Menschenleben wird im Kriege oft weniger Aufhebens
t als im Frieden um eine neue Textkonjunktur. Jeder, der das
ngesehen hat, wird auch für den Frieden seine Lehre daraus
und das Augenmaß für die Wirklichkeit behalten, daß im Grunde
s große Allgemeine eine kleine persönliche Keiberei oder die schlechte
eines Tertianers unendlich unwichtige Dinge sind.
n liest oft, meist in Todesanzeigen: „cand. phil. X., Ltn. d. R. u.
anieführer". Das bedeutet, daß man einem jungen Manne von
30 Jahren mehrere Offiziere und 250 Mann anvertraute, unter
limmsten Umständen, die einem Menschen je begegnen können,
ter einer Verantwortung, die er im Frieden nie zu übernehmen
hätte. Wenn er seine Pflicht nicht tat, konnte das der erste
bruch einer folgenschwersten Niederlage werden. Aber er erfüllte
ufgabe bis zum Tode. —
einmal in jungen Jahren eine solche Verantwortung getragen
te Kompanie im Trommelfeuer führte, seine Batterie einsetzte,
ter nach langer Zeit, vielleicht mit 40 Jahren, Direktor wird,
n Amt mit dem Bewußtsein antreten, daß die Aufgabe des
wanzigjährigen einst viel schwerer war. Und wer einmal von
aus jahrelang mit weitem Blick 50 km Schlachtfeld über-
nd mit entscheidender Meldung den Vorstoß des Feindes durch
eranforderung vernichtete, der wird sich für sein ganzes Leben
leiben, daß es mit Recht heißt: Flieger sein, heißt nicht nur
n Regionen schweben, sondern auch höhere Gesichtspunkte

ilologen werden im Kriege gelernt haben, eine befehlende
tszufüllen, und wer eine Kompanie zum Sturm führen
mit der Disziplin einer Quarta weniger Schwierigkeiten
che haben sich als Schreiber oder Adjutanten eine Kenntnis
Geschäftsverkehrs erworben, die ihnen gelegentlich von
wird. Die meisten haben gelernt, daß eine Meldung von
inhaltreicher sein kann als ein 40 Seiten langer Primaner-
γνῶθι σεαυτόν" oder eine Dissertation über die Minnepoesie
ters, und unter ihrem Einfluß wird hoffentlich ein guter
dagogischen Literatur allmählich verschwinden, der nichts
Worte redete von „Verinnerlichung des Unterrichts", der
vaterländischen Geiste" und ähnlichem getragen sein
l., ohne einen einzigen praktischen Vorschlag zu bieten.
rs haben alle verlernt, die den Krieg wirklich sahen,

nämlich, daß der Krieg etwas Erhabenes und Erstrebenswertes sei. Und deshalb wird im Frieden, der einmal kommen wird, hoffentlich auch die Rede der falschen kriegshetzerischen Patrioten versiegen, die im Frieden den Krieg nicht erwarten konnten und im Kriege nicht an der Front waren.

Auch über die Jugendwehr bleibt in diesem Zusammenhange ein Wort zu sagen. Man würde sie mitmachen können, wenn sie ein Spiel bliebe. Aber als Kriegsspiel für den Krieg wird sie einem langjährigen Kriegsteilnehmer allzu schwer. Denn wer den Krieg als Spiel ansehen kann, der hat ihn nicht gesehen. Und unsere Jugend soll nicht für den Krieg geboren werden, nicht für den Krieg spielen, sondern für das Leben. So viel Achtung müssen die Älteren, die die Achtzehnjährigen in den Kampf befehlen, vor den toten Kriegsfreiwilligen von Dixmuiden haben. Vitae discimus.

Und dann der Drill. Mir selbst ist beim Vergleich von Militär und Schule nichts klarer geworden als der fundamentale Unterschied zwischen Rekrutenbeinen und Schülerköpfen.

Welcher gediente Philologe erinnert sich nicht der Rekrutenausbildung. Tage-, wochen-, monatelang dasselbe, bis auf den Blitzschlag des Kommandos die Front erstarrte, der Gewehrgriff klatschte und eine Linie von Rekrutenstiefeln schnurgerade nach oben schnellte. Dann konnte der Regimentskommandeur zur Besichtigung erscheinen.

Mancher Reserveoffizier zu Friedenszeiten war als Lehrer geneigt, in ähnlicher Weise auch in der Schule geistigen Einzelmarsch und Kompanieexerzieren aufzuführen, ohne zu bedenken, daß er ungemein empfindliche und entwicklungsfähige Geister und Gemüter von Kindern vor sich hatte und keine Rekrutenstiefel. Aber da die geistige Verkrüppelung und Krankheit, die er in den Gehirnen seiner Schüler erregte, leider nicht wie eine körperliche Krankheit offensichtlich wurden und der Erfolg seines Verfahrens sich sogar in einer gut verlaufenen Lektion und dem Beifall des Revisors zeigte, so suchte er sich den Namen „Pauker" in Ehren weiter zu verdienen. Und doch, sollte man glauben, könnte das niemand tun, der als echter Psychologe sich einmal dieses unendlich feine und verzweigte und bei jedem Einzelnen wieder unendlich verschiedene Gedankenspiel des menschlichen Geistes lebhaft vor Augen geführt hat. Das ist kein Ding, mit dem man exerziert!

Beim Militär hat Drill noch einen gewissen Sinn, da von der mechanischen Schnelligkeit der Ladegriffe gelegentlich Leben und Tod abhängen kann. Bei den griechischen unregelmäßigen Verben ist das nicht der Fall, ganz im Gegenteil, man darf sogar jemand mit Recht für einen schlechten Historiker halten, wenn er sämtliche Geschichtszahlen kann. Und niemand ist deshalb ein guter Christ, weil er sämtliche Glaubensartikel auswendig gelernt hat.

Aber ſogar beim Militär, das im allgemeinen nicht als der Hort des Geiſtigen gilt, hat der Krieg in ungeahnter Ausdehnung individualiſiert, jedem Einzelnen ſeine beſondere Aufgabe und Ausbildung gegeben, bei der es auf ſeine perſönliche Intelligenz und ſelbſtändige Entſcheidung als Poſten, als Flugzeugführer, ganz allein ankommt. Der geſunde Menſchenverſtand, der gegenüber jeder Lage einen neuen Gedanken zu ſchaffen weiß, entſcheidet, im kleinen wie im großen, beim Patrouillenführer wie beim Chef des Stabes hinter der Offenſivfront. Mit der Kenntnis der Rangabzeichen führt man keine Patrouille und mit Poehlmanns Gedächtnislehre gewinnt man keinen Krieg.

Das praktiſche Beiſpiel dazu geben unſere Feinde. Der gedrillte Ruſſe iſt militäriſch auf abſteigender Linie, der nichtgedrillte Engländer, den ich aus eigener Friedensanſchauung kenne, iſt jetzt auch im Felde unſer ſchärfſter Feind. Ein höherer Militär und guter Kenner Englands drückte das mit den Worten aus: „Wenn Sie einen Engländer ſechs Wochen ins Feld ſtecken, wird er aus ſich ſelbſt heraus ein tadelloſer Soldat."

Krieg und Leben haben eine große Ähnlichkeit. Und wenn ein Krieg von drei Jahren ſchon die Kenntnis vom entſcheidenden Werte der Intelligenz im einzelnen wie im großen klar herausſchält und ſofort in die Praxis umſetzt, dann, ſollte man glauben, müßte die perſönliche Intelligenz auch ſchon in dem Kriege des Lebens zu Ehren gekommen ſein, der nun ſchon Jahrtauſende dauert. Und vor allem in der Schule, die für das Leben lehrt.

Tatſächlich iſt bereits vor etwa einem Jahre (!) das Wort von der freien Bahn für den Tüchtigen leider nicht von innen heraus, ſondern von außen her in die Schule gedrungen, und die Schule macht die erſten Verſuche, die „Begabten" an die geiſtige Front zu ziehen.

Wie ſie das macht und ſogar in der für dieſe Frage tonangebenden Hauptſtadt, das zeigt Nr. 34 der „Preußiſchen Schulzeitung" (22. Auguſt 1917) unter der Flagge:

„Eine Prüfung Hochbegabter."

„Am 25. Juni wurden die in die Berliner Begabtenſchule aufzunehmenden Schüler durch eine Prüfung ausgeleſen. Dazu waren dreißig Knaben erſchienen. Die Prüfung leiteten beſondere Schulpſychologen."—

„Bei der zweiten Prüfung wurden den Jungen zwölf Paar ſinnloſer Silben an der Tafel vorgeführt, die ſie lernen ſollten, und zwar ſo, daß ſie immer die zugehörige zweite Silbe nennen konnten, wenn ihnen die erſte genannt wurde. Solche Silbenpaare waren z. B.:

dap — rof
gel — möb
zeup — lar
ſor — pam uſw.

ſogar beim Militär, das im allgemeinen nicht als der Hort des
en gilt, hat der Krieg in ungeahnter Ausdehnung individuali-
dem Einzelnen ſeine beſondere Aufgabe und Ausbildung gegeben,
es auf ſeine perſönliche Intelligenz und ſelbſtändige Entſchei-
ls Poſten, als Flugzeugführer, ganz allein ankommt. Der geſunde
penverſtand, der gegenüber jeder Lage einen neuen Gedanken zu
weiß, entſcheidet, im kleinen wie im großen, beim Patrouillen-
wie beim Chef des Stabes hinter der Offenſivfront. Mit der
nis der Rangabzeichen führt man keine Patrouille und mit
nanns Gedächtnislehre gewinnt man keinen Krieg.
praktiſche Beiſpiel dazu geben unſere Feinde. Der gedrillte Ruſſe
täriſch auf abſteigender Linie, der nichtgedrillte Engländer, den
eigener Friedensanſchauung kenne, iſt jetzt auch im Felde unſer
r Feind. Ein höherer Militär und guter Kenner Englands
das mit den Worten aus: „Wenn Sie einen Engländer ſechs
ins Feld ſtecken, wird er aus ſich ſelbſt heraus ein tadelloſer
"

und Leben haben eine große Ähnlichkeit. Und wenn ein Krieg
i Jahren ſchon die Kenntnis vom entſcheidenden Werte der
enz im einzelnen wie im großen klar herausſchält und ſofort
raxis umſetzt, dann, ſollte man glauben, müßte die perſönliche
nz auch ſchon in dem Kriege des Lebens zu Ehren gekommen
un ſchon Jahrtauſende dauert. Und vor allem in der Schule,
s Leben lehrt.
lich iſt bereits vor etwa einem Jahre (!) das Wort von der
hn für den Tüchtigen leider nicht von innen heraus, ſondern
her in die Schule gedrungen, und die Schule macht die
ſuche, die „Begabten" an die geiſtige Front zu ziehen.
as macht und ſogar in der für dieſe Frage tonangebenden
das zeigt Nr. 34 der „Preußiſchen Schulzeitung" (22. Auguſt
der Flagge:

„Eine Prüfung Hochbegabter."

Juni wurden die in die Berliner Begabtenſchule aufzu-
chüler durch eine Prüfung ausgeleſen. Dazu waren dreißig
enen. Die Prüfung leiteten beſondere Schulpſychologen."—
eiten Prüfung wurden den Jungen zwölf Paar ſinnloſer
r Tafel vorgeführt, die ſie lernen ſollten, und zwar ſo,
die zugehörige zweite Silbe nennen konnten, wenn ihnen
nt wurde. Solche Silbenpaare waren z. B.:

dap — rof
gel — möb
zeup — lar
ſor — pam uſw.

Die Schüler durften nicht mitſchreiben, ſondern nur mündlich lernen. Nach zehn Minuten wurde die Tafel umgedreht, Papier und Feder zur Hand genommen, die erſten Silben in verſchiedener Reihenfolge diktiert und die Jungen hatten nur die dazugehörige zweite Silbe aufzuſchreiben.

Alſo z. B.:

Pſychologe ſagt: „zeup", Schüler ſchreibt: „lar"
" " „dap", " " „rof"
" " „ſor", " " „pam"
" " „gel", " " „möb"

wobei zu beachten iſt, daß es ſich um zwölf Silbenpaare handelte. Auch dieſer Verſuch wurde nach etwa drei Stunden wiederholt, um — auch die Treue und Dauerhaftigkeit des mechaniſchen Gedächtniſſes zu erproben." — — — —

Bei einer weiteren Übung mußten die Kinder zweiſilbige Wörter nennen, die weder „a" noch „e" noch „n" enthielten. Der Verfaſſer des Artikels nennt dabei u. a. als ein dieſen Bedingungen entſprechendes Wort: „Holzteer", das zwei dicke „e" enthält. Er verrät damit ungewollt, daß er ſelber dieſer Hochbegabtenprüfung nicht gewachſen geweſen wäre.

„Der nächſte Verſuch ſollte die Konzentrationsfähigkeit der Schüler feſtſtellen. Ein Berufspſychologe ſchrieb Aufgaben an die Tafel, die die Kinder ſofort auszurechnen und deren Ergebniſſe ſie aufzuſchreiben hatten. Es ſtand immer nur eine Aufgabe an der Tafel, und dieſe wurde ſofort weggewiſcht, wenn eine neue angeſchrieben wurde. Dieſe Aufgaben lauteten z. B. 23×8, 96×5, 27×8, 3×95, 5×18. Während dieſe Rechenaufgaben angeſchrieben, ausgerechnet und in ihren Reſultaten aufgeſchrieben wurden, las der zweite Pſychologe langſam eine Geſchichte vor. Die Kinder waren darauf aufmerkſam gemacht worden, daß ſie den Inhalt dieſer Geſchichte nachher kurz aufzuſchreiben hätten, ſie ſollten alſo auch den Vorleſer hören, und ihre Aufmerkſamkeit ſollte ſich gleichzeitig auf zwei verſchiedene Arbeiten und Tätigkeiten erſtrecken: auf das Rechnen der Aufgaben und das Hören der Geſchichte."

Wenn man von dieſer „Prüfung Hochbegabter" auf den normalen Schulbetrieb rückſchließen darf, ſo ſieht man erſchreckt, daß ödeſte, mechaniſche Gedächtnisleiſtung ohne den geringſten produktiven Einſchlag als „Hochbegabung" angeſehen werden kann. Sonderbar, daß die nächſt höhere Geiſtesſtufe, die Genies, ſehr oft ſehr ſchlechte Gedächtnismenſchen waren, und daß ihr ſchlechtes Gedächtnis ihre Genialität durchaus nicht verhinderte. Trotzdem dieſe Tatſache, die tauſendjährige Erfahrung der Welt und die tägliche Praxis des Lebens die produktive Intelligenz als den Motor der Menſchenentwicklung erweiſen, trotzdem das Gedächtnis anerkanntermaßen nur eine Hilfs-

funktion des menſchlichen Geiſtes iſt, baut die Schule neun Zehntel ihrer Tätigkeit auf dieſer Hilfsfunktion auf, mit dem Anſpruch, auf dieſem Wege Hochbegabte und Genies zu züchten und zugleich mit der dauernden Warnung vor einſeitigem Intellektualismus in der Schule. Dieſe Hochbegabtenprüfung wurde zwar von Berufspſychologen ausgeführt, aber ſie ſteht pädagogiſch unter der Unterrichtstechnik eines preußiſchen Unteroffiziers. Denn jeder Rekrutengefreite weiß, daß ein Mann nicht auf 300 m freihändig ſeine Bedingungen ſchießen kann, wenn er gleichzeitig Kniebeugen machen ſoll. Im Gegenteil, er wird ruhig ermahnt, nur auf das Schießen achtzugeben, ganz ruhig und feſt Kolben einziehen, mit dem Korn in die Scheibe hineingehen, ruhig durchkrümmen — Augen auf — Finger lang — abſetzen!

Jedenfalls iſt das eine richtigere Art von Konzentration und auch für das geiſtige Gebiet eher zu empfehlen als das gleichzeitige Rechnen von Aufgaben und Hören einer Geſchichte, beſonders noch unter dem Titel „Hochbegabtenprüfung", die nichts iſt als ein ſteriler Niederſchlag völlig mißverſtandener Experimentalpſychologie. Und wenn unter dem Einfluß des völkerprüfenden Weltkrieges das grüne Holz der Hochbegabten ſchon mit „zeup — lar", „dap — rof" und „ſor — pam" belaſtet wird, was ſoll dann erſt in friedlichen Zeiten mit dem dürren Holze der Normalen und Dummen geſchehen!

Man muß dieſe Dinge auch vom größeren und vaterländiſchen Standpunkte aus betrachten. Wenn der Schüler von der Schule mit gerütteltem Gedächtniswiſſen und zurückgedrängtem Intellekt entlaſſen wird mit dem Gefühl, daß es eigentlich nichts mehr zu erkennen gibt, daß er alles ſchon fertig weiß, wo alſo der Mittelmäßige ſich als Genie fühlt, kann das nicht in Jahrzehnten und Jahrhunderten die Geſamtproduktivkraft eines ganzen Volkes zurückdrängen? Lähmt es nicht auf die Dauer die Spannkraft von Tauſenden und Millionen, wenn jeder, ſtatt ſich ſelbſt zu helfen, nach der Polizei rufen und ſich in Krankheit und Alter auf Verſicherung und Penſion verlaſſen kann? Die Anlage zu gründlich eindringendem Erforſchen und literariſcher und techniſcher Erfindungskraft rühmt man dem Deutſchen nach: Wäre es nicht beſſer, dieſe Anlagen zu entwickeln und ihm die Ziele der Zukunft zu zeigen, um ſeine Produktionskraft zu locken, ſtatt ſein Gehirn mit Vergangenheit und unpraktiſchem toten Stoff zu füllen? Wäre die Schule, die das Volk in der Jugend in der Hand hat und daher die ſchwerſte Verantwortung trägt, auf dem falſchen Wege, ſo würde ſie in erſter Linie ſchuld werden, wenn unſerm Volk, aus dem ſich mit kluger Hand alles geſtalten läßt, einmal unverdorrte und friſche Völker, die weniger wiſſen und mehr können, ſein Erbe nähmen. —

Mir ſagte einmal ein Ausländer, die Deutſchen ſeien auch deshalb in aller Welt unbeliebt, weil ſie ſo eingebildet wären. Verſchiedene ver-

wandte und bekannte Offiziere der Kriegs- und Handelsmarine haben mir das bestätigt. Diese Art unangenehm überheblicher Einbildung haben aber immer Leute, die viel wissen und nichts können. Ich kann auch in dieser Hinsicht ein lehrreiches extremes Beispiel vom Militär her anführen, das zugleich zeigt, wie fern der einseitige Intellektualismus unserem gewöhnlichen Lehrbetrieb ist.

Ein Vizefeldwebel bereitete sich mit lobenswertem Eifer auf das Militäranwärterexamen vor und baute dabei sein Studium auf die Zeitschrift „Der Militäranwärter" auf, die in ihrem unterrichtlichen Teil so ungefähr das Tiefste darstellt, was mir pädagogisch bisher begegnet ist. Sie brachte kleine Aufsätze naivster Art, wie „Ohne Fleiß kein Preis", „Morgenstunde hat Gold im Munde" u. dgl., die der kleine Vizefeldwebel wörtlich auswendig lernte. Er konnte ein Dutzend solcher Aufsätze wie ein Uhrwerk hersagen und glaubte sich gegenüber diesem Teil des Examens völlig gesichert. Alles, was ihm in seiner Lektüre, die allerdings nur in dem „Militäranwärter" und der Tageszeitung bestand, als unbekannt aufstieß, wurde mit allen Mitteln erforscht und als Frage und Antwort in buntem Durcheinander in Hefte eingetragen. Ich erinnere mich noch genau folgender Wissensprobe:

„Wann regierte David?" — Von — bis —

„Was ist Harakiri?" — Harakiri ist die entsetzliche Selbstentleibung der Japaner durch Bauchaufschlitzen.

„Wann gehörte die Schweiz zum Deutschen Reiche?" — Von — bis —

„Was sind Phanerogamen?" usw.

Acht dicke Hefte waren bereits mit solcher Wissenschaft gefüllt und wurden von Anfang bis Ende und dann von Ende bis Anfang auswendig gelernt. Sogar die schmächtige Gattin wurde herangezogen, die bald die Fragen stellen, bald die Antworten geben mußte.

Französisch hatte er sich zunächst mal in buchstäblicher Aussprache angeeignet und war sehr erstaunt, als ich mit dem besten Willen nicht gleich sagen konnte, was „hony soit qui mal y pense" bedeutet, wenn man es nämlich so spricht, wie es geschrieben wird.

Dabei fehlten ihm die sicheren Merkmale aller Leute, die viel wissen und nichts können, in keiner Weise: eine unendliche Einbildung, die so rührend war, daß man sie ihm unmöglich rauben konnte. —

Kostbare Jugendzeit vergeht im Dienste eines zwecklosen, lebensfernen Wissensfanatismus mit den zahlreichen lateinischen und griechischen Stunden auf dem Gymnasium, das für die fernste Vergangenheit unendlich viel Zeit, für Gegenwart und Zukunft, die natürlichsten Gebiete der Jugend, kaum eine Stunde übrig hat. Wieviel verlorene pädagogische Finesse wird angewandt, um etwa die Stammformen von dis-

cere einzuprägen, aber verſtändnislos wird dabei das „vitae discere“ zitiert, das dieſem Beginnen das ſchärfſte Urteil ſpricht. Vielleicht wird auch hierin der Krieg den Blick der Philologen ſchärfen. Unſer heutiges Leben braucht die Vergangenheit nicht mehr, ſolange es für Gegenwart und Zukunft alle Kräfte zu ſammeln gilt. Und was nutzt es noch, den Läufer von Marathon zu preiſen, der von den Läufern der Flandernſchlacht ſchon tauſendmal übertroffen iſt.

Viel zu ſehr ſteckt uns die Ehrfurcht vor dem Hiſtoriſchen und Alten im Blute. Sie mag ſchön ſein, praktiſch iſt ſie nicht und ſogar ſchädlich, wenn es ſich um die Zukunft eines Volkes handelt. Wir reformieren nie, wenn es Zeit iſt, ſondern wenn es längſt Zeit geweſen iſt.

Der Krieg macht das anders. Mit einem Federſtrich wurden viele Dutzend Kavallerieregimenter vom Sattel in den Schützengraben gebracht, als die Zeit es erforderte. Ich ſah den Kommandeur eines feudalen Regiments im Holzſcheitfeuer ſeines düſteren Unterſtandes ſchüren, reſigniert in den plötzlichen Wechſel der Dinge ergeben.

Und als die Zeit es erforderte, ſtieg eine neue Waffe empor, die ſich in wenigen Monaten und Jahren zu entſcheidender Bedeutung auswuchs, noch immer weiter wächſt, ſo daß aus der einen Waffe ſchon fünf und mehr geworden ſind: Infanterieflieger, Artillerieflieger, Jagdflieger, Schlachtflieger, Nachtflieger, Bombenflieger uſw. — Der Krieg iſt ein ſcharfer Reformator, und etwas davon möchte man auf der Schule wünſchen. Die Mehrheit des Volkes iſt zweifellos gegen das humaniſtiſche Gymnaſium, was hindert noch, ſeine Reform zu beſchleunigen, die doch einmal kommt!

Mancher könnte fragen: Was ſollen wir mit den vielen Stunden anfangen, in denen nicht mehr lateiniſche und griechiſche Grammatik und Überſetzung getrieben werden ſoll?

Die Antwort ſcheint nur deshalb ſchwer, weil ſie allzu nahe liegt. Man braucht nur Gegenwart und Zukunft an die Stelle der Vergangenheit, Leben an die Stelle des Toten zu ſetzen. Wir brauchen nicht auf ferne Zeiten zurückzugreifen, in unſerer nächſten Nähe bietet ſich überreicher, wertvollſter Lehrſtoff. Denn wenn man das Leben um uns betrachtet, muß man ſich wundern, wie arm dagegen die Schule iſt. Iſt es nicht ſonderbar, daß ſie ſogar die einfache vitale Form des „Lebens“, für das ſie immer zu lehren vorgibt, ſo gut wie ganz übergeht, die Lehre, wie man leben und geſund ſein muß? Nach dem Kriege mit ſeinem millionenfachen Tode wird es ſogar wichtiger ſein, für das Vaterland zu *leben* als zu ſterben.

Notwendiger als klaſſiſche Grammatik wird nach dem Kriege ein regelrecht fortſchreitender, auf der Biologie aufgebauter Lehrgang der *Geſundheitslehre* ſein in Form einer leicht faßlichen Beſprechung an der Hand eines guten Lehrbuches mit vielen Illuſtrationen und

Erkennungsmerkmalen von Krankheiten. Heilmittel müßten dabei, auch praktisch, dargestellt, erste Hilfe bei Unglücksfällen, Verbandsübungen usw. durchgenommen werden. Doch dürfte man bei dieser Krankheitslehre nicht stehen bleiben, wichtiger noch würden Vorbeugungsmaßregeln, allgemeine Anweisungen für gesundheitliche Lebensweise sein, Warnung vor Alkohol und Geschlechtskrankheiten. Die Ansteckungsgefahr ist ja in und nach dem Kriege für alle Krankheiten bedeutend erhöht. Kenntnis der Nahrungsmittel und ihres Nährwertes würde einen erhöhten Selbstschutz gegen die im Kriegt hochentwickelte Ersatzmittelindustrie schaffen, die nicht in dieser Weise ins Kraut geschossen wäre, wenn das Volk schon im Frieden den Wert und Unwert der Nahrungsmittel gekannt hätte.

Kein Unterricht würde sich sowohl allgemein volkswirtschaftlich wie für den Einzelnen besser bezahlt machen als dieser, kein Lehrbuch würde mehr verbreitet sein und ins Leben mitgenommen werden.

Natürlich muß dann auch die Schule selbst in ihren Einrichtungen, ihrer Sorge für geistige und leibliche Gesundheit der Schüler, ihren eigenen Lehren entsprechen und so viel an ihr liegt, sorgen, daß die Lazarettgesichter aus den Klassen der höheren Lehranstalten verschwinden. Das wird desto mehr der Fall sein, je weniger die Schüler in der Schule sind, deshalb müssen sie zu Spiel und Sport herausgelassen und nach Möglichkeit im Freien — wie in Geographie und Botanik — unterrichtet werden.

Weiter würde es sich empfehlen, den im Kriege aufgenommenen Landaufenhalt der Stadtkinder als dauernde Einrichtung in den Frieden hinüberzunehmen. Die Mehrzahl der bisher laut gewordenen Urteile lautet günstig, besonders von seiten der Schule. Besser, die Schüler lernen auf dem Lande praktisch mitarbeiten und die Arbeit des Landmannes schätzen, als daß sie ihn als Wandervögel belästigen. Landwirtschaft ist das gesundeste Unterrichtsfach, für den einzelnen sowohl wie für den Staat, indem sie den im Kriege sehr scharf gewordenen Gegensatz von Stadt und Land, von studierenden und arbeitenden Volksschichten durch gegenseitiges Verständnis mildert.

In vielen, besonders kleinen Städten würde es möglich sein, Schulgärten oder Äcker anzulegen, die von den Schülern mit regelrechter Fruchtfolge, Wirtschaftsführung und Verkauf der Erzeugnisse bestellt werden. Vielleicht getrennte Gartenstücke für einzelne Klassen, um den Wetteifer anzuregen. Der Nutzen einer solchen Botanik des praktischen Lebens für die Schüler einerseits, für Ausnutzung des Bodens, Landsiedlung der Bevölkerung, Verbreitung des Einfamilienhauses und der Gartenstadt, Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle andererseits, würde seine Kosten, abgesehen von dem Verkauf der Erträge, sicher einbringen. Außerdem würde gesunde Arbeit an die Stelle des dem

Stadtkinde ſo ſelbſtverſtändlichen Spazierengehens treten, das der Ländler kaum kennt.

Eigenartig iſt, daß man, wenn von Hygiene der Schule geſprochen wird, zunächſt nur an Lüftung, Rettigs Schulbänke u. dgl., d. h. an leibliche Hygiene denkt. Dennoch ſind geiſtige Rückgratsverkrümmungen und Kurzſichtigkeit in der Schule wohl nicht weniger ſelten, aber leider weniger ſichtbar. In welch einem Wuſt von Vorurteilen wir ſtecken, daß wir unſere ſechsjährigen Kinder in Schulſtuben zum Stillſitzen zwingen, um ihren Kopf mit papierner Weisheit vollzuſtopfen, wird vielleicht eine ſpätere freiere Zeit erkennen. Aber dieſe Tendenz geht bis in die höchſten Schulen hinauf. Kein Reformvorſchlag, in dem nicht der Lehrer mehr Wochenſtunden gerade für ſein Fach verlangt. Mit dieſer kurzſichtigen Überſchätzung der Quantität gegenüber der Qualität kommt man nicht weiter. Man könnte doch jeden wenigſtens mittelmäßig begabten Schüler in der Hälfte der offiziellen Gymnaſialzeit durchs Abitur bringen, wenn man ihm einen gut geſichteten Extrakt der nötigen Wiſſenſchaft in ſchmackhafter Form gibt. Alſo auf die Stundenzahl kommt es nicht an. Wenn man alles Unwichtige, jede klaſſiſche Grammatik und alle öde Paukerei vermeiden würde, von der ſchon oben in Verbindung mit militäriſchem Drill die Rede war, ſo würde geſunde freie Zeit genug übrig bleiben, um die Schüler, beſonders die jüngeren, morgens ausſchlafen zu laſſen und ſie vor dem verſtudierten Kopf zu bewahren, der nur ein Unglück für den Einzelnen und die Allgemeinheit iſt. Die Stunden, die man im Kriege bedauernd wegen Licht- und Heizungsmangel ausfallen laſſen mußte, ſollte man ruhig auch im Frieden der geiſtigen und leiblichen Geſundheit unſerer Jugend opfern. Man ſieht ja immer noch nicht ein, daß Leute, die über ihrem vielen Lernen die Fähigkeit des geſunden produktiven Denkens und ſchließlich auch die Haare verloren haben, richtiggehend krank ſind, viel kranker als ein Menſch mit körperlichem Rheumatismus, und viel gemeingefährlicher krank, weil von ihrem kranken Menſchenverſtand aus häufig die Welt regiert werden ſoll. Und dann weiter ſtatt des abfragbaren Examenwiſſens Entwicklung der Intelligenz, die für das Leben weitaus am meiſten notwendig iſt. Baerting hat darüber in einem ſehr leſenswerten Buche (Die Vernichtung der Intelligenz durch Gedächtnisarbeit) geſprochen. Das muß auch das erſte Programm der Einheitsſchule ſein, die ihre Aufgabe nie erfüllen wird, wenn ſie nur die überlieferte äußere Form der bisherigen Schule zerbricht und den weit mehr reformbedürftigen Inhalt weiter beſtehen ließe.

„Entwicklung der Intelligenz" paßt allerdings wenig in die Herbartſchen Formalſtufen, ſo wie ſie bisher pädagogiſch aufgefaßt und angewandt wurden, und wurde deshalb bisher in den meiſten Seminarkurſen wohl wenig empfohlen. Richtig aufgefaßt iſt ſie aber gar nicht

eine größere Laſt für den Lehrer, ſondern in mancher Hinſicht eine Erleichterung. Oberſter Grundſatz iſt: Alles die Schüler ſelbſt finden, nachſehen, an der Tafel ſchreiben laſſen, immer erſt, z. B. zu einem Aufſatz, die Vorſchläge der Schüler einholen. Es iſt gar nicht nötig, daß der Lehrer alles weiß, die Schüler müſſen ſelber nachforſchen und nachdenken. Statt fertiger Wiſſenſchaft müſſen Probleme geſtellt werden, damit die Schüler das Gefühl erhalten, daß noch längſt nicht alles erkannt, und daß noch vieles erforſcht und erkannt werden muß: daß noch viel mehr Aufgaben für die Zukunft bleiben als die Vergangenheit gelöſt hat. In jedem Fache kehren Gelegenheiten zu ſolchen Ausblicken und Problemſtellungen zu Hunderten wieder.

Es müßte ein Handbuch geben, das aus den verſchiedenſten Gebieten Aufgaben ſammelt, die der Betätigung der menſchlichen Intelligenz noch harren. Es würde eine Fundgrube für einen Unterricht voll vielſeitigſter Anregung werden und immer neuer Auflagen und Erweiterungen bedürfen. Man könnte beſprechen, wo die Forſchung zurzeit arbeitet und welche Probleme etwa noch zu löſen wären. In der Phyſik kann man jedem Experiment den Charakter einer kleinen Erfindung geben, wenn die Schüler erſchließen müſſen, was unter beſtimmten Bedingungen geſchehen wird. Man kann die Bedingungen noch ungelöſter Probleme beſprechen. Die Flut von Erfindungen, die im Beginn des Luftfahrweſens und des Krieges angeboten wurden, zeigt, wie ungemein rege das Intereſſe daran iſt. Das Intereſſe der Schüler iſt aber bekanntlich der beſte Freund des Lehrers. Oft krankten viele Erfindervorſchläge an einem ganz lapidaren Fehler, der alles verdarb und den Mangel an Schulung klar erkennen ließ.

Ähnlich könnte man z. B. in der Geographie von der Frage ausgehen: „Wie müßte man es anfangen, wenn man im Ruhrgebiet eine neue Zeche anlegen wollte?“ Dazu praktiſche Vorſchläge bis ins Einzelne hinein.

In der Mathematik würde man auf Grund eigener Erkundungen der Schüler den Bau eines Wohnhauſes von dem Erwerb des Bauplatzes und ſämtlichen Lieferungsverträgen bis zu Mietsertrag, Telephonanſchluß und Hypothekenzinſen berechnen laſſen. Oder als ſchwierigere Aufgabe die trigonometriſche Vermeſſung eines den Schülern bekannten Geländes, etwa des Stadtparks und vielleicht auch die techniſche Berechnung des Kräfteſpiels einer Brücke. Tauſende ſolcher Beiſpiele ließen ſich finden, die aus dem Leben genommen direkt dem Leben dienen und die produktive Kraft der Schüler locken.

Nach dem Kriege werden wir es nötig haben, ſchon die Kraft der Jugend auf Gegenwart und Zukunft zu lenken, um die Schäden des Krieges zu heilen. Der Schüler darf keine Zeit mehr mit der Geſchichte des klaſſiſchen Altertums verlieren, und die entſcheidende,

tausendmal wichtigere Gegenwart darüber vergessen. Einsichtige Wähler erzieht man nicht durch Jahreszahlen ante Christum natum. Die Schule muß den Grund dafür legen, daß der Staatsbürger das Gefühl deutscher Allgemeinheit wiedergewinnt, daß der rücksichtslose Egoismus der Kriegslieferanten in wenigen Kriegsjahren bedenklich untergraben hat. Die Werte des Friedens, Kultur und Volkswirtschaft und die tatsächlichen Vorgänge und Bedingungen des gegenwärtigen Lebens müssen im Unterricht wieder mehr betont werden. Im Schulgarten und während des Landaufenthalts kann der Schüler die Bedeutung deutscher Landwirtschaft praktisch verstehen lernen, im Werkunterricht die Anfangsgründe deutscher Industrie. Die Bedeutung des deutschen Welthandels und seiner Friedensaufgaben kann nur das Wort des Lehrers ihm vermitteln, der ihn, in gemeinsamer Besprechung, etwa auf einem Segler, mit nach Amerika führt und ihm zeigt, woher wir unsere Feinde und unsere Waren beziehen. Alles das, politische und kulturelle Geschichte, Staatsbürgerkunde und Volkswirtschaft würden in grundlegenden Zügen Aufgaben des Geschichtslehrers sein, der dadurch sein Fach bedeutend erweitert und vertieft und mit der Geographie und mit den Lehrern der modernen Sprachen in engste Verbindung tritt. Echtes Nationalbewußtsein leidet nicht durch Weltgroßzügigkeit, im Gegenteil. Die Engländer sind das beste Beispiel dafür.

Wie vielen Schülern wird, wenn sie von den technischen Wundern der Industrie, dem Leben des Kaufmanns, dem Forschen des Wissenschaftlers hören und ihre Probleme ahnen, nicht die Lust kommen, ihre Kraft an ihnen zu versuchen. Dieses Zukunftsinteresse muß die Schule viel besser weiterleiten, als sie es bisher tat, sie muß den Schülern eine viel eingehendere und allgemeinere Berufsberatung geben. Von der frühesten Jugend an ist die Frage brennend: Was willst du werden? Es würde eine ungemein dankbare Aufgabe sein, dieses Interesse auszunutzen und mit den Schülern in allen Klassen und allen Fächern die Berufe zu besprechen und die Schüler selbst zur eigenen Orientierung anzuregen. Rückwirkend wird dadurch das Interesse am Unterricht, besonders an dem erwählten Spezialfach, bedeutend gefördert werden, und die Unsicherheit, mit der Abiturienten gewöhnlich ihrer Zukunft gegenüberstehen, würde einer klaren Zielsetzung weichen.

Schüler, die von dem Drillzwang des Wissens befreit wie in einem Hohlspiegel das Leben sehen, das ihrer Intelligenzbetätigung tausend Aufgaben stellt, werden nicht mehr über „Penne und Pauker" klagen und im Leben die Früchte tragen, die kurzsichtige Lehrer schon auf der Schule erzielen wollen.

Es wird eine neue Art von Unterricht sein, die zunächst eine neue Art von Lehrern verlangt. Und da liegt eine große Schwierigkeit, weil die Lehrer naturgemäß ihre eigene, kostspielige, auf Wissen ein-

geſtellte Ausbildung nicht verleugnen wollen und, wenn ſie es wollen, ſchwer davon abſtrahieren können. Vielleicht wird aber auch das möglich ſein, vielleicht am erſten für die, die mit im Kriege waren, jahrelang aus ihrem Fache herausgeriſſen, mit vielen Dingen und Menſchen zuſammengewürfelt wurden und unter den Flügeln des Todes ihren Blick für das Leben und ſeine vielfältigen Erſcheinungen weiten konnten. In den letzten Friedensjahren wurde nur über Schulreform geſchrieben, und man war es ſchon müde, davon zu hören. Im neuen Frieden, der ja in allen Dingen eine neue Epoche der Weltgeſchichte einleiten wird, muß auch das Haus der Schule innen und außen umgebaut werden. Nachdem jahrelang Tauſende von Schülern und Lehrern beim Tode in die Schule gegangen ſind, muß dann die Schule des Lebens, die „Lebensſchule" kommen.

Paula Meſſer-Platz
Vom geiſtigen Werden

Die Kulturgeſchichte der Menſchheit läßt ſich unter den einen großen Gedanken bringen: daß der Menſch verſucht, die Natur umzuwandeln. Immer ſtand der Menſch vor einem Gegebenen, und immer war er ſo weit Tier, als er das Gegebene ſtumpf hinnahm, und ſo weit Menſch, als er verändern wollte. An ſeinen Veränderungen, an dieſer wundervollen Kette kleinſter Glieder taſtet der Urmenſch herauf, und führt ſich der Menſch der Gegenwart weiter zu einem Weſen der Zukunft, an das er glaubt. Ja, dieſer Glaube und dieſe Fähigkeit umzuwandeln, iſt in ihrem höchſten Ausmaß das, was wir als „Genie" bezeichnen. Der Wilde ſchuf ſeine Streitaxt aus dem gleichen Triebe, der heute die Nächte des Erfinders ſchlaflos macht. Nicht Notlage und Nützlichkeit, nicht Ehrgeiz wirkt hier im tiefſten Grunde, ſondern der Prometheusfunke des Willens, der einfach organiſieren muß und der die Natur zwingt, ſo zu wollen, wie er will.

In unſerer modernen Technik und Wirtſchaft iſt dieſer Wille am greifbarſten ausgedrückt. Das Recht iſt der zuſammengeſchloſſene Wille zur Beherrſchung der Natur. In der Wiſſenſchaft ſchafft er Natur und Kultur nochmals in Begriffen nach und weiſt der Technik Wege. In der Kunſt betätigt ſich der Wandlungstrieb rein aus Freude am Wandeln. In der Entwicklung des Kulturbewußtſeins ſteht das Recht als Bindeglied zwiſchen Wiſſenſchaft und Sittlichkeit. Während der Trieb dort einfach benutzt wurde, wird er hier in ſeiner ſozialen Bedeutung erfaßt und zur Ethik des „du ſollſt" erhöht. Vom Körperlichen ſchreitet der Menſch kühn zum Geiſtigen. Der Wille zur Um-

änderung der äußeren Natur zwingt ihn weiter und weiter — — die Möglichkeit, auch die innere Natur umzuſchaffen, iſt damit aufgedämmert. Dieſes Innerſte: „ich kann nicht anders" wird in der Weſensſchau des Bewußtſeins als kategoriſcher Imperativ erkannt, und ſo Notwendigkeit durch Bejahen zur Freiheit gewandelt.

Das allein ſind wahrhafte Wendepunkte der Weltgeſchichte.

Dieſe Wende hat ſich aber erſt zur Sonnenwende verſchönt dadurch, daß der Trieb nach Umwandlung und Beherrſchung ein Trieb nach Verbeſſerung geworden iſt. Gleich einer Wage, die ſich ſelbſt wägt, hat nun dieſer Drang ſeine eigene Tendenz, alles Gegebene anzufaſſen, auf ſich ſelbſt gerichtet. Der Wandlungstrieb wurde ſich gleichſam ſelbſt zum Objekt, und es iſt abermals ein Neues, Weltdurchſtrahlendes aufgegangen: der Gedanke des ſittlichen Wertes, der Gedanke von Gut und Bös. Das Wozu ſchlägt ſeine dunklen Augen in der Menſchheitsgeſchichte auf und wird ſie nicht mehr ſchließen, ſolange ein menſchliches Herz ein menſchliches Hirn durchblutet.

Das Miteinander aber von Körper und Geiſt verſchob ſich zum Gegeneinander. Der Tempounterſchied in der Gefolgſchaft wird von der Wandlungsſehnſucht als Weſensunterſchied mißdeutet, der Geiſt empfindet den Körper als das Beharrende, das Hemmende, das — — Böſe. In Schmerzen wird hier ein Dualismus geboren, den die Menſchheit mit tauſend Schmerzen wieder töten muß, der ihr aber zugleich zeigt, daß es nicht getan iſt mit der Aufſtellung des Ideals, ſondern daß nun erſt eine neue Zeit beginnt: die Wirklichkeit daran zu meſſen, eben wiederum, das Gegebene umzuwandeln.

Davon zu ſprechen, daß auch das Ideal einmal überſtiegen werden wird, iſt unſinnig. Überſteigen wird die Menſchheit nur die zeitlichen Inhalte ihres Ideals. Die Richtung aber weiſt ins Geiſtige. Was ſich am Einzelbeiſpiel der Sprachentwicklung zeigt, daß ſie ins Bildlichere, Geiſtigere, Umfaſſendere zielt, das geht auch in der Entwicklung der Menſchheit vor ſich. Dieſes Geiſtige offenbart ſich in immer größerer Fülle. Für einen Kant noch ſchien das ſittliche Ideal der Vernunftmenſch ſchlechthin, der nach allgemeingültigem Geſetz handelt. Wir fordern auch für das ſittliche Ideal perſönliche Geſtaltung. Das Ringen danach iſt die ſpäte Blüte der Geiſtesgeſchichte. Nicht, als ob der Weg vom Trieb zum Geſetz nun hinter uns läge und wir einzig um den Inhalt dieſes Geſetzes uns zu mühen hätten. Wie die Erde bei ihrem Lauf um die Sonne ſtets auch um ſich ſelber ſich dreht, ſo wiederholt die Menſchheit ihren äußeren und inneren Werdegang in jedem Einzelnen, während ſie ſich als Ganzes doch der Sonne ihrer Ideale zubewegt. Unſere Gegenwart iſt zum großen Teil nur Schlacke der Vergangenheit und unſere Aufgabe bleibt es, ſie wieder in das göttliche Feuer des „ſtirb und werde" zu werfen.

Jener Urtrieb, der einfach ſich betätigen will, herrſchen, indem er umwandelt, die Natur verändern, die ihm gegenüberſteht, ragt als geſchlechtliche Leidenſchaft am ſichtbarſten in unſere Gegenwart herein. Vielleicht ſelten in urſprünglicher Einfachheit, denn die großen Menſchheitserlebniſſe des Wertes und des Wertmeſſens haben auch ihre Züge geglättet. Es kommt uns nicht oft zum Bewußtſein, daß z. B. unſere Forderung der Dauer, der ſeeliſchen Übereinſtimmung, die wir an die geſchlechtliche Leidenſchaft heranbringen, nichts mit deren Weſen zu tun hat, ſondern einzig der Niederſchlag jenes ſittlichen Wertens iſt. Die Leidenſchaft bedient ſich der Liebe, um ſich mit zweifacher Kraft durchzuſetzen, hat aber weder mit Dauer noch mit Ethik etwas zu tun, ſondern iſt einfach eine Tatſache. Was freilich aus dieſer Tatſache gemacht wird, das unterſcheidet die Menſchen. Unſer Ethos der Gegenwart lehnt die Leidenſchaft nicht ab und hat keine Furcht vor dieſem göttlichen Funken. Furcht hat ſie nur davor, daß dieſer Funke vergeſſe, Feuer zu werden, über ſich ſelber hinauszuwachſen. Dieſe Unterlaſſung iſt die einzige Todſünde, die wir Menſchen von heute kennen. Die Leidenſchaft allein als ſolche braucht nur ein Weſen des andern Geſchlechts; je bezeichnender es die Gattung vertritt, deſto beſſer. Liebe gibt es nur zwiſchen Gleichſtehenden, nicht immer geiſtig, aber ſicher ſeeliſch Gleichſtehenden; ſonſt iſt es nur Mitleid, vielleicht noch mütterliches Erfaſſen. Das Gleichſtehen, das Stehen auf dem gleichen feurigen Wagen, der gen Himmel fährt, das hat mit dem Menſchen als Gattungsweſen nichts zu tun. Oder nur ſo viel, daß der Weg des Mannes zu dieſem gemeinſamen Standpunkt anders verläuft als der Weg des Weibes. Solche Verſchiedenheit iſt der Glanz auf dem Licht der Liebe.

Leidenſchaft iſt an ſich weder gut noch bös, ſo wenig wie Liebe. Denn auch Liebe kann einfach ein Gegebenes, eine Begabung ſein. Vielleicht dünkt uns Liebe ſchöner. Doch gerechtfertigt ſtehen beide vor dem Menſchheitsgewiſſen nur als Durchgang, als Bewegliches. Es ließe ſich vielleicht ſagen, daß Leidenſchaft gewachſen ſei und Liebe gebaut, daß Leidenſchaft „Natur" ſei und Liebe „Unnatur". Der Vierfüßler wird immer das Fliegen des Vogels für Unnatur halten und dem Menſchen der Handgreiflichkeit, der Anſchauung und des Fertigen bleibt Gedanke, Niedageweſenes und Ahnung ein Unerlebtes, darum Unmögliches. Mag Leidenſchaft ſelbſtverſtändlich ſein und Liebe gewollt: die göttliche Spirale des menſchlichen Fortſchritts erhob ſich ſtets vom Vorgefundenen zum Gewollten, auf daß einmal künftigen Geſchlechtern das Gewollte zum Vorgefundenen werde. Liebe iſt keine Zuflucht für Müde und Gegenwartsfremde wie etwa die Sehnſucht nach der klaſſiſchen Kunſt, ſondern ſie birgt eine Überfülle des Werdens, die ſich am Sein nicht mehr genügen laſſen kann. Ja, inſofern Leidenſchaft der Natur ſelbſtverſtändlich iſt, darf das Paradoxon ge-

wagt werden: Leidenſchaft iſt paſſiv, Liebe aber bedeutet höchſte Aktivität, weil ſie ſtets ein „trotzdem“ überwindet, weil in ihr ein eiſerner Wille den Stein zur Stufe umhaut, weil ſie das Angeſicht der Erde verwandelt.

Hier hebt die Wiſſenſchaft ihren pſychologiſchen Finger warnend in die Höhe: man kann nur wollen, was man kann! Zugegeben. Aber das gerade iſt ja der Streitpunkt zwiſchen Naturalismus und Idealismus, dieſes: was man kann. Wer vermag es feſtzulegen, was der Menſch kann, wenn er will? Noch mehr: was die Menſchheit kann, wenn ſie will? Sehr fein drückt das ein chineſiſches Sprichwort aus: „Geduld und Zeit wandeln das Maulbeerblatt zum Seidenkleide; was werden Geduld und Zeit aus einem Rinde machen!“ Geduld und Zeit — — und zuerſt ein Träumer, der dieſen beiden ihr Wozu und Wohin erſinnt. Man lächelt: nur ein Träumer!! Man hat in unſerer Zeit des elektriſchen Lichts, der Haſt und des Geſchreis vergeſſen, daß jeder Keim Dämmerung braucht und Stille; daß der Anfang jeder Veränderung darin beſtand, daß das Verhältnis des Einzelnen zur Welt ſich änderte; daß der Anfang immer ein Gedanke war. — Nur ein Träumer! Aber ein Volk, das keine Träumer hat, hat keine Zukunft. In der Menſchheitsgeſchichte errang nur Bedeutung, wer wollte, was er nicht konnte. Nur ſolche konnten etwas, auf das es ankam. Nur der Adel der Menſchheit iſt es freilich auch, der die Qual der Hölle kennt: daß ſein Erträumtes, ſein Ideal nicht exiſtiert; der durchs Fegfeuer geht: daß dies Ideal noch nicht exiſtiert; der in den Himmel ſchaut: in jenen Sekunden, wo er ſieht, daß es da iſt.

Geſchichte iſt für dieſe Dinge ohne Beweiskraft. Sie kann nur zeigen, was geſchah, nie, was noch geſchehen wird, und vor allem: Geſchichte als Wiſſenſchaft vermag niemals aufzuweiſen, was ſein ſoll. Sie kleidet ſich wohl manchmal in den Mantel der Werte, aber er iſt nur geborgt. Und ſie befleckt dies königliche Kleid bei der Benutzung, indem ſie auch dem geiſtigen Geſchehen ihre kauſale Erkenntnisweiſe aufdrücken will. Die Unabwendbarkeit der Wirkung von ihrer Urſache iſt nicht das Geſetz auch des Geiſtigen. Im geiſtigen Geſchehen iſt etwas da: plötzlich, neu, freiwillig, vielleicht erſehnt, aber niemals erzwungen. Im Buche der Menſchheitsgeſchichte ſteht nicht alles auf einer Seite. Manchmal wird ein Blatt umgewendet vom vorleſenden Genie. Es gibt Entſchluß und Freiheit, es gibt ein Umbiegen des Weges, es gibt Menſchen mit feinerem Ortsſinn, die vorausahnen, während die Menge bewußtlos nach einer Weile auch die neue Richtung geht. Nach Wahrheit ſtreben alle; aber wo ſie dem Naturaliſten aufhört, da fängt ſie dem Idealiſten, dem ſchaffenden Menſchen erſt an. Manche Thomasnaturen können nie an das Erſtmalige glauben, müſſen ſtets Wundmale betaſten, um ſchließlich — wenn ſie guten Willens ſind — doch eine Realität zu finden.

Das Zugeſtändnis der Freiheit iſt die tiefſte Bejahung jenes Urtriebes nach Umformung und Änderung des Gegebenen. Auch dieſes Erſte von allem Gegebenem, dieſer Urtrieb, iſt dem Schickſal der Verwandlung nicht entgangen: bewußtgeworden und bejaht, drängt dieſer Trieb nicht mehr mich, ſondern ich dränge ihn: du ſollſt! — Ob Menſchen ſolcher Erkenntnis glücklich ſind? Was weiß ich! Handeln aus tiefſter Erkenntnis iſt oft wie ein Handeln aus tiefſtem Zwang. Nicht Glück iſt das Wichtigſte, ſondern daß ſo gehandelt werde. Sicher fühlen Menſchen ſolcher Erkenntnis ſchmerzlicher als andere die Tragik, die allem Menſchſein innewohnt, allem Übergang. Ein Verlangen nach Entweder — Oder, nach Unbedingtem brennt in ihnen, und doch vermag ihre Wirklichkeit nicht, es hervorzubringen. Wir möchten reſtlos unſere Fülle verſchenken, aber kein Menſch hält ſolches Beſchenktwerden aus. Dazu brauchen wir Gott, vielleicht einzig einmal dazu. Im Abſoluten allein ſcheinen wir uns aufrichtig; und haben wir das Unbedingte gewagt, ſo ſtehen wir verzerrt und unwahr vor Anderen und vor uns ſelber. Überall Hemmnis, Zugeſtändnis, Halbheit, überall Widerſtand, Unbeweglichkeit. Aber ob auch Erfahrung, Augen und Alltag hundertmal die Natur und das Gegebene als ſtillſtehenden Mittelpunkt der Welt betrachten, immer wird der geniale Gedanke ſeine Gewißheit hinausjubeln: e pur si muove!

Umſchau

Vom geiſtigen Werke! Ich veröffentliche den Brief eines Mannes, den es drängt, zu reden und der Kreiſe ſucht, zu denen er ſprechen kann. Zu Männern möchte er reden und nicht zu Vortragspublikum. Aber auch nicht zu ſolchen, die vom Redner die Beſtätigung ihrer eigenen Anſchauungen hören wollen, er will „anfänglich" reden, das heißt, er will zum „Umdenken" verführen. Denn vier Kriegsjahre haben erwieſen, die akademiſch gebildete Schicht und das Volk verſtehen einander nicht mehr. Die Gebildeten ſchwelgen in vor Zeiten gemünzten Ideen, von denen ſie ihre Gedanken abſtrahieren, das Volk aber denkt vom Leben aus, es kennt nur Tatſachen. Die Akademiker täuſchen ſich und meinen, das Volk glaube ihnen, ſie ſind naiv blind, denn ſie ſtehen ſelbſt unter der Herrſchaft ihrer Gedankengebilde. *Es hilft nur eins, daß ſie aufwachen und die Kräfte ſehen, die im Volke mit- und untereinander ringen.* Nur der kann Führer ſein, in dem ſelbſt die gleichen Strömungen hin- und hergehen, deren chaotiſche Tendenzen bezwungen ſind vom eigenen Geiſte. Wer von den „Tat"-Leſern verſchafft ihm einen Zuhörerkreis? D. H.

Unſer geſtriges Geſpräch hat mich noch lange bewegt. Ich faſſe noch einmal zuſammen, worin wir im Grunde einig waren. Uns beiden iſt gewiß, daß wir alle in elfter Stunde ſtehen. Und das nicht etwa hinſichtlich Deutſchlands allein, ſondern hinſichtlich der Lage in allen Ländern. Wir machten uns frei von der oberflächlichen und naiven Anſchauung, als ſei dieſe europäiſche Kataſtrophe das Werk Einzelner und werde nur durch Einzelne in ihrem Fortraſen erhalten: wir ſahen vielmehr, daß es über allem Haſſen und Kämpfen wie etwas Dämoniſches liegt, das Führer wie Geführte in der Gewalt hat. Keiner hat ſich und keiner den anderen mehr in der

Hand: nur eiſerne Diſziplin und die Not läßt hüben wie drüben noch die Möglichkeit des Wirkens zu. Aber der Augenblick naht, wo dieſe, notgedrungen höher getrieben, mit einem notwendig in ihr Gegenteil umſchlägt und zum baren Terrorismus führt. An die Stelle der robuſten Energie einzelner weniger, die heute noch leiten, wird mit einer nur den Oberflächlichen überraſchenden Plötzlichkeit die Orgie der Maſſe ſchlechthin treten, und zermalmt zwiſchen dieſen beiden Gegenſätzen wird die Zahl derer werden, die es bis heute noch über ſich gewonnen haben, allem Zelotismus zum Trotz den Drang nach der Würde des Menſchen in ſich und, wo es ging, bei anderen aufrecht zu erhalten. Die den Glauben nach einem Sinn in der Welt trotz allem ſcheinbar Widerſprechenden noch nicht verloren haben. Ich meine damit nicht nur die „Utopiſten“ und „Idealiſten“, ſondern jeden, der, frei von perſönlicher Eitelkeit, ſei es führend oder geführt, der Hoffnung lebt, daß der Tag kommen muß, wo der Menſch ſich wieder auf einen Sinn in der Welt beſinnt und daß, um den richtigen Sinn zu finden, nicht gegenſeitiges Vergewaltigen, ſondern nur geiſtig-ſeeliſches Überzeugen zum Ziele führen kann. Wir ſahen, unſere Erfahrungen, die nicht gewöhnliche ſind, miteinander austauſchend, daß dieſer Weg uns zu entſchwinden droht; ja, ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich jetzt ausſpreche, was geſtern keiner zu ſagen wagte: nämlich, daß dieſer Weg, der allein wieder ins Freie führen könnte, ſchon verſperrt iſt.

Durch die einfache Tatſache nämlich, daß ſie im Schwinden begriffen ſind, fangen die äußeren Güter an, ihre Macht auf die Geſinnung der Menſchen zu verlieren; ſie beginnen ihre Bedeutung als Mittel zur Beeinfluſſung zu verlieren: immer mehr rücken ſie in die Sphäre deſſen, worauf jeder ein Recht hat, und aus dem Recht am Eigentum entwickelt ſich mit haſtender Eile der Begriff des Unrechtes am Eigentum. Aber ſehr töricht und zu ſeinem eigenſten Schaden würde der darüber frohlocken, der in dieſem Prozeß eine Erfüllung Proudhonſcher Lehre ſähe; denn dieſer Lehre wird auf jene Weiſe nicht durch den Willen des Menſchen, ſondern durch die Not zur Verwirklichung geholfen, und ſtatt eine Krönung zu ſein, wie ſie gedacht war, wäre ihr ſcheinbarer Erfolg nur ein grauſamer Rückfall ins Primitive, und wenn der Krieg vorbei wäre, käme nach einigen Jahren der alte kapitaliſtiſche Jammer ſchlimmer als vorher. Was bleibt nun an Wirkungsmöglichkeiten der Menſchen aufeinander übrig, wenn man die Gewalt, ſie ſei eine rohe oder diſziplinierte, wenn man die Möglichkeit des Appells an das ſinnhafte Leben beiſeite ſetzt? Nach einer weitverbreiteten Lehre ſollen die Menſchen dem „Leid“ des Lebens und Strebens gegenüber ſich die Religion erfunden haben. Sie war Jahrtauſenden ein Troſt, kann ſie es heute nicht wieder werden und ſein? Sicherlich! Aber zum Aufſchreien tragiſch iſt die Lage heute ſo, daß auch die wahre Religion nur über Leichen gehen kann, um ſich zu vollenden. Indem die Kirchen jedes Staates, in dem ſie beherbergt waren, ſich mit dem jeweiligen Staate ſolidariſch erklärten und dies mit einem Eifer, der an Verruchtheit und Wahnſinn grenzt, haben ſie nicht nur den betreffenden Staat, ſondern auch ſich ſelbſt unfähig gemacht, mit ihrer Hilfe Brücken zu ſchlagen. Sie gaben ſich zu einem Mittel der Politik her, und der Staat glaubte, es nicht entbehren zu können; aber in der Schlinge, die er den anderen überwerfen wollte, fing er ſich ſelbſt. Das wird erſt in ſeiner ganzen Bedeutung die Zukunft zeigen; jetzt iſt es jedenfalls ſo weit gekommen, daß alles wahrhaft Religiöſe ſich aus dem Kampfe zurückzuziehen beginnt, und auf der anderen Seite durch die Kirchen die Religion in der Meinung der Allgemeinheit ausgeſpielt hat. Dem Staat,

der heute auf religiöſe Gründe für ſeine Friedensbereitſchaft hinweiſt, ihm *glaubt* man *nicht* mehr!

Als die Menſchheit zu groß wurde, um noch eine wirkſame Mitteilung von Mund zu Mund möglich zu machen, kam die Buchdruckerkunſt dieſer Verlegenheit zu Hilfe. Sie hat ſich zu dem grandioſen Inſtrument der Preſſe herausgebildet. Ich brauche nicht Ihnen und Sie nicht mir zu ſagen, was ſie für eine Bedeutung hat; aber wir waren wiederum darin einig, daß es dem Krieg gegeben war, auch dieſe Bedeutung zu vernichten. Nicht ſo, als ſei es nun im Grunde gleichgültig, ob die Rotationsmaſchinen liefen oder nicht. Beileibe nicht! Das gerade Gegenteil iſt hüben wie drüben notwendig geworden: man kann nicht Papier genug bekommen, um es mit Buchſtaben zu bedecken, und nicht nur die Boys in den Straßen, auch die Flieger in der Luft ſind zu Austrägern geworden. Wer heute durch Nichtdrucken gleichſam ſchweigt, ſetzt ſich automatiſch ins Unrecht. Was zu einer Waffe des Geiſtes beſtimmt war, iſt auch nur zu einer Waffe der Gewalt geworden; die Macht der Preſſe wurde völlig zur ſchlimmſten Reklame, ſie kann nur durch brutale Aufdringlichkeit Einfluß gewinnen, keiner glaubt ihr mehr, ſie kann nur wirken, indem ſie ſich überall in den Weg ſtellt, bis man gequält ſeinen Geſinnungsgroſchen geopfert hat. Als Mittel für einen wahrhaften, auch den anderen achtenden Kampf haben ſie die Verhältniſſe und hat ſie ſich ſelbſt bis auf verſchwindende Ausnahmen *ausgeſchaltet*.

Von dem allen ſprachen wir, und unter dem Anſturm dieſer Geſichte zogen wir uns gleichſam auf uns ſelbſt zurück und fanden höchſtens reſignierend ein Glück noch darin, daß wir uns und einige andere wenigſtens einander hätten. Und dennoch jagte es uns wieder daraus auf, denn in dieſer müßigen Entſagung hätten wir nicht nur uns ſelbſt, ſondern auch unſer ganzes bisheriges und noch vorhandenes Streben verraten. Wir gaben darum zu, daß, wie ſicher auch andere, ſo auch wir bereit wären, uns zu opfern, wenn wir nur einen Weg zu einem Altare wüßten. *Eine* Klarheit aber haben wir gefunden, daß wir bei uns und mit uns ſelbſt anfangen müßten. Und da alles Außenwirken gleichſam verbaut iſt, beſannen wir uns darauf, daß wir mit Reden zueinander beginnen müßten. Daß es darauf ankomme, wie das Sprechen die erſte Vermittlung von Menſch zu Menſch iſt, daß wir *anfänglich* redeten. Indem wir mit Hilfe anderer den Rieſenverſuch machten, alles, was vorgeſtern, geſtern und heute war und iſt, mit einem heroiſchen, raſchen Entſchluß hinter uns zu werfen, „Übermenſchen“ aus tiefſter ſeeliſcher Not, und doch wieder aus einem Abgrund rufend wie der Pſalmiſt. Dieſer Weg müßte gegangen werden, denn alle anderen ſind verſchüttet. Er iſt ein Wagnis. Aber in der letzten Not ſchreitet der Arzt manchmal zu einer furchtbaren Operation: er durchſchneidet die Bruſt und nimmt das gekrampfte Herz in ſeine Hände, um es durch Preſſen wieder zu ſich zu bringen. Manchmal gelingt es. Wollen wir dies an unſerem kleinen Teil, an unſeren Brüdern und an uns tun, nicht nur allein, ſondern mit anderer, freier, großer Hilfe?

Da ſahen Sie mich, älter und erfahrener, mit leeren Augen an: Es iſt alles organiſiert, nur das Herz nicht!

Ich will nicht daran glauben! Rufen Sie und man wird es hören!

Denn es kommt ja nur darauf an, uns wie anderen zu Gemüt zu führen, daß wir wirklich am Letzten ſind, daß wir von Grund auf neu beginnen müſſen, heute, jetzt, weil ſonſt alles verloren iſt. Wir haben es ja nicht nötig, wie Bußprediger des Mittelalters erſt in der Phantaſie unſerer Zuhörer eine Hölle aufzurichten, um ſie voll Sehnſucht nach dem Himmel zu erfüllen. Vielmehr in uns und um uns, in jeder

Zeitungszeile, in jedem Buch, in jeder Straße, jeder Stadt ist die Hölle. Dies im tiefsten eingesehen und gefühlt, wird der Mensch auch fähig sein, sie zu bannen, denn er, er hat sie errichtet. Das Problem ist nicht, daß man etwas zu sagen habe, sondern, daß man bereit ist, zu hören. Was versucht man nicht heute alles, soll es nicht Männer geben, die auch hier noch einmal wagten?

Gotha, Seebachstraße 15 Dr. Paul Eberhardt

Das geistige Deutschland

Die deutsche Intelligenz macht Kanonen, Munition und Ersatzstoffe für die Industrie, denkt an Übergangswirtschaft und liest Zeitungen — die unter Zensur stehen. Daher kommt es wohl, daß sie nur an das Nächste denkt. Keiner denkt aber an das Kommende, von den leitenden Stellen angefangen bis zu den Denkern, die über das Gewesene dicke Bücher schreiben. Wo sind die Kräfte in Deutschland, die sich auf kommende innere Bewegungen einstellen und Führung beanspruchen? Droht uns nicht eine Herrschaft der Masse? Und sie wird kommen, wenn uns nicht der Geist beseelt, der Vergangenes zu neuer Form organisch weiter bildet. Ist es nicht schon höchste Zeit, daß „Umwandlungen" diskutiert werden, daß Politiker mit Ideen auftauchen, daß all den Deutschen die Schlafmütze vom Kopf gerissen wird, die heute noch denken, preußische Wahlrechtsreform und Vaterlandsparteigeschrei bedeute „politische Ideen"? Sieht denn niemand, daß nach dem Krieg gewaltige Erschütterungen nicht nur in die Struktur aller europäischen Staaten, sondern auch in die der menschlichen Gesellschaft kommen werden, Erschütterungen, die nicht allein mit wirtschaftlichen Maßnahmen gedämpft werden können? Alles, was bisher Autorität hieß und auf die Masse auch wirkte, ist ins Wanken gekommen, darum heißt es jetzt, nach den inneren Gesetzen menschlichen Zusammenlebens suchen. Das Wort „Recht" muß eine ganz andere Richtung bekommen, nicht vom Gewesenen her, von oben nach unten, sondern auf die Zukunft hin, von unten nach oben. Nicht metaphysisch begründet, sondern aus der Sittlichkeit der Natur heraus (also real-idealistisch). Nie ist in schöpferischen Perioden der Menschheit das Vergangene maßgebend gewesen. Aber auch noch nie hat die Masse neue Formen geschaffen, sie hat nur zerstört. Wollen wir erst auf die Zerstörung warten? Die Professoren und Abgeordneten reden immer noch, als wären wir am Anfang des Krieges, wo er nur eine Episode im Rahmen des Allgewohnten zu sein schien. Er ist aber etwas ganz anderes, er ist ein Zerbrecher alter Überlieferungen, er ist ein Zerstörer, nicht nur im Felde, sondern auch in der Heimat. Hat man im Reichstag oder in der Presse schon irgendein Wort von verstärkter Selbstverwaltung gehört? Hat schon jemand davon gesprochen, in welcher Art die Arbeiter aus den Städten aufs Land zurückzuleiten sind? Wer redet im Reichstag von den Forderungen menschlicher Würde, von Zielen in unserer Politik, die in Ideen zur Entwicklung deutschen Charakters philosophisch verankert sind? Stellt sich denn das Volk, d. h. die geistig Selbständigen, immer noch auf den alten Standpunkt, die Verantwortlichkeit trägt die Regierung? Wenn es der deutschen Intelligenz nicht auf den Nägeln brennt, ihr Verantwortlichkeitsgefühl für den Staat in das politische Leben hineinzuwerfen, dann wird es ein böses Erwachen geben, wenn es zu spät ist. Rußland ist ein warnendes Beispiel. Gefühlsduselei, Wortgläubigkeit, enger Horizont und schulmeisterliches Besserwissen sind nach vier Jahren Weltkrieg im Volke noch nicht weniger geworden. Warum? Weil Regierung, Intelligenz und Presse in ihrer Führeraufgabe versagten. Eugen Diederichs

Die Zeit iſt reif

Ein Politiker ſchreibt dem Herausgeber ſoeben aus der Schweiz: Ich bin wieder einmal ſeit drei Wochen in der Schweiz und habe da mit vielen intereſſanten Menſchen geſprochen. Ich glaube von dieſem Rundblick hier, der ſeine Fenſter mit großer Ausſicht gleichgroß nach Rußland, Deutſchland, England und Amerika in die Täler und Ebenen der Menſchheit und auf ihre Höhen hat, beſtimmt ſagen zu können: Das Alte *iſt* gefallen. Das Neue *wächſt* rapid. Keines der alten politiſchen Geſetze beſteht mehr (bei den denkenden Menſchen; und damit iſt das Neue gerettet, die Maſſe trottet nach). Überall zeigt ſich ein neues Geſetz mit noch nicht geprägter Überſchrift (und das iſt gut ſo), aber mit ſicherem Inhalt: dem unſrigen. Es iſt eine Sehnſucht „mit Arbeit und geiſtiger Regſamkeit hinauf". Und es iſt eine Sehnſucht aller. Jeder kleidet ſie in die Sehnſüchte ſeines Ich, oder wenn er darüber hinaus iſt, in die ſeines Volkes, oder in die der Menſchheit. Alles iſt überreif. Nur zu! Zehnmal, hundertmal kräftiger und dezidierter als ſeither! *Die Kinder von geſtern werden morgen überholt ſein, wenn ſie nicht ganze, radikale Arbeit machen.* Die Parole iſt: Perſönlichkeit erſtens gegen die Maſſe und zweitens gegen das Kapital. In ihr finden ſich die beſten Konſervativen und alle Sozialiſten, die Führergeiſt haben. Und unter den Vierzigern, die denken, heißt ſie: ich will mich ſammeln einige Zeit aus dem eingehenderen Erleben des Krieges und dann mein Leben einſetzen, mich ganz hineinwerfen in das neue Erleben, das noch größer ſein wird als der Krieg! Immer wieder finde ich Genoſſen, ſehe Leute, auf die man — als Perſönlichkeit — große und ernſte Hoffnungen ſetzen kann. Es iſt ein unbewußter Bund, und die Zeit iſt reif.

Wahlrecht und Ökonomie der Kräfte

Der gegenwärtige Kampf um das gleiche Wahlrecht wird, wie das leider bei menſchlichen Streitigkeiten faſt die Regel iſt, hauptſächlich dadurch vergiftet, daß es den wenigſten Menſchen möglich iſt, einzuſehen und zuzugeben, daß die gegenteilige Anſicht des Andern auch auf ſachlichen Gründen beruhen könnte, ſondern daß von vornherein angenommen wird, der Grund des Anders-denkens liege im böſen Willen. Die Art aber, wie z. B. in der „Tat" das Problem des Wahlrechts behandelt wurde, könnte immerhin zeigen — und das wäre allein ſchon kein ſchlechter Gewinn — daß man ſeine Meinung über eine ſolche politiſche Frage nicht durch das Machtintereſſe einer Partei oder einer wirtſchaftlichen Gemeinſchaft beſtimmt ſein zu laſſen braucht. Rein ſachliche Durchdenkung der Frage wird jeden zur Erkenntnis bringen, daß es eben wirklich von perſönlichen Motiven unabhängige Gründe für und wider das gleiche Wahlrecht gibt — und dieſe Erkenntnis wird uns Achtung lehren vor der ehrlichen Meinung auch des Andersdenkenden.

Unter allen Gründen *gegen* das gleiche Wahlrecht, die im einzelnen darzulegen nicht meine Abſicht ſein kann, iſt einer der gewichtigſten die allerdings ganz offenbare Ungleichheit der Menſchen. Aber ſo groß auch die individuellen Unterſchiede ſind, letzten Endes iſt jeder: *ein Menſch*. Außerdem handelt es ſich bei der Frage des Wahlrechts nicht um den Menſchen als Menſchen, ſondern als Staatsbürger, und mir ſcheint, da ſind die Unterſchiede ſchon weſentlich geringer. Jeder iſt ſteuerpflichtig nach Vermögen und vor allem: jeder iſt dieſem Staat im Notfall ſein Leben zu opfern ſchuldig, und davon hat *jeder nur eines* zu verlieren.

Aber neben dem ſachlich wichtigen Für und Wider gibt es noch einige mehr in der Zeit als in der Sache liegende Gründe, die uns dazu führen, das gleiche Wahl-

recht nicht als das beſte, aber als das heute richtige anzuerkennen. Ich beſtreite nämlich entſchieden, daß wir die Aufgabe hätten, die Frage des Wahlrechts *grundſätzlich* zu entſcheiden. Ich bitte zu bedenken, daß eine Änderung der preußiſchen Verfaſſung doch kein Werk für die Ewigkeit ſein ſoll, und freilich muß ein ſchiefes Urteil entſtehen, wenn menſchliche Einrichtungen, die mit und aus der Zeit herauswachſen, ſich mit ihr ändern und mit ihr vergehen werden, sub specie aeternitatis betrachtet werden. Politik ſoll gewiß nicht kurzſichtig ſein, ſoll aber auch nicht Einrichtungen für *immer* feſtlegen wollen, deren Mutterboden, nämlich Volk, Wirtſchaft und Zeit eben *wandelbar* iſt. Wenn wir nach dieſer Betrachtung nicht mehr mit dem eifernden Ernſt der um Ewigkeitswerte ringenden Glaubensboten an die Wahlrechtsfrage herantreten, wird es uns auch eher möglich ſein, die Augenblicks- oder Opportunitätsgründe zu berückſichtigen, die für das gleiche Wahlrecht ſprechen. Die große Maſſe der Induſtriearbeiter, aus denen hauptſächlich die gewaltige demokratiſche Strömung quillt, hat ſich doch nicht aus irgendwelcher menſchlicher Bosheit angeſammelt, ſondern iſt durch die elementare Wucht einer wirtſchaftlichen Entwicklung hervorgebracht, konzentriert und ſtändig vermehrt worden. Nun hat der Krieg in jedem Einzelnen dieſer Arbeiter—ſei er heute Soldat oder Rüſtungsarbeiter—mehr und mehr das Gefühl der Unentbehrlichkeit jedes Einzelnen und damit das Selbſtgefühl groß werden laſſen, was ihre Stoßkraft unendlich vermehren wird. („Alle Räder ſtehen ſtill, wenn dein ſtarker Arm es will", ſangen ſie ja ſchon *vorher*.) Die einfache Klugheit muß nun lehren, daß es das ſicherſte Mittel wäre, dieſen Strom zur Lebensgefahr werden zu laſſen, wenn man ihn gewaltſam dämmen wollte, während er, möglichſt reibungslos in das breite Bett des allgemeinen Wahlrechts geleitet, zwar nicht *leicht*, aber doch mit weit größeren Erfolgsausſichten, zu nützlicher Arbeit veranlaßt werden könnte. Auf jeden Fall wäre der Schaden, der durch die Aufſtauung der Leidenſchaften der Maſſe entſtehen müßte, viel größer als der mögliche Nutzen eines noch ſo vernunftgemäß aufgebauten Wahlrechts. Allen großen Kräften des Volksganzen gegenüber gibt es nur *eine* fruchtbare Politik, und die heißt: Einbeziehen, Zwingen zur Mitarbeit und zur Mitverantwortlichkeit. Es gibt eben nicht *die* richtige Politik, die ſich durch logiſche Folgerungen aus einem Oberbegriff ableiten ließe, ſondern ſie wechſelt mit der Zeit und mit ihren Mitteln, und richtig iſt jederzeit *die* Politik, die am beſten den Gegebenheiten der Zeit, der Wirtſchaftsform, den Staatsaufgaben, den Inſtinkten der Maſſen angepaßt und am meiſten geeignet iſt, möglichſt viele Kräfte und Strebungen zu gemeinſamer Arbeit zuſammenzufaſſen. Der Einfluß der perſönlich wertvolleren Einzelnen wird auch in der Demokratie nicht ausgeſchaltet ſein, er wird nur andere Wege finden müſſen, ihn auszuüben. Und dann: letzten Endes iſt auch das Wollen der Maſſe ja keineswegs autonom; abgeſehen davon, daß ſie als Führer und als Organe immer *Menſchen* brauchen wird, die rein als ſolche manches wirken werden, was nicht im Parteiprogramm ſtand, wird auch der Wille der Maſſe von jenen unumgänglichen Forderungen des Lebens gebändigt, denen jede Form menſchlicher Gemeinſchaft unterworfen iſt, ſolange nicht an Stelle des Willens zum Leben der Wille zum Untergang getreten iſt, mit anderen Worten, ſolange die Lebensinſtinkte noch geſund ſind.

Aber ein Volk mit entartetem Inſtinkt könnte auch die einſichtigſte und machtbegabteſte Oberſchicht nicht vor dem Untergang retten. Gewiß können wir perſönlich dieſen oder jenen Weg vorziehen, wie jenen Grundforderungen des Gemeinſchaftslebens genügt werde, aber Politik iſt eben die Kunſt des *Möglichen*. Und um inner-

lich Abſtand zu gewinnen: all das berührt doch nur die Oberfläche unſeres Daſeins, den Menſchen als Staatsbürger. Dieſe nicht zu überſchätzen, dürfen wir es ſchon ein wenig mit einem Wort Goethes aus den Wanderjahren halten: „Wenn nur Ordnung gehalten wird, ſo iſt es ganz einerlei, durch welche Mittel.“ Und die größere Wahrſcheinlichkeit, daß „Ordnung gehalten“ wird, iſt für heute und die nächſte Zukunft ſicher darin zu ſuchen, daß man dem bedrohlichen Strom der Demokratie freiwillig ein Bett bietet und die in ihm fraglos aufgeſpeicherte Kraft dem Ganzen nutzbar zu machen ſucht, als ihn durch ſtarren Widerſtand aufzuſtauen. Der Erfolg wäre fraglich und Widerſtand verbraucht und bindet Kräfte, die ſo doppelt dem Ganzen verloren gehen. Es wäre ein ganz unbegründeter Mangel an Glauben an unſer Volk, daß all die Wertungen, die uns unſer Volkstum teuer machen, ihre Stützen nur in der derzeitigen Oberſchicht hätten und mit ihrer Macht vergehen müßten. Der vierte Stand iſt ein Glied unſeres Volkstums mit denſelben machtvollen Fähigkeiten wie wir, und ich kann es nicht für unberechtigten Optimismus halten, zu glauben, daß die breite Maſſe des Volkes, wenn zur Verantwortlichkeit gelangt, auch die Kräfte und Führer aus ſich heraus erzeugen und in ſich entdecken wird, die der Verwaltung des großen Erbes unſeres Volkstums fähig ſind. Aber dies ſind Kräfte, die bis jetzt zum Teil unter dem Druck wirtſchaftlicher Nöte geſchlafen haben, oder ſich, durch den Gegendruck gezwungen, in maßloſer und erbitterter Oppoſition und Agitation aufzehrten. Wird ihnen der Hauptanlaß dazu entzogen (auch der wirtſchaftliche Aufſtieg, ſchon vorher begonnen, hat im Krieg ungeahnte Fortſchritte gemacht), dann ſteht zu hoffen, daß dieſe großen Kräfte auch *aufbauend* wirken werden. Und die politiſche Form der Demokratie? So überzeugt ich bin, daß auch wir irgendwie durch dieſe Gemeinſchaftsform hindurch müſſen, ſo überzeugt bin ich allerdings auch, daß ſie nur ein *Durchgang* ſein wird, die bis aufs äußerſte zu bekämpfen ich aber gerade deshalb für Kräftevergeudung halten muß.

Philipp Hördt

Vom deutſchen Volksſtaat*

Was iſt der Staat? Er iſt das Volk in Reih und Glied, die Führer voran. Nur im deutſchen Heer erſcheint heute noch der deutſche Staat leibhaftig, ſeit in Deutſchland die Volksgemeinde ſich nicht mehr verſammelt wie einſt in den Städterepubliken oder heute noch in den Schweizer Urkantonen. Aber auch, wo das Volk nicht in Wirklichkeit beiſammen iſt, können wir uns den Staat nur als geordneten und geführten Volkshaufen vorſtellen. Ein ſolcher Volkshaufen unter ſeinen Führern iſt ein Staat, und dennoch nicht ein Volksſtaat. Der iſt nur vorhanden, wenn und ſoweit der Wille des Volkes maßgebend iſt für ſeine Geſchicke.

Der Volkswille. Wollen kann nur der Einzelne. Der Wille des Volkes iſt nur der übereinſtimmende Wille der Volksgenoſſen. Zwei Wege führen zur Einheit des Wollens. Der Weg der Unterwerfung unter fremden Willen und der Weg der Einigung. Kein Staat, in dem nicht gehorcht werden müßte. Aber kein Volksſtaat, in dem nicht außer dem Befehl der Obrigkeit der freie Wille der Volksgenoſſen zur Geltung käme. Den Volksſtaat bauen kann vernünftigerweiſe nicht heißen: die Obrigkeit beſeitigen, ſondern nur: dem freien Willen des Einzelnen mehr Raum ſchaffen. Und zwar Raum zur Betätigung im Staate, das heißt: im Volke und für das Volk,

* Dieſer und der nächſtfolgende Aufſatz führen die Debatte über den Aufſatz des Herausgebers „Der Weg zum deutſchen Volksſtaat“ im Maiheft weiter. (Die Leit.)

nicht nur Raum zur Betätigung für das eigene Wohl. Der Volksstaat ist der Staat der selbsttätigen, d. h.: unabhängig vom Befehl tätigen, Volksgenossen.

Erziehung zur Selbsttätigkeit! Das deutsche Heer weiß, was sie bedeutet. Eine „Maschine" haben es unsere Feinde genannt. Sie sind bitter enttäuscht worden. Jawohl: Ordnung, Pünktlichkeit, Gehorsam sind deutsche Soldatentugenden. Aber niemals hätte das deutsche Heer seine Erfolge erringen können, wenn nicht jeder Mann in ihm zu selbsttätigem Entschließen und Handeln erzogen würde, wenn er nicht lernte, seine Aufgabe selbst erkennen und seinen Weg selbst wählen. Diese Erziehung gilt es in unser Volk so hineinzutragen, daß sie überall da zur Geltung kommt, wo der Einzelne im Dienste des ganzen Volkes steht.

Um Verstandesbildung und um Willensbildung handelt es sich. Ohne richtige Einsicht nützt der beste Wille nichts. Aber die Erkenntnis hilft auch nicht weiter, wo der Charakter fehlt. Fragen wir aber, wo es bei uns gefehlt habe, vor diesem Kriege und im Kriege, so war's bei den Leitenden nur zu oft am Charakter, beim Volke nur zu oft an der Einsicht, nicht selten hier und dort auch an beidem. Wir haben von unserem Heerwesen leider nur die eine Seite in unseren Staat übernommen: die Disziplin — ist es doch manchmal, als ob unser ganzes Volk nur aus Vorgesetzten und Untergebenen bestünde. Die andere aber: die Fähigkeit zu gemeinnützigem Handeln aus eigenem Entschluß und auf eigene Verantwortung wurde im Staatswesen vernachlässigt. Es gilt, den deutschen Staat so zu bauen, daß er dem Staatsbürger zur Selbsttätigkeit verhilft. Das aber heißt nichts anderes als: zurückkehren zu den Gedanken des Freiherrn vom Stein. —

Von unten auf wollte Stein den preußischen Staat bauen, als er von Napoleon zertrümmert worden war. Von unten auf will auch Eugen Diederichs den Staat gebaut sehen. Und sicher ist: eine Staatsreform, die nicht beim einzelnen Staatsbürger einsetzt und dann den Staat weiterbaut, indem sie die kleineren Verbände richtig gestaltet und in die richtige Beziehung zum Ganzen setzt, kann niemals zu einem haltbaren Werk führen. In Preußen muß jetzt notgedrungen mit der Parlamentsreform begonnen werden — folgt ihr nicht alsbald die Reform der Staatsverwaltung und der Selbstverwaltung, so bleibt das Erreichte eine Scheinreform — „Schaufenster", um mit Max Weber zu reden.

Eine einseitige Auffassung ist es deshalb, die in dem Problem der Neugestaltung des Staates nur das Problem der Führer-Auslese sieht. Denn ebensowichtig ist das Problem der Erziehung des einzelnen Staatsbürgers zu gemeinnützigem Handeln. Das hätte Diederichs noch stärker betonen können.

Deshalb kann uns auch der Parlamentarismus allein nicht viel helfen, gleichgültig, wie man ihn verstehen mag. Das eine zwar ist für mich zweifellos: das bisherige System einer Schein-Mitregierung des Parlaments kann nicht bleiben, weil es an innerer Unwahrhaftigkeit leidet und überdies eine Kraftvergeudung bedeutet. Andererseits werden wir das englische System nicht auf unseren Staat übertragen können und das französische nicht übertragen wollen, wir werden also einen neuen Weg suchen müssen, um das Parlament für unser öffentliches Leben fruchtbarer zu machen. Doch soll davon hier nicht weiter die Rede sein. Denn auch dies steht für mich fest: die Parlamentarisierung allein tut's nicht.

Wir gehen zweifellos auf wirtschaftlichem Gebiete einer Zunahme des Staatseinflusses entgegen. Mag dieser sich nun in der Form der Verstaatlichung oder der staatlichen Kontrolle äußern — immer bedeutet er Zunahme der Bureaukratisierung

unſeres Volkslebens. Wo früher der freie Unternehmer arbeitete, wird der Beamte ſtehen und mit ihm wird der Geiſt der Bureaukratie einziehen. Um ſo nötiger iſt es, daß dieſem Geiſt entgegengearbeitet werde, wo immer es angeht. Die Bureaukratie wirkt aber um ſo ſchlimmer, je mehr ſie zentraliſiert iſt; ſie wird gemildert durch Dezentraliſation und Selbſtverwaltung. Die Selbſtverwaltung bedeutet aber noch mehr: ſie iſt die Schule der Selbſttätigkeit des Staatsbürgers. Deshalb iſt es ein durchaus geſunder Gedanke, wenn Diederichs in Preußen die Provinzen zu Selbſtverwaltungskörpern ausgeſtalten will. Und man wird ruhig ſo weit gehen dürfen, der Provinz bei der Beſetzung des Oberpräſidiums ein Mitbeſtimmungsrecht (Präſentationsrecht) zu gewähren. Unterrichtsweſen, Kunſt, Wohlfahrtspflege mögen zum eigenen Wirkungskreis der Provinz gehören.

Welche Bedeutung die Selbſtverwaltung der Gemeinden für die Erziehung des Staatsbürgers hat, iſt oft geſagt worden und braucht hier nicht näher dargelegt zu werden. Nur möchte ich betonen, wie wichtig die Reform der Gemeindeverfaſſung iſt, die in allen deutſchen Staaten Mängel aufweiſt, hier in der einen, dort in der anderen Richtung. Überall in der Kommunalverwaltung muß die Frau zur Mitarbeit herangezogen werden. Iſt das Schickſal der Frauen aufs engſte mit der Gemeinde verknüpft, ſind die Kommunalverbände Träger der Kulturpolitik, ſo muß die Stimme der Frauen in ihnen gehört werden!

Wird die Kulturpolitik der Selbſtverwaltung überlaſſen und überall der ſachverſtändige Staatsbürger zur Mitwirkung an ihr herangezogen, ſo iſt damit die Scheidung von „Kultur“ und „Ziviliſation“ in der öffentlichen Verwaltung ſoweit verwirklicht, wie dies überhaupt möglich iſt. Die größte Schwierigkeit für eine richtige Ausgeſtaltung der Selbſtverwaltung wird nach dieſem Kriege allerdings immer in der Finanzfrage liegen. Die Selbſtverwaltung iſt die teuerſte Verwaltung! Aber wir müſſen und werden auch dieſe Schwierigkeit überwinden.

Bis hierher war ich mit Diederichs in der Hauptſache einig. Auch darin ſtimme ich ihm durchaus zu, daß der heutige Staat nicht mehr nach dem Vorbild des Rittergutes, ſondern nach dem des großinduſtriellen Unternehmens geſtaltet und verwaltet werden ſollte. Dagegen kann ich mich ihm nicht anſchließen, wo er an die Reform des Wahlrechts herantritt. Er möchte, wie viele andere, eine berufsſtändiſche Vertretung, zwar nicht als Erſatz des aus allgemeiner Volkswahl hervorgehenden Parlaments, aber als ariſtokratiſche Einrichtung neben dieſem mit dem beſonderen Aufgabenkreis der „Kulturpolitik“. Gegen dieſe Heranziehung der Berufsſtände iſt zunächſt zu bemerken, daß es ihnen bisher an der öffentlich-rechtlichen Organiſation fehlt, die die notwendige Vorausſetzung für ihre Ausbildung zu Wahlkörpern iſt. Im übrigen darf ich hier auf die Einwände verweiſen, die Max Weber gegen den Gedanken des berufsſtändiſchen Parlaments geltend gemacht hat. Der wichtigſte ſcheint mir der zu ſein, daß eine ſolche Verſammlung zu einer reinen Intereſſentenvertretung werden würde: „nicht der politiſche Führer, ſondern der geriebene Geſchäftsmann käme im Parlament ganz unmittelbar auf ſeine Rechnung“. Und, wenn die Vertreter der Berufsverbände auf die Kulturpolitik beſchränkt werden, ſo werden ſie dieſe entweder intereſſelos oder unter dem Geſichtswinkel ihrer Sonderintereſſen betreiben.

Mir ſcheint, daß auch bei Diederichs die weitverbreitete Abneigung gegen unſer Parteiweſen eine gewiſſe Rolle ſpielt. Nun hat dieſes ja wahrhaftig unerfreuliche Erſcheinungen genug gezeitigt. Aber man vergeſſe doch auch nicht, welche wichtige Aufgabe die Parteien in unſerem öffentlichen Leben zu erfüllen haben, eine Auf-

gabe, die ſchlechterdings nur von freien politiſchen Gebilden erfüllt werden kann. Sie ſind einfach unerſetzbar. Nur muß das eine verhindert werden: daß ſie ſich zu reinen Intereſſenverbänden entwickeln. Wenn Bismarck ſeinerzeit dieſe Entwicklung begünſtigt hat, ſo tat er es wahrlich nicht, um die Bedeutung der Parteien zu heben! Er hat aber durch die Art und Weiſe, wie er die Parteien behandelte, ſeinem Volke keinen guten Dienſt geleiſtet. Es gilt, die Parteien wieder zu Trägern großer politiſcher Gedanken zu machen und ſie ſo zu entwickeln, daß ſie befähigt ſind, der dringendſten Aufgabe der Zukunft zu leben: der politiſchen Erziehung des deutſchen Volkes.

Deutſchland iſt heute noch im weſentlichen ein Beamtenſtaat. Der Beamte alten guten Schlages reichte aus, um Preußen groß zu machen und das deutſche Reich zu ſchaffen. Er reichte nicht aus, dem deutſchen Volke die ihm gebührende Stellung in der Welt zu ſichern. Wir haben die Unzulänglichkeiten unſerer Staatseinrichtungen in dieſem Kriege an allen Ecken und Enden geſpürt. Wir haben aber auch ſehen dürfen, welche Kraft in unſerem Volke lebt. Ziehen wir die Folgerungen daraus. Bauen wir den deutſchen Volksſtaat!

Das iſt aber, um es zuletzt noch einmal zu betonen, nicht nur eine Organiſations-, ſondern auch und vor allem eine Erziehungsangelegenheit. Die Stellung des einzelnen Staatsbürgers zum Staate iſt heute etwa die eines unzufriedenen Schülers zur Schule. Der Staatsbürger arbeitet ſein Penſum ſoweit er's muß, um der Strafe zu entgehen, ſucht im übrigen den Lehrer möglichſt zu betrügen, ſpielt ihm gern einen Streich und ſchimpft auf ihn mit ſeinen Mitſchülern zuſammen. Und der Lehrer verdient's nicht beſſer. Denn er ſucht nicht etwa das Vertrauen ſeiner Schutzbefohlenen, ſondern tritt ihnen griesgrämig gegenüber mit ewigem Befehlen, Verbieten, Schelten und Strafen. Es gilt, dem Lehrer, nämlich dem Beamten, eine freundlichere Auffaſſung ſeines Berufes beizubringen, und dem Schüler, dem Staatsbürger, eine beſſere Meinung von ſeinem Lehrer! Wie in der Schule, ſo ſoll im Staat dem Machthaber der Machtkitzel ausgetrieben und die Liebe zu den Pflegebefohlenen eingeflößt werden. Wie aus der Schule, ſo ſoll aus dem Staat eine Lebensgemeinſchaft zwiſchen Führenden und Geführten gemacht werden, die getragen wird von Liebe und Vertrauen. Eine idealiſtiſche Forderung, ja! Aber wir müßten am deutſchen Volke verzweifeln, wenn es ohne ſolchen Idealismus an den Neubau ſeines Staates herangehen wollte.

Prof. W. von Blume-Tübingen

Verantwortliche Aktivität

Ein mitten im politiſchen Getriebe ſtehender, an verantwortlicher Stelle befindlicher „Tat-Leſer" ſchrieb dem Herausgeber folgendes Bekenntnis zu dem Volksſtaatgedanken, das zeigt, daß in der höheren politiſchen Beamtenſchaft des Reiches durchaus Elemente ſind, die fern aller Bureaukratie ſtehen. (Leit.)

Auch nach meinem Gefühl iſt der Staat nur aus dem Individualismus aufzubauen, denn die Triebkraft im Staat ſind die geſammelten Triebkräfte des Individuums. Daß die Not alle Einzelnen nach dem Krieg antreiben wird zu gewaltigem Schaffen, die leibliche und die geiſtige Not, das gibt den Wiederaufbau. Ihr Bild von dem gotiſchen Dom ſagt alles. Nur iſt der Geiſt nicht die Spitze, ſondern die Triebkraft von unten. Die Spitze des politiſchen Domes (oder ſeine vielen, in einer Harmonie aufſchießenden Spitzen) iſt das Sehnen, iſt ein Gebet. Wir müſſen den Gehorſam beſeitigen. Keiner darf glauben, er müſſe warten auf einen Befehl. Er muß alles aus ſich tun, für den Staat, und — das iſt die Haupt-

ſache — er muß ſich mit jeder ſeiner Handlungen voll verantwortlich fühlen, allen und Gott, dann gibt es kein Nebeneinanderwurſteln, ſondern dann geht alles parallel gerade hinauf. Die Erziehung zu verantwortlicher Aktivität von klein auf, das iſt die Aufgabe.

Und nebenher müſſen wir Türen aufſtoßen. Es muß anfangen zu ſprießen, wo es will, denn er ſoll von ſelber wachſen, der Dom. Darum finde ich Ihren Gedanken der Übertragung der Kulturgeſetzgebung auf die Provinzen ſo gut (ich habe ihn übrigens bei vielen mit Erfolg verbreitet). Wir müſſen Geſetzgeber erziehen und Verwalter. „Beamte" müſſen wir beſeitigen, d. h. Leute, die nur nach Eingang eines Antrags oder eines Befehls tätig werden.

Auch der weitergehende Gedanke, die Laufbahn des Provinzialabgeordneten zu der des Landesabgeordneten und der des höheren Beamten zu machen, fügt ſich abſolut organiſch ein. Er wird auch m. E. ganz von ſelber kommen. Die Hauptſache iſt, den Deutſchen beizubringen, daß jeder geſunde Mann verpflichtet iſt, der Gemeine in irgendeiner Weiſe aktiv verantwortlich zu dienen. Das poſitiv. Und dann eines negativ: Daß der Beruf des politiſchen Geſchäftsführers, des Geſchaftelhubers als unanſtändig und unfair diskreditiert wird. Alle Leute müſſen vom Staate bezahlt werden, es darf nicht vorkommen, daß Abgeordnete von Intereſſenten unterhalten werden. Es gibt nichts geiſtig Unanſtändigeres als die „Geſchäftsführung", die Proſtituierung der Perſönlichkeit für jede beliebige Gruppe, die zahlt. Geht man unſere politiſch einflußreichen Leute durch, was ſind ſie anders als ſolche Geſchäftsführer? Was iſt Trotzki anders als der jüdiſche Geſchäftsführer der ruſſiſchen Revolution?

Ich habe kürzlich eine ganze Nacht mit einem ruſſiſchen Juden und Sozialiſten, Bekannten von Trotzki, geredet. Da iſt mir über das Judentum das klar geworden: Seine Aufgabe liegt in der Internationale. Es ſoll da ausgleichen und vermitteln, das entſpricht ſeiner Veranlagung und das entſpricht dem, was bei den Beſten des jüdiſchen Geiſtes vielleicht doch noch das Treibende iſt: dem Glauben an die Aufgabe des auserwählten Volkes; ſie ſollen alle Völker durchdringen mit ihrem Geiſt der Vermittlung, des Ausgleichs. Sie ſollen das tauſendjährige Reich gründen. Wenn der Jude die Aufgabe erkennt, dann wird er nicht mehr ſich bedrückt fühlen, dann wird er nicht mehr um jeden Preis Macht durch das Geld wollen. Er ſoll zwiſchen den Völkern ſein, nicht im Volke, dann wird er uns den Dom ruhig bauen laſſen.

Der Dom wird vielgeſtaltig ſein, ein Gewirr von Kapellen, Chören, Höfen und Hallen. Korſch deutet das Problem an, das ſich aus Ihrer Provinzialiſierung entwickeln muß und ſoll. Es wird eine verſchlungene Vielheit von Zweckſtaaten geben: Gemeinden, Genoſſenſchaften, Eiſenbahnverwaltungen, religiöſen Gemeinden, Straßenverbänden, Elektrizitätsnetzen, Eiſentruſts, Schulverbänden, Schauſpieltruſts als Genoſſenſchaften uſf. Sie können beſchränkt ſein auf Sichtweite von einem Berg, auf das alte Duodezfürſtentum, auf Provinzen, auf Preußen, auf das Reich. Mitteleuropa, Deutſchland und England zuſammen, Deutſchland und Frankreich, die ganze Welt. Telefunkenverband, Weltpoſt, Medizinergenoſſenſchaft über die Erde, Philoſophengemeinſchaft, gemeinſame Aſtronomie, Weltſeepolizei (Eisberge, Tiefladelinie) — unendlich war vor dem Krieg dieſes Gebiet der beginnenden internationalen Verflechtungen! Doch das A und O bleibt die Erziehung des Individuums zum aktiven vollverantwortlichen Diener der Gemeine. Bleibt, daß wir uns, unſerem Weſen ent-

sprechend, vom Individuum her entwickeln, bleibt, daß wir überall die Gärung aufgehen lassen. Was sind wir denn? Steuerer? Haben wir die Gedanken? Alle haben sie, die Zeit hat sie! Wir sind nur Schuttabgräber, Quellenreiniger. Und wenn es gut geht, sollen wir Opferer sein, uns selber drangeben mit dem Leben an den Tag, an dem es zahlt! Ich habe mit vielen Menschen gesprochen, aller Kasten, und überall ist ein sicherer Glaube: ein Allgemeingut schon; der Krieg wirft die Menschheit gewaltig voran. Zu irgend etwas Schaffendem, Tätigem, Großgeistigem — was, wissen sie nicht! Wir sollen's sagen. Wir sollen's erleben, vorerleben und wenn wir dran zugrunde gehen, weil wir bestraft und begnadet sind mit dem hundertfältigen Fühlen. Und wenn es je wert war, alle Kraft und alles Bitten daranzusetzen, daß das klar und gut und stark herauskommt, was man fühlt, dann meine ich, ist es, weiß Gott, jetzt.

Kulturelle Wertung In kaum einer Zeit ist so viel von Kultur, von Rhythmus, von Stil gesprochen worden, wie heute. „Wird über irgend etwas viel geredet oder geschrieben," sagt Karl Scheffler,* „so darf man sicher sein, daß es nicht vorhanden ist. Über einen sicheren Besitz räsoniert niemand, weder im guten noch im bösen Sinn." Im Stadium des Werdens sind die Dinge problematisch; ist der Zustand als solcher erreicht, so erhält er die Selbstverständlichkeit des Natürlichen. So mögen wir auch von Kultur nur sprechen beim objektiven Anschauen des außerhalb uns Liegenden; stehen wir selbst darin und sind ein organischer Teil derselben, so ist sie einfach Natur geworden.

Kultur, deren Zeitmaß der Rhythmus, deren Ausdruck der Stil ist, bedeutet gleichmäßige Ausbildung der drei Geistesfunktionen des Menschen, der intellektuellen, der ethischen, der ästhetischen. Das heißt: das Verhältnis der effektiven, wirksamen Energie zur latenten, möglichen Energie muß in den drei Geisteskräften das gleiche sein. Der Schwerpunkt liegt in der dreifachen Gleichheitsrelation. Sekundär ist erst die Frage des Höchstwertes der tatsächlich aktiven Kräfte, der den angestrebten Bestpunkt darstellt: Effektive Energie gleich latenter Energie. Mit latenter Energie bezeichne ich das gesamte eingeborene Kraftmaterial, mit effektiver Energie den Teil desselben, der in wechselseitiger Befruchtung des Lebens selbst lebend geworden ist, reaktiv und schaffend. Die, wie gesagt, in zweiter Linie wichtige Frage nach dem Höchstwert betont den quantitativen Begriff, der eine Funktion vieler Faktoren ist, des Physischen, der sozialen und Milieustellung des Einzelmenschen. Kultur an sich aber ist eine reine Qualitätsgröße, sie ist entweder vorhanden oder nicht vorhanden, aber nie „mehr" oder „weniger" vorhanden.

Der Ruf: Höchstleistung unter Mindestaufwand und seine Anwendung auf das Individuum als persönliches Mittel zum sachlichen Zweck der Arbeitswirkung — ein Ruf, der wohl in dem in Amerika geprägten und verwirklichten Begriff der „efficiency" seinen bezeichnendsten Ausdruck hat — ist die Grundlage der Unkultur. Denn er bedingt für jeden Einzelmenschen, je nach der Lebensarbeit, in die er gestellt ist, die dieser Lebensaufgabe und -arbeit nach quantitativ messender Betrachtung zuträglichste einseitige Betonung der Anlagen. Mit jeder Einseitigkeit der geistigen Aktivierung aber fällt die Kultur. Es kommt nicht darauf an, daß möglichst viele meiner geistigen Möglichkeiten zur Ausbildung gelangen, sondern darauf, daß von meinem Intellekt, von meiner eingeborenen Ethik, von der mir erreichbaren Ästhetik der gleiche Bruchteil bei jeder meiner Handlungen, jedem meiner Urteile,

* Karl Scheffler, Was will das werden? Leipzig 1917, S. 139.

jeder meiner Schöpfungen mitwirkt. Dieſes Wirken ſoll eine unbewußte Tat ſein, aber ein Gar-nicht-anders-können.

Wir kennen keine Einheiten des Intellekts, der Ethik, der Äſthetik, wie wir mechaniſche, elektromotoriſche, chemiſche Energieeinheiten kennen, wie wir nach Zentimeter, Volt und Molekül rechnen und meſſen. Wir ſind hier auf ſubtilerem Gebiet, auf dem Gebiet des Inſtinkts. Der Inſtinkt iſt der Wertmeſſer der Kultur. Es liegt in der Tendenz unſerer vergeiſtigten Zeit, ihm, dem Inſtinkt, weniger ſtabiles Recht zuzuſprechen, und damit auch die Kulturwerte hinter den einſeitigen Quantitätswerten zurücktreten zu laſſen, für welch letztere ſo leicht ein Maß gefunden werden kann. Man mißt, wie man den Rauminhalt eines Würfels beſtimmt, die Länge, Breite und Tiefe der menſchlichen Produktionen im Hinblick auf ihre Zweckmäßigkeit; man betrachtet, was der Menſch geſchaffen, legt das Metermaß an, das geaicht iſt nach dem Maß der anderen Menſchenleiſtungen und als Hunderterſtrich die Höchſtleiſtung dieſer Zeit trägt: alles, was unter den Durchſchnitt, ſagen wir unter fünfundſiebzig fällt — wird als unzweckmäßig abgetan. So kommt es, daß als geiſtige Führer Menſchen erſtehen können, deren Intellekt auf Koſten der Moral, der Äſthetik herangewachſen iſt; ſo geſchieht es, daß als Äſtheten geprieſen und verehrt werden Weſen, bei denen die aktiv gemachte äſthetiſche Anlage den Intellekt und die Ethik totgewuchert hat. So erſcheinen auf der Bühne der Moraliſten die Geſtalten von ſo erſchrecklichem Mangel an Äſthetik und Geiſt. Sie alle mögen aktive pſychiſche Kräfte einem Höchſtwert genähert haben — danach hat die Welt gemeſſen und ſie zum Führer gemacht. Aber die in Leben und Tat umgeſetzten Möglichkeiten haben ſich auf ein oder höchſtens zwei Gebiete beſchränkt; die drei pſychiſchen Gebiete halten ſich nicht das Gleichgewicht: für Kultur fehlt die Grundbedingung. Das Ziel des intellektuell-mechaniſtiſchen Urteils iſt, im Konkurrenzkampf für ein beſtimmtes Arbeitsgebiet denjenigen herauszuwählen, deſſen aktive Energie in bezug auf die Mitemporſtrebenden ein Mehr zu verzeichnen hat. Es betrachtet die pſychiſche Kraftmenge als ein objektiviertes Etwas. Rudolf von Delius ſagt in gleichen Sinn*: „Das mathematiſche Denken iſoliert künſtlich die Dinge, ſieht von allem individuell Lebendigen ab, um ſie ſo für das praktiſche Zählen geeignet zu machen.“ Anders urteilt die biologiſche Wertung, die dem Werden, der Entſtehungsgeſchichte einer aktiven Energiemenge Rechnung trägt, ja, die den Nachdruck eben auf dieſe philogenetiſche Entwicklung legt. Der biologiſche Wert liegt alſo nicht in dem abſtrahierten Produkt, ſondern im Verhältnis der aktiven Energie zur geſamten latenten Energie, und er ſteigt daher, indem die Größe der erſteren ſich der Größe der letzteren nähert.

Ich kann alſo z. B. zwei Intellekte betrachten, deren tätige Kraftmengen gleich ſind, deren objektivierter Wert — in der Welt — des Voltmeters, des Barometers, des Chronometers — gleich iſt: ihr biologiſcher Wert kann ein himmelweit verſchiedener ſein, und der Wert deſſen wird am größten ſein, deſſen latente Energie die kleinere iſt. Ich will ein Bild gebrauchen. Ein Bergſteiger hat die Kraft in ſich, einen Gipfel von 2000 Meter zu erreichen; der Bergſteiger „2“ nur eine Höhe von 1000 Meter; beide befinden ſich im Stadium des Betrachtens in der gleichen Höhe von 500 Meter. Der objektivierte Wert der beiden iſt gleich; der biologiſche Wert des Steigers „2“ iſt doppelt ſo groß wie der des erſten, denn erſterer hat ſchon die Hälfte ſeiner Möglichkeit, letzterer erſt ein Viertel der ſeinen erreicht.

Was im intellektuellen Gebiet betrachtet iſt, gilt gleicherweiſe vom ethiſchen und

* „Die Tat“ 1918, S. 982, Märzheft.

ästhetischen: „Das Erreichte ist welcher Bruchteil des Gesamtmöglichen?" Für eine kulturologische Wertung kommen nun alle drei Beziehungen in Betracht. Es zentriert die ganze Frage der Kultur — ich wiederhole es — in der Gleichmäßigkeit der Ausbildung der drei psychischen Gebiete und der darauf beruhenden Harmonie. Das ist der Angelpunkt der Entscheidung: „Kultur oder Nicht-Kultur?"

Nehmen wir nun so ein Menschenleben und betrachten es! Eines bleibt gemeinsam mit auch der objektivierten Wertung bestehen als Basis, nämlich die Hauptrichtung, die bestimmend für die Wahl und die Natur des Lebenswerkes ist. Je nachdem, ob die Psyche in dem Intellekt, in der Ethik oder in der Ästhetik am reichsten mit latenter Möglichkeit begabt ist, soll der Mensch seine Lebensaufgabe in einer Arbeit verwirklichen, die die intellektuelle, die moralische, die ästhetische Seite als Hauptbestimmungswert enthält. Als Kulturträger in dieser ihrer Arbeit aber wird man die anzusehen haben, bei denen nicht nur der in der Hauptrichtung liegende, sondern im gleichen Verhältnis alle drei psychischen Faktoren mit aktiviert sind, mitarbeiten, mitleben. Zu Führern, vor allem zu Schaffenden, Schöpfenden, Regierenden sind die Menschen gezeichnet, deren aktive Energie außer der dreifachen Gleichheit einem Höchstwert sich gleichend nähert. Die einseitig aktivierte Psyche liegt als gerade Linie in einer Richtungsgleiche, die zweifach lebende als Diagonale in einer Fläche, die dreidimensional in die Tat umgesetzte als Transversale im Raum.

Ich sprach vorhin von der Unmeßbarkeit der Wertmaße, die nicht abgezirkelt, die nur gefühlsmäßig erfaßt werden könnten. Und hier sind wir beim Versuch gelandet, mit algebraischer und geometrischer Genauigkeit zu definieren! Ist das ein Widerspruch? — Ich sage „zu definieren", nicht zu messen. Im Definieren liegt die theoretische Festlegung der Qualität, und die symbolisch relative nur einer Quantität. Entfernen wir uns vom Symbol, zu dem wir als Bild, als Anschauungsform greifen. Nehmen wir das Ding selbst, den Menschen, das Individuum. Ich kann seinen biologisch-psychischen Zustand nicht in ein Diagramm zwängen, ich kann seine Energien nicht in Zahlen von minus Unendlich bis plus Unendlich ausdividieren. Es kann ihn nur das Naive im Menschengeist, die Intuition, erfassen; und es kann ihm ein Werturteil gesprochen werden da, wo das Naive als idealisiertes Abstraktum objektiviert ist, im Göttlichen.

Das Intuitive aber lebt und arbeitet in demselben großen System, in dem das geistig Geformte sich bewegt, nur unbewußt ist hier, was dort bewußt. Das Ohr empfindet, naiv, als Harmonie die Töne, deren Schwingungszahlen in einfachen Zahlenverhältnissen zueinander stehen (Oktave 1:2, Terz 4:5, Quinte 2:3), lange schon, ehe man in der Lage war, die Zahlenverhältnisse zu bestimmen; das Auge zählt die Lichtschwingungen und synthetisiert aus der Zahl den Eindruck einer bestimmten Farbe. Die Sinne arbeiten im vollkommen Unbewußten mit mathematischer Genauigkeit, welche die Wissenschaft ihnen ablauscht und nachahmt. So arbeitet auch unser Instinkt mit einem — wie soll ich sagen? — Analogon der Verhältniszahlen. Er fühlt das biologische Wertübermaß des Bergsteigers „2", er gebiert aus sich das Bewußtsein der Harmonie, des „Gleichseins" (welches ein mathematischer Begriff ist!), es setzt sich ihm direkt in das Erlebnis „Kultur" um. Ja, und es drückt das Intuitive nicht herab, indem wir es im Bilde des geistig Faßbaren zu begreifen suchen — das Symbol ist Vorwand zur Verständigung, und die Unfehlbarkeit des Seelischen ist darum nur um so wunderbarer.

Solange eine Zeit noch Geistes-Spezialisten als Führer sich wählen kann, solange

ſteht ſie noch auf der Baſis des Intellektualiſierten, des Mechaniſierten, wie Rathenau ſagen würde, des bewußt und nach ſeinem Zweck Meſſenden, nicht des unbewußt und nach ſeinem Sein Erfaſſenden. Die gezeichnete kulturologiſche Wertausbildung aber iſt der Weg und die Verantwortung des Einzelnen, und es iſt der Weg einer Nation zur Kultur, ihre Führer, ihre Helden zu wählen nach intuitiver pſychiſcher Beſitzergreifung.

Dr. Eliſabeth Spreckels

Ein „Reichsbund für Heimatkunſt" und die „Blätter für deutſche Art und Kunſt"

Im Mai dieſes Jahres wandte ſich der Ausſchuß zur Gründung eines „Reichsbundes für Heimatkunſt" mit der Bitte um Mitwirkung an mich. Das Rundſchreiben, in dem er zum Beitritt aufforderte, enthielt als Leitſätze der künftigen Tätigkeit des Bundes eine Anzahl Sätze aus dem erſten Heft meiner „Blätter für deutſche Art und Kunſt". Auf meine Anfrage erfuhr ich, daß der Bund ſich tatſächlich völlig auf den Boden meiner Grundſätze und Anſchauungen ſtelle. Da ſich mir dergeſtalt eine Organiſation zur Verwirklichung der Gedanken, die ich in den Blättern für deutſche Art und Kunſt entwickelt habe, darbot, glaubte ich eine ſolche Gelegenheit nicht von der Hand weiſen zu dürfen: ich entſchloß mich zur Mitarbeit, nahm die Wahl in den Vorſtand des Bundes an, und entwarf für den Bund eine Werbeſchrift, die das Programm einer nationalen Kunſtpflege enthielt, wie ſie allein die Aufgabe eines ſolchen Bundes ſein konnte.

Als dieſes Programm durchgeführt werden ſollte, verſagte jedoch der Bund.

Es ſtellte ſich heraus, daß es dem Begründer und Geſchäftsführer des Bundes, Herrn F. M. Rintelen, gar nicht ernſt damit war, im Sinne meiner Prinzipien für die heimatliche deutſche Kunſt zu wirken, ſondern daß es ihm darum zu tun war, lediglich für eine enge und beſchränkte Heimatkunſt, nämlich für ſeine und ſeiner Freunde Dichtungen, Publikum zu gewinnen. Hierzu ſollten ihm auch die Namen dienen, unter denen er den Bund bei der Öffentlichkeit einführte: außer mir waren es Hans Thoma, Friedrich Lienhard und Hans Much, die er, zum Teil gegen ihr Wiſſen und Wollen, zu Vorſitzenden und Ehrenvorſitzenden des Bundes machte.

Als mir zugemutet wurde, anſtatt der in meiner Werbeſchrift angekündigten Stücke altdeutſcher Dichtung und Kunſt, Poeſien von Rintelen und Stückerath und Zeichnungen von Ubbelohde zu veröffentlichen; als es ſich ferner ergab, daß die geiſtige Leitung des Bundes gar nicht dem Vorſtand zugedacht war, ſondern dem Geſchäftsführer und einem vielköpfigen, mir unbekannten Ausſchuß, blieb mir nichts anderes übrig, als mein Vorſtandsamt niederzulegen und die Werbeſchrift zurückzuziehen.

Kurz darauf hat auch Profeſſor Hans Much, der mit mir zuſammen den Bund nach den gleichen Grundſätzen leiten wollte (zu denen er übrigens ganz unabhängig von mir gelangt war), ſein Amt niedergelegt. Hans Thoma und Friedrich Lienhard hatten ſchon vorher auf ihre Ehrenämter verzichtet.

Nach meinem Ausſcheiden aus dem Bund hat Herr Rintelen die Pläne, deren Ausführung er mir verweigerte, meinem eigenen Verleger anzubieten die Kühnheit gehabt; es beſteht deshalb Urſache, zu vermuten, daß meine Ideen in den künftigen Veröffentlichungen des Reichsbunds für Heimatkunſt eine Rolle ſpielen werden. Ich könnte dies hinnehmen, wenn dieſer Bund der gleichen oder doch einer ähnlichen Sache diente wie ich. Da dies aber nicht der Fall iſt und der Bund mit meinen Be-

ſtrebungen nicht das geringſte zu tun hat, ſo muß mir daran liegen, klarzuſtellen, was mein geiſtiges Gut iſt. Inſonderheit iſt es die von mir verfaßte Werbeſchrift, von der ich nicht weiß, in welcher Form und zu welchem Zweck ſie von dem Bunde wird verwendet werden: denn ich habe das zurückgeforderte Manuſkript, trotz zugeſagter Rückgabe, bis heute noch nicht erhalten und muß vermuten, daß davon widerrechtlicher Gebrauch gemacht wird. Ich teile deshalb im folgenden den Text dieſer Werbeſchrift mit, die als ein Aufruf zur Gründung eines Bundes für deutſche Kunſt gedacht war. Iſt dieſer Bund, wie ich ihn dachte, auch nicht zuſtande gekommen, ſo kann er doch zuſtande kommen. Und es erſcheint doppelt notwendig, für die Sache zu werben, wenn es kluger Betriebſamkeit gelang, ſchon den Schein der Sache durchzuſetzen und zu öffentlicher Geltung zu bringen.

Ein Aufruf zur Gründung eines Bundes für deutſche Kunſt

Ein Bund für die Kunſt kann nicht Kunſt züchten wollen; denn Kunſt läßt ſich nicht züchten und wird nicht durch Bünde und Vereine gemacht.

Ein Bund für die Kunſt kann nicht Kunſt bewirken; aber er kann für die Kunſt wirken, ihr den Boden bereiten, ihre Pflege beeinfluſſen.

Dadurch kann er allerdings mittelbar auch auf den Künſtler wirken. Denn es iſt nicht gleichgültig, für wen der Künſtler ſchafft: für welche Bühne der Dichter dichtet; für welchen Raum der Bildner bildet; für welchen Menſchen der Muſiker muſiziert — ob zur Unterhaltung, zur wiſſenſchaftlichen Ergötzung oder zur geiſtigen Erhebung.

Ein ſolches bewußtes Wirken für die Kunſt iſt gewiß nicht das natürliche; aber es kann zu Zeiten geboten erſcheinen: es bezeichnet einen Ausnahmezuſtand, es bedeutet eine Not. Denn es wird damit zu verſtehen gegeben, daß die Zuſtände, wie ſie ſind, dem Gedeihen der Kunſt nicht günſtig ſind; daß man andere, beſſere Zuſtände an ihre Stelle ſetzen möchte. Nun leben wir mitten in einer ſolchen Not.

Die Bedingungen, unter denen der Künſtler bei uns lebt und ſchafft, unter denen Kunſt dargeboten und aufgenommen wird, ſind nicht aus den urſprünglichen Anlagen unſres Volkstums natürlich gewachſen, ſondern ſie ſind ſeit Jahrhunderten künſtlich gemacht worden, und werden noch Tag für Tag von Schule und Akademie, von Zeitung und Kunſthandel, von Cliquen und Verlagen gemacht, gezüchtet. Wenn wir trotzdem auch in den letzten Jahrhunderten nicht ohne Kunſt geweſen ſind, ſo iſt doch dieſe Kunſt entſtanden trotz der „Bedingungen", die ſie vorfand, und in ſtetem Kampfe gegen ſie: kein Kunſtwerk, das nicht irgendwie die Spuren dieſes Kampfes trüge; kein Künſtlerleben ſeit der Renaiſſance, das nicht eine Tragödie geweſen wäre — eine Tragödie, von der das Mittelalter nichts weiß: denn es iſt nicht das große und verſöhnende Schauſpiel der Verleiblichung des Geiſtes in dieſer unzulänglichen Welt, ſondern das niederdrückende Trauerſpiel einer kleinlichen Auseinanderſetzung mit Zeit und Umwelt, das die beſten Kräfte des Künſtlers nicht dem Werke zugute kommen läßt, ſondern dem Suchen nach dem Werk und dem Kämpfen um das Werk. Dieſe Tragik wird dadurch nicht geringer, daß wir uns an ihren Anblick gewöhnt haben und den Künſtler nur noch als Widerſpruch und Gegenſatz zu ſeiner Zeit verſtehen, anſtatt, wie im Mittelalter (und in der Antike!) als Ausdruck ſeiner Zeit.

Das Grundübel, an dem der Künſtler leidet, an dem wir alle leiden, iſt in dem Satze zuſammengefaßt:

Der Deutſche iſt in geiſtigen Dingen heimatlos.

Kein Volk lebt ſo von ſeiner geiſtigen Vergangenheit abgeſchnitten wie das deutſche. Die große Maſſe, die ſich regt, die auch für das Ausland allein ſichtbar iſt, wächſt auf mit etwas „moderner Sprachen- und Realkenntnis"; ihr Weltbild iſt die techniſch-mechaniſche Umwelt internationaler, beſſer: engliſch-amerikaniſcher, Prägung; ihr Kunſtbedarf iſt gedeckt mit Kino, Unterhaltungsroman und Vergnügungsmuſik; und in dieſen drei „Kunſtarten" iſt wiederum allein maßgebend das niedrigſte ausländiſche Vorbild. Dieſe Schicht des Volkes ſieht nicht weiter zurück als bis in die Jahre des vorigen Jahrhunderts, da der wirtſchaftliche Aufſtieg begann. Sie weiß nichts von Überlieferung, von Land und Volk im tieferen, heimatlichen Sinne; ſie wurzelt nirgends; ſie „bewohnt" die Stadt, die Großſtadt, die ſie nach ihrem Bilde: ſtillos, heimatlos geformt hat.

Die breitere Schicht, auf der ſie ruht, aus der ſie ſich ſtetig, dieſe aufſaugend, ergänzt: die Grundſchicht der Land- und Kleinſtadtbewohner, der Bürger und Bauern alten Schlags, iſt unter ihr kaum wahrnehmbar. Oft noch abgeſchloſſen von allem Fortſchritt iſt dieſe Grundſchicht den Grundkräften der Heimat am innigſten verbunden, aber nur heimlich und im Verborgenen; ſie trägt ihren Reichtum nicht zur Schau, ſie hat keine werbende Kraft mehr fürs Ganze. Tritt ſie aus ihrer Verborgenheit, in der ſie ſich in richtigem Gefühle hält, hervor, ſo iſt ſie wehrlos allen böſen Einflüſſen der Neuzeit preisgegeben: ohne Schutz und Hilfe von kundiger Hand, ohne bewußte Förderung und Pflege iſt ſie dem Untergang verfallen. Wie ſchutzlos das echte Volk dieſer Art iſt, hat ſich im Kriege am Volkslied erwieſen: das Volk hat ſeine alten Worte und Weiſen der Geſamtheit geſchenkt, und hat ſie in modiſchem Tingel-Tangel-Aufputz, verdreht, verſüßlicht, „verſchönt" zurückerhalten, und wird ſie in dieſer Geſtalt nicht wieder los — es iſt ein Jammer, zu ſehen, wie auch hier die Fähigkeit, das Echte vom Unechten zu unterſcheiden, abhanden gekommen iſt, und die einſchmeichelnde Gemeinheit überall geſiegt hat.

Die dritte Schicht endlich, die über beiden thront, die Schicht der Gebildeten, ſieht wohl etwas weiter zurück als die erſte; aber den Zuſammenhang mit der Heimat, wie ihn die zweite beſitzt, hat ſie ebenfalls verloren. Sie ſieht zurück auf die letzten vier Jahrhunderte und ſieht in ihnen die einzig ernſt zu nehmende Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, weil es die einzige Zeit bewußten menſchlichen Wiſſens iſt. Dieſe Jahrhunderte bedeuten für ſie zugleich die Einbruchsſtelle aller übrigen geiſtigen Geſchichte und Kultur der Menſchheit, aber eben nur, ſoweit ſie gewußt werden kann; und darum iſt der Einſtrom aller Kulturen und Stile, dem wir ſeit der Renaiſſance der Antike offenſtehen, trotz ſeines Reichtums unfruchtbar geweſen: der Deutſche müht ſich ſeit jener Zeit vergebens, eine Allerweltsbildung zu beherrſchen — auf eine deutſche Bildung hat er verzichtet. Denn er hat ſich den Zuſammenhang mit ſeiner einzigen großen und volkstümlichen Kultur, mit der mittelalterlichen, nehmen laſſen; er hat ſich künſtlich beſchränkt, beſchränken laſſen, auf das, was vor dem Maßſtab der Antike und den auf ſie folgenden fremden Muſtern ſtandhielt. Er lernt ſeine heimiſche Baukunſt, die Gotik, die aus dem Antlitz der großen Städte entſchwunden iſt, oft nur ſpät, und aus Abbildungen kennen; er ſtudiert ſeine altdeutſchen Bildwerke in Muſeen, wo ſie gleichberechtigt mit den Bildern fremder Völker, ja oft ihnen untergeordnet, aufgeſtapelt ſind; er überläßt ſeine alte Dichtung zur unfruchtbaren Aufbewahrung den Profeſſoren, die ſie, damit das Volk ja fernbleibe, in lateiniſcher Schrift zur leichteren Lesbarkeit für

fremde Profeſſoren abdrucken. Es lebt von der alten Kunſt nichts mehr unter den Gebildeten. Weder Schule noch Univerſität, weder Theater noch Muſeum haben irgendetwas Ernſthaftes getan, um dieſes Leben zu erwecken. Ohne den ſteten Umgang mit einer lebendigen großen heimatlichen Kunſt kann ein Volk aber nimmermehr Kultur haben; was es leiſtet, wird Verſuch und Stückwerk ſein: denn es hat niemals im Spiegel der Überlieferung ſein eigenes Angeſicht geſchaut, hat nie das eigene Innengeſetz entdeckt, nach dem ſich Fremdes und Eigenes formen muß, wenn es Wert und Beſtand haben will.

Statt deſſen ſtört eine auf fremder humaniſtiſcher Grundlage erbaute Schule unſern Kindern ſchon im zarteſten Alter durch Beibringung fremder Sprachen oder durch Einzwängung der eigenen Sprachen in eine ihr fremde „Grammatik“ das natürliche Sprechen und Denken; in der Behandlung aller Dichtung und Kunſt nach fremden klaſſiziſtiſch-rationaliſtiſchen Maßſtäben ſät ſie Mißverſtändnis und Kunſtfremdheit für das ganze Leben. Die Univerſität, als oberſte Richterin in geiſtigen Dingen, tut das gleiche in größerem Maßſtab, und verfährt, wo ſie heimiſche Kunſt und Sprache unter die Hände bekommt, nach jenem kalten humaniſtiſch-wiſſenſchaftlichen Geiſte, der tötet, aber nicht lebendig macht. Derſelbe Geiſt herrſcht, in anderer Form, auf unſeren Akademien und Kunſtſchulen: der heranwachſende Künſtler findet keine ungebrochene heimiſche Überlieferung des Handwerks oder der Kunſt, ſondern Muſter und Lehren der Griechen und Römer, und, von dieſer äſthetiſchen Grundlage aus, bunte Überſchau über alle Meiſter und Zeiten. Kommt einmal eine Gegenſtrömung auf, wie der Naturalismus oder jetzt der „Expreſſionismus“, ſo wird die Haltloſigkeit des Künſtlers offenbar — er „kann“ heute ſo und morgen ſo; denn mögen die neuen Bewegungen theoretiſch noch ſo richtig ſein, ſie bleiben — von der Entſtellung durch Mode und Geſchäft ganz abgeſehen — etwas Künſtliches, denn ſie kommen aus der Bildung und aus dem Verſtand, und dienen einer kleinen Gruppe volks- und heimatfremder Luxusmenſchen. Bei den übrigen Organen unſerer künſtleriſchen Öffentlichkeit: bei Theater, Zeitung und Zeitſchrift tritt zu der einſeitig klaſſiziſtiſchen oder ausländiſchen Bildungsrichtung noch ſtörender der geſchäftliche Zweck, die Rückſicht auf das, was das gebildete Publikum gewohnt iſt und angeblich „haben“ will — ſo iſt es nur zu natürlich, daß keine einzige deutſche Bühne der Pflege eines deutſchen Bühnenſtils, der Pflege des älteren deutſchen Dramas, ja nur des neueren deutſchen Dramas ausſchließlich ſich widmet; daß keine deutſche Zeitung und Zeitſchrift reinlich und folgerecht das Deutſche im alten und neueren Schrifttum in einem wirklich geiſtigen Sinne vertritt.

Sind dieſe Zuſtände unverbeſſerlich?

Sollen wir, wie der ſkeptiſche Kunſtphiloſoph von heute es tut, die Hände in den Schoß legen und hiſtoriſch wohlerzogen zuſehen? abwarten, bis aus dem Chaos eine Ordnung ſich „entwickle“? Heißt nicht Ordnung: Ordnen? Heißt nicht Schöpfung: Schaffen? Ohne unſer Zutun „entwickelt“ ſich nichts. Und es iſt ja nicht die Kunſt ſelbſt, die gemacht, die geſchaffen werden ſoll; ſondern die Bedingungen ihrer Pflege, ihrer Darbietung, ihrer Aufnahme, die neu geſchaffen, im Sinn der heimatlichen Art und Anlage umgeſchaffen werden ſollen. Und da iſt zu ſagen: wohl kann der Deutſche die fremden Einflüſſe, die ſein Leben und ſein Werk beeinträchtigt haben, nicht ungeſchehen machen; aber er kann ſie erkennen, ſie aufdecken, wo ſie am Werke ſind — und das iſt zur Überwindung der erſte Schritt. — Geht er aber auf der Bahn weiter, die er bisher gegangen iſt, ſo wird vom deutſchen Weſen in Kunſt

und Kultur bald noch ſoviel übrig ſein, wie von unſern alten Gebäuden, ſtillen Gärten und heimlichen Plätzen in der heutigen Großſtadt übrig geblieben iſt.

Man ſage nicht, daß aus dem, was iſt: aus der pietätvoll angeſtaunten techniſch-maſchinellen Leiſtung der Zeit von ſelbſt und ohne unſer Zutun eine Kunſt, ſo groß wie die der früheren Zeiten, erwachſen könne. Das höchſte, was entſtehen kann, iſt ein ſachlicher, zweckmäßiger Lebensſtil, wie ihn Engländer und Amerikaner bereits haben, und wie wir ihn die letzten Jahre nur allzuſehr nachzuahmen beſtrebt geweſen ſind. Gewiß: eine Maſchine, ein Bahnhof kann ſeine Schönheit haben, aber bloß die Schönheit des irdiſchen Geſchöpfs, nicht die himmliſche Schönheit der Kunſt. Die Burgen und Wohnhäuſer des Mittelalters waren vielleicht in jenem Zweckſinne Kunſt, wie es uns heute Brücken und Eiſenbahnen ſind — nicht ſie aber ſind es, die die Seele heute noch erſchüttern, ſondern das ſind die Dome: die zweckloſen Bauwerke einzig zu einem geiſtigen Ziel. Das geiſtige Ziel des irdiſchem Zweck entrückten Bauens heißt heute nicht mehr Gott (und hieß vielleicht auch im Mittelalter niemals bloß Gott), es iſt heute die Kunſt ſelbſt, die das geiſtige Ziel geworden iſt.

Ein geiſtiger Raum für die ernſthafte Aufnahme der Kunſt: der Muſik, die einzig als verbindende ungebrochene Geiſtesüberlieferung über Bach zu Beethoven vom Mittelalter bis in unſer Leben reicht; der Dichtung, die ihr nachſtrebt; der Bühne des Geiſtes; dem erhabenen Bildwerk geweiht — das wäre die wahre Grundlage einer deutſchen Kultur: die Heimſtätte für den unter allen Schätzen aller Stile und Kulturen bisher heimatloſen deutſchen Geiſt.

Wie kann ein Bund ein ſo hohes Ziel auch nur aus der Ferne in Angriff nehmen?

Er kann es erſtens bekennen und aufſtellen; damit iſt das Ziel ſchon in Sicht und kann den Augen nicht wieder entſchwinden. Er kann zum andern die Hemmniſſe und Mißverſtändniſſe aufklären, die der Erreichung des Zieles bisher im Wege waren.

Bekenntnis und Aufklärung wird alſo das erſte ſein, was ein ſolcher Bund zu leiſten hat: Bekenntnis zum Deutſchen in aller Kunſt; Aufklärung über das Fremde, ſeinen Einfluß, ſeine Formen und Geſtaltungen bis auf den heutigen Tag.

Wie aber die Italiener der Renaiſſance, als ſie ſich zu ihrer geiſtigen Heimat, der Antike, bekannt hatten, nicht mit der Kritik der mittelalterlichen Weltanſchauung ſich begnügten, ſondern Akademien gründeten, in denen die antiken Autoren wieder Sprache und Leben gewannen, und als Muſter und Vorbild antikes Bau- und Bildwerk vor Augen ſtellten: ſo muß eine Wiedergeburt des Deutſchen alles echte deutſche Werk, in dem jenes hohe Ziel erreicht iſt oder erſtrebt ward, von dem wir ſprachen, wieder hervorſtellen, und die große heimiſche Kunſt alter und neuer Zeit vor Augen führen.

Die Ziele und Zwecke eines ſolchen Bundes, wie ſie der Aufruf bisher dargelegt hat, ſollten, wie mein Programm im einzelnen ausführte, zunächſt durch Buch und Schrift verwirklicht werden: ehe es gelänge, der heimiſchen bildenden Kunſt ein Münſter, der heimiſchen Dichtung und Muſik eine Bühne, dem deutſchen Wort eine weltliche Kanzel zu ſchaffen, ſollte durch Rede und Schrift Bekenntnis und Aufklärung verbreitet werden, um auf eine des Deutſchen endlich würdige Kunſtöffentlichkeit in Preſſe, Theater, Ausſtellung, Muſeum hinzuwirken und den Ausbau oder Umbau von Schule, Univerſität und Akademie im Sinne des oben bezeichneten Ideals in die Wege zu leiten.

Neben der Bekenntnisrede und Aufklärungsſchrift ſollte das Werk ſelbſt ſtehen, durch Buch und Abbildung zur Anſchauung gebracht. Es waren zwei Folgen von

Büchern geplant: die eine ſollte das Heimatliche als Grundlage, als Stoff, in Breite und Buntheit, in landſchaftlicher Mannigfaltigkeit und Gebundenheit zur Darſtellung bringen; hier ſollte die vielfache Art des Volkstums in Sitte und Brauch, in Sage und Glaube deutlich werden, volkstümliche Naturdeutung, Rechtsordnung, Zunft- und Handwerksgeiſt lebendig werden, dazu die gebundene Kunſt des Bauernornaments, der häuslichen Baukunſt und des Hausgeräts.

Eine zweite Folge von Büchern ſollte auf dieſer Grundlage die Heimatkunſt im höheren Sinne aufbauen: die Kunſt, die allen Deutſchen, gleichviel welcher Landſchaft und Mundart, gemeinſam iſt, und, ob alt oder neu, zu allen zu ſprechen befugt iſt. Ob Dichtung oder Bild, abſtrakter Gedanke oder politiſche Rede: wo wir eine Auswirkung des weſentlich Deutſchen und geheimnisvoll Eigenen zu ſehen vermöchten, ſollte ſie hier ihren Platz finden.

Was hier als Ziel und Arbeitsplan eines Bundes umſchrieben iſt, war von Anbeginn an auch der Inhalt und die Aufgabe meiner Blätter für deutſche Art und Kunſt. Aber dieſelbe Ungunſt der Verhältniſſe, die es mir zwei Jahre lang verwehrte, das begonnene Unternehmen weiterzuführen, hat es auch verhindert, daß ich ſelbſt von mir aus an alle die, die mit mir einer Meinung ſind, den Ruf ergehen ließ, Ernſt zu machen und das Erkannte zu verwirklichen. Denn, daß der Einzelne allein nichts vermag, das hat die Geſchichte der geiſtigen Forderungen der letzten Jahrzehnte bewieſen: die Schulreform Lagardes, die Bildungsreform des jungen Nietzſche, die Kunſtpolitik des Rembrandt-Deutſchen ſtehen heute noch auf dem Papier, ſie ſind vergeſſen, im beſten Falle äſthetiſch gewürdigt oder hiſtoriſch einrangiert, verwirklicht ſind ſie nicht; obgleich noch heute die Zuſtände, gegen die ſie ſich richteten, dieſelben ſind. Was jene drei, nach Anſchauungsweiſe und Ausdruck verſchieden, vom Deutſchen forderten, war im Grunde dasſelbe; es iſt im Grunde auch dasſelbe, was wir heute fordern, wenn unſere Begründung auch anders ausſieht und unſere Forderung weiter geht. Wenn es endlich zur Tat werden ſoll, ſo bedarf es allerdings der Menſchen, die es aufnehmen und ernſt nehmen, einer Gemeinſchaft, eines Bundes. Daß es mit einer äußerlichen Organiſation, die an Hunderte von beſtehenden Vereinen mit „gleicher Richtung“ ſich anlehnt und ein paar tauſend Zufallsmitglieder umfaßt, nicht getan iſt, das hat die Erfahrung mit dem „Reichsbund für Heimatkunſt“ bewieſen — es iſt ſcheinbar heute nichts leichter, als zu „organiſieren“, Mitgliedsbeiträge zu erheben, Vorſitzende und Ausſchüſſe zu wählen. Eine wirkliche Gemeinſchaft muß doch wohl anders entſtehen: ſie kann nicht „gegründet“ werden — ſie muß werden und wachſen. Iſt der Kreis auch noch ſo klein, aus dem ſie entſteht — ſie kann zur Macht werden, wenn alle dasſelbe mit allem Ernſte wollen.

Einen ſolchen Kreis allmählich zu werben, zu überzeugen und endlich zu gemeinſamer Tat aufzurufen, das iſt das Ziel, das ſich die Blätter für deutſche Art und Kunſt bei ihrem neuerlichen Erſcheinen im Herbſt dieſes Jahres ſetzen. Sie werden in demſelben Geiſte wie bisher weitergeführt werden, ſie werden, wie bisher, hiſtoriſche Aufklärung und Zukunftsforderung mit der Darbietung des Kunſtwerks vereinigen. Das Unterſcheidende gegen früher wird ſein, daß ſie häufiger und regelmäßiger als bisher erſcheinen, damit die dauernde Fühlung mit einem beſtimmten Kreis von Leſern beſſer ermöglicht wird; ferner, daß ſie zu Zeit- und Tagesfragen Stellung nehmen und von dem Gedanken aus, der das Ganze leitet, Kritik an Menſchen, Büchern und Ereigniſſen üben.

Vielleicht gelingt es, in ſolchen beſcheideneren Grenzen die Arbeit, die in einem „Reichsbund“ ſich als undurchführbar erwies, zu leiſten und, unſerm Vorſatz gemäß, zu helfen „ein geiſtiges Deutſchland aufbauen, das des verteidigten und als ſtark erwieſenen leiblichen Deutſchlands würdig ſei“. Dr. Richard Benz

Die Methode der Schlagworte

Ein innerer Feldzug iſt im Gange. Handel, Induſtrie und Landwirtſchaft haben Sturmkolonnen gegen das bisher geltende Syſtem der Lebensmittelverſorgung gedrillt und ausgeſandt. Der Antrag Rösicke, die Schieleſche Agitation verlangen Aufhebung (oder Einſchränkung) der Rationierung und der Höchſtpreiſe. Ende Juni hat auf der Tagung der Kaufmänniſchen Genoſſenſchaften der Frankfurter Großkaufmann Oskar Sommer noch einmal ihre und ſeine Anklagen gegen die Kriegszwangswirtſchaft, den „Staatsſozialismus“ und ſeine wirtſchaftlichen und moraliſchen Folgen zuſammengefaßt und als Arzt gegen alle Schäden die „freie Wirtſchaft“ angeprieſen. Alle Einwendungen dagegen ſeien haltlos. Weder eine unheimliche Steigerung der Preiſe, noch der Wegkauf aller Nahrungsmittel durch die Wohlhabenden ſeien zu befürchten. „Könnten die Landwirte ihre ganze Ernte zu angemeſſenen Preiſen abſetzen, ſo würde ſich vermutlich ein Preis ergeben, der etwa 100 Prozent über dem Höchſtpreis liegen würde“. Und die reichen Leute könnten nicht alles eſſen, dazu ſeien die Mengen einerſeits zu groß und die Zahl der reichen Leute zu klein. Bei freier Wirtſchaft, „wenn wieder jeder Händler für ſeine Kundſchaft, die ſeine Exiſtenz bildet, leben muß, wird auch jeder wieder ſorgen, daß die Kundſchaft bedient wird; und der Wettbewerb ſorgt dafür, daß jeder ſeine Schuldigkeit tut“. — Die allgemeine Unzufriedenheit infolge der knappen Verſorgung, die ſich bei längerer Kriegsdauer naturgemäß ſtändig vergrößernde Reibung in der behördlichen Nahrungsmittelverſorgung haben eine heiße Sehnſucht nach Änderung dieſer Umſtände hervorgerufen. In ſolchen Zeiten finden falſche Propheten leicht Gehör, und auch Lehren, die der kritiſchen Prüfung des Verſtandes nicht ſtandhalten können, faſſen Wurzel und breiten ſich aus. Der Jagende fällt dem Aberglauben anheim. Schauen wir deshalb den Tatſachen ins Geſicht. Vielleicht überzeugen ſie.

Der Beirat des Reichskommiſſariats für das Wirtſchaftsgebiet Weſtböhmen berichtet an die Statthalterei in Prag:

„Nach Freigabe des Schweineeinkaufs durch Verordnung der Statthalterei vom 12. Mai 1918 ſtieg der Preis für das Kilogramm Schweinefleiſch von 15—17 Kronen auf 44—50 Kronen, für rohen Schinken auf 60 Kronen. Der deutlichſte Beweis dafür, daß die Freigabe des Handels mit den notwendigſten Nahrungsmitteln und Bedarfsartikeln in der jetzigen Zeit der außerordentlichen Verhältniſſe nicht geeignet iſt, die Preiſe zu verbilligen, ſondern im Gegenteil zu ganz außerordentlichen Preiserhöhungen führt, ſo daß vor einer Wiederholung dieſes Experiments nicht dringend genug gewarnt werden kann.“

Ein gewerkſchaftlicher Teilnehmer an einer Beſichtigungsfahrt durch Litauen und die Oſtſeeprovinzen, in denen vor kurzem der „freie Handel“ an Stelle der „Regelung“ trat, berichtet uns, daß dort in den Städten 85 Proz. der Bevölkernng die Suppenküchen benutzen. In Mitau koſtet 1 ruſſ. Pfund (400 g) Brot 2,60 M, Mehl 4 M, Butter 16 M, Speck 15—17 M, ein Ei 70 Pf., in Wilna ähnlich. „Lebensmittel zu dieſen Preiſen ſind in Hülle und Fülle vorhanden, weil es nur eine

ganz dünne Oberſchicht gibt, die ſolche Preiſe anlegen kann." Aus Kowno ſtrömen ſeit Einführung des „freien Handels" die Waren nach dem reicheren Wilna ab, die Preiſe ſind aufs Doppelte und höher geſtiegen.

Oft wird auf das „belgiſche Beiſpiel" hingewieſen. Dort ſei alles zu haben. Jawohl, denn wie ein Preſſebericht ſagt: „Der ärmeren Bevölkerung hat ſich Amerika angenommen; für etwa eine Million Mark Lebensmittel werden durch das neutrale Komitee täglich an die Bevölkerung dieſes unglücklichen Landes geliefert, zuerſt völlig unentgeltlich, ſpäter zu verhältnismäßig billigen Preiſen." So iſt es keine Kunſt, wenn (für die Wohlhabenden) die Schaufenſter von Leckerbiſſen ſtrotzen, zu „angemeſſenen" Preiſen: Ein Pfund Wurſt 10 M, ein Pfund Schinken 12 M, ein Ei 0.80 M, ein Pfund Butter 12 M.

Alſo was bedeutet das „belgiſche Syſtem", das uns die Röſicke, Schiele uſw. aufzureden ſuchen? Es bedeutet Wohlverſorgtheit für die Reichen, horrende Einnahmen für Produzenten und Händler und — Almoſenverſorgung für das Volk, Arbeiter und Mittelſtand. Die Höchſtpreiſe ſind bereits auf 200—300 Prozent der Friedenspreiſe angelangt. Ihre Erhöhung um 100 Proz. ließe ſie alſo auf 400—600 Prozent klettern. Wahrſcheinlich aber, wie das böhmiſche Beiſpiel zeigt, würde damit die Grenze nicht erreicht. Wo blieben dabei die Beamten und die anderen Leute mit feſtem Einkommen? Die Teuerung würde bald zu jenen Brotkrawallen der franzöſiſchen Revolution führen, mit denen Schiele bereits vor zwei Jahren uns zu ſchrecken ſuchte. Und die wir *nicht* zu fürchten brauchen, wenn wir die agrariſch-händleriſchen Deklamationen voll ſüßer Volksfreundlichkeit als das ablehnen, was ſie ſind: Intereſſentenmuſik.

Es liegt ja auf der Hand, und war vor der Geiſtesverwirrung der Kriegsnöte ein anerkannter Satz der Volkswirtſchaft, daß bei „freier (unregulierter) Wirtſchaft" das *billigſt* hergeſtellte Produkt den Preis der Ware beſtimmt, wenn das Angebot die Nachfrage weit übertrifft, daß aber der höchſte Preis von der ganzen Ware gefordert wird, wenn das Angebot nicht genügt. Solche Fibelweisheit wagt man jetzt zu beſtreiten und erzählt dem verängſtigten Volke Legenden vom „Segen des Wettbewerbes". Es gibt in dieſer Lage aber nur einen Wettbewerb, den des kaufenden Publikums, und nur eine Allmacht, die der verkaufenden Erzeuger und Händler, allein, kümmerlich und unzureichend, beſchränkt durch den Staatswillen und ſeine Vorſchriften.

Den ſoliden Händlern wird mittlerweile dieſer Tatbeſtand gleichfalls klar: Infolge der unerhörten Weinpreisſteigerungen der Kriegsjahre hat der Bund weſtdeutſcher Wein*händler* das Kriegsernährungsamt, das Reichswirtſchaftsamt und den preußiſchen Handelsminiſter um Einführung von *Höchſtpreiſen* für die Ernte von 1918, um Verbot der Verſteigerungen uſw. *gebeten*! Der „freie Handel" iſt dank dem Verſagen der Transportmittel jetzt überall nur Schlagwort, Köder, Machtmittel. Auch mit Glas, Porzellan, ſogar mit Schlämmkreide und Blumenerde wird ſchamlos gewuchert, obgleich die „Rohſtoffe" dafür im Überfluſſe vorhanden ſind. Jeder, der eine nationale Verantwortung ſpürt, jeder, der nicht durch ſchlau hingeworfene Schlagworte oder Standeseigennutz ganz befangen iſt, wird — wie auch der Bauernführer Dr. Heim* — die Lockungen auf Änderung unſeres Verſorgungsſyſtems

* Dr. Heim ſchreibt: „Gegen die Zwangswirtſchaft wird immer wieder Sturm gelaufen und doch wären heute *Hunderttauſende von Volksgenoſſen ohne dieſe Zwangswirtſchaft verhungert*. Es iſt ſelbſtverſtändlich äußerſt populär,

während des Krieges ſchroff ablehnen und den Stimmführern dieſes Geſchreies gehörig heimleuchten. Eine ſchmale Verſorgung iſt beſſer als gar keine. Erſchwingliche Preiſe für die rationierten Lebensmittel bedeuten immerhin eine gewiſſe Erleichterung. Aber der Schleichhandel möchte legitim werden. So dreiſt er iſt, er muß doch in der Seitengaſſe verſtohlen ſein Handwerk treiben. Nun möchte er, mit dem Staatsgewande des Rechts bekleidet, offen am Wege wuchern. Wir danken für ſolche Volksfreunde. — Nach dem Kriege wird jedermann dieſen „Kriegsſozialismus“ gern verabſchieden. Jetzt wäre das vorgeſchlagene Haſardſpiel ein Verbrechen.

Paul Oeſtreich

Leitſätze über Wirtſchaftsmoral

I. Die Wirtſchaftsmoral war ſchon vor dem Kriege ſozial unzureichend:

a) Der Profit des einzelnen machte ſich zu rückſichtslos geltend gegenüber dem Gemeinwohl und auf Koſten anderer. Ein großer Teil der Privatvermögen iſt durch Raubbau am Nationalvermögen (vor allem durch unrationelle Ausnutzung fremder Arbeitskraft) entſtanden.

b) Es herrſchte zu wenig Ehrlichkeit gegen die Geſamtheit. Die Steuermogelei machte auch dem „Ehrlichſten“ keine Bedenken.

2. Im Gegenſatze zu der allgemeinen ſozialen Hochſpannung iſt im Kriege die Wirtſchaftsmoral verſchlechtert und unſozialer geworden. Viele „anſtändige“ Menſchen bereichern ſich heute durch Geſchäfte, deren ſie ſich früher geſchämt hätten. Der Wucher, das heißt die Ausnutzung der Kriegsnot, iſt zur allgemein anerkannten Verkehrsſitte geworden. Eigentumsvergehen ſind an der Tagesordnung. Beſtechung öffentlicher und privater Angeſtellter iſt keine Ausnahme mehr.

3. Wenn keine Umkehr erfolgt, ſo gehen wir Zeiten ſchlimmſter Unkultur (wie nach 1871) entgegen; Zeiten voll Materialismus, Wucher, Ausbeutung, Protzentum; aber auch voll von ſchwerſten ſozialen, beſonders wirtſchaftlichen Kämpfen. Wir werden dann auch nicht in der Lage ſein, unſere Reichsfinanzen in gerechter und verſtändiger Weiſe neu zu ordnen.

4. Das Erſte und Notwendigſte iſt die Durchſetzung der Steuerehrlichkeit. Jeder muß ſeinen angemeſſenen Anteil an den Kriegskoſten tragen wollen. Ein Anfang iſt gemacht mit dem Geſetzentwurf gegen Steuerflucht, das den Steuerflüchtigen auf eine Stufe mit dem Fahnenflüchtigen ſtellt und deſſen Begründung die Entziehung von der Steuerpflicht als Ausfluß einer „beſonders ehr- und vaterlandsloſen Geſinnung“ brandmarkt.

Dieſer Grundſatz muß ausgedehnt werden auf die Steuerdrückeberger im Lande, die durch falſche Steuererklärung einen Teil der ihnen zukommenden Laſten auf den Nachbarn abzuwälzen ſuchen.

Das Geſetz bleibt wirkungslos, wenn nicht die Sitte ihm folgt, d. h. wenn nicht die Geſellſchaft den Steuerbetrüger wie den Steuerflüchtigen als „ehr- und vaterlandslos“ ächtet.

---

den Übergang zur freien Wirtſchaft zu fordern und dabei in nichtdenkenden Köpfen die Illuſion wachzurufen, die ſchönen Tage vor dem Kriege könnten wieder zurückkehren, oder es würde mit der Verſorgung beſſer. Der Grund aller Klagen iſt aber ein Umſtand, der weder durch die Zwangswirtſchaft noch durch die freie Wirtſchaft behoben wird, nämlich die Knappheit.... Je länger der Krieg dauert, deſto größer wird die Knappheit und deſto mehr ſtellt ſich die Notwendigkeit heraus, mit der größten Vorſicht über die Vorräte zu verfügen.“

5. Zugleich muß der Grundſatz durchdringen, daß es unſozial iſt, im Kriege und am Kriege reicher zu werden. Das Blut und die Not von Millionen Mitbürgern darf ſich nicht für andere in Gold ummünzen. Durch Herabdrückung der Preiſe (namentlich für Heereslieferungen und notwendigen Lebensbedarf) muß einer Bereicherung vorgebeugt werden; der Vermögenszuwachs muß durch freiwillige Stiftungen oder durch Beſteuerung der Allgemeinheit, in erſter Linie der Verſorgung von Kriegsbeſchädigten, zugeführt werden.

6. Eine ſittliche Umkehr iſt noch möglich, wenn eine Anzahl führender Männer aus Landwirtſchaft, Induſtrie, Handel, Politik, Verwaltung und Wiſſenſchaft ſich zuſammenſchließen, auf jeden übernormalen Gewinn verzichten und erklären, daß ſie jeden Wucherer und Steuerbetrüger von ihrem Verkehre ausſchließen werden.

7. Erfolgt eine ſolche freiwillige ſittliche Läuterung nicht, ſo werden weitgehende ſoziale Zwangsmaßnahmen nötig ſein, die vorausſichtlich zu ſchweren Kämpfen führen müſſen.

8. Die ſoziale und wirtſchaftliche Zukunft des deutſchen Volkes hängt ab von der Verteilung und Aufbringung der Kriegskoſten. Deswegen iſt die Beſſerung der Wirtſchaftsmoral noch wichtiger als alle Verfaſſungs- und Wahlgeſetze.

Heinz Potthoff

Zum neuen Frauentum

Die Ausführungen von Trude Bez im Septemberheft laſſen ſich vom dualiſtiſchen und moniſtiſchen Standpunkt aus auffaſſen. Sie ſieht die Spaltung und will die Einheit.

Alles Leben iſt aber Ein- und Ausatmung zugleich; es ſpaltet ſich, um in beſtimmten maßvollen Rhythmen zu ſich ſelbſt zurückzukehren, ſowohl in den kleinen Beziehungen des Alltagslebens wie in den großen des Liebeserlebniſſes.

Um bei der Wiedervereinigung die „hochmütige Herablaſſung und die überwundene verſchluckte Verachtung durch das Band der Vollkommenheit“ zu erſetzen, müßte das, was ſich erreichen ſoll, ſich auch normal erreichen können, d. h. es müßte gleichen Weſens geſetzt ſein.

Faßt man aber Geiſt und Stoff als etwas Getrenntes auf, ſo können ſie ſich überhaupt nicht erreichen. Der „Stoff“ iſt ebenſowenig trennbar vom „Geiſt“ als die Baumaterialien eines Tempels, einer Kirche, eines Hauſes uſw. trennbar ſind von der Idee dieſer Bauten. Stoff und Geiſt ſind einander immanent, nur zwei „Vorſtellungen“ über ein und denſelben Bewegungsprozeß.

Deshalb muß die Frau nicht Einheit, Brücke, Erfüllung ſchaffen zwiſchen Geiſt und Stoff, ſondern zwiſchen Geiſt und Geiſt, d. h. zwiſchen den bewegenden Kräften der Vergangenheit und der Zukunft.

Wenn die Frau heute eine (zu ſehr) ſuchende und umherirrende iſt, ſo iſt es, weil ſie die Beziehungen, die ſie finden müßte, nicht mehr in genügender Proportion zu finden vermag; die Zeit aber begünſtigt noch die Spaltung, bzw. ſtrebt ſie an, ſtatt die Einheit zu ermöglichen.

Wenn „Schuld“ und „Gnade“ — die beide ſeeliſchen Weſens ſind — ſo weit auseinander geraten, daß ſie ſich nicht mehr erreichen können, dann werden die Niederungen der Erde zu Tälern des Elends, in denen die Peer Gynt umherſchweifen und zu Tälern des Todes, in denen die Solveig ſterben.

Wo die Frau „nur“ noch „Anpaſſung“ iſt, ſtirbt die Formfähigkeit ſchon in ihren Keimzuſtänden ab, und das Formloſe glaubt durch Forcierung der Form

dieſe wieder erreichen zu können. Die „eigentlichen Wirklichkeiten“ aber gehen dabei zugrunde.

Auch das Göttliche kann ſich uns nur dann offenbaren, wenn ... wir es zu fühlen und zu erkennen vermögen.

An den Pforten unſerer Zukunft ſteht alſo das: Erkenne dich ſelbſt! Möchten es die Pforten unſerer „Himmel“, nicht die unſerer „Höllen“ ſein. Helene N.

Gobineau Im Herbſt vorigen Jahres erſchien im Verlage von Karl J. Trübner (Straßburg) ein 37 Seiten ſtarkes Büchlein „Gobineau“ aus der Feder des bekannten Jenaiſchen Hiſtorikers Alexander Cartellieri. Es hat ſich die Aufgabe geſtellt, das Leben und Wirken des ſo vielſeitigen, als Forſcher und Künſtler großen Franzoſen Graf Joſeph Arthur von Gobineau zu ſchildern und die Bedeutung des Mannes aus dieſem Abriß hervortreten zu laſſen.

Gerade zu dieſer Zeit iſt das Erſcheinen des handlichen Büchleins ſo ſehr zu begrüßen, weil Ludwig Schemanns, des verdienſtvollen Gobineau-Forſchers, großes Werk, deſſen zweiter Teil ebenfalls erſt während des Krieges erſchien, allen denen verſchloſſen ſein wird, die im Felde ſtehen, und deren Gedanken doch ſo oft zurückkehren zu dem, was ſie vor dem Kriege beſchäftigte, zu den Strebungen, die ſchon damals einen wichtigen Teil der neudeutſchen Bewegung ausmachten und in Zukunft vielleicht noch mehr ausmachen werden. Allen denen wird dieſe kurze überſichtliche Schrift ſehr willkommen ſein.

Freilich werden nun wohl manche fragen: warum Gobineau, warum gerade in dieſer Zeit ein Franzoſe, da wir doch tagaus tagein wie von allen feindlichen Völkern ſo beſonders vom franzöſiſchen erfahren müſſen, mit welch niedrigen Schmähungen wir, und namentlich die Großen unſeres Volkes, überhäuft werden?

Und doch iſt die Antwort auf eine ſolche Frage ſehr einfach.

Gewiß hat es uns Deutſchen ſeit den früheſten Zeiten nie und nimmer an Männern gefehlt, deren übergeſchichtliche Bedeutung ſie nicht auch für die Gegenwart und deren Aufgaben als Führer hätte berufen erſcheinen laſſen, und wir ſagen: Gottlob! Die Bilder Luthers, Schillers, Fichtes, E. M. Arndts und anderer ſind noch nicht verblaßt. Doch vermag daneben auch das Bild jenes vornehmen normanniſchen Edlen zu beſtehen, jenes wahren Freundes deutſcher Art, deutſchen Sinnens und Forſchens, der auch während des ſiebziger Krieges die einmal gefaßte Achtung ſich nicht rauben ließ trotz der lauten Stimmen des Tages. So gab er darin ein Vorbild edlen Denkens dem politiſchen Feinde gegenüber, wie er andererſeits auch uns zur Selbſtbeſinnung leiten kann, zur Beſinnung auf die Geiſtestaten unſerer Väter, die uns den Namen des Volkes der Dichter und Denker eintrugen, und deren Gedächtnis als beſte Waffe gegen den Materialismus unſerer Tage gelten muß. Wie aber gerade Gobineaus Werk dazu angetan iſt, zu einer ſolchen Beſinnung und Verſenkung in die tiefſten und wahren Aufgaben des Deutſchtums zu führen, hat früher bereits Ludwig Schemann ausgeſprochen („Gobineau und die deutſche Kultur“, Leipzig 1910).

Als Einführung in die Gedankenwelt Gobineaus wird darum Cartellieris Schrift gern willkommen geheißen werden bei allen denen, die da mitraten und mittaten wollen. Walther Graf

Aufruf Am 17. Januar 1919 werden es hundert Jahre, daß der deutſche Philoſoph Karl Chriſtian Planck in Stuttgart das Licht der Welt erblickte.

Ein merkwürdiges, faſt einzigartiges Geſchick liegt nicht bloß auf ſeinem Leben, ſondern auch bis heute auf ſeinem Lebenswerk. Noch beſitzt er nicht ſeinen feſten, klar umſchriebenen Platz in der Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft, als deren ſchaffendes Glied er ſich fühlte um die Mitte des letzten Jahrhunderts, an der Schwelle der Neuzeit, aber bewehrt mit dem vollwichtigen Erbe des Chriſtentums und des klaſſiſchen Idealismus. Wohl haben ſich in der Folge Männer wie Fr. Th. Viſcher für ſeine Philoſophie perſönlich eingeſetzt, andere wie der Äſthetiker Köſtlin und der Theologe Pfleiderer für beſtimmte Seiten derſelben. Aber er hat keine Schule gegründet und hat keinen Fortſetzer ſeines Werkes im ganzen gefunden. Seine Schüler finden ſich heute vielmehr faſt in allen Lagern. Aber ſie ſind auch alle einig in dem Bekenntnis, daß das Erbe ihres Meiſters zu groß iſt, als daß ein Einzelner oder auch eine ganze Schule es hätte für ſich beanſpruchen dürfen, daß vielmehr nur die deutſche Wiſſenſchaft im ganzen, ja das ganze Volk und Reich es antreten und verwirklichen können. Dies mag manchem wohl überheblich erſcheinen, aber wie weitausſchauend und umfaſſend der Blick dieſes deutſchen Mannes geweſen iſt, das mag man aus den Worten des 33jährigen Dozenten der Philoſophie entnehmen, der in ſeinem „Katechismus des Rechts“ 1852 den Sturz der engliſchen Herrſchaft als die Vorausſetzung für die Rückkehr der europäiſchen Kultur zu Wahrheit und Recht bezeichnete und der dem neuen Deutſchen Reich den furchtbaren Kampf nach Oſt und Weſt, nach Nord und Süd mit aller Klarheit und Beſtimmtheit vorausſagte.

So iſt es denn auch ein bedeutſames Zeichen der Zeit, wenn die dunkeln Schatten des Weltkriegs jetzt auf den hundertſten Geburtstag ſeines Propheten fallen. Seine Werke, voran ſein „Teſtament“, ſind vergriffen, ſeine „Philoſophie des Rechts“ wartet nach 60 Jahren noch ihrer Drucklegung. Aber wenn die ſchwarzen Schleier weichen müſſen, die heute Deutſchlands Angeſicht vor den Augen der ganzen Welt verhüllen, dann wird auch ſeine Geſtalt in voller Klarheit und Durchſichtigkeit hervortreten als die eines der tapferſten, treueſten und ſtärkſten Söhne unſeres großen Vaterlandes und der Menſchheit.

Der 17. Januar 1919 ſoll darum nicht vorübergehen, ohne daß das geiſtige Deutſchland in der Stunde der ſchwerſten Anfechtung, die unſerem Volk und Reich je beſchieden war, ſich das Bild des Mannes vor die Seele ſtellt, von dem es einen weſentlichen Beitrag zur inneren Erhellung des Dunkels erwarten darf, das es noch immer umfängt.

Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blaſewitz; Geh. Hofrat Dr. Falckenberg, Erlangen; Rechtsanwalt Dr. Giebiſch, Gablonz (Böhmen); Geh. Hofrat Univ.-Prof. Goetz, Leipzig; Rechtsanwalt Göhrum, Stuttgart; Univ.-Prof. Rudolf Günther, Marburg; Dr. Theodor Heuß, Berlin; Prof. Dr. Eduard Heyck, Ermatingen bei Konſtanz; Dir. Dr. von Hieber, Stuttgart; Prof. Dr. Jäckh, Berlin W; Univ.-Prof. Dr. Eugen Kühnemann, Breslau-Krietern; Prof. Dr. Hermann Loſch, Direktor im ſtatiſtiſchen Landesamt, Stuttgart; Geh. Hofrat Max Martersteig, Gräfelfing bei München; Finanzminiſter Dr. von Piſtorius, Stuttgart; Univ.-Prof. D. Martin Rade, Marburg; Univ.-Prof. Dr. Rapp, Tübingen; Landesgerichtspräſident Eugen Rohmer, Traunſtein; Miniſterialdirektor Dr. Rohmer, ſtellv. bayer. Bundesratsbevollmächtigter, Charlottenburg; Univ.-Prof. Dr. Jakob Ferdinand Schmidt, Berlin; Frau Auguſte Supper, Korntal.

Gedanken zur Zeit

Regierung und Maſſe. Es iſt kein Zweifel, zum Führen gehört die richtige Behandlung der Maſſe, die Leben erzeugende Gedanken vorgekaut bekommen und die die Begriffe Pflicht und Ordnung auferlegt erhalten muß, während der Selbſtdenker Beides aus eigenem Leben für ſich gewinnt. Jede Regierung fußt notwendig auf Autorität, wenn ſie dieſe der Maſſe gegenüber verloren hat, iſt ſie erledigt. All dies ſind Binſenwahrheiten. Die Frage ſtellt ſich heute nur: Wie ſteigert ſich die gemeinſame Gedankenwelt der Nation in Hinſicht auf politiſchen Weitblick und wie iſt die Autorität der Regierung dauernd aufrecht zu erhalten?

Jetzt endlich beginnt man lang Verſäumtes durch öffentliche Reden unſerer Staatsmänner nachzuholen. Man fragt ſich aber, warum muß der Reichskanzler ſo viele Gemeinplätzigkeiten ſprechen? Warum hört man nicht einmal wie bei Bismarck ein Wort, das den Geiſt entzündet? Ein Wort, das geboren ſein muß und nicht „händleriſch“ klingt. Unſere Feinde werfen unſerer äußeren Politik Zwieſpältigkeit und Hinterhältigkeit vor. Je länger unſere politiſche Führerloſigkeit anhält, deſto mehr ſtimmt dieſer Vorwurf auch für unſere Innenpolitik. Ganz deutlich iſt ſichtbar: Hier herrſcht bei den Leitenden die Angſt vor radikalem Umdenken, man will es mit keiner Partei verderben, man will beſchwichtigen, am liebſten durch Schönfärberei. Nur ſo läßt ſich die Rede des Herrn von Hintze in Wien über Preſſe und Zenſur verſtehen, die der Wirklichkeit gar nicht entſpricht.

Das Volk aber lebt von Wirklichkeiten. Jederlei Stimmungsmache endet an ſeinem Sinn für Realitäten, die doch nur eine Zeitlang verſchleiert werden können. Darum fußt die Autorität einer Regierung heutzutage nun auf ihren tatſächlichen Leiſtungen, nicht auf der Achtung vor dem Gottesgnadentum. Jede Regierung eines Großſtaats läßt ſich organiſatoriſch nur einem großinduſtriellen Unternehmen vergleichen, an deſſen Spitze nicht zufällige Erbberechtigte, ſondern fähige Köpfe ſtehen, die Entſcheidung haben müſſen. Es müſſen auch immer neue Erfindungen und Patente die Entwicklung des Unternehmens unterſtützen. Keine Regierung kann ohne neue Gedanken arbeiten. Sie wird muffig, wenn ſie nicht den „Führenden ohne Amt“ Raum für geiſtiges Ringen gibt, ſie kommt dann in Gegenſatz zu allen freien auf ſich ſelbſt geſtellten ſchöpferiſchen Individuen.

Wir ſind vier Jahre lang innenpolitiſch immer mehr an ſchöpferiſchen politiſchen Gedanken verarmt, die Wortgläubigkeit gegenüber den Parteiphraſen und Beruhigungsworten iſt ſeitens der akademiſchen Schicht des Volkes dauerd geſtiegen. Bekanntlich lähmt beſtändige Zimmerluft die Widerſtandskraft des Körpers, ſie macht ihn ſiech. Darum muß eine Regierung, die ſich dem Volk gegenüber verantwortlich fühlt, dafür Raum geben, daß neue Gedanken von unerhörter Weite ſich entwickeln, daß friſche Luft weht. Zwei neue Kanzler haben ſeit Bethmann-Hollwegs Rücktritt (über deſſen Urſachen immer noch nichts bekannt iſt, geſchweige denn, daß ſich die politiſch unmündige Mehrzahl des Volkes den Kopf darüber zerbräche) gezeigt, daß wir mit Fortwurſteln die Autorität einer Regierung nicht ungeſchmälert aufrecht erhalten können. Die Maſſe braucht weniger eine mannigfache Verordnung von Arzneien, als naturgemäße Unterſtützung des Stoffwechſels in ihrem Körper. Das beſte Mittel gegen ſchleichende Krankheiten iſt die Bewegungsmöglichkeit. Geiſtige Bewegungsfreiheit iſt daher eine Forderung, die wir in dieſer ernſten Zeit mit allem Nachdruck ſtellen müſſen.

In Deutſchland klafft der Widerſpruch, daß jeder, der nicht zum Angriff auf den

Feind kommandiert iſt, nur an ſich denkt, während das Volksintereſſe die Hingabe an die Gemeinſchaft verlangt. Gegen das Nur-an-ſich-ſelbſt-Denken muß zuerſt durch eignes freudiges Beiſpiel gewirkt werden. Es muß aber auch dem Volke klar gemacht werden, daß wir noch einen harten Kampf zu beſtehen haben, weil uns unſere Feinde in Grund und Boden vernichten wollen. Sie zwingen uns zum letzten Exiſtenzkampf, ſie geben uns keinen Frieden. Wir können aber auch nicht endgültig mit den Waffen ſiegen, wir müſſen durch innere Reformen moraliſche Offenſiven machen.

E. D.

Zum fünften Kriegsjahr.* In Schweden liegt jetzt in allen Buchhandlungen das Buch eines Lappen aus, das ſeine Prophezeihungen zum Weltkrieg enthält, ein Jahr vorher beginnen ſie und dauern während des Krieges. Man ſagte mir, alles ſei eingetroffen und die ſchwediſche Regierung habe daher dieſen ſeltſamen Propheten, der nur innere Geſichte verkündet, nach Stockholm kommen laſſen und er habe jetzt prophezeit, entweder würde der Weltkrieg im Auguſt ein Ende nehmen oder 1921.

Der jetzige Moment wäre zum Friedensſchluß gar nicht ungeeignet. Einesteils iſt es dem deutſchen Volke wie mit einem Ruck zu Bewußtſein gekommen, es wird nie in die Lage kommen, den Frieden diktieren zu können, dafür ſorgt der Eintritt Amerikas in den Krieg. Andererſeits beginnt in Frankreich und England die Erkenntnis aufzudämmern, daß nur Amerika einen Vorteil von dieſem Krieg haben wird, Europa wird verarmen und Amerika wird mit ſeinen Reichtümern die Welt beherrſchen. Der Mammonismus ſitzt dann auf dem Thron.

Unſere Lage iſt tragiſch im Sinn einer höheren Schickſalsidee. Vier Jahre lang haben wir faſt immer geſiegt, unſer Volk hat ſich darüber in zwei Teile geſpalten, die ſich einander ſchon gar nicht mehr verſtehen. Die einen ſind den Maßregeln zum Durchhalten der Stimmung intellektuell zum Opfer gefallen. Sie ſind zumeiſt die Leſer beſtimmter Parteiblätter, den Tatſachen gegenüber völlig vernagelt trotz akademiſcher Bildung, denn ſie ſind Wortgläubige. Man könnte bei ihnen von Kriegspſychoſe ſprechen, beſſer iſt aber die Erklärung, daß ſie ein deutliches Beiſpiel ſind von der politiſchen Unmündigkeit des deutſchen Volkes. Sie ſind ahnungslos gegenüber den eigentlichen Urſachen des Krieges, weil davon nichts in ihrer Zeitung geſtanden hat. Sie halten ſich an die Schlagworte von ſogenannten Kriegsurſachen, ſehen aber nicht, welch ſchwere Schuld das deutſche 70 Millionenvolk auf ſich geladen hat, daß es ſich um eine Kontrolle über ſeine auswärtige Politik gar nicht kümmerte. Sie wiſſen heute noch nichts von der Selbſtverantwortlichkeit des Einzelnen gegenüber dem Volke, ſtatt kraftvollem Selbſtbewußtſein regiert in ihnen die Idee des braven Staatsbürgers mit der Poſe des Küraſſierſtiefelmenſchen. Sie ſind die Addition der Gutgeſinnten und jeder Andersdenkende iſt für ſie „unpatriotiſch“. Ich ſpreche natürlich vom Typus und nicht von der variierenden Einzelindividualität.

Gegenüber den Wortgläubigen ſteht eine bunte Schar Andersdenkender. Männer der Praxis mit dem Sinn für Realitäten, Prinzipienreiter beſtimmter Ideenkreiſe, Entwicklungsgläubige, Anhänger der Menſchheitsidee, und die größte Anzahl iſt wohl die, die ſich an Gefühlsſchlagworte klammern. Ich ſelbſt fühle mich nur verknüpft mit der erſten Kategorie, die Sinn für Realitäten hat, nicht nur für materielle,

* Guten Tag, verlorner Sohn! Kommſt du wieder heim aus der Fremde? — Dieſer Aufſatz iſt Anfang Auguſt geſchrieben und war für das religiöſe Sonderheft im September vorgeſehen. Er erſcheint aus beſtimmenden Gründen verſpätet. (D. H.)

ſondern auch für die des Charakters, ſowohl des Einzelnen als des Volkes. Wahrheitsdrang und mannhafte Aufrichtigkeit ſind Reſerven des deutſchen Volkes, die wir während des Krieges daheim nahezu verwirtſchaftet haben. Der mangelnde Kampf zwiſchen dem denkenden Einzelnen und der gedankenloſen triebhaften Menge hat ſie erſtickt.

Wenn jetzt im Auguſt Frieden geſchloſſen wäre, wie viel aufrechte Männer gäbe es im deutſchen Volke, in ſeiner Preſſe, in ſeiner Regierung, die, unbeeinflußt von vierjähriger Stimmungsmache, deutlich und klar ſagten, was ſind Illuſionen und was ſind Tatſachen. Aber der Chor der Allzuvielen würde den Alarmruf: „Flaumacher“ erheben, es würde ſich ein unabhängiger Ausſchuß für Niederwerfung der Flaumacher konſtituieren und an den Tatſachen vorbeireden, denn all jene Wortgläubigen wollen ja nur das hören, was ihnen keine innere Unruhe macht. Müſſen wir nicht endlich einmal, wie jeder tüchtige Kaufmann, eine Bilanz ziehen?

So werden wir wohl noch, wenn der prophetiſche Lappe recht behält, drei Jahre weiter kämpfen müſſen. Wie richten wir uns auf dieſes tragiſche Muß ein und durch was wollen wir zu einem ehrenhaften Frieden kommen? Herrſcht nicht die Gefahr als die größte, daß unter fortgeſetzter Stimmungsmache unſere inneren Kräfte völlig erlahmen? Haben wir uns nicht ſchon daran gewöhnt, daß Kriegswucher und Umgehung der Geſetze etwas ganz natürlich Triebhaftes ſei, haben wir während des Krieges je etwas anderes getan, als auf den Augenblick hin gelebt? Ich will weder kritiſieren noch moraliſieren, vielleicht war das alles vom Standpunkt des Sichentwickelnlaſſens notwendig.

Aber ſtehen wir jetzt nicht vor einem Wendepunkt, da uns deutlich wird, es geht um das letzte Opfer, denn Amerika iſt kein Bluff? Wie wollen wir aus dieſer klaren Erkenntnis die innere Kraft zum Durchhalten gewinnen? Die erſte Forderung iſt, fort mit allen Vertuſchungskünſten und der Stimmungsmache. Es muß einen freien Kampf der Meinungen geben. Die zweite, baut Deutſchland in einem neuen Geiſte auf und wartet damit nicht bis zu einem zweiten Jena. Es müſſen Perſönlichkeiten auftauchen, die erfüllt ſind von mannhafter Entſchloſſenheit, für Recht und Wahrheit einzutreten. Die dritte Forderung iſt, geſtaltet den Staat organiſch aus der Dynamik der eigenen Seele heraus. Kluge Kritiker und geiſtreiche Dilettanten haben uns nicht gefehlt in unſerer inneren und äußeren Politik, ſie haben den Karren verfahren, wir brauchen aufbauende Geiſter.

Aber, wo ſind dieſe zu unſerer Zeit? Wer kann ſie entdecken? Darum werfen wir uns auf die Kniee und rufen zu Gott: Herr, ſchicke ſie uns! Wir rufen nicht zu dem bibliſchen Vatergott, ſondern jenes Gebet iſt die Frage an uns ſelbſt: Willſt du 40 Tage in die Wüſte gehen, mit dir ringen und deine Kräfte ſammeln, um die innere Stimme zu hören, was du tun mußt?

Das Vaterland iſt in Not. Es kommt auf die Kraft jedes einzelnen an. Es muß eine innere Umkehr in Deutſchland ſtattfinden und dadurch in der Menſchheit.

Ringe darum jeder Einzelne um ſeine Wahrheit, tötet die Phraſe. Trachtet nach Gerechtigkeit und Liebe, um euren Verteidigungswillen zu ſtärken. Wartet nicht auf den Führer, der der Menge den Weg zeigt, ſondern erlöſt den Gott in euch. Suchet und erlebet das Heilige im Leben und erlöſet euch damit vom Gezänk des Beſſerwiſſens. Denn wir ſind eine zum Tode verbundene Schar. E. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Eine politiſche Volkshochſchule

Unter dem Namen „Staatsbürgerſchule“ iſt vom Reichstagsabgeordneten D. Friedrich Naumann und dem Schriftleiter der „Hilfe“, Wilhelm Heile, in Verbindung mit Parlamentariern und andren politiſch intereſſierten Perſönlichkeiten beider liberalen Parteien eine frei-politiſche Volkshochſchule begründet worden, die für den Liberalismus das werden will, was die München-Gladbacher Organiſation des Katholiſchen Volksvereins für das Zentrum leiſtet. Die „Staatsbürgerſchule“ ſoll keine Parteiſchule im engen Sinne ſein, ſie will weder der Fortſchrittlichen Volkspartei noch der Nationalliberalen Partei irgendwelche einſeitigen Dienſte leiſten, die nicht im allgemeinen liberalen Intereſſe liegen. Sie will vielmehr ohne jede Engherzigkeit ſtaatsbürgerliche Bildung und damit zugleich ſtaatsbürgerliche Geſinnung verbreiten, will insbeſondere auch dem Liberalismus ein Heer von gut geſchulten Kämpfern heranbilden, die ihre Aufgabe nicht ſo ſehr in der Auseinanderſetzung mit politiſchen Gegnern ſuchen, als vielmehr in der Erziehung des Volkes zu ſtaatsbürgerlichem Denken, Wollen und Handeln in liberalem, ſozialem und nationalem Geiſte. Der große Gedanke der deutſchen Linken wird hier lebendig; denn auch die Sozialdemokratie gehört im Sinne der Gründer des Unternehmens zum Liberalismus. Die „Staatsbürgerſchule“ ſoll jedem offenſtehen, deſſen politiſches Ziel der nach außen ſtarke, im Innern freie deutſche Volksſtaat iſt.

Die Gründung geht von der Erfahrungstatſache aus, daß der Liberalismus mit Ausnahme der Sozialdemokratie, die als Partei einen zielbewußten Intereſſenkampf geführt und planmäßig eine Klaſſenorganiſation geſchaffen hat, nur ſpärliche Anſätze zu einer Organiſation ſeiner Kräfte aufweiſen kann. Daß es ſo iſt, findet leicht ſeine Erklärung darin, daß dem eigentlichen Liberalismus die Gemeinſamkeit beſtimmter Intereſſen fehlt, die, wie der Vorteil der Grundbeſitzer bei den Konſervativen, die Solidarität der Arbeitnehmer bei den Sozialdemokraten oder das kirchliche Band beim Zentrum, einen wirkſamen Druck auf die Neigung zu feſtem politiſchen Zuſammenſchluß ausübt. Es iſt auch richtig, was man zur Begründung und Entſchuldigung der politiſchen Lauheit des liberalen Bürgertums anzuführen pflegt: der Liberale erſtrebe ja nichts für ſich; die ſelbſtloſe Hingebung an das Volks- und Staatsganze ſei ſein ureigentliches Weſen, Gerechtigkeit und Freiheit für alle das Ziel ſeines Strebens; die Duldſamkeit gegen Andersdenkende, ohne die ein Liberaler eben kein Liberaler ſei, gebe den denkbar ſchlechteſten Nährboden ab für den echten Kämpfergeiſt, der aus dem Gefühl der Gegenſätzlichkeit gegen andre den ſchaffenden Hauch zu erzeugen pflege.

Damit aber, daß man ſich dieſe pſychologiſchen Schwierigkeiten eingeſteht, braucht man noch nicht zuzugeben, daß der Liberalismus als idealiſtiſche Bewegung überhaupt nicht für den politiſchen Tageskampf organiſierbar ſei. Die Erfahrungen der Geſchichte lehren, daß die rein geiſtigen Bewegungen immer die größte Schwungkraft gehabt und allen Widerſtänden des Eigennutzes und der Trägheit zum Trotz ſich ſiegreich durchgeſetzt haben, wenn überhaupt etwas an ihnen dran war. So wird es auch dem Liberalismus gehen, wenn nur ein feſter und zäher Wille ſich geltend macht, der die reichen Kräfte, die im Liberalismus vorhanden ſind, mit Zielbewußtſein ſammelt und einſetzt.

In einer kleinen Schrift („Erziehung zur Politik“, 5. Heft der von Heile und Schotte herausgegebenen Sammlung „Der deutſche Volksſtaat“, Verlag der „Hilfe“, Preis 1.20 M) geben Naumann und Heile neben grundſätzlichen Betrachtungen zum Thema ausführliche praktiſche Mitteilungen über den Arbeitsplan ihrer „Staatsbürgerſchule“. Demnach iſt das Ganze ſo aufgebaut, daß in den Räumen der Anſtalt (Berlin NW 40,

Kronprinzenufer 27) neben freien, jedermann gegen ein kleines Entgelt zugänglichen Vorträgen und Vortragsfolgen, feſte, geſchloſſene Kurſe eingerichtet werden ſollen, die von Fall zu Fall nach Inhalt, Niveau, Dauer und Auswahl der Lehrkräfte ihrem beſonderen Zweck angepaßt werden. Ob es ſich um die Ausbildung oder Fortbildung von Parteiſekretären handelt oder von Arbeiterſekretären oder Angeſtellten ſonſtiger Berufsverbände, wie Staats- und Privatbeamten-Organiſationen, oder Redakteuren, oder ob der Kurſus beſonderen Beſtrebungen dienen ſoll, wie etwa der Frauenbewegung, der Wohnungsreform, der Volksbildung uſw. — immer wird die Leitung des Kurſus deſſen Plan dem vorhandenen Bedürfnis anpaſſen unter Verſtändigung mit den etwa beteiligten Verbänden und den Teilnehmern. Für Parteiſchulung im engeren Sinne ſollen beſondere Kurſe mit führenden Perſönlichkeiten der betr. Partei als Lehrkräfte eingerichtet werden. Ein großer Teil der Lehrfächer, insbeſondere alle Vermittlung rein tatſächlicher Kenntniſſe, kann und ſoll aber für die Schüler aller Parteien der Linken gemeinſam ſein. Der Unterricht ſoll ſich nicht bloß auf Mitteilung von Kenntniſſen beſchränken, ſondern will durch praktiſche Übungen zur Selbſtändigkeit anleiten. Als Lehrkräfte dienen praktiſche Politiker, namentlich Parlamentarier und Organiſationsvorſtände mit eigener Lebenserfahrung, leitende Redakteure großer Zeitungen, Lehrkräfte von akademiſchen Bildungsanſtalten, ſowie der Leiter der „Staatsbürgerſchule“ und einige andre Angeſtellte. Außer dem Lehrbetrieb in der Anſtalt ſelbſt ſollen an geeigneten Plätzen im ganzen Reich, namentlich in Provinzial- oder Landeshauptſtädten und Univerſitätsſtädten, Wanderkurſe von ein bis zwei Wochen Dauer veranſtaltet werden. Dabei werden manche Beziehungen angeknüpft werden, die der Schulleitung die Kräfte bekannt macht, die für gründliche Ausbildung geeignet ſind.

Da jetzt die meiſten in Frage kommenden Perſonen durch Felddienſt oder Kriegshilfsdienſt gebunden ſind, will die „Staatsbürgerſchule“ mit dem Beginn ihrer eigentlichen Arbeit warten, bis die Verhältniſſe einen geregelten Betrieb ermöglichen. Es ſoll aber ſchon jetzt ſo viel geſchehen, daß gleich nach Friedensſchluß die Arbeit im vollen Umfang aufgenommen werden kann, weil ja damit zu rechnen iſt, daß dem Frieden mit der Außenwelt der ſchärfſte politiſche Kampf im Innern folgen wird. Im abgelaufenen Sommer ſind die erſten vier Vortragsfolgen von Naumann, Rohrbach, Kuczynski und Heile ſehr gut beſucht worden. Naumann trug über „Neudeutſche Wirtſchaftspolitik nach dem Krieg“ vor, Rohrbach über „Grundlinien der auswärtigen Politik“, der Direktor des ſtatiſtiſchen Amtes von Berlin-Schöneberg, Dr. Kuczynski über „Die Deckung des finanziellen Reichsbedarfs in und nach dem Kriege“ vor, Heile über „Verfaſſung und Verfaſſungsreform in Preußen und im Reich.“ — Für das Winterhalbjahr werden u. a. Vorleſungen angekündigt von Naumann, Abg. Frhr. v. Richthofen, Prof. Hugo Preuß, Abg. Hoff, Amtsgerichtsrat Dr. Herz, dem Beamtenführer Albert Falkenberg, dem nat.-lib. Generalſekretär Kalkoff, Dr. Pauli und Heile.

W. H.

Die Theatergruppe des Nationalen Studentendienſtes Tübingen

Im Winter 1916 wurde im Nationalen Studentendienſt eine neue Gruppe aufgeſtellt, die bald größte Bedeutung erlangen ſollte, die Theatergruppe. Unter der Leitung von Frau Hofrat Obriſt Jennicke, der bekannten früheren Weimarer Hofſchauſpielerin, wurden mehrere Faſtnachtsſtücke von Hans Sachs einſtudiert. Dann ging es in die Lazarette der Verwundeten. Die Requiſiten und Koſtüme waren die denkbar einfachſten, ein paar Bettſchirme, Tiſch und Stuhl und die Bühne war fertig, ein paar Bauernkittel und Perücken für die Herren, Bäuerinnentrachten für die Damen und die Schauſpieler waren ausſtaffiert. So ging es wochenlang von Lazarett zu Lazarett. Dann tat ſich die Gruppe mit der Tü-

binger Vereinigung für Volkswohl zuſammen und veranſtaltete unter Mitwirkung zweier beliebter Tübinger Sängerinnen, die meiſterhaft Volkslieder zur Laute vortrugen, einen deutſchen Volksabend. Dreimal war der neue, über 1000 Perſonen faſſende Muſeumsſaal ausverkauft. Vom Reinertrag floß die Hälfte den Tübinger Kinderhorten, die andere Hälfte der Kriegszeitung des Studentendienſtes zu.

Durch dieſe Erfolge ermutigt, wagten wir uns im Sommer 1917 an etwas Großes: Minna von Barnhelm. Nach wochenlangen, mühevollen Proben luden wir uns Ende Juli auf einen Nachmittag das ganze Tübinger Erſatzbataillon zu Gaſte in den großen Muſeumsſaal, am Abend ſämtliche Verwundete der Tübinger Lazarette, ſoweit ſie gehen konnten. Die Koſtüme hatte das Stuttgarter Hoftheater zur Verfügung geſtellt. Die Koſten dieſer beiden Aufführungen wurden gedeckt durch zwei nachfolgende, öffentliche Aufführungen, wieder in Verbindung mit der Vereinigung für Volkswohl. Ähnlich wurde es in Reutlingen gemacht, nachmittags freie Soldatenaufführung, abends öffentliche. Und nun begann die Theaterreiſe der jungen Künſtlerſchaft. Nach Freudenſtadt, Ravensburg, in deſſen Nähe große Lazarette liegen, und Friedrichshafen waren wir vom Roten Kreuz zu Aufführungen gebeten. Überall hatten die Soldaten freien Eintritt; der Reinertrag kam dem Roten Kreuz zugute; in Ravensburg waren es 900 Mk.

Im Winter 1917/18 hat die Gruppe neue Aufgaben bekommen. Sie hatte die Aufklärungsarbeit des Württemberg. Generalkommandos zu unterſtützen und an der Stimmung der inneren Front mitzuarbeiten. Einſtudiert wurden zwei Luſtſpiele von Th. Körner (Der Nachtwächter und Die Gouvernante) und drei Faſtnachtsſtücke von Hans Sachs. Von Mitte November an fanden die Aufführungen ſtatt bis in den Februar hinein: in ſämtlichen Tübinger Lazaretten, acht Aufführungen vor der Tübinger Bevölkerung und dem Erſatzbataillon; 10 Tage war die Gruppe in der Feſtung Ulm und Umgebung, Tag für Tag in ungeheizten Räumen im Dezember vor Tauſenden von Soldaten ſpielend, ferner in einer ganzen Reihe von württembergiſchen Städten, Landorten und Garniſonen. Überall wurden die Aufführungen geſtürmt, ein Zeichen, wie groß das Bedürfnis nach geiſtiger Ausſpannung im ganzen Volke iſt. Im ganzen fanden 62 Aufführungen ſtatt. Ein Mitglied, das ſeit Beſtehen der Gruppe mitarbeitet, hat über 100 Aufführungen mitgemacht. Die kleine Schar hat wirklich tapfer unter den ſchwierigſten und „kälteſten“ Verhältniſſen durchgehalten. Das Ziel dieſer Theatergruppeiſt kein äſthetiſches oder gar philoſophiſches, ſondern einfach das: durch gute Aufführung von künſtleriſch einwandfreien, aber nicht problembelaſteten Theaterſtücken, womöglich von anſprechenden, hübſchen Luſtſpielen, den ſchweren Druck des Krieges, der auf allen Gemütern laſtet, für ein paar Stunden wegzunehmen. So einfach das klingt, es fordert das von Leitung und Mitwirkenden ungeteilte Hingabe, viel Fleiß und Mühe, die aber durch die vielen frohen Blicke und das herzliche Lachen ſo mancher ſchwergeprüften Kriegerfrau, ſo manches Schwerverwundeten überreich aufgewogen werden.

Heinrich Getzeny

Bezugspreis der „Tat“ vierteljährlich: durch den Buchhandel M 5.—, durch die Poſtanſtalten M 5.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 5.45, Ausland M 5.75. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von 20 Pf.
Schriftleiter Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

10. Jahrgang Heft 8 November 1918

Deutschland!

Kein Staat. Ein Volk. Ein Volk kann nicht sterben. Der Heros-Mensch stirbt. Der Tod des Volkes ist Wiedergeburt. Seine Tragik ist Auferstehung. Wir sind wiedergeboren. Wir sind erstanden. Wie?

Wir konnten nicht siegen einer gegen fünf: mathematische Rechnung der physischen Kraft. Zusammengebrochen ist, was faul war. Bestraft ist die Hybris. Doch ungebrochen ist unsere wirtschaftliche Stärke. Die Fabriken gehn, die Erde gibt ihre Schätze, es sind Hände da, die nach Arbeit drängen. Und ungebrochen ist unser Geist: die Hirne schaffen. Not lehrt uns beten. Beten zu uns selber, zu dem Gott in uns. Nicht dem deutschen Gott. Es gibt kein auserwähltes Volk. Es war unser Wahn. Wir zahlten furchtbar. Mit Millionen Leben, die den Wahn nicht hatten. Nein, zu dem Gotte, der in allen Menschen der Erde ist, in der Erde selber, den Sternen und Steinen. Dem ewig Bewegenden, ewig Bewegten.

Wo ist der Geist? Man sieht ihn nicht. Man sieht nur Animalisches: Mägde, die sich freuen, daß die Burschen wiederkommen, Mütter, die weinen, weil sie den Sohn erwarten, Männer, die trinken, ohne Grund. In den Städten schäumt der Abschaum in den Kinos und auf den Rennplätzen.

Und doch ist er da. Hat sich das Volk nicht selbstherrschend gemacht mit einer Größe und Ruhe, die ohnegleichen ist in der Geschichte? Ist es nicht selbstbeherrscht geworden in einer gewaltigen Disziplin, nun da kein Einzelner mehr befiehlt? Es staunt nicht vor dem Wunder, das es in sich selber vollbringt. Es ist stark und gerade. Was geschieht, scheint ihm selbstverständlich. Tod und Wiedergeburt. Ein Volk kann nicht sterben. Bei wie vielen das bewußt ist, bei wie vielen unbewußt und dumpf, ist einerlei. Es geschieht, darauf kommts an. Bei jedem

einzelnen der ſiebzig Millionen wächſt es, farblos und fahl, bunt und blühend, ſchwache Pflanzen und ſtarke Bäume. Es treibt. Ruhig, mit großer Sicherheit. Die Decke, die darüber lag, zerreißt. Laßt die Fetzen fliegen! Es ſchreckt nicht. Es iſt ein blinder Zufall, daß wir am Leben ſind. Wir haben Millionen Brüder verloren. Wir müſſen uns ſelber gewinnen. Siegesfreude johlt um uns. In uns iſt der Ernſt eines größeren Sieges über uns ſelbſt. Deutſchland iſt tot. Es lebe Deutſchland!

Schmitt

Mathilde Planck / Volksvertretung und Regierung im Berufsſtaat

Nach der Rechtslehre Karl Chr. Plancks

Unter dem Titel: „Der Berufsſtaat nach der Rechtslehre Karl Chr. Plancks" hat die Tochter des Philoſophen ſoeben eine Schrift im Verlag Eugen Diederichs erſcheinen laſſen, die berufen iſt, zu zeigen, daß die Welt für die organiſche Auffaſſung des real-idealiſtiſchen Philoſophen jetzt reif iſt.

Unter allen politiſchen Fragen nimmt keine einen ſolch großen Raum ein wie die der Volksvertretung. Nicht allein jetzt, da es ſich um Reformen großen Stils handelt. Seit etwa anderthalb Jahrhunderten iſt der Geiſt Europas damit beſchäftigt, den Anteil der Völker an der Geſetzgebung zu ſichern und zu ordnen. Und heute wie in der Vorbereitungszeit der großen Umwälzung wird von der Teilnahme aller, von ihrer bloßen Berechtigung mitzuwirken, das künftige Heil erwartet. Indem die bis jetzt am meiſten bevormundeten Volksteile, die unterſte Schicht der Männer und die Frauen, herangezogen werden, ſoll die Ungerechtigkeit, die heute noch die Welt erfüllt, zu beſiegen ſein.

Gewiß liegt eine große Wahrheit darin, daß jedes Glied des Volkes zur Mitarbeit an den gemeinſamen Angelegenheiten heranzuziehen iſt. Nie und nirgends iſt damit aufrichtiger und durchgreifender Ernſt gemacht, als im Berufsſtaat. Denn hier iſt ſchon das ganze bürgerliche Leben auf verantwortliche Mitarbeit jedes einzelnen angelegt. Aber gerade deshalb, weil hier mit dem urſprünglich gleichen Rechte aller Menſchen doch die mannigfachſte Gliederung, der volle geiſtige Reichtum des Lebens verbunden iſt, ſo wird jene bloße Gleichheit der Form, wie das allgemeine Wahlrecht ſie darſtellt, als etwas ganz Ungenügendes erſcheinen, als eine Form, die jenen Reichtum nicht zu faſſen vermag. Das Streben nach Gleichheit hat ja auch, wie die neueſte Ge-

ſchichte aufs eindringlichſte lehrt, nur neuen Arten der Unterdrückung die Wege geebnet. Das republikaniſche Frankreich iſt in ſeinem ſozialen und politiſchen Leben der ſprechendſte Beweis dafür. Die Freiheit, die keine Schranken kennt, wird naturgemäß zur Willkür in der Hand des Stärkeren, und der Schwächere iſt wehrlos dagegen. Wenn im wirtſchaftlichen Leben die Idee der Freiheit ihre Ergänzung finden muß in der Verantwortlichkeit dem Volksganzen gegenüber, ſo muß im politiſchen das Recht der Mitwirkung im Staate geknüpft ſein an die Leiſtung und zugleich im organiſchen Zuſammenhang mit dieſer ſtehen.

Unterſuchen wir zuerſt, was von einer Volksvertretung ganz im allgemeinen zu verlangen iſt, damit ſie ihren Namen wirklich verdiene. Denn was bis jetzt ſo genannt wird, das iſt weder bei uns noch in irgendeinem anderen Staat die tatſächliche Zuſammenfaſſung des Volkswillens. Die heutigen Vertretungen ſind durch Zufall und Willkür in ihrem Zuſtandekommen mehr oder weniger beeinflußt. Die eine Grundforderung iſt: jedes Glied des Staates, *das ganze Volk muß dabei mitbeteiligt ſein*, muß ſich mitverantwortlich fühlen. Dies iſt nur möglich, wenn die Vertretung aus dem Leben des Volkes ſelbſt herauswächſt, wenn ſie nicht als eine beſondere Ordnung neben dem ſonſtigen bürgerlichen Leben ſteht, ſondern in ſteter ganz unmittelbarer Beziehung mit der täglichen Berufsarbeit. Nur ſo iſt auch die Erfüllung der zweiten Forderung möglich, die dahin geht, daß das Volk die *geeigneten Führer* finde, diejenigen Männer, die ihm und ſeiner Arbeit, ſeinem Streben innerlichſt verwandt und vertraut ſind, deren ganzes Leben, Charakter und Tüchtigkeit das Vertrauen der anderen verdient. Niemand wird behaupten können, daß wir dieſem Ideal jetzt ſchon nahe ſeien. Der Weltkrieg iſt die unleugbarſte Widerlegung. Bei all unſeren Feinden wäre die Volksmehrheit gegen den Krieg geweſen, wenn ſie richtig vertreten geweſen wäre. Aber auch eine allgemeine Volksabſtimmung hätte das Weltunheil nicht verhütet, dazu war die Unaufrichtigkeit der leitenden Stellen viel zu groß und zu allgemein. Dieſe Unaufrichtigkeit aber hängt teilweiſe mit dem Syſtem der Volksvertretung ſelbſt zuſammen. Die Sitze in den Parlamenten werden im allgemeinen erlangt durch das Wort. Der einfache ehrliche Mann wird bei Wahlverſammlungen vor fremden Wählern ſtets den kürzeren ziehen neben dem gewandten Redner, der das Blaue vom Himmel verſpricht und ſich ſelbſt in das dementſprechende Licht zu ſtellen weiß. So iſt das allgemeine Wahlrecht in ſeiner abſtrakten Anwendung, die alle Bürger gleichmäßig als Wähler aufſtellt, keineswegs geeignet, immer die beſten Männer zu Führern des Volkes zu machen.

Das Streben nach Recht und nach Freiheit hat im letzten Jahrhundert die Gemüter ſo ſehr und ſo ausſchließlich beſchäftigt, daß dabei z. T. überſehen wurde, wie eng beide, das Recht und die Freiheit, an

die wirtſchaftlichen Verhältniſſe gebunden ſind. Die Wirklichkeit iſt großenteils falſch eingeſchätzt worden. Eine gleichmäßige Beteiligung Aller an der Leitung der Volksgeſchicke iſt nie und nirgends möglich. Dies zeigt ſchon die Entwicklung im alten Athen. Das Volk braucht Führer, und ein Zeichen wahrer Freiheit iſt es, wenn es die rechten Führer zu finden weiß. Bei dem bloßen Schein der Freiheit, wie am deutlichſten in Frankreich zu ſehen, heben ſich die Führer ſelbſt auf den Schild, und das Volk verfällt im Grunde dem gleichen Los wie unter den früheren Machthabern.

In dem auf der Berufsordnung ſich aufbauenden Staatsweſen iſt der erſte gemeinſchaftlich zu geſtaltende Raum die Gemeinde. Sie iſt das Untergeſchoß, das wohnlich und tragfähig zugleich eingerichtet werden muß. Sie beſteht aus allen den Bürgern, die den Berufsgenoſſenſchaften angehören. Innerhalb dieſer iſt jede nützliche oder wertvolle Arbeit vertreten. Sie ſorgen gemeinſchaftlich für das äußere Ergehen und die geiſtige Wohlfahrt der Gemeinde. Schon ihre Berufsarbeit iſt darauf eingeſtellt. Und ſo iſt es nur natürlich, daß alle als Angehörige ihrer Genoſſenſchaft ihre Vertreter wählen, die dann zugleich die Aufgaben der Gemeinde wahrzunehmen haben. Die Arbeitsgemeinſchaft der Berufsgenoſſen und die Gemeinde ſind ein und dasſelbe. Es iſt nicht wie heute, wo der Erwerb Sache jedes einzelnen Bürgers iſt, die den anderen und die die Gemeinde gar nichts angeht. *In ſeiner Berufsarbeit und durch dieſe iſt der Mann auch Mitglied der Gemeinde* mit all den Rechten und Pflichten, die dieſem zukommen.

Die nächſtliegende Aufgabe dieſes kleinen oder auch größeren Gemeinweſens beſteht darin, die zweckmäßige Arbeitsordnung, wie ſie das Berufsgeſetz verlangt, in ihrem Bereich durchzuführen und ſicherzuſtellen. Denn dieſe Arbeitsordnung muß allen gleichmäßig zugute kommen. So hat die Gemeindevertretung darüber zu wachen, daß die verſchiedenen Berufsarten richtig bei ihr vertreten, daß nicht zu viel und nicht zu wenig Arbeitskräfte vorhanden ſind. Sie hat ferner für ihre heranwachſenden Glieder zu ſorgen, ſo daß alle noch bedürftigen mit der vollen Erwerbs- und Eigentumsgrundlage ausgeſtattet werden, die von den ſtaatlichen Grundgeſetzen für jeden vorgeſehen ſind. Hierbei iſt an ein ſtändiges Zuſammenwirken der verſchiedenen Gemeinden zu denken; Stadt und Land müſſen ſich in die Hände arbeiten. Die Gauverfaſſung vereinigt eine größere Anzahl von Gemeinden, um die gegenſeitige Hilfe und den Ausgleich herzuſtellen. Der Gemeindehaushalt mit Steuern iſt nicht mehr eine Privatſache, die hier ſo und dort anders geregelt wird, je nachdem natürliche oder überkommene Vor- und Nachteile mitwirken. Es muß vielmehr ein Ausgleich der Gemeindelaſten ſtattfinden, in der Art, daß das geſchichtlich gewordene Vorrecht auf der

einen, das Unrecht auf der anderen Seite aufhört. Dagegen ſollen die natürlichen Unterſchiede, wie ſie z. B. zwiſchen Stadt- und Landgemeinden beſtehen, ſelbſtverſtändlich nicht verwiſcht werden. Eine gewaltſame Gleichmacherei iſt ja dem Berufsgeſetz durchaus fernliegend.

Jede Gemeindeverwaltung iſt ein Glied des Staatsganzen. Ihre Ordnung iſt durchdrungen von dem allgemeinen höheren politiſchen Geſetz. Sie ſtellt die allgemeine Staatsordnung in ihrer Weiſe dar. Deshalb bedarf ſie keiner bureaukratiſchen Bevormundung, keiner beſonderen Staatsaufſicht. Es iſt ihre Ehre und Würde, an ihrem Teil und aus eigener Kraft zur Verwirklichung des höchſten ſittlichen Staatszweckes beizutragen. Indem übrigens die Vertretung der Gemeinden für einen Gau und dann wieder für die Provinz zuſammengefaßt wird, iſt eine weitere Gewähr dafür gegeben, daß jede einzelne Verwaltung als organiſches und zugleich verantwortliches Glied dem Ganzen ſich einfügt. Wenn eine Gemeinde nicht ſelbſt oder nicht befriedigend mit ihren Angelegenheiten fertig werden kann, kann immer die Gau- oder Provinzialvertretung regelnd eingreifen.

Von der kleinen ländlichen Gemeinde an, die oft genug nur die Angehörigen einer einzigen Berufsgenoſſenſchaft umfaſſen wird, bis zu der großen Stadt, die verſchiedenartige Berufe in großer Zahl aufweiſt, ſind dieſelben Rechtsgrundſätze maßgebend. Auf Grund ſeiner Berufsſtellung und Leiſtung erwirbt der Einzelne das Bürgerrecht. Seine Mitwirkung bei den Angelegenheiten ſeiner Genoſſenſchaft beruht hierauf. Die Gemeinde als die Zuſammenfaſſung der Genoſſenſchaften kann daher gar nicht anders als durch dieſe verwaltet werden. Natürlich wird dabei bald dieſe bald jene einen beſonderen Auftrag zu erfüllen haben. Baupläne arbeiten ſicherlich die Baumeiſter aus; in Schulfragen hat die Lehrerſchaft das erſte Wort, während bei der Geldbewilligung und ſonſtigen allgemeinen Fragen die Vertretung ſämtlicher Genoſſenſchaften zu entſcheiden hat. In der großen Gemeinde iſt ſelbſtverſtändlich an eine viel weiterreichende Gliederung und Arbeitsverteilung zu denken als in der kleinen. Der Gedanke des Zuſammenwirkens der Berufsgenoſſenſchaften iſt eben hier nur in einfacher Weiſe, dort aber in ſeiner ganzen Ausdehnung und Folgerichtigkeit durchgeführt.

Schon in der großen Gemeinde iſt eine Trennung der verwaltenden Organe notwendig. Es können nicht dieſelben Perſonen alle Angelegenheiten der örtlichen Genoſſenſchaften und zugleich die der Gemeinde in die Hand nehmen. Um ſo mehr gilt dies für den weiteren Aufbau der beiden Vertretungen.

Die Berufsgenoſſenſchaft hat, wie früher ſchon dargelegt wurde, die Angelegenheiten ihres beſonderen Gebietes im vollen Umfang wahrzunehmen. Ausbildung und Fortbildung der Mitglieder, Einführung

technischer Verbesserungen, neuer Arbeitsmethoden, Anregung der Berufsgenossen untereinander ist die eine Seite ihrer Tätigkeit. Auf der anderen ist es ihre Sache, die Zahl der Mitglieder mit dem Bedarf an Kräften in Einklang zu setzen, alle nötigen oder wertvollen Verbindungen herzustellen, die gesamte Arbeitsgemeinschaft in all ihren Rechten und Pflichten zu verkörpern. Es ist die Pflicht jeder Berufsgemeinschaft, die ihr übertragene Arbeit so gut und so vollkommen als möglich auszuführen. Hier zeigt sich am stärksten der ungeheure Abstand zwischen dem Berufsstaat und der heutigen bloßen Erwerbsgesellschaft. Es ist jetzt ganz ins Belieben des einzelnen gestellt, *wie* er seine Arbeit tut und auffaßt. Davon kann im Berufsstaat keine Rede sein. Die Genossenschaft ist im großen für die Leistung verantwortlich und sie sorgt dafür, daß ihre Glieder bei der Arbeit dieselbe Verantwortlichkeit zum Ausdruck bringen.

Dieser Verpflichtung stehen nun aber die entsprechenden Rechte gegenüber. In der einzelnen Genossenschaft ist jeder zur Mitwirkung berufen, indem er den seinem Wert und seiner Tüchtigkeit entsprechenden Einfluß ausübt. Jeder hat auch das Recht und die Pflicht, seine Stimme bei der Wahl der Berufsvertreter abzugeben. Indem diese Vertreter aus dem kleineren, durch die gemeinsame Vorbildung und durch das gemeinsame Streben bekannten Kreis hervorgehen, kann es nicht schwer sein, die Tüchtigsten und Vertrauenswertesten herauszufinden*. Die richtige Vertretung geht jedes Mitglied der Genossenschaft ganz unmittelbar an. Die Ehre und Würde des Standes ist in dieser Vertretung verkörpert, und zudem hat sie dafür zu sorgen, daß das ihr anvertraute Glied des Volksganzen, die besondere Berufsgenossenschaft, die ihm gebührende Stelle einnehme, in jeder Hinsicht gefördert werde.

Auf der örtlichen Vertretung baut sich sodann die des Bezirks, die der Provinz und zuletzt die des Reiches auf, sodaß jeder Berufsstand in einer großen geschlossenen Körperschaft zusammengefaßt wird. Die örtliche Vertretung arbeitet in ihrem kleinen Kreis, in der Gemeinde, mit den anderen zusammen. Die letzte Spitze der Genossenschaft verkörpert diese als Glied des Staatsganzen. Was im örtlichen Kreis zu ordnen und zu regeln ist an eigenen oder an gemeinsamen Angelegenheiten, das ist in anderem Ausmaß und von weitergehenden Gesichtspunkten aus für das Reich zu schaffen. Der organische Zusammenhang der engeren und der weiteren Vertretung wird hier schon deutlich.**

* Es ist kaum anzunehmen, daß der engherzig *nur* auf den eigenen Vorteil bedachte Mann das Vertrauen der Berufsgenossen gewinnen wird, vielmehr derjenige, der stets auf das Wohl und die Hebung des Standes selbst geachtet hat, also Verständnis für die gemeinsamen Angelegenheiten besitzt. ** Eine wichtige Aufgabe dieses Zusammenarbeitens ist z. B. die, festzustellen, welche Erzeugnisse besser und im allgemeinen zweckmäßiger und durch Großbetrieb herzustellen sind und welche dem Handwerk überlassen bleiben sollen. Diese Fragen werden heute erst nach einer Menge von

Doch wenn die Gemeindevertretung durch das Zuſammenwirken aller Berufe vollſtändig iſt, ſo iſt diejenige des Volkes auf dieſelbe Art noch nicht lückenlos. Sie wird allerdings einerſeits aus den gewählten Vertretern der Berufsſtände gebildet. Aber die Verſchiedenheit und die Eigenart aller Landesteile würde durch eine ſolche Vertretung nicht genügend beachtet werden. Darum hat ebenſo wie die rein genoſſenſchaftliche Vertretung ſo auch die der Gemeinden ihren Aufbau. Wir ſprachen ſchon von der Gau- und Provinzialvertretung. Der Ausgangspunkt iſt allerdings auch hier der Berufsſtand, der ſeine Vertrauensleute aufſtellt. Aber innerhalb des Gaues und der Provinz haben dieſe Vertrauensleute dann doch in erſter Linie ihr Heimatgebiet nach ſeiner natürlichen und geſchichtlichen Eigenart zu vertreten.

Und ſo wird auch neben der Kammer, die ausſchließlich die Berufsſtände vertritt, die andere notwendig, die auf die Beſonderheit der Landesteile eingeht. Denken wir daran, daß es in unſerem Deutſchen Reich Seeſtädte mit großartigen Welthandelsbeziehungen gibt und einſame ſtille Gebirgsgegenden, weitab von allem Verkehr, ſo iſt es wohl begreiflich, daß neben den zahlreichen und wichtigen Geſichtspunkten, die von ſeiten der Berufsſtände in der Geſetzgebung geltend gemacht werden, noch andere vorhanden ſind, die ebenfalls Beachtung verdienen. Daß es ſich auch dabei nicht um ſelbſtſüchtige Sonderbeſtrebungen handeln wird, ſondern vor allem darum, wie jeder Teil des Reiches die beſten Entwicklungsmöglichkeiten finde und auf ſeine Art und mit ſeinen Kräften dem Ganzen diene, dies geht ſchon aus der Grundlage des Berufsſtaates und der ganzen Art der Volksvertretung hervor. Und die doppelte Vertretung, die rein ſtändiſche und die nach Landesteilen, ſoll eine weitere Bürgſchaft gegen Einſeitigkeiten und Ungerechtigkeiten bieten.

Der Gedanke der Berufsvertretung iſt noch an verſchiedenen Einzelheiten näher zu erläutern. Wird nach der Zahl der Vertreter gefragt, mit der die Berufsſtände an der Regierung teilnehmen ſollen, ſo kann hier nicht allein die Menge der Köpfe entſcheiden. Neben der Größe der Berufsgenoſſenſchaft, die gewiß Berückſichtigung verlangt, muß auch deren beſondere Bedeutung beachtet werden. Naturgemäß ſind einige, für die Geſamtheit hervorragend wichtige Berufe ſchwach der Kopfzahl nach. Denken wir an die wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen, die nach ihrer durch das Berufsgeſetz erfolgten Reinigung die geiſtigen

Einzelverſuchen, die mit ſchweren wirtſchaftlichen Schädigungen verbunden und keineswegs alle planvoll und nützlich ſind, entſchieden. Dabei triumphiert nicht einmal das wahrhaft Zweckmäßige. Das Unternehmertum hat Induſtriezweige an ſich geriſſen, die beſſer dem Handwerk verbleiben, wobei es ſeine Macht durch Hungerlöhne (weibliche Heimarbeit) behauptet. Auf der anderen Seite ſind Lokalgewerbe (z. B. die der Schlächter und Bäcker), die weit zweckmäßiger in größeren Betrieben vereinigt wären, in kleine Geſchäfte zerſplittert.

Beſitztümer des Volkes zu verwalten und zu mehren haben. Für ſie wäre in den unteren Vertretungen ſelten ein Platz vorhanden, und die höchſte Spitze müßte außerordentlich viele Perſonen zählen, wenn auch Raum für ſie ſein ſollte. Eine ſchematiſche Anwendung des Rechtsgrundſatzes wäre alſo nur vom Übel. Außerdem läßt ſich zugunſten einer ſtärkeren Berückſichtigung der geiſtigen Berufe vor allem noch anführen, daß ſie in noch weitergehendem Maß als die übrigen für das Gemeinwohl tätig ſind, indem das allen gemeinſame geiſtige Gut ihnen anvertraut iſt. Vorausgeſetzt iſt dabei freilich immer, daß ſie die hohe Auffaſſung ihres Berufes niemals aus dem Auge verlieren und daß ſie ſtets bei ihrem Streben das volle Verſtändnis und alle etwa notwendige Unterſtützung von der Geſamtheit des Volkes erfahren dürfen. Das geiſtige und ſittliche Leben des Volkes iſt im Grunde die Angelegenheit aller ſeiner Glieder. Keiner darf ſich der Verantwortung hierfür ledig erachten. Daher iſt es auch natürlich, daß der Einfluß der hierfür in doppeltem Sinn verantwortlichen Staatsbürger in ſeinem ganzen Umfang zur Geltung komme.

Aus ähnlichen Erwägungen iſt auch die Forderung Plancks zu verſtehen, die noch eine beſondere Zuſammenfaſſung des ackerbauenden Standes verlangt. Weil auf ihm die dauernde Verpflichtung ruht, den noch bedürftigen Gliedern des Volkes das urſprüngliche Grundeigentumsrecht zu gewährleiſten, ſo ſoll er auch als eigentlicher Wächter dieſes Rechtes beſtellt ſein und alle damit zuſammenhängenden Fragen und Angelegenheiten zunächſt in ſeiner Mitte behandeln. Die Ausführung bedarf dann freilich wieder der Mitwirkung aller. In ihrer Anwendung wird jene Forderung darauf hinauskommen, daß die höchſte Vertretung des ackerbauenden Standes mehr als die der anderen Berufsſtände zu beraten hat, da ſie außer den Berufsfragen im engeren Sinn die für alle Genoſſenſchaften vorliegen, noch die allgemeinere des Grundeigentumsrechts und ſeiner fortdauernden Durchführung zu behandeln hat.

Von den zwei Spitzen der Volksvertretung, die wir bisher kennen lernten, hat ſomit die eine noch eine beſondere Verzweigung in den Vertretern des ackerbauenden Standes, ſoweit ſie die Anſprüche des Grundeigentumsrechts an den eigenen Verhältniſſen zu prüfen und ihre Durchführung vorzubereiten haben. Freilich haben auch die anderen Berufsgenoſſenſchaften vielfach geſondert zu beraten, da ja ihre Angelegenheiten größtenteils in ihrer eigenen Hand liegen ſollen. Aber bei ihnen handelt es ſich ſelten um derartige, das ganze Staatsweſen zuſamt ſeiner Außenpolitik bewegende Fragen, wie das Grundeigentumsrecht, ſodaß eine gewiſſe Sonderſtellung des ackerbauenden Standes als einer beſonderen Stütze des Rechtsſtaates auch wieder natürlich erſcheint.

Dieſe ganze Art der Volksvertretung entſteht auf eine höchſt natürliche und einfache Weiſe. Schon im Weſen der Berufsgenoſſenſchaft liegt es, daß die beſten und tüchtigſten ihrer Glieder die größte Verantwortung tragen. Sie werden zu Vertretern erwählt im örtlichen kleineren Kreis, wo jeder den anderen kennt, und weiß, wer zufolge ſeiner Berufsausübung und ſeines Charakters das beſondere Vertrauen verdient. Diejenigen, die hier von der Berufsgenoſſenſchaft ſelbſt gewählt ſind, haben dann aus ihrer Mitte die Abgeordneten für die Gauvertretung zu wählen. Von hier aus werden die Vertreter für die Provinz abgeordnet und aus der Provinzialvertretung gehen die Führer der Genoſſenſchaften für die das ganze Reich zuſammenfaſſende Vertretung hervor. Dasſelbe Verfahren gilt für die Vertretung der Gemeinden. Ihm liegt der Gedanke zugrunde, daß die kleinere Gemeinſchaft der Tüchtigſten, die zuerſt von allen gemeinſam erwählt wird, es am beſten verſteht zu beurteilen, wer von ihnen mehr den näherliegenden örtlichen und wer beſſer den allgemeinen großen Aufgaben ſich zu widmen hat. Es ſind alle mitverantwortlich für die Wahl. Aber die Verteilung der zu leiſtenden Arbeit iſt denen überlaſſen, die dies nach menſchlicher Vorausſicht am beſten verſtehen.

Dem Tüchtigen die größere Verantwortung aufzuerlegen, ſoll noch eine andere Beſtimmung dienen. Im allgemeinen hat jeder Berufsgenoſſe eine Stimme bei der erſten Wahl. Wer aber mehr leiſtet als andere, wer ſich ausgezeichnet, z. B. die Berufsarbeit durch ſein Geſchick gefördert hat, der ſoll ein ſtärkeres Gewicht in die Wagſchale werfen, d. h. eine Zuſatzſtimme erhalten. Dieſe Beſtimmung iſt nur dann unverſtändlich, wenn an dem verhängnisvollen Wahn feſtgehalten wird, der Wille der Mehrheit ſei ſchon eine Bürgſchaft für das Recht. So gewiß jeder Bürger, der im Beruf ſeine Schuldigkeit tut, auch bei der Wahl der Berufs- und Volksvertretung mitwirken muß, ſo ſicher iſt auch, daß die Fortentwicklung des Rechts nie und nirgends durch bloßen Mehrheitswillen geſchehen iſt oder je geſchehen könnte. Die ideale und zugleich der Menſchennatur entſprechende Form iſt vielmehr die, wo jeder nach ſeinen Fähigkeiten dem Ganzen dient, wo den Beſten des Volkes der größere Einfluß eingeräumt wird. Die Verantwortlichkeit des einfachſten Mannes wird dadurch nicht vermindert. Auch wenn er nur bei der erſten Wahl beteiligt iſt, ſo werden ja doch hier ſchon alle Vertreter von der erſten bis zur letzten Stufe gewählt. Und er ſoll mit darüber wachen, daß alle dieſe Vertreter ſeines Berufs ihre Schuldigkeit tun. Er kann ſie bei der nächſten Wahl wieder auserſehen oder ſtatt ihrer andere, die er für beſſer hält, an ihre Stelle ſetzen.

Ein Unrecht aber iſt es, den ſtärkeren Einfluß an den Beſitz zu ketten oder als Erbteil, als geſchichtliches Vorrecht, feſtzuhalten. Das Dreiklaſſenwahlrecht iſt von dem Geiſt des Berufsſtaates weiter entfernt

als irgendein anderes. Ein Vorrecht jedoch, das an die beſondere eigene ſchon vorhergegangene Leiſtung ſich knüpft, iſt mit jenem nicht entfernt zu vergleichen. Es liegt ihm auch weit weniger der Gedanke der Ehrung und Belohnung zugrunde als das Bemühen, den Einfluß der Tüchtigſten zum Beſten der Geſamtheit zu verſtärken.

Die ganze Berufs- und Volksvertretung iſt von der unterſten bis zu der höchſten Stufe, nachdem ſie einmal gewählt iſt, ſtändig vorhanden, und ihre Aufgaben kommen ihr aus dem Leben des Volkes ſelbſt zu. Wie es bei der Wahl keiner außerordentlichen Mittel oder keiner Rechenkünſte bedarf, um die Maſſen der Wähler in Bewegung zu ſetzen und ihren Willen durchzuführen, ſo iſt auch die Aufgabe der genoſſenſchaftlichen Vertretung in all ihren Teilen deutlich umſchrieben. Sie iſt die beſtändige wachſame Förderung des Schaffens und Strebens im wirtſchaftlichen wie im geiſtigen Leben. Es gehören ihr ja auch diejenigen Stände an, die ſeither als Beamte eine Sonderſtellung hatten, z. B. die Richter und Lehrer. Wenn jeder *verantwortlich* iſt, ſo iſt im Grunde ein jeder auch Diener des Staates, wenn ſchon in Induſtrie und Handel eine viel größere äußere Bewegungsfreiheit des Einzelnen notwendig iſt als etwa im Lehrberuf, der die geiſtige Gemeinſchaft der Volksgenoſſen zu hüten und immer wieder neu zu ſchaffen hat.

Vergleichen wir dieſe ganze Volksvertretung mit der heute vorhandenen oder als Ideal angeſtrebten, ſo leuchten beſonders zwei Vorzüge an ihr hervor. Sie ſteht in all ihren Teilen in unmittelbarer Beziehung zum geſamten Volks- und Wirtſchaftsleben. Es iſt kein Berufsſtand, der in ihr nicht ſeine Stimme hätte, kein menſchliches Arbeitsgebiet, dem an entſcheidender Stelle der wohlunterrichtete Sachwalter fehlte. Jeder Bürger kennt die Stellen, an denen er Wünſche und Anregungen für ſeinen Berufsſtand vorbringen und bei denen er auf unmittelbares Verſtändnis rechnen kann. Die berufsſtändiſche Vertretung iſt friſch und frei aus dem Volksleben mit ſeinen ſachlichen Bedürfniſſen herausgewachſen. Auch Steuern werden dann z. B. noch von ganz anderen Geſichtspunkten aus betrachtet werden als heute. Der Bürger wählt in ſeinem Berufskreis, den er tatſächlich überſieht; er wählt einen Mann, den er kennt, deſſen Fähigkeiten er zu beurteilen weiß. Wie ganz anders iſt dies, als wenn er dem fremden ihm von der Partei in der Wahlverſammlung vorgeſtellten Mann ſeine Stimme gibt. Heute kann die große weit überwiegende Mehrzahl der Wähler gar nicht nach eigenem Urteil entſcheiden. Die von den Parteien aufgeſtellten Kandidaten werden angenommen. Eine große Wahlagitation mit manchen unſchönen Nebenerſcheinungen iſt dazu ins Werk geſetzt. Und die kleineren wie die großen, die eigentlichen Lebensfragen der Nation werden zum großen Teil am Ende nach reinen Parteirückſichten entſchieden.

Zugunſten der augenblicklichen Zuſtände wird angeführt, der Abgeordnete ſei Vertreter des ganzen Volkes. Er habe im Grunde für keinen Stand mehr als für den anderen einzutreten; er ſoll keine Stadt und Gegend bevorzugen, ſondern gleichmäßig für alle und für alles einſtehen. Gerade ſo wie jeder Bürger Wähler iſt, losgelöſt von ſeinen ſonſtigen Lebensbeziehungen, ſo ſoll auch jeder Abgeordnete in gewiſſem Sinn ein Abſtraktum ſein, ein ganz allgemeiner Vertreter der Volksangelegenheiten. Und weil dies alles ſein ſoll, aber tatſächlich nicht iſt und nicht ſein kann, ſo kommt die große Verlogenheit in das Parteileben hinein, von der ja wohl der Einzelne ſich perſönlich freizuhalten vermag, die aber in jedem Parteiprogramm doch irgendwo ſteckt und notwendigerweiſe ſtecken muß. Denn es iſt unmöglich, daß der Großgrundbeſitzer, ſobald er einen Sitz im Landtag oder im Reichstag hat, plötzlich ein vollkommenes und klares Verſtändnis für die Anliegen des großſtädtiſchen Fabrikarbeiters gewinnt, ebenſo wenig wie der Großkaufmann ſich ein deutliches Bild von *allen* Lebensnotwendigkeiten der Landwirtſchaft machen kann. Auch *wo* der gute Wille dazu vorhanden iſt, die Tatſachen ſind ſtärker als dieſer. Jede Partei verſpricht, dem ganzen Volke in allen ſeinen Zweigen zu dienen, und im Grunde kann ſie doch nicht anders als für die Intereſſen beſtimmter einzelner Stände eintreten. Dies iſt ja auch an ſich nichts Unrechtes. Aber es ſollte nicht beſtändig verſchleiert werden.

Daher iſt wohl als der zweite große Vorzug der berufsſtändiſchen Vertretung zu nennen, daß ſie volle Aufrichtigkeit und Klarheit ſchafft. Jeder Abgeordnete oder Gemeinderat ſteht und darf ſtehen auf dem Boden des Berufes, den er vertritt. Der Bauer darf ſeine ganze Liebe zu dem Boden der Heimat auch in den Körperſchaften, denen er angehört, zum Ausdruck bringen. Aber eben weil er dies ſoll und darf, muß er verſtehen, daß es den Angehörigen anderer Berufe ebenſo ſehr Herzensſache iſt, für ihr Gebiet einzuſtehen. Die gegenſeitige Abgrenzung der Befugniſſe und die gegenſeitige Hilfe iſt dann etwas Selbſtverſtändliches. Zuſammenwirken heißt ſich gegenſeitig ſtützen. Und dies wird alles viel deutlicher und verſtändlicher ſein als heute; denn in den großen machtvollen Körperſchaften der Berufsſtände hat ja das geſamte Wirtſchaftsleben ſeine überſichtliche Gliederung, ſeinen für jeden offenbaren Ausdruck.

Natürlich wird es auch dann Parteien geben. Denn der Gemeinſinn, ſo ſehr er in der Erziehung und ſchon durch die Grundgeſetze des Staates herangebildet wird, iſt doch nicht bei allen gleichmäßig entwickelt. Aber alles Sonderſtreben liegt dann in ſeinen Beweggründen klar vor Augen. Es wird teils durch das Streben der anderen Berufsſtände ein Gleichgewicht hergeſtellt, teils durch die Regierung, die letzten Endes das reine Recht, das über allen Eigenintereſſen ſteht, zu gewährleiſten hat.

Schon im bisher Geſagten iſt mehrfach darauf hingewieſen, daß die Volksvertretung notwendig eine gewiſſe Einſeitigkeit haben wird. Sie vertritt die allgemeine Ordnung der Arbeit und des Verkehrs nach ihrer Anwendung auf die beſtehenden Verhältniſſe. Sie hat Gegenſätze in ſich, die zu einem Übergewicht dieſes oder jenes Berufsſtandes und zur Benachteiligung der anderen führen könnten. Daher kann auch die höchſte Spitze der Volksvertretung nicht für ſich allein den vollen Rechtszweck des Staates zur Durchführung bringen. Hierzu iſt noch eine andere, dem Volke gegenüber unverantwortliche Macht notwendig: der Regent. Ihm liegt es ob, über die urſprünglichen Rechtsgeſetze zu wachen: das Grundeigentumsrecht aller, das Berufsgeſetz mit ſeiner allgemeinen Ordnung der Arbeit und des Verkehrs. Wie die Volksvertretung immer neu für die zweckmäßige Durchführung jener Grundgeſetze zu ſorgen hat, ſo iſt es Sache des Regenten, über den Parteien zu ſtehen und nach den Grundſätzen des reinen Rechts in allen Streit- und Zweifelsfällen zu entſcheiden.

Das Zuſammenwirken von Volksvertretung und Regierung beruht ſelbſtverſtändlich nicht nur auf dem beiderſeitigen guten Willen, ſondern es iſt geſetzlich geregelt. Ein Gleiches gilt für die Tätigkeit und die Befugniſſe der beiden Kammern.

Wenn ſchon der Regent als dieſe letzte Inſtanz im Staate dem Volke gegenüber unverantwortlich ſein muß, ſo iſt es doch unumgänglich nötig, daß er vom Vertrauen des Volkes an dieſe erſte Stelle erhoben wird. Er muß vom Volke gewählt werden und zwar auf Lebenszeit. Indem er das urſprüngliche Rechtsgeſetz für ſein Volk vertritt, muß er von allen Parteiungen und Sondereinflüſſen unabhängig ſein. Er hat die allgemeine Freiheit und das weſentliche Recht aller zu vertreten, während der Volkswille beſtändig auf die Anwendung des Rechts im einzelnen Fall, auf die zweckmäßige und vorteilhafte Arbeitsordnung ausgeht, wobei fortwährend Einſeitigkeiten ſich geltend machen. Die ausgleichende und vermittelnde Gewalt muß frei bleiben von der Bindung nach irgendeiner Seite. Denn das wahre Recht iſt nicht etwa im reinen Volkswillen, es iſt über ihm und unabhängig von ihm. Das an ſich beſtehende unbedingt gültige Recht muß aus der Sphäre, wo die Mehrheit entſcheidet, hinausgehoben und an einem ſicheren Platz verankert, gegen bloße Zufälle ſoweit als möglich geſichert ſein.

Von den heutigen Verhältniſſen aus, wo geſchichtlich gewordene Sondervorrechte auf der einen und die Geldmacht auf der anderen Seite eine ſo große Rolle ſpielen, klingt dies wohl ſeltſam, ja faſt unverſtändlich. Die berufsſtändiſche Vertretung des Volkes iſt ja eine Unmöglichkeit, wenn nicht zuerſt die rechtlichen Grundgeſetze, das urſprüngliche Grundeigentumsrecht und das Berufsgeſetz, Ordnung der

Arbeit und des Verkehrs für alle durchgeſetzt ſind. Auf dieſen Grundpfeilern ruht das Gebäude des Rechtsſtaates. Als der aus einem Gedanken entſprungene, von einer Idee geſtaltete und erfüllte Bau iſt der Berufsſtaat etwas Unteilbares. Man kann ihm nicht ein beliebiges Stück entlehnen und es anderswo anfügen. Es wird nirgends paſſen.

Zu verſtehen iſt dieſes Rechtsgebäude ja auch nur, wenn man es von ſeiner Grundlage aus aufſteigend in allen ſeinen Sälen und Gemächern prüft. Ob in ihm der Grundgedanke des Rechts ſicher und einheitlich, ohne Schwanken und Zögern durchgeführt iſt, darauf kommt es an.

Suchen wir uns die Verfaſſung des Berufsſtaats, das Zuſammenwirken von Volksvertretung und Regierung deutlich zu machen. Die wichtigſte Aufgabe beider iſt es, die ſtaatlichen Grundgeſetze durchzuführen. Die Berufsſtände ſind der Regierung verantwortlich. Ihr ſteht ſomit ein Überwachungsrecht zu. Da aber das Volk als Ganzes dasſelbe will und durchzuführen ſtrebt, ſo kann die Regierung nicht als äußere und vom Volke getrennte Macht auftreten. Sie wird vielmehr die durch Kenntnis und Einſicht hervorragenden Vertreter der Berufsſtände ſelbſt in Eid und Pflicht nehmen. Sie ſind ihr verantwortlich. Nicht durch Beamte, die außerhalb des ganzen berufsgenoſſenſchaftlichen Lebens ſtehen, wird das Aufſichtsrecht und die ſtete Vermittlungspflicht der Regierung durchgeführt. Die letztere macht die Berufsvertreter ſelbſt haftbar für die richtige Beſchaffenheit der Erzeugniſſe, ferner dafür, daß Preis und tatſächlicher Wert der Ware übereinſtimmen, endlich dafür, daß der geſamte Warenaustauſch, der Verkehr aller Erzeugniſſe ordnungsmäßig und ehrlich vor ſich gehe. Das Zurückhalten von Waren zum Zwecke der Preisſteigerung z. B. wird dann als unredlich gelten. Aber es iſt auch dem Produzenten oder dem Kaufmann kein notwendiges Mittel mehr zu ſeiner Selbſtbehauptung. Hat er doch den rechtlichen Anſpruch auf den angemeſſenen Preis. Und dieſer Preis wird in erſter Linie von den Angehörigen ſeines eigenen Standes, von Sachverſtändigen, den Männern ſeines Vertrauens beſtimmt. Der immer wieder gehörte Vorwurf, im Berufsſtaat werde der Geſchäftsmann ungeheuerlich bevormundet, iſt hinfällig, ſobald jemand ſich die Mühe nimmt, die Durchführung des Berufsgeſetzes in allen Einzelheiten ſich klar zu machen. Es iſt ganz richtig: eine äußerliche, rein mechaniſche Staatsaufſicht wäre für das Wirtſchaftsleben eine unerträgliche Laſt. Aber eben davon iſt hier nicht entfernt die Rede. Es iſt doch etwas ganz anderes, wenn Zwang und Freiheit von jedem Berufsſtande ſelbſt, der doch wiſſen muß, was ihm frommt, gegeneinander abgewogen ſind, als wenn in bureaukratiſcher Weiſe, von außen her, ihm ſein Verhalten vorgeſchrieben iſt. Der ehrliche, fleißige Mann

hat im Berufsſtaat nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen, da hier Leiſtung und Lohn in das richtige Verhältnis geſetzt ſind. Die Pflicht und der Zwang zu einer gewiſſen Ordnung und gegenſeitigen Rückſichtnahme trifft nur diejenigen, deren wilde Profitgier das Bild des geſamten heutigen Lebens ſo häßlich entſtellt. Alle anderen Elemente, die tüchtigen, zuverläſſigen Leute, werden dankbar ſein für die Hilfe und Sicherung, die alle ehrliche Arbeit findet.

Gewiß geſchieht auch jetzt vieles zur Hebung einzelner Erwerbsſtände. Aber es iſt nicht nach Rechtsgrundſätzen geregelt. Recht und Pflicht ſind in der heutigen bloßen Erwerbsgeſellſchaft nicht im Gleichgewicht. Unſer Wirtſchaftsleben iſt kein Organismus, worin alle Kräfte zum Wohle des Ganzen zuſammenwirken, ſondern jeder ſchafft für ſich und denkt für ſich, verlangt gelegentlich Hilfe und beſonderen Schutz des Staates, ohne ſich dagegen dieſem Staat gegenüber irgendwie und gar beſonders verpflichtet zu fühlen.

Dies iſt auch der Grund, warum wir kein wahres, freies Bürgertum haben, nichts als häßlichen, gemeinen Intereſſenkampf, wobei die edleren Naturen trotz allen beſſeren Strebens und Mühens nichts erreichen. Oder, um mit Planck ſelbſt zu reden: „Es liegt wahrlich die Würde und die Freiheit des einzelnen nicht darin, daß er, nur für den eigenen Zweck tätig, eine auf ſich ſelbſt beſchränkte kleinliche Privatexiſtenz iſt, die, einer kränklichen und empfindlichen Pflanze gleich, der friſchen, durchdringenden Luft und der mächtigen Sonne der Öffentlichkeit, d. h. einer anſpornenden und bildenden Berufsordnung ſich entzieht. Nein, wo nur der Bürger zu geiſtiger Kraft und Größe des Daſeins gelangt iſt, da iſt er es durch den ſtraff zuſammenhaltenden und erziehenden Geiſt eines größeren Ganzen und der eigenen Genoſſenſchaft geworden.“ (Ulmer Vorträge von 1866, S. 51.)

Paul Natorp
Student und Weltanſchauung

Liebe Kommilitonen!

Im Verfolg Ihres allgemeinen Beſtrebens, das ſtudentiſche Leben nach jeder Richtung ſeiner echten Beſtimmung gemäß zu geſtalten, haben Sie mir die Aufgabe geſtellt, darzulegen, wie ich mir denke, daß ein junger Menſch die Studienzeit an der Univerſität am beſten benutzen könne zur Klärung und Feſtigung ſeiner Weltanſchauung. Es muß ja uns allen zumal in gegenwärtiger Zeit vor andern dieſe Frage wichtig ſein. Wie könnten wir dem furchtbaren Ernſt dieſer Zeit gewachſen bleiben, wenn wir nicht in uns ſelbſt den Grund fänden, der durch nichts, das von außen über uns und unſer Teuerſtes, unſer

deutſches Volk und Vaterland hereinbrechen mag, erſchüttert werden kann. „Nehmen ſie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin, ſie habens kein Gewinn: das Reich muß uns doch bleiben!“ Welches Reich? Das rein innere. „Glauben“ nennt es Luther und nennen es die Gläubigen bis heute, „Weltanſchauung“ nennt es der moderne Menſch. Ich muß geſtehen, daß ich das alte Wort kräftiger, ausdrückender finde. „Anſchauung“, ſo innig verſenkend ſie gemeint ſein mag — und gar „Weltanſchauung“, das lautet, als handle es ſich um ein außen Daſtehendes, dem wir bloß als Zuſchauer gegenüberſtänden. Glaube, Zuverſicht des Herzens, das iſt dagegen ganz innerlich, nach innen gerichtet. Wo finde ich in mir den feſten Stand, wenn es ſein muß, gegen die ganze Welt draußen, daß ich vor mir ſelbſt in ihr beſtehe; gewiß auch, um, ſoviel mir vergönnt iſt, in ihr zu wirken, gewiß auch, um eines reinen und erſprießlichen Wirken willen, die rechte Blickeinſtellung für ſie, die rechte „Anſchauung“ von ihr zu gewinnen. Aber das iſt nicht das erſte, nicht das Beſtimmende, ſondern ganz und gar abhängig von der ſicheren inneren Einſtellung. Meiſter Eckehart hat das klar geſehen, daß nicht die ſpekulative und nicht die aktive Haltung zur Welt das erſte, ſondern daß von dieſen beiden, um deren Vorrang damals wie heute geſtritten wurde, zurückzugehen iſt auf ein Letztes, Innerlicheres, aus dem beide erſt hervorfließen. Den „Seelengrund“ nannte er es. Dasſelbe iſt Luther ganz bewußt, und es iſt ihm eins mit dem „Glauben“. Das iſt nicht „Anſchauung“ ſpekulativer Vernunft und nicht Arbeiten des Willens. Allerdings ſchließt es die Gewißheit auch der Erkenntnis, auch der Tat in ſich, es gibt keinen feſteren, überhaupt keinen andern Grund zweifelsfreier Gewißheit, als dieſen. Aber dieſe innere Gewißheit iſt nicht das Werk menſchlichen Verſtandes oder Willensaufgebots, überhaupt nicht ein „Werk“, ſondern (nach Luther) vielmehr der „Werkmeiſter“; ſo wie die Kunſt ſchafft, aber nicht geſchaffen wird, nicht durch die ernſteſte Anſtrengung des Verſtandes oder Willens, ſondern als reines Gnadengeſchenk des Genius einem Menſchen zuteil wird. So wirkt in uns den Glauben, der dann zum kräftigſten „Werkmeiſter“ in uns wird, der höhere Werkmeiſter: Gott. Sein iſt das Wirken, unſer deſſen Ausſtrahlung in die Welt. Dieſe iſt vom Glauben unzertrennlich, aber nicht Grund, ſondern Folge des Glaubens. Auch unſer Weltbild geſtaltet erſt ſie. So Luther. Philoſophie ſagt das mit etwas anderen Worten, die Sache aber läßt ſie unangetaſtet ſtehen. — So alſo wollen wir unſere Frage verſtehen, dann ermeſſen wir ganz ihre Tragweite; ermeſſen freilich, daß ſie unermeßlich iſt. Es handelt ſich um nichts Kleineres als des letzten Grundes unſeres ſeeliſchen und geiſtigen Seins und Tuns gewiß zu werden. „Erſt muß das Innere rein ſein“, dann folgt alles Äußere von ſelbſt.

Inwiefern nun dieſe Frage beſonders Sie, die Studierenden, angeht,

begründet ſich leicht. Offenbar empfinden Sie wieder ernſter die, man muß es ſagen, von vielen bisher bei weitem nicht ernſt genug empfundene Verpflichtung des hohen Vorzugs, den Sie damit genießen, daß Sie eine ſchöne Zeit Ihres Lebens ungeteilt Ihrer Selbſtbildung widmen dürfen, ſich voll würdig zu beweiſen, indem Sie dieſe Zeit nun auch voll ausnutzen zu dem, wozu ſie Ihnen geſchenkt wird: frei von allem Schul-, allem Berufszwang das Wichtigſte für Ihr Leben zu tun: ihm ſelbſt, aus der Kraft eigner Überzeugung und eignen freien Tuns, den Grund zu legen, in dem es ſicher ruhen mag in allen Stürmen, aus dem es ſich rein und fruchtbar geſtalten mag für Sie ſelbſt und für die Welt, in der Sie, ſei es Kleines oder Großes, jedenfalls ſehr Verantwortliches zu wirken berufen ſind.

Aus ernſteſter Abſicht, aus einer wahrhaft großſinnigen Staatsauffaſſung heraus iſt von den Begründern der deutſchen Univerſität vor hundert und mehr Jahren dies unſchätzbare Vorrecht einem vergleichsweiſe kleinen, durch gründliche Vorbildung dazu auserleſenen Teile der Jugend unſeres Volkes gewährt worden. Die Feſtſtellung der deutſchen Univerſität auf dieſen Grund der im vornehmſten Sinne begriffenen „akademiſchen Freiheit" iſt eine ganz eigentümliche Schöpfung des deutſchen Staatsgedankens. Sie hatte nirgends anderswo ein Vorbild (denn Platos Akademie war nicht Staatsanſtalt; ſie wäre es allenfalls geworden, wenn Platos hochſtrebende politiſche Pläne hätten verwirklicht werden können); auch hat dieſe Schöpfung trotz mancher Annäherungen nirgends außerhalb des deutſchen Sprachgebiets volle Nachfolge gefunden; ſie iſt, in ihrer Reinheit, bis heute unſer auszeichnendes Eigentum geblieben. Die Zukunft aber wird es als eine der wenigen politiſchen Großtaten der Weltgeſchichte zu verzeichnen haben, daß unſere Führenden vor hundert Jahren, die Stein und Humboldt, Fichte, Schleiermacher und wie ſie alle heißen, einmütig dies gefordert und durchgeſetzt haben: die oberſte Stufe des Bildungsweſens der Nation rein und unverkürzt auf den Grund dieſer Freiheit zu ſtellen, einer Freiheit, weit verſchieden von jener, mit der jetzt unſere lieben Feinde uns arme Geknechtete beglücken möchten.

Daß aber ein ſo hohes Vorrecht auch die ernſteſte Verpflichtung für den einſchließt, der es genießt, das war und bleibt immer die unerläßliche Vorausſetzung; und daß ſo dies Recht von den beſten ſeiner Träger verſtanden wird, das iſt es, was dieſe Freiheit von allem, was zu Unrecht dieſen hehren Namen ſich anmaßt, ſcharf unterſcheidet. Daß nicht alle es ſo verſtehen würden, war vorauszuwiſſen. Aber man dachte mit Herbart: Man muß Jünglinge wagen, damit Männer werden. Man vertraute. Und weit die meiſten haben dies Vertrauen gerechtfertigt. Sollte darin ein Rückgang in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen ſein — ich glaube es eigentlich nicht; begreiflich aber

wäre es aus dem unbändigen Drange einſeitiger Kraftentwicklung, unmittelbaren, den Zugreifenden hochhinaufhebenden, den Beſcheidenen zurückdrängenden, auf greifbaren, meßbaren, ſofort auszumünzenden Erfolg gerichteten äußeren Wirkens — einem Drange, der, wie nachgerade aller Völker der Erde, ſo auch eines nicht geringen Teiles unſeres Volkes ſich bemächtigt hat, der zu dem ungeheuerlichen Zuſammenprall und Zuſammenbruch, in dem wir jetzt ſtehen, geführt hat und unentrinnbar führen mußte. Begreiflich, wenn dieſe heute mehr denn je mächtige Geiſtesrichtung bemüht iſt, jenem aus ſo ganz andern Quellen fließenden Geiſte der „akademiſchen Freiheit" unvermerkt Feſſeln über Feſſeln anzulegen, den akademiſchen Unterricht mehr und mehr in reine Berufsſchulung zu verwandeln, die für ein freies Ringen um innere Feſtigkeit und Selbſtheit keinen Raum laſſen würde. Wir dürfen uns ja nicht darüber täuſchen: es iſt in weiten Kreiſen unſeres Volkes, oben wie unten, das Vertrauen, daß die Univerſität ihrer Aufgabe noch voll gewachſen ſei und dauernd gewachſen bleiben werde, ſehr im Sinken. Die Univerſität wird ſich ernſtlich beſinnen müſſen, wie ſie gegen den drohenden Anſturm ſich ſichert; ſie wird vor allem ſich ſelbſt ernſtlich zu prüfen haben, ob ſie ihrer hohen Verpflichtung in allem nachgekommen iſt, und wie ſie ihr reiner und wirkſamer zu genügen vermag. Als einen Teil ſolchen Beſinnens verſtehe ich die hier bezweckte Ausſprache über das Thema: Student und Weltanſchauung. —

Zweierlei iſt hier zu fragen; erſtlich: Was ſuchen wir unter dem Titel „Weltanſchauung" und wo iſt es zu ſuchen? Und dann: welche Wege ſtehen gerade dem Studierenden dazu offen? — Auf das erſte iſt durch unſere Vorverſtändigung ſchon ſoweit geantwortet: Weltanſchauung bedeutet uns nicht ein bloßes Betrachten von außen; als ſpielte die Welt uns zum Schauſtück ſich vor uns ab. Dafür iſt ſie zu groß und wir zu klein; vermeſſener Wahn, in ſolchem Sinne ſich als Zuſchauer und gar Richter ihr gegenüberzuſtellen. Nicht minder vermeſſen aber wäre es, ſie als frei verfügbaren Stoff unſeres Wirkens zu denken. Als ob wir ſie meiſtern könnten! Wir erfahren nur zu bald: ſie meiſtert uns. Doch verſtehe man es immerhin beſcheidener: nur kennen wolle man von ihr ſo viel, als man kennen muß, um ſein Teil in ihr zu wirken und zu ſchaffen, eigentlich nur mit geringſter Reibung ſich in ſie einzufügen — ſo geſteht man damit eigentlich ſchon zu: vielmehr ſie fügt uns ein, wie ſie uns braucht; wehe, wenn ſie uns nicht brauchbar findet!

Immerhin iſt dieſe beſcheidenere Anſicht, die, bewußt und ausgeſprochen oder nicht, ſicher die der großen Mehrheit der Studierenden iſt, nicht ganz auf falſcher Fährte. Dem Tüchtigen iſt es Bedürfnis, ſeinen Platz in der Welt auszufüllen, ſeinen Beruf zu haben. Sicher iſt die Univerſität auch, ja, in der ganzen Breite ihrer Wirkſamkeit genommen, weil zuerſt, Berufsſchule. Und ernſt und ſchwer genug iſt

ſchon dieſe Aufgabe, die Ausrüſtung für den Beruf; verſtändlich genug, daß viele, ja die meiſten, gar nichts weiter auf der Univerſität ſuchen, für etwas Weiteres gar nicht Zeit haben zu dürfen glauben. Dazu aber gehören unerläßlich dieſe beiden Stücke: Theorie und Praxis, Kennen und Ausüben; Kennen um auszuüben; in der Ausübung die Kenntnis erproben, und in geſundem, ſich ſelbſt erhaltendem Kreislauf durch die Ausübung wiederum die Kenntnis vertiefen. Aber gerade wenn man es mit beidem ernſt nimmt, und den Kreislauf nicht als ſich immer im gleichen Kreiſe Drehen, ſondern als ſtetes Fortſchreiten verſteht, wird man bald ſpüren, daß dieſer Fortſchritt über jede willkürliche Beſchränkung, über jede Bindung an irgendein unbewegliches Ziel des Erkennens wie des Wirkens hinausführt. Iſt einmal der Geiſt des Fragens erwacht, ſo läßt es ſich nicht mehr in einen geſchloſſenen Kreis bannen, die Sache ſelbſt treibt aus jeder gefundenen Antwort die neue, größere Frage hervor, da gilt kein Stillſtehen, gilt keine andere Schranke als in Kraft und Willen des Einzelnen; den kräftig Wollenden aber hebt jeder Aufflug, treibt ihn unwiderſtehlich, ſich kühner und kühner empor, höher und höher hinauf zu wagen, auf jede Gefahr. Solcher Fliegermut lebt in jedem echten Studenten — das heißt ja „Strebenden". So möchten auch wir mit weißem Haar Eure Mitſtudenten ſein. Und wir wiſſen, nach unſerer reifſten Erfahrung, nichts Beſſeres Euch zu wünſchen, als daß auch Ihr noch mit weißem Haar ſolche Studenten ſein möchtet. Das heißt ja jung ſein: fortſchreiten. Spürt Ihr jetzt Wonne der Jugend in Euch, ſo könnt Ihr gar nicht anders, ihr müßt Euch ſelbſt wünſchen, jung zu bleiben, das iſt fortzuſchreiten, ſolange Ihr atmet. Dann aber werdet Ihr erfahren — vielleicht hat mancher es ſchon erfahren, aber Ihr werdet es wieder und wieder und mehr und mehr erfahren: ſo Großes die beiden ſtarken Arme der Menſchheit, Erkennen und Wirken, vermögen, es iſt etwas im Menſchen, das wohl mehr ſein muß als beide, da es beide erſt bewegt und richtet und miteinander in Einvernehmen ſetzt. Was iſt dies Größere? Es wird ſich zeigen, daß darin die ganze Entſcheidung unſerer Frage liegt.

Laſſen Sie mich die Antwort vorbereiten durch ein ganz perſönliches Bekenntnis, nämlich darüber, wie mir ſelbſt das, worauf es hier ankommt, in dieſer gegenwärtigen ernſten Zeit aufgegangen iſt, nicht eigentlich anders als früher, aber doch ſo wie nie zuvor. Es hat mich förmlich überfallen mit dem furchtbaren Ereignis dieſes Krieges, ich kann faſt ſagen, genau ſeit dem 1. Auguſt 1914, und hat mich ſeitdem keinen Tag, faſt keine Stunde mehr losgelaſſen. Ich fragte mich: Was treibſt du doch all die Zeit? Kann es denn dir, kann es denen, auf die du wirken ſollſt, genügen? Erkenntnistheorie, immer wieder Erkenntnistheorie, Plato und Kant, und Kant und Plato; kaum die Nach-

Kantianer, und die Vorkantianer, die Alten faſt nur in Rückſicht auf Kant und Plato, Plato und Kant und — Erkenntnistheorie. Das iſt deine Welt! Das heißt eine Welt! Dein ſo begrenztes akademiſches Wirken — und das noch fraglichere außerakademiſche, du nennſt es „Sozialpädagogik“ — iſt das denn wirklich dieſe unabläſſige, atemloſe Arbeit eines ganzen Lebens wert? Erwarten, verlangen die, die jetzt wohl mehr als früher und vertrauender zu dir kommen, nicht im Grunde ganz anderes von dir? Und mein Zweifel griff weiter: Unſere Univerſitäten, genügen ſie dem, was die Zeit, dieſe harte Zeit fordert? Unſere Politik, die der Parteien wie der Regierenden, auch die beſtgemeinte ſoziale, ſozialwirtſchaftliche, ſozialpolitiſche, ſozialerzieheriſche Arbeit, trifft ſie den Kern deſſen, was unſerer Zeit not iſt und wonach ſie lechzt? Heißer und heißer hatte das ſchon ſeit Jahren mich bedrängt, öfter ſchon hatte ich, hatten andere gewarnt. Aber als nun das Ungeheure kam, als dieſer Wahnſinn der Selbſtzerſtörung einer ſich ſpreizenden „Kultur“, die keine war, zu dieſem grauenhaften Ausbruch kam, der das Unechte entlarvt, aber viel zu viel Echtes mit in den Strudel reißt — da überfiel es mich mit einer Gewalt, daß ich meine ganze Kraft zuſammenraffen mußte und täglich wieder zuſammenraffen muß, um nicht zu erliegen. So iſt es gewiß vielen gegangen.

Es gilt dem Feind feſt ins Auge ſehen. Erſt einmal erkennen, wo und wer er iſt. Bezeichnet haben andere und habe auch ich ihn längſt. Es iſt, ſo kurz als möglich geſagt, der Knecht, der ſich zum Herrn aufwirft, das Mittel, das ſich für den Zweck ausgibt.

Es iſt nicht wahr — möchte es doch wahr ſein, denn es wäre beſſer als das was iſt — daß es nur die Gier Einzelner oder einzelner Gruppen nach Beſitz und Befehlsgewalt wäre, die zu all dem Unheil geführt hat. Das war von je und hat doch zu ſolchem Zuſammenbruch niemals geführt, weil jede noch ſo mächtige Minderheit ſchließlich an die Schranke ſtieß, wo es nicht weiter ging. Dawider laſſen ſich Dämme errichten, ſind Dämme errichtet ſeit lange. Es flutet hoch, aber überflutet nicht. Es iſt ein anderes, das zur Kriſe geführt hat, ein viel ſchwerer Faßliches; darum ſo ſchwer faßlich, weil es einmal ein in ſich urſprünglich Edles, und dann nicht auf Einzelne oder einzelne Kreiſe beſchränkt, ſondern tief in Herz und Sinn aller eingewurzelt iſt, aller Volksklaſſen und aller Völker bis in den fernen, verträumten Oſten, ſelbſt bis in die Seelen unſerer ſchwarzen Mitbrüder im dunkelſten Weltteil hinein. Eine Spur davon lebt in jedem von uns. Darum mußte es alle wider alle, das ganze Menſchengeſchlecht wider ſich ſelbſt in den wilden Strudel dieſes Selbſtvernichtungskampfes hineinreißen. Was aber iſt dieſe grauenhafte, geheimnisvolle Macht? Es iſt — eben dies: die Macht. Es iſt der verführende Reiz des Könnens, die vermeinte Gewalt des Menſchen über alle Schätze und Kräfte dieſes Erdballs, ja des Uni-

verſums; denn ſtrebt etwa nicht dies δεινότατον, der Menſch, die Kräfte des Univerſums, ſoweit es gelingt, auszumünzen für ſeine Zwecke, für die Zwecke ſeiner Machtſteigerung, ſeiner Herrſchaft über die Natur, einer Herrſchaft zerſtörender Gewaltübung und Ausſaugung, wie ſie rückſichtsloſer kaum gedacht werden kann? Nicht um perſönlichen Gewinn, das gerade iſt das Grauſige; auch nicht um den Gewinn einer Klaſſe. Es iſt mitnichten die Kapitaliſtenklaſſe, die ſolcher Ausſaugung mit Recht beſchuldigt wird, die gibt es eigentlich gar nicht. Alle ſind beteiligt; gewiß die einen mehr, die andern weniger; kaum ſubjektiv, für ihr eigenes Bewußtſein mehr, höchſtens objektiv beurteilt, nämlich ſofern ihnen ein ſtärkerer Wirkungsanteil zufällt an dem, was doch eigentlich nicht ihr Werk iſt, ſondern das jenes unfaßbaren Unperſönlichen, das hinter allen ſteht, Arbeitern wie Arbeit- und Geldgebern, Technikern, beſonders Verkehrstechnikern, gleichviel wie unter- oder übergeordneter Stellung, Wirtſchaftern, Politikern, Forſchern ſelbſt und Lehrenden, Erziehenden, Predigenden, Künſtlern ſogar und Dichtern. Unſere Feinde ſchleudern gegen uns den Vorwurf, daß wir alles, nicht nur unſere phyſiſche, wirtſchaftliche, techniſche, ſondern auch unſere höchſte geiſtige, wiſſenſchaftliche Kraft, Kunſt, Religion, Philoſophie, alles in den Dienſt unſeres Götzen „Militarismus" gezwungen haben. Sie irren freilich, aber ſie treffen im Scharfſinn ihres Haſſes doch etwas wirklich Vorhandenes; nur ſehen ſie es fälſchlich bei uns allein, während ſie es ebenſowohl, ja erſt recht, bei ſich ſelbſt erkennen müßten; und ſie ſehen es nur in der einen Geſtalt, in der es ihnen eben jetzt hart aufliegt, und die doch nur das äußere Geſicht der Sache, nicht die Sache ſelbſt iſt. Unſer „Militarismus" iſt kein anderer, nicht beſſer noch ſchlechter als der der anderen alle, und hat gar keinen anderen Grund als der ihre: wir wollen nur unſeren Anteil an dem, was alle wollen und wollen zu müſſen überzeugt ſind; wir wollen die Arme regen dürfen wie ſie. Wir waren die Zuletztgekommenen, nachdem wir aber einmal eingriffen, bald die Stärkſten von allen; das verzeiht man uns nicht, und darum verſchwören ſie alle ſich gegen uns allein, während ſie ganz gleiches und größeres Recht hätten, ſich untereinander den Anteil am gemeinſamen Raub abjagen zu wollen, denn rauben wollen alle, und um ſeinen Raub den anderen berauben, um den eigenen von keinem beraubt ſein, das will auch einer wie der andere. Da hat zuletzt keiner dem anderen etwas vorzuwerfen, was er nicht zu allererſt ſich ſelber vorwerfen müßte. In allem Ernſt: ich beſchuldige keinen, was ſein ſubjektives Wollen betrifft. Sicher keiner von allen hat das gewollt, was jetzt iſt. Sondern alle, alle ſtehen ſie unter dem Banne jenes furchtbaren, namenloſen, unſicht- und ungreifbaren Ungeheuers, das hinter allen ſteht und ſie wie Drahtfiguren im Puppentheater zieht und ſtößt, nicht achtend, nicht zählend die Millionen Menſchenopfer (ſie ſind ja

nicht mehr zu zählen), und wie mit grinſendem Molochslachen in ſeinen feurigen Ofen einſchluckend die Wunderwerke der ſich ſo nennenden menſchlichen „Kultur". Wohl mag es hohnlachen, denn Kultur heißt Anbau, Aufzucht, dieſe „Kultur" aber leiſtet jetzt, mit einem Einſatz, wie ihn die Welt noch nicht geſehen hat, an Kräften, nicht techniſchen und wirtſchaftlichen allein, ſondern Leibern, Intelligenzen, Willensenergien von nie dageweſener Größe, inbrünſtigen Liebes- und Haßgefühlen, heißem Gottes- oder Teufelsglauben, hohen idealiſtiſchen Gedankenflügen und infernaliſcher Lüge und Herabwürdigung alles Menſchlichen — leiſtet mit all ſolchem Aufwand was? Ihre eigene Selbſtzerſtörung. Als gäbe es nichts Mächtigeres, nichts Heiligeres, nichts Erhabeneres, nichts Intelligenteres als Zerſtören. Wahrlich: der alt böſe Feind, mit Ernſt er's jetzt meint — alles Frühere war dagegen Kinderſpiel. Da mochte man des dummen Teufels gutmütig lachen. Jetzt iſt das Lachen bei ihm.

Sollen wir ihn nennen? Wir haben ihn genannt. Es iſt der Fluch der Macht, die ſich gegen das gekehrt hat, deſſen ſie mächtig ſein ſollte; es iſt das Können, das ſich wendet gegen das, was es können ſoll. „Du kannſt, denn du ſollſt", lautet eine der Wendungen des „kategoriſchen Imperativs". Der kategoriſche Imperativ unſerer Zeit kehrt die Sache gerade um: Du ſollſt, denn du kannſt! Fragt den Techniker, fragt den Induſtrieführer, den Leiter der Börſe, des Verkehrs, vergeßt auch nicht den Arbeiter (jedes Zweiges) zu fragen, fragt den Künſtler ſelbſt, den Forſcher, den Prediger auf der Kanzel, den Profeſſor auf dem Katheder — alle wie mit einem Munde werden ſich bekennen zu dieſem neuen, für ſie „kategoriſchen" Imperativ. Keiner, dem es auch nur entfernt in den Sinn kommt, daß der Menſch, Menſchenverſtand, Menſchenkraft, abſtehen ſollte von etwas, das ſie vermögen, das des Menſchen Vermögen, im weiteſten Sinne der Macht, des Könnens, ſteigert; daß es dabei überhaupt noch etwas zu fragen gäbe, etwa: ob es denn auch dem Menſchen zum Heil gereichen werde oder vielleicht zum Unheil. Wie? Macht, Können, das ſollte je Unheil ſein können? Das liegt dem Denken des modernen Menſchen ferner denn um Siriusweiten. Halten Sie einem das vor, ich wette, er wird ſich unwillig wegwenden und zu verſtehen geben, daß er beſſeres zu tun habe als ſich mit ſolchem Querkopf herumzuſtreiten. Oder wenn er boshaft iſt, wird er Ihnen etwa Folgendes zur Antwort geben: „Und Sie, Verehrteſter? Sie genießen etwa nicht die Vorteile der Ausbreitung menſchlicher Macht, für die wir andern alle unſere Kraft einſetzen? Sie ſtreichen keine Kapitalzinſen ein, die wir Ihnen erarbeiten? Wirklich nicht? Beziehen auch nicht eine Beſoldung, die wiederum nur die werteſchaffende Arbeit beſchafft und Ihnen auszahlen läßt? Mögen auch nicht unſere Kauf- und Verkehrsgelegenheiten benutzen? Nicht

den Schutz unſeres Staates, unſerer Rechtspflege, nicht die Bildungsmöglichkeiten genießen, die doch alle, alle koſten, alle geſpeiſt werden durch das werteſchaffende, materiale und geiſtige Kapital? Das Kapital, dem die Arbeit keineswegs als ein Anderes gegenüberſteht, ſondern zu dem ſie ſelbſt ganz und gar mitgehört, von dem ſie zehrt wie wir alle und — Verehrteſter, Sie können es nicht wohl in Abrede ſtellen — auch Sie. — Das wollen Sie nicht? Ernſtlich nicht? Nun, das iſt dann wenigſtens folgerecht. Aber ſeien Sie dann bitte auch ganz folgerecht; gehen Sie in die Einſamkeit (wenns das noch gibt); gehen Sie in die Wüſte (unſere Pläne zu ihrer wirtſchaftlichen Ausbeutung ſind nicht ganz ſo raſch zu verwirklichen, wie wir gerne möchten; Sie haltens vielleicht gerade noch aus, Sie werden freilich wohl der letzte ſein). Alſo Glückzu, werden Sie Anachoret, und leben als ſolcher wohl!" — Sie ſagen vielleicht, nun werde ich boshaft. Aber nein, ich laſſe den Anwalt des Kapitals und der Arbeit — des Kapitals, das im Grunde die Arbeit bedeutet, denn alle arbeiten, keiner genießt, ein paar Lumpe abgerechnet, die nicht zählen — ich laſſe, ſag ich, dieſen Mann ſo ſprechen, nicht um ihn anzuklagen, ſondern gerade ihn, und jeden, der ſo denkt oder demgemäß handelt, als Einzelnen durchaus von Schuld freizuſprechen. Ich bin überzeugt, es ſind alles Menſchen, keinen Deut ſchlechter oder weniger menſchlich geſinnt, als irgendwer von uns. Ich erhebe gegen keinen Einzelnen, keine Klaſſe, keine Nation die Anklage, daß ſie für ſich ſelbſt Gewinn und Befehlsgewalt, für ſich, bloß um ihretwillen, die Macht wolle, ſondern man will ſchlechtweg die Macht, gutgläubig um aller, um der Menſchheit willen, denn ſie ſei des Menſchen Heil, ſie ſei Gott. Nichts Anderes iſt in der Tat die logiſche Folge der Vorausſetzung, daß jene beiden Rieſenkräfte des Menſchen (ich nannte ſie ſeine beiden Arme), Erkenntnis und Wirken, in ihrem natürlichen und geſunden Zuſammenwirken — der Menſch ſeien, und nichts weiter dahinter. Denn dieſe beiden, zuſammengerechnet und in ihrer vollen Entfaltung zugleich ſich gegenſeitig ins Ungemeſſene ſteigernd, das und nichts Anderes iſt der Götze Macht, iſt das Können, das ſelber das Sollen ſein, der Knecht, der den Herren ſpielen will. Der Glaube an dieſen Gott, das iſt es, was die Menſchheit auf dieſen Punkt gebracht hat, auf dem ſie heute, doch wohl ein wenig zu ihrer Verwunderung, angelangt iſt. „Glaube" ſage ich, und an dieſen „Gott". Denn ſo haben wir es von Luther gelernt: „Das Trauen und Glauben des Herzens, das allein macht beide, Gott und Abgott. Die zwei gehören zuhaufe: Glaube und Gott. Worauf du dein Herz hängſt und verläſſeſt, das iſt eigentlich dein Gott". Sucht mit der Laterne, ob ihr einen andern als dieſen Gott findet, den unſere Zeit, im ganzen, von Herzen glaubt; ich finde keinen. —

Und doch, ſehen wir dem furchtbaren Moloch einmal feſt ins Ge-

ſicht, iſt er denn wirklich ſo furchtbar? Sollte es ſo ſchwer ſein, ihn, jedenfalls in uns, zu Fall zu bringen? Ein Kind begreift doch das: Arme ſind Hebel, nichts weiter. Nach außen gerichtete Kräfte, ſei es des Erkennens oder des Wirkens, ſind um deswillen, was damit geſchafft, Hebel um deswillen, was damit gehoben werden ſoll, dies aber muß doch wohl etwas Anderes, Beſſeres ſein als der bloße Kraftaufwand, das Können, die Hebel, deren es ſich bedient, und die Stoffe, die es verbraucht. Kräfte ſind zum Dienen beſtimmt, zum Herrſchen der Geiſt. Alles, was außer uns liegt, womit und woran und worauf wir wirken als auf ein Äußeres, iſt uns nur etwas, ſofern es uns dient, ſofern das, was wir mit und an ihm erwirken wollen, zuletzt zu uns zurückkehrt, unſer Inneres aufbauen hilft, unſer Selbſt erhöht oder bereichert. Alſo, wenn nach dem beherrſchenden Zweck die Frage iſt, nicht nach dem dienenden Mittel, ſo muß es heißen: „Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Tor, es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor". Oder wie Meiſter Eckehart (faſt als habe er gegen 400 Jahre voraus unſern philoſophiſchen Dichter kommentieren wollen) ſpricht: „Warum gehet ihr aus? Warum bleibt ihr nicht bei euch ſelbſt und greift in euer eigen Gut? Ihr tragt doch alle Wahrheit weſentlich in euch!" Und: „Wenn ſo die Seele ſich ſelber verliert" (nämlich jedes Anſpruchs auf ein Äußeres ſich entſchlägt), „ſo findet ſie, daß ſie das ſelber iſt, was ſie ſo lange vergebens geſucht — und ſchließlich ohne Suchen gefunden hat." Gewiß, ſie ſoll ausgehen, aber um zu ſich ſelbſt zurückzukommen. „Da empfängt ſie nichts mehr, weder von Gott noch von Kreaturen. Denn ſie iſt ſelber, was ſie hält und nimmt alles nur aus ihrem Eignen. . . . Hier endlich hat ſie gefunden, daß das Reich Gottes iſt — ſie ſelbſt."

Nichts als dieſe Umkehr in uns ſelbſt tut not, dann iſt alles gewonnen. Das iſt, was wir zuerſt für uns ſelber zu erringen haben, damit iſt die Frage der Weltanſchauung uns gelöſt. „Es iſt nicht draußen": alſo ſuche es auch nicht draußen. Du haſt es ja, „es iſt in dir", und ſo, von dir aus, bring es ewig hervor. — Wieſo iſt es denn erſt hervorzubringen, wenn es doch da iſt? Führt das nicht etwa doch wieder hinaus in das Draußen, dem wir ſoeben entronnen waren? Nein, nicht ins Draußen; ſondern die Innenwelt, das Univerſum des Innern, von dem auch Goethe ſpricht, will allerdings in uns ſelbſt errichtet, erſt geſtaltet ſein. Und auch nicht beſchloſſen bleiben in der Enge deines Innern allein, ſondern erkannt als die gemeinſame innere Weltſchöpfung und damit zugleich Selbſtſchöpfung aller, als der Aufbau der Allheit ſelbſt; die iſt ja vor allem verloren, faſt bis auf den Grund zerſtört, alſo ganz, von Grund auf, wieder aufzubauen. Eine Aufgabe, nicht minder gewaltig, gewaltiger noch als der Aufbau des äußeren Kosmos der wiſſenſchaftlichen Durchdringung und techniſchen Bewältigung der

Stoffe und der Kräfte. Keine Sorge alſo, daß die Flucht nach innen, daß jene Umkehr, von der ich ſpreche, uns zu Anachoreten, zu Wüſtenheiligen machen würde. Vielmehr gerade ſie ſtellt erſt die höchſte Aufgabe für uns und alle: die der Verewigung alles Unewigen (das iſt das falſche Draußen!) durch ſeine Zurückbeziehung auf den Ewigkeitsgrund, der in uns ſelbſt gelegt iſt, in uns allen, in der Gemeinſchaft, der idealen Leib- und Seeleneigenſchaft aller Seelenfähigen; heraus aus der Öde, der Einöde des ſich allein eigen ſein und eigen bleiben Wollens.

Darin erſt wäre das ungeheure Defizit dieſer Zeit gedeckt. Der Losriß vom Einheitsgrunde, nicht dem eignen „Seelengrund" allein, ſondern dem gemeinſamen Seelengrund aller — denn im Grunde aller Gründe ſind alle Seelen eins – dieſer Losriß hat die Menſchheit in ſich ſelbſt, jeden von uns in ſich und jeden mit allen, entzweit, Liebe in Haß, Gemeinſchaft in furchtbarſte Vereinſamung, Menſchheit in dies ſich ſelbſt zerfleiſchende, lebenfeindliche, allem Menſchlichen und Göttlichen entfremdete Ungeheuer verkehrt. Der ſtumme Schmerz dieſes Haſſes, der zuletzt doch Haß der Liebe iſt — denn warum verfolgte man ſich, wenn man ſich nicht ſuchte? — die Qual dieſer Einſamkeit, die doch nach Gemeinſchaft lechzt — denn wie fühlte man ſonſt ſeine Verlaſſenheit? — dieſe Verzweiflung des Wütens wider ſich ſelbſt — das doch den Aufbau, nicht die Zerſtörung will, denn Freude iſt wahrlich nicht dabei zu gewinnen, wohl iſt ja keinem dabei — das muß doch endlich auf den Weg führen zurück zu dem, was allen Haß verſöhnt, alle Klüfte der Entfremdung ſchließt, das bis zum Grunde Zerſtörte gerade vom ſo wiedergewonnenen Grunde aus neubaut.

Dieſe Neuſchöpfung, dieſe Wiedergeburt aus dem Tode iſt es, was die ungeheure Zeit mit dröhnender Wucht predigt, dadurch, daß ſie dieſen Abgrund vor uns aufreißt, der, weil jener Einheitsgrund verloren war, die Menſchheit zu verſchlingen droht, verſchlingen wird, wenn ſie blind wie bisher ihren Irrweg weiter verfolgt und nicht endlich innehält und kehrt macht. Nichts läßt den nicht Fühlloſen dieſe furchtbare Zeit ertragen als die einzige Hoffnung, daß dieſe ungeheure Predigt der Zeit doch endlich vernommen werden und dadurch die Menſchheit zur notwendigen Umkehr kommen wird, kommen muß. Nichts Anderes muß ſein, kein andres „Kriegsziel" darf als unbedingtes Muß hingeſtellt werden, von keinem der Kämpfenden; dies Eine allein muß ſein, um jeden Preis, oder, nicht wir, ſondern die Menſchheit, alle Menſchheit iſt verloren auf Niewiedererſtehen. Alles, was wir arbeiten, gearbeitet haben, arbeiten werden — zielt es nicht dahin, ſo iſt es fruchtloſes Mühen. Jeder an ſeinem Platze muß ſich deſſen bewußt ſein, muß ſein ganzes bisheriges und weiter beabſichtigtes Tun darauf prüfen und, wenn es nottut, es völlig auf neuen Grund zu ſtellen bereit ſein, auf

den Grund jener ernſten Umkehr. Wer, eingefahren in die alten Geleiſe, das nicht mehr über ſich vermag, über den wird hinweggeſchritten werden, er iſt alt und verbraucht. Die Zeit aber ruft nach Jugend, nach Urſprünglichkeit, die Welt will wieder jung werden, urſprünglich, neugeboren aus der Urkraft der Jugend, das heißt eben: der Urſprünglichkeit, der reinen Innerlichkeit der Weltſchöpfung. Das ſei unſere „Weltanſchauung" — die Weltanſchauung des „Studenten", als des ewig Strebenden, darum ewig Jungen!

Welcher Weg aber bringt uns dahin zurück? Sind wir doch, da wir ausgingen und draußen ſuchten, was wir in uns hätten ſuchen müſſen, uns ſelber ſo entfremdet, daß wir zum eignen Haus kaum zurück- noch in ihm uns zurechtfinden! Aber ausgegangen waren wir doch von da; vielleicht ſind die Wegſpuren doch nicht ganz verwiſcht. Rückgängig zu machen, wegzuwerfen iſt nichts von dem, was in Erkennen und Wirken echte Leiſtung war. Ich ſprach von Fragen, radikalen Fragen. Die Frage aber geht allzeit in zweifacher Richtung: nach außen, zur unendlichen Peripherie des Erforſchlichen und Behandelbaren; nach innen zum Zentrum, von dem alles ausfließt. Wir hatten einſeitig nur den einen Weg verfolgt, den andern vernachläſſigt; es müſſen beide zu ihrem Rechte kommen. Denn beide gehören untrennbar zuſammen. Aus dem Mittelpunkt erzeugt ſich der Umkreis, und auf ihn blickt er zurück, nach ihm richtet er ſich, auch in ſeiner ſtändigen Erweiterung; denn das in ſich konzentrierte, inſofern nach innen gerichtete „Uni-verſum" iſt ja nicht ein geſchloſſener, ſondern ins Unendliche ſich dehnender Kreis; ſo verſteht ſich erſt das Wort: „Du bringſt es ewig hervor"!

Und hier muß ich nun doch meine „Erkenntnistheorie" geltend machen. Sie hat eben dieſen Sinn des Rückgangs, vielmehr der Zurückbeziehung zum Zentrum, von dem, zunächſt für die Erkenntnis, alles ausgeht. Es iſt die volle Durchführung jener entſcheidenden Einſicht Kants, die er der Kopernikaniſchen Umkehr der äußeren Weltorientierung verglich: daß nicht die Erkenntnis nach den Gegenſtänden draußen, ſondern dieſe nach ihr, nach dem Zentrum in ihr ſelbſt ſich richten müſſen, wenn je etwas von Gegenſtänden „a priori", das heißt eben, von ihr ſelbſt, der Erkenntnis, ihrem Blickpunkt, ihrer Blickeinſtellung aus, erkannt werden ſoll; denn wie käme je in ſie, ins „Bewußtſein" herein, was an ſich und ſchlechthin draußen, an ſich und ſchlechthin bewußtſeinsfremd wäre?

Nicht anders, nur viel offenſichtlicher noch der Forderung der Innenwendung entſprechend, verhält es ſich mit allem Wirken. Beherrſchung der Außenwelt ſtrebte es an; wir fordern Beherrſchung dieſer Beherrſchung vom innerſten Zentralpunkte des Wirkens aus. Das Mittel, ſagte ich, hat die Rolle des Zwecks uſurpiert, der Knecht ſich zum Herrn aufgeworfen. Nun, der Zweck iſt doch das zuerſt Gewollte, das Mittel

das nur folgeweiſe, um des Zwecks willen Gewollte, bloß Zweckdienliche. Alſo iſt der Rückgang zum Zweck Rückgang zum Grunde des Wollens; dieſer Rückgang aber darf nicht haltmachen, bis er zum letzten, innerſten Grunde, zum reinen Selbſtbewußtſein des Wollens (wie vorher der Erkenntnis) gelangt iſt.

Hier aber greift nun jene tiefe Einſicht Meiſter Eckeharts ein, von der ich ſchon ſagte, daß die ſpätere Philoſophie ſie nur beſtätigt habe: nämlich, daß die beiden Linien des Erkennens und Wirkens nicht je in geſonderte, ſondern in ein gemeinſames Zentrum zurücklaufen, aus dem beide urſprünglich ausgegangen ſind und ſtets neu ausfließen müſſen. Das Erkennen iſt ſelber ein Tun; umgekehrt, das Tun beſchreibt ſtets den Weg von einem Erkannten zu einem durch Erkenntnis voraus- (als möglich) geſetzten, zu erreichenden Punkt. Auch den Weg, die ganze Folge der Zwiſchenſtationen, zeichnet Erkenntnis vor, ſie iſt die Leuchte auf den Weg, den freilich nur die Tat wirklich geht. So greifen beide ſtreng ineinander, können gar nicht ohne einander ſein, eben weil ſie aus einem Urſprung fließen. Ich vergleiche ſie der Punktſetzung und der Richtungnahme, nicht bloß von Punkt zu Punkt, ſondern (und das urſprünglich) über jeden endlichen Punkt hinaus ins Unendliche, denn an ſich beſteht eine Richtung über jeden erreichten oder je zu erreichenden Punkt hinaus, ſie iſt urſprünglich unendlich, überendlich, die Punktſetzung dagegen als ſolche endlich; nur wiederum als Setzung, als Tat unendlich; dann iſt aber ſchon im Punkte die Richtung, gleichſam als Vorzeichen, mitgedacht. Beide aber, Punkte wie Richtungen, beſtimmen ſich nicht von verſchiedenen, ſondern von einem und demſelben Zentrum aus, und zwar als erſtes die Richtung, gleichſam der Strahl; durch ſie erſt, unter ihrer Vorausſetzung, beſtimmt ſich, nach dem Abſtand vom Zentrum, der in beſtimmter Richtung da und da (d. h. ſo und ſo gegen andere) feſtliegende Punkt. Wiederum die Beſtimmtheit der Richtung geht hervor in der Drehung des Strahls um das Zentrum, alſo wiederum einer Bewegung, und zwar, wie vorher der Punkt ſich beſtimmte: dadurch, daß ein Einhalt geſchieht. Nur dadurch liegt der Einzelſtrahl in einer Richtung feſt, ſo wie dann der Punkt. Solcher Einhalt alſo, ſolche Feſtlegung begründet, was wir im engern Sinn „Erkenntnis" nennen, „Theorie": betrachten läßt ſich nur, was ſtandhält; Bewegung dagegen iſt das Kennzeichen des Tuns, der „Praxis". Beides alſo beſtimmt ſich — das wollte der Vergleich deutlich machen — von demſelben Nullpunkt aus, nämlich dem Zentralpunkt, durchaus nur miteinander; es hat keinen Sinn, ſie zu trennen; außer durch Abſtraktion, denn allerdings gibt es eigene Geſetzlichkeiten, die der Richtung, eigene, die der bloßen Punkt-zu-Punkt-Beziehung (dem Abſtand) gelten.

Das iſt nun nicht ein bloßer Luxus der Spekulation, daß man ſich

darüber klar wird: Erkennen und Tun dürfen, ſo wie ſie urſprünglich aus einer Wurzel fließen, ſich auch in ihrer ganzen, unbeſchränkten Entwicklung nie voneinander trennen, Erkenntnis muß dem Tun dienſtbar bleiben; aber auch dieſes darf dem Lichte, der Wegleitung der Erkenntnis ſich nie entfremden; beide müſſen ſtets beieinander und miteinander eins bleiben, ſo wie in ihrem Urſprung. Warum zuletzt? Damit nicht die Seele des Erkennenden und Wollenden in ſich ſelbſt geſpalten ſei, hin- und hergeworfen zwiſchen beiden, und ſo aufhöre, beider Herr zu bleiben, vielmehr ſich zum Sklaven, ſei es des einen oder des anderen, mache. Solche Sklaven laufen viele herum, jeder von uns hat ſich jederzeit der Knechtung unter die einſeitige Gewalt des einen oder des andern, oder beider in ewigem Wechſel und Widerſtreit miteinander, zu erwehren. Dieſen Wert der inneren Befreiung hat die Beſinnung auf jenen letzten Einheitspunkt des Erkennens und des Wirkens. In ſcharfem Gegenſatz aber zu aller Pſeudofreiheit geſetzloſer Willkür beſagt dieſe echte, innere Freiheit: Selbſtgeſetzlichkeit, Autonomie. Autonomie des Erkennens, Autonomie des Wollens; eins kann gar nicht ohne das andere beſtehen; wer nicht dieſe beiden Freiheiten miteinander gewinnt, erringt keine von beiden, ſondern bleibt Knecht. Dann aber macht das Fremde, das „Heteron", ſein Geſetz über uns geltend; das, womit wir uns zu Herren der Dinge machen wollten, ihr äußeres Erkennen (das doch beſtenfalls nur Bekanntſchaftmachen iſt, meiſt zu unſerm Unheil), und ihr äußeres Behandeln (in dem ebenſo bald vielmehr wir die Behandelten ſind), das wird dann Herr über uns; vorbei iſt es dann mit aller Freiheit, mit der Selbſtbeſtimmung, mit Jugend, mit Urſprünglichkeit. Dies alles: die Selbſteigenheit beider, unſeres Erkennens wie unſeres Tuns, damit unſer Jungbleiben, die Erhaltung unſerer Urſprünglichkeit — nichts Geringeres als das hängt daran, daß wir des Einheitsgrundes beider im Selbſtbewußtſein (denn ſo nennt die Philoſophie den Einheitsgrund des Bewußtſeins) uns verſichern und in ihm feſtſtellen. So wird alles, wird die ganze Welt der Erkenntnis und des Willens erſt unſer Eigen, wir nehmen ſie in unſer Selbſt, in das Univerſum unſeres Innern zurück, und nicht mehr verſchlingt ſie uns, oder müßten wir, um nicht von ihr verſchlungen zu werden, in Wüſten fliehen. Alle Furcht, daß die Welt uns verſchlinge, ſinkt dahin, ſobald wir erkennen, dieſe Welt iſt gar keine an ſich äußere, ſie iſt überhaupt nicht, ſie wird nur, ſie baut ſich uns erſt auf durch unſere Kräfte der Erkenntnis und der Tat, nach unſerem Geſetz, dem zuletzt in ſich einigen Geſetz unſeres punktſetzenden und richtungnehmenden Bewußtſeins; und nichts kann dieſe unſere ſeeliſche Freiheit ihr gegenüber uns rauben, ſolange nicht wir ſelbſt ſie leichtſinnig dahingeben; ſo wie unſern Altvordern nachgeſagt wird, daß ſie imſtande waren, in der Hitze des Würfelſpiels ihre perſönliche Freiheit zu

verwürfeln, ſich dem Gewinner zum Knecht zu machen. Solch hitzig leichtſinniger Würfelſpieler iſt, wer um äußeren Gewinn und Macht in Wahrheit ſich an die Dinge verkauft und ſo, mit dem verhofften Gewinn zugleich, das unendlich Wertvollere, ſein Selbſt, ſeine innere Freiheit verſpielt.

Das iſt aber noch nicht das Ganze, die gerettete Selbſtheit des Eigenbewußtſeins. Auch und vor allem der verlorene Grund der Gemeinſchaft iſt nicht anders wiederzugewinnen als aus dieſem ſelben letzten Einheitsquell. Weshalb wohl hat einen Eckehart, einen Luther dieſe eigentlich hochphiloſophiſche, „tranſcendentale" Frage bewegt? Was hatte das zu tun mit ihrem einzigen Anliegen, der Gewißheit des Glaubens, des Friedens mit Gott, und in Gott mit der Menſchheit und aller Kreatur? Sehr viel. Denn jener letzte Einheitsgrund, als „Seelengrund" nicht der Einzelſeele allein, ſondern aller Seelen, das und nichts Anderes iſt ihr „Gott", die Gewißheit dieſes letzten Grundes, das und nichts Anderes iſt der gottgewirkte Glaube, iſt der Friedensſchluß mit Gott und in Gott mit der Menſchheit und mit aller Kreatur, den ſie uns künden. Iſt es nicht merkwürdig, daß ein Luther, ein ſo unabläſſig tief denkender, dabei ein ſo gewaltiger, faſt gewaltſamer Willensmenſch, und in beidem ſo ganz echt menſchlich, dennoch beides, die Autonomie menſchlichen Verſtandes und menſchlichen Willens, faſt leidenſchaftlich verneint (wodurch er manchem als Finſterling erſcheint)? Aber was er bekämpft, iſt die angemaßte, verantwortungsfreie Selbſtändigkeit des ſich iſolierenden und ganz auf ſich ſtellenden menſchlichen Verſtandes und des ſich ebenſo iſolierenden, für ſich beſtimmen wollenden menſchlichen Willens; beides fließt ihm vielmehr erſt aus einem Letzten, das alſo höher ſein muß als beide; damit höher als das ſich iſolierende Selbſtſein des Einzelnen überhaupt. In ſolcher Iſolierung bliebe es von Gott, vom einzigen Seelengrunde aller Seelen losgeriſſen. Wendet es ſich aber zu dieſem ſeinem Urquell zurück, dann kehrt Gott ſelbſt in ihm ein, ergießt ſich, wie Luther es ergreifend ſchildert, in unſere Seele, bezeugt ſich ihr, ihr allein in ihrem letzten Seelengrunde, mit einer inneren Gewißheit, gegen die kein äußerer Zweifel endlichen Verſtandes, kein äußerer Fehltritt endlichen Wollens aufkommen kann. Das gerade gab ihm die kindliche Urſprünglichkeit und Unerſchrockenheit ebenſo des tiefen Denkens wie des heldenhaften Handelns, durch die uns ſeine Geſtalt immer neu ergreift.

Mit der grundlegenden, zweieinigen Weltſchöpfung der Erkenntnis und der Willenstat iſt aber das Univerſum des Inneren noch nicht fertig. Wohl liegt eine hohe innere Freiheit ſchon in der Erhebung zur reinen Betrachtung, eine höhere in der Feſtigkeit und Selbſtſicherheit ſittlichen d. h. in ſich und mit dem Ganzen der ſittlichen Welt einigen Wollens. Die höchſte, ungeteilte Wonne inneren Freiſeins iſt erſt die,

die eben in der innerſten, freieſten Vereinigung dieſer beiden ſich ſelber genießt im Kunſtſchaffen. Daß dieſes jene beide in ſich faßt und zur innigſten Einheit bringt, kann hier nicht weiter ausgeführt werden; doch ſollte es unmittelbar einleuchten. Dem echten Künſtler iſt es ſo ernſt mit der ſtrengen Wahrheit ſeines Werks wie nur je dem wiſſenſchaftlichen Forſcher; ſo ernſt mit dem Wollen ſeiner höchſtmöglichen Vollendung, wie dem Schöpfer und Hüter der ſittlichen Ordnungen. Und doch ſchweigt im geheimnisvollen Erſtehen der inneren Geſtalt jede äußere Forderung, ſei es theoretiſcher Richtigkeit oder praktiſcher Verpflichtung; ſie wird empfangen, ein reines Geſchenk des Genius, dem der Empfangende nur ſtillzuhalten, es rein in ſich aufzunehmen hat, dann aber aus ſich heraus gebären muß, damit es ihm ſelbſt dauere und auch andern lebe, ja wie ein eignes Lebendiges daſtehe im eignen Reiche der Kunſt, das frei über den beiden Reichen des Wiſſens und des Handelns, ganz nach eignem Recht und Geſetz, ſich aufrichtet, keinem jener beiden tributpflichtig, für ſie ſo unangreifbar, wie irgendein Übergriff in das Gebiet jener ſeinem ganzen Sinn widerſpräche. Damit erreicht die innere Befreiung faſt ſchon den höchſten Gipfel. Mitten im Sinnlichſten des Sinnlichen ſich aufrichtend, bedeutet dieſe ureigenſte geiſtige Schöpfung des Menſchen („Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein") den höchſten Grad der Verewigung, die dem Unewigen ſelbſt zuteil werden mag. Gewiß nicht das Sinnliche des äußeren Werks, nicht Linie, Farben, Schatten, die das Auge für einen flüchtigen Moment erhaſcht, nicht der ſchnell verhallte Schall der Stimme oder der jubelnden und klagenden Saite, nicht der entſchwebende Bewegungsrhythmus des leichtbeſchwingten Tanzes iſt das Ewige; das alles iſt nur Buchſtabe, nur ſinnlicher Anhalt, aber an ihm, an dem freien Hervorfließen der ſymboliſchen Geſtalt aus dem innerſten, ſelbſt rhythmiſch bewegten Eigenleben der Seele wird ſie ihrer Freiheit und Selbſteigenheit des Geſtaltens ſich ſelig bewußt, und genießt in ſolchem Bewußtſein eine neue Verewigung ihrer ſelbſt. Sie findet in dem künſtleriſchen Symbol ſich ausgeſprochen als in ihrem natürlichen Ausdruck, und ſo gilt dann dies Symbol, das Kunſt- oder Dichtwerk, dem künſtleriſch Schauenden, als ob es ein Ewiges ſei, „ſelig in ihm ſelbſt", nach Mörike. So iſt alſo auch Kunſtanſchauung: innere „Weltanſchauung".

Ganz nah aber ſtreift ſie damit ſchon heran an die letzte Verinnerlichung des Seelenlebens: Religion. Sie hat man ja vorzugsweiſe im Sinn bei der Frage nach der Weltanſchauung. Doch iſt es zugleich ſie, gegen die am ernſteſten der Zweifel des modernen Bewußtſeins, nicht bloß von äußeren Erwägungen her, ſondern gerade aus dem innerſten Wahrheitsgewiſſen des vollerwachten Selbſtbewußtſeins heraus, ſich erhebt. Scheint ſie doch einer ſtrengen Rechenſchaft, wie ihrer die Wiſſenſchaft und die Sittlichkeit ſich rühmen dürfen, ebenſo unfähig, wie ſie

mit der Kunſt die Unbedürftigkeit ſolcher Rechenſchaft teilt, denn ſie iſt nicht wie dieſe mit bloßer Symbolwahrheit zufrieden, ſondern erhebt den ernſteſten Anſpruch auf eine volle und letzte Wahrheit, auf die menſchlicher Verſtand und menſchliche Willensentſcheidung verzichten. Indem ſie zugleich in der neuen Stellung zur Welt, die ſie bedeuten will, über jene alle ſich erhebt, kann ſie leicht ſcheinen, den durch ſie errungenen Sieg der inneren Weltbezwingung wieder in Frage zu ſtellen. Das Höhere, zu dem ſie erheben will, ſcheint jene alle tief herabzudrücken, zu demütigen, wenn nicht zu verdammen; allerdings um den Menſchen, ſein Letztes, Ewigſtes, zu retten. Zu retten — ſo ſcheint es — von der Welt, nicht zu ihr — nicht ſie.

In aller Tragik (und alle hohe Kunſt iſt Tragik) liegt anſcheinend bereits eine Wendung dahin. Sie ſcheint nur zu wiſſen von Schuld und Tod — Schuld und Tod gerade des großen, freiheitdürſtenden, in hohem Sinne ſich befreienden Menſchen, des „Helden". Iſt alſo das das letzte Wort der „Weltanſchauung": Stirb ab der Welt, vielmehr laß ſie dir abſterben, damit du lebeſt? So tönt es ja durch die Jahrhunderte; die Jahrhunderte, denen Religion alles, Wiſſenſchaft, Sittlichkeit, Kunſt nur ihr dienſtbar waren. Iſt das aber nicht vielmehr Wegſchauen von der Welt als Anſchauen?

Indeſſen es iſt geſagt: Das du ſäeſt, wird nicht lebendig, es ſterbe denn. Was ſtirbt? Es ſtirbt, was in allen bisher genannten Formen der inneren Weltſchöpfung ſterblich blieb; gerade damit lebt, was wahres Leben daran war. Um Leben und Sterben handelt es ſich, Leben aber und Sterben liegen gar nicht außereinander in getrennten Reichen; nicht iſt da ein Nachtreich des Todes und ein jenſeitiges Lichtreich, aus dem nur einige karge Strahlen in jenes fallen, um das, was von ihnen gerade getroffen wird, dem Tode zu entreißen. Sondern alle Schöpfung vollzieht ſich in einem einzigen ewigen Sterben und Lebendigwerden. Alles und nichts ſtirbt, nichts und alles lebt. Keiner lebt lebendigeres Leben als in ſteter Bereitſchaft zu ſterben (das erfahren jetzt unſere Helden draußen); keiner ſtirbt tötenderen Tod als in jener rückhaltloſen Hingabe an das Leben, die im Augenblick, da ſie dem Leben erliegt, ans Glas klingt und ruft: „Es lebe das Leben!" Gerade in jener letzten Zurückziehung – nicht von der „Welt", aber von jeder letzten Feſſel, mit der ſie den Geiſt gefangen hält, iſt die Seele erſt ganz befreit, nicht von der Welt, ſondern zu ihr. In dieſer letzten Überlegenheit über ſie ſcheint Religion ſich abſeits ihrer zu ſtellen, und durchzieht doch mit ſtiller gleichmäßiger Grundſtimmung alle Schaffensarbeit des Geiſtes und der Kraft, mit all ihrer Qual und Freude, gleich erhaben über beide, und doch beiden unentfremdet. So mag es an dem, was vorhin von Luther geſagt wurde — am beſten aber in eigenem Erleben uns klar werden.

Noch ein letztes bleibt übrig: Philoſophie. Nicht jedem iſt ſie Bedürfnis und braucht es zu ſein. Denn ſie ſelbſt iſt nicht Leben, doch ſeine Deutung, ſeine Rechtfertigung. Deshalb rufen gerade Zeiten wie dieſe, wo alles Leben wankend, vieldeutig, fraglich geworden iſt, mit beſonderem Verlangen nach ihr. Was ſie zum Gewinn einer Weltanſchauung beiträgt, iſt hiermit geſagt und bedarf nicht vieler Worte mehr, denn alles bisher Geſagte war Philoſophie, obſchon in freier Faſſung. Sie ſelbſt iſt nicht Weltanſchauung, ſie will es gar nicht ſein, ſofern ſie ihre Aufgabe recht verſteht. Nicht einmal Weltanſchauungslehre. Sondern — nach Fichte, merkwürdigerweiſe dem Lieblingsphiloſophen der heutigen Jugend — etwas noch viel Abſtrakteres: „Wiſſenſchaftslehre", alſo überhaupt nicht direkte Lehre von irgendetwas, ſondern erſt Lehre von anderer Lehre. Unmittelbar in ihr alſo ſoll man die Weltanſchauung gar nicht ſuchen. Sie iſt nur das beglaubigende Siegel, nicht das Zeugnis, vollends nicht das urſprünglich Zeugnis Gebende. Aber gerade in dieſer ſtrengen Selbſtbeſchränkung ihrer Aufgabe wird ſie dem ernſtlich Suchenden das beſte geben: die Sicherung, die ernſte Rechenſchaft vor ſich ſelbſt, das gute Gewiſſen ſeiner Weltanſchauung.

Hiermit iſt geſagt, was über den Inhalt der Weltanſchauung in Kürze geſagt werden kann. Übrig bleibt nur als letzte Frage: Welche Wege zur Feſtigung ſeiner Weltanſchauung ſtehen beſonders dem Studierenden offen? — Zuerſt: was bietet, oder was könnte und ſollte in dieſer Richtung der akademiſche Unterricht ihm bieten? Iſt es ein beſtimmtes, oder ſind es einige wenige Fächer, die dafür in Frage kommen, oder wo iſt die Grenze zu ziehen?

Das an ſich Wünſchenswerte wäre, daß jeder von der Seite, die ihm am nächſten liegt, alſo von ſeinem Fach, zur Vertiefung ſeiner Weltanſchauung den Weg fände. Aber (wird man fragen) was kann etwa Mathematik oder Anatomie dazu beitragen? Jedenfalls ſind die Fächer der realiſtiſchen Sparte da ſtark im Nachteil etwa gegen Philoſophie oder Theologie. Doch hat unſere Überſicht über die Elemente der Weltanſchauung zu der Einſicht geführt, daß an ſich von jedem noch ſo peripheriſchen Punkte der Weg zum Zentrum zu finden ſein muß.

Alles Fragen, ſagte ich, ſei zweifach gerichtet. Alle gründliche Forſchung verfolgt beide Wege, nach der Peripherie und nach dem Zentrum. Gerade gegenwärtig wird in Mathematik, Phyſik, Biologie ſtark philoſophiert. Wenn aber Philoſophie allerdings noch nicht Weltanſchauung iſt, jede philoſophiſche Frage berührt doch irgendeine Seite von ihr. Offenſichtlicher freilich führen auf Weltanſchauungsfragen alle die Wiſſenſchaften, die es direkt mit dem Menſchen, menſchlichem Seelen- und Geiſtesleben zu tun haben, alſo die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften im weiteſten Sinne, einſchließend Sprach- und Literaturwiſſen-

ſchaft, Wirtſchafts-, Rechts-, Erziehungs-, Kunſt-, Religionswiſſenſchaft. Auch ſofern die Wiſſenſchaften vom Menſchlichen in Syſtemform auftreten — wie das Recht, in nicht bloß hiſtoriſcher Behandlung, die theologiſche Dogmatik, Grammatik, Kunſt- und Literaturwiſſenſchaft im Unterſchied von Kunſt-, Literaturgeſchichte, — bleibt doch ihr Stoff hiſtoriſch; man ſucht ſyſtematiſch zu faſſen, was nur geſchichtlich lebendig iſt, zuletzt zum Verſtehen und Fortführen dieſes geſchichtlichen Lebens. Ich will alſo nicht hier einſeitig die hiſtoriſche Einſtellung betonen; obgleich allerdings dieſe, gerade im vollen Abſehen von aller Syſtematiſierung, am kräftigſten in das ganze, erfüllte Leben des Menſchengeſchlechts hineinzuführen geeignet iſt. Unvergeßlich ſind mir in dieſer Hinſicht aus meinen Studienjahren die Vorleſungen Uſeners über Homer und griechiſche Mythologie, die in der menſchheitumfaſſenden Weite vergleichender Betrachtung mir mehr von „Weltanſchauung“ gegeben haben, als was unter dem Titel Philoſophie damals geboten wurde. Ich wollte, daß es Vorleſungen für Studierende aller Fächer gäbe, die in den Geſchichtsgang der geiſtigen Weltſchöpfungen der führenden Völker der Erde ſo tief hineinleuchten, wie es, ohne beſondere fachliche Vorbereitung und doch ohne Ungründlichkeit, in großen, feſten Grundlinien möglich iſt. Dazu gehört freilich viel; die Vertreter der Einzelwiſſenſchaften werden vor einer ſolchen Aufgabe wahrſcheinlich zurückſcheuen, und ſo würde ſie wieder auf den berufsmäßigen Alleswiſſern, den Sophiſten (wollte ſagen Philoſophen) hängen bleiben. Einen Anlauf dahin habe ich in einer kürzlich erſchienenen Schrift* gewagt. Der Schwere der Aufgabe war und bin ich mir ganz bewußt. Aber vielleicht gerade wenn ich es ſchlecht gemacht habe, ſollte es andere reizen, es beſſer zu machen. Schwätzen von Weltanſchauung vom Katheder herab iſt das Übelſte, es würde die Beſſeren nur abſchrecken, die Schwächeren irreleiten. Richtiger wäre dann, daß eine ſolche Zuſammenfaſſung in großen Grundlinien, wie ſie mir vorſchwebt, unterbliebe, und jeder ſich begnügte in ſeinem beſonderen Arbeitsfeld irgendeine einzelne Linie zu verfolgen; wenn nur zuletzt alles auf das eine zentrale Ziel gerichtet bleibt. Aber um ſo mehr wird es dann doch eines Konzentrationspunktes bedürfen; dieſen kann, nach allem zuvor Dargelegten, nur Philoſophie bieten.

Indes ertönt von anderen Seiten die ganz andere Loſung: Überhaupt nicht betrachten, ſondern tun. Gewiß liegt der Univerſität die Gefahr einſeitigen Theoretiſierens allzu nah. Eine einzige Tatprobe ſchließt ganz andre Kraft der Überzeugung in ſich als auch die abgründigſte theoretiſche Beſinnung. Nur bieten zu eingreifendem Handeln die Studienjahre im allgemeinen weder Zeit noch rechte Gelegenheit. Keineswegs will ich hiermit ſagen, daß der Studierende zum Handeln

* Deutſcher Weltberuf. Geſchichtsphiloſophiſche Richtlinien. Eugen Diederichs, Jena.

noch nicht reif ſei. Aber die theoretiſche Ausrüſtung muß allerdings im Vordergrund bleiben, weil für ſie, was die Grundlegung betrifft, nur dieſe Zeit zur Verfügung ſteht. Im Beruf mag man auf dem ſchon gelegten Grunde weiter bauen, ihn erſt zu legen iſt es dann zu ſpät. Immerhin ſind beſcheidene Vorgriffe ins handelnde Leben dem Studierenden nicht verwehrt, durch manche Fächer unmittelbar nahegelegt, zur Berufsausbildung ſelbſt unerläßlich gehörig. Nur darf man ſich nicht zu früh, zu unvorbereitet da hineinſtürzen, zum Schaden des ernſten wiſſenſchaftlichen Studiums, das keinesfalls darunter notleiden darf. Studentiſche Arbeiterunterrichtskurſe und ſonſtige wenn noch ſo beſcheidene Vorſtufen „ſozialer" Arbeit ſind namentlich für Studierende großſtädtiſcher Univerſitäten zugleich eine gute Schule zu praktiſcher Erprobung der Weltanſchauung. Der Krieg hat gewiß manchem Studierenden durch den unmittelbareren Einblick in die Welt- und Lebensanſchauungen andrer Volkskreiſe auch nach dieſen Seiten neue und ſtarke Anregungen gegeben. Ich erwarte, daß nach dem Kriege ſolche Beſtrebungen mit neuem Eifer und vielfach in neuer Richtung (ich denke beſonders auch an ländliche Volkshochſchulen) wieder aufgenommen werden, denn die ſoziale Zerrüttung wird eine ſo ungeheure ſein, daß ohne ſehr eingreifende Arbeit auf innere Verſöhnung, ohne kräftigſte Anſpornung namentlich der Selbſthilfe jeder Volksſchicht zu ihrer inneren, ebenſo und mehr noch erziehlichen wie wirtſchaftlichen und politiſchen Hebung eine gefährliche Senkung des ganzen ſittlichen und geiſtigen Standes der Nation zu beſorgen wäre. Muß doch die große Umkehr, die wir fordern, mehr oder weniger alle durchdringen, wenn ernſtlich für unſer Volk und dadurch für die Menſchheit die drohende Gefahr wirklich beſchworen werden ſoll. Wir brauchten wahrlich einen Luther, nein, ein ganzes Heer von Reformatoren, in verjüngter Geſtalt, ſagen wir Volkserziehern, doch in neuer, ſehr vertiefter Aufgabenſtellung.

Ich darf ja alle dieſe ſchwerwiegenden Fragen nur eben anrühren; ich mochte aber dieſe wenigen unzureichenden Hinweiſe nicht ganz unterdrücken, um Ihrem weiteren Nachdenken über die ernſten Aufgaben, die ſich hier überall ſtellen, wenigſtens einige erſte Anregungen zu geben.

Das Weſentlichſte zu dem, was vor allem nottut zur eignen Klärung, iſt überhaupt nicht, was, ſei es als theoretiſche Lehre oder als praktiſche Erfahrung, von außen kommt, ſondern was aus dem eignen inneren Erleben fließt. Darüber laſſen ſich freilich keine allgemeinen Theſen aufſtellen; das Erleben will nicht auf Paragraphen gebracht ſein, das muß das Leben ſelbſt geben; wie ein jeder ſich damit abfindet, iſt ſeine Sache, ſoll ſeine Sache bleiben. Es ſoll jeder ſein letztes innerſtes Leben ganz für ſich zueigen haben. Aber er ſoll doch nicht vereinſamen,

das würde ihn verarmen. Der lebendige Austauſch iſt zur Gegenprobe der eignen, rein innerlich verbleibenden Erfahrung unerläßlich.

Ich brauche nicht erſt zu erinnern, wie Sokrates und Plato ſich ein Philoſophieren anders als in Gemeinſchaft, im unmittelbaren Austauſch Mann gegen Mann gar nicht denken konnten. Unſer Seminar gäbe gern etwas davon. Zu freien, ganz perſönlichen doch regelmäßigen Ausſprachen ſollte der Dozent Gelegenheit geben; und öfter bilden ſich wohl kleine Kreiſe zwecks freier Ausſprache unter Studierenden ohne die leicht einſchüchternde Beteiligung des Dozenten. Ich denke aber nicht nur an ſolchen Austauſch, der im ganzen im wenn auch weiteſten Rahmen eines frei-akademiſchen Unterrichts (gemeinſamen Selbſtunterrichts) bleibt, ſondern auch an allerperſönlichſte Ausſprache unter zweien oder dreien. Es iſt ja ein ſchönes Vorrecht des akademiſchen Lebens, daß es zu Freundſchaft und Kameradſchaft, im Verbindungs- und Vereinsleben wie außer dem, reiche und differenzierte Möglichkeiten bietet. Allgemeinere interkorporative Austauſchgelegenheiten behalten daneben ihre wichtige Bedeutung und dürften gerade für große umfaſſende Fragen, die jeden ernſteren Studierenden bewegen, die tauglichſte Form ſein.

Ich ſage nichts von der Unterſtützung aller dieſer Wege zur Weltanſchauung durch Buch und Zeitſchrift, ſowie edlere Tagesliteratur. Wem es ernſt mit der Sache iſt, wird da ſchon ſelbſt zu unterſcheiden wiſſen, was ihn fördern kann und was nicht. An gutem Leſeſtoff gerade für dies Gebiet iſt ja nichts weniger als Mangel. Eine einfache Regel: Empfindet Ihr nicht, daß es dem Schreibenden ſelbſt mit ſeiner Sache ganzer Ernſt iſt, ſpürt Ihr: er will glänzen, imponieren, fangen, dann fort damit. Warnen möchte ich beſonders vor ſolchen Schriftſtellern, die durch die Suggeſtivkraft ſchwebender, halbnarkotiſcher Stimmungen den Leſer in ihren Bann ziehen wollen. Geht man ſolchem Ding ernſtlich zuleibe, ſo iſt meiſt nichts dahinter. Doch wie geſagt, wem es ernſt iſt, der findet ſchon, was ihm hilft; wem aber nicht, dem habe ich nichts zu ſagen.

Und ſo darf überhaupt gar manches, das noch geſagt werden könnte, ungeſagt bleiben. In wem ein ernſtes Verlangen iſt, der bedarf nicht erſt des Anſporns. Liegt doch in dem ungeheuren gemeinſamen Erlebnis dieſer Zeit ein ſo ſtarker Anruf, daß ſchon einen ſehr geſunden Schlaf haben muß, wer davon nicht aufgerüttelt wird. Glauben wir doch den mächtigen Schritt des Weltgeſchicks ſo ſtark und unmittelbar zu vernehmen wie noch nie; glauben wir doch deutlich die Mahnung herauszuhören: Wo iſt Dein Heil in ſolchem Verderben, wo Dein Licht in ſolcher Nacht, wo Dein Gott in ſolcher Not? Es iſt merkwürdig, daß in der breiten Flut unſerer Kriegslyrik ſo ſelten ganz ernſt und ſtark dieſer Ton anklingt. Ein Lied aber iſt mir erinnerlich, das mich beſonders dadurch ſtark bewegte, daß es unerſchüttert traut auf die

gemeinſame tiefe Führung, die alle Streitenden, trotz des härteſten Kampfes, ja mitten durch ihn hindurch, durch die eine, große, allen gemeinſame Not zum einen, großen, allen gemeinſamen „Weltlicht“ zuſammenführen müſſe. Laſſen Sie mich mit dieſem (ſoviel ich weiß, noch nicht abgedroſchenen) tiefen Liede ſchließen: „Nachts.“ Von Emanuel von Bodmann.

Millionen Sterne funkeln
Über Millionen Krieger.
Sieger jetzt und Unterlieger
Heben ihren Blick im Dunkeln,
Jeder ſucht nach ſeinem Stern.

Millionen Sterne ſtreiten
Dort mit unerhörtem Schwalle,
Bald im Schweben, bald im Falle,
Um das Weltlicht zu bereiten ...
Keiner glänzt für ſich allein.

Millionen Tritte hallen
Über die berauſchte Erde.
Hoffnung, Todesfurcht, Beſchwerde
Fühlen alle von ſich fallen.
Alle gehn in allen auf. *

Ernſt Boldt
Philoſophie und Theoſophie

Die Theoſophie braucht man nicht wiſſenſchaftlich zu machen, denn das iſt ſie in einem viel höheren Sinne als die gegenwärtige Wiſſenſchaft; aber die Wiſſenſchaft muß theoſophiſch gemacht werden. Rudolf Steiner

I

Unter den verſchiedenen Aufklärungs- und Reformbeſtrebungen der Gegenwart, die ja alle ihr Scherflein zur Neugeſtaltung des Lebens beitragen, macht ſich ſeit einigen Jahrzehnten die theoſophiſche Bewegung als eine Geiſtesſtrömung von ganz beſonderer Bedeutung und Tragweite geltend. Sie nimmt inſofern eine bemerkenswerte Ausnahmeſtellung ein, als ſie ſich, auf Myſterien geſtützt, mit den tiefſten Problemen des Lebens beſchäftigt und durch das Licht menſchlich-übermenſchlicher Erkenntniskraft die dunklen Rätſelfragen des Daſeins aufzuhellen und reſtlos zu löſen bemüht iſt.

Während die übrigen Kulturbeſtrebungen mehr oder weniger an der Oberfläche und Außenſeite der Dinge haften bleiben und oft dilettantiſch genug daran herumlaborieren, geht die theoſophiſche Geiſtesart den Dingen auf den Grund, ihre vornehmſte Aufgabe darin erblickend, an die Wurzel des menſchlichen Lebensbaumes zu graben; ein Unternehmen, das heute nur geringen und nicht ſelten auch noch recht fragwürdigen Beifall zu finden vermag. Warum das ſo iſt und zunächſt

* Dieſer Aufſatz erſcheint zugleich als beſondere Tatflugſchrift zum Preiſe von M 1.—.

auch gar nicht anders ſein kann, das wird ſich nach und nach erweiſen. So undankbar dieſe Enthüllungen auch ſein mögen, ſie ſind notwendig. Auch liegt es mir ſehr fern, unfruchtbare Kritik zu üben, es handelt ſich mir vielmehr nur darum, Tatſachen zu charakteriſieren und aus der gewonnenen Einſicht fruchtbare Impulſe zu gewinnen.

Es iſt in unſerem Maſchinenzeitalter nur zu begreiflich, daß man, von den glänzenden Erfolgen der Naturwiſſenſchaft und Technik geblendet, zunächſt weit mehr geneigt ſein wird, einer materiellen Oberflächenkultur zuzuſtreben, als mit Goethe-Fauſt, dem Repräſentanten der Geiſtesforſchung, den Gang zu den „Müttern" anzutreten und in dem „Nichts" Mephiſtos, des auf die Sinnenwelt beſchränkten Verſtandesmenſchen, das „All", den ſpirituellen Urgrund der Dinge, zu finden. Der alſo auf die materielle Seite der Welt eingeſtellte und in ihr auf- und untergehende, auf greifbaren Augenblickserfolg gerichtete moderne Menſch kann der Geiſteswiſſenſchaft nicht nur kein Verſtändnis entgegenbringen, ſondern er muß ihr notwendig auch den Vorwurf der phantaſtiſchen Schwärmerei machen; denn daran erkennt man den „gelehrten Herrn", was er „nicht taſtet", ſteht ihm „meilenfern", was er „nicht wägt", das, glaubt er, habe „kein Gewicht", und was er „nicht gemünzt", das, meint er, „gelte nicht". Aber es verſteht ſich auch von ſelbſt, daß eine Weltanſchauung, die nur gelten läßt, was ſich mit plumpen Händen und ähnlichem Verſtande ſinnenfällig ergreifen und begreifen läßt, die alles darüber hinausgehende Seeliſch-Geiſtige als wüſten Aberglauben verwirft und ſchon am Abend ernten will, was am Morgen des ſelbigen Tages geſät wurde; es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine ſolche Weltanſchauung ganz ungeheuer trivial iſt und daher wenig als Maßſtab zur Beurteilung höherer Erkenntnisfähigkeiten des Menſchen uud als Wünſchelrute zur Entdeckung verborgener Geiſtesſchätze geeignet ſein kann.

Wer dagegen, frei von ſolchen „wiſſenſchaftlichen" Vorurteilen und mit geſunden, vernünftigen Denkkräften ausgerüſtet, der Geiſtes- oder Geheimforſchung nähertritt, der wird die Logik ihrer Reſultate nur beſtätigt finden und die eminent praktiſche Bedeutung und Fruchtbarkeit dieſer ſpirituellen Weltanſchauung für die Aufgaben des wirklichen Lebens voll und ganz ermeſſen. Aber es wird ſich ihm zugleich eine Frage über die Lippen drängen, die Frage nach den Leiſtungen der Philoſophie, die als die Königin unter den Wiſſenſchaften berufen ſein dürfte, die tiefſten Probleme des Lebens zu löſen und hineinzuleuchten in das rätſelvolle Dunkel des menſchlichen Seins und Werdens.

Und in der Tat, dieſe Frage iſt für die „Herren vom Fach" ſehr bloßſtellend, und ihre Beantwortung enthält zugleich eine ſchwere Anklage gegen ſie. Die auf Kant fußende Philoſophie der Gegenwart, weit davon entfernt, Licht in die Probleme des Lebens zu bringen und

das Menſchenrätſel zu löſen, hat vielmehr die ſchwärzeſten Schatten darauf geworfen und den nach Erkenntnis der Wahrheit trachtenden Menſchengeiſt nur noch tiefer in das verhängnisvolle Labyrinth des Skeptizismus hineingeführt. Die Geſchichte dieſer Philoſophie lehrt zur Genüge, daß ihre offiziellen Vertreter im Erkennen immer unvermögender wurden, ſie mußten ſich daher von ihrer eigentlichen Aufgabe mehr und mehr entfernen und konnten ſchließlich nur noch die Dinge der Betrachtung wert und würdig erachten, die innerhalb ihrer beſchränkten Erkenntnisgrenzen auftauchten.

Daß es keinen abſoluten menſchlichen Erkenntnishorizont geben kann, daß dieſer vielmehr relativ durch die Entwicklungsſtufe des erkennenden Individuums bedingt iſt, das will das „Herdentier im Reiche der Erkenntnis", wie Nietzſche* den Gelehrten nennt, ebenſo wenig zugeben, wie das Herdentier im Reiche der Moral einen ſittlichen Standpunkt jenſeits von Gut und Böſe gelten laſſen kann. — In beiden Fällen handelt es ſich um die geiſtige und ſittliche Bankrotterklärung des Durchſchnittsmenſchen, um ein Armutszeugnis, das ſich die Mittelmäßigkeit ſelbſt ausſtellt. Denn wer ſich nur diesſeits von ſinnlicher Wahrnehmung und intellektuellem Denken einerſeits und innerhalb der engen Grenzen der konventionellen Sittengeſetze oder des landläufigen Gut und Böſe andererſeits zu bewegen vermag, wie Kant dies getan und mit einem großen Aufwand von Scharfſinn als höchſte Norm gezeigt hat, der bekundet dadurch nichts Anderes als den Geiſt der Mittelmäßigkeit in ſeinem Streben nach Macht. Im Punkte des Erkennens und moraliſchen Sollens, rein inhaltlich genommen, ſteht ſomit der gelehrte Kantianer mit dem ungebildeten Laien auf gleicher Stufe, und was er dem letzteren voraus hat, das erſchöpft ſich in einer ſophiſtiſchen Dialektik, mit der er ſeine unfruchtbaren Argumente „evident" zu machen ſucht, mit der er das Unzulängliche und Unbedeutende der übrigen Philoſopheme breittritt und endlos wiederkaut.

So ſchiebt man die Hauptprobleme des Lebens ſcheu zur Seite oder geſteht im Hinblick auf die Kardinalfrage aller Philoſophie:

„Sag mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?"

mit Heineſchem Zynismus, daß nur „ein Narr auf Antwort warte". — Und damit hat man den tiefſten Punkt geiſtiger Unfruchtbarkeit erreicht. Man hat es grundſätzlich aufgegeben, mit Fauſtſchem Erkenntnisdrang nach der göttlichen Urkraft zu forſchen, die „die Welt im Innerſten zuſammenhält", und findet es erquicklicher, in ſpitzfindigen und geiſtreichen Worten zu kramen und der Menſchheit in blinkenden Reden Schnitzel zu kräuſeln. Das „Pergament" wird zum

* „Der Wille zur Macht." III. Kritik der Philoſophie, 421.

„heiligen Bronnen" der Erkenntnis, da ſie nicht mehr „aus eigener Seele quillt". Man äſthetiſiert, theoretiſiert, kritiſiert, ſpekuliert und ſpintiſiert in geſchraubter, hochtrabender Manier und ergeht ſich in feinziſelierten Stilübungen, doch von der königlichen Kunſt des Erkennens iſt man ſo gut wie ganz abgekommen. Schopenhauer und Nietzſche würden, wenn ſie heute ihre Abhandlungen über Univerſitätsphiloſophie zu ſchreiben hätten, „nicht mehr die Keule nötig haben, ſondern mit einem Binſenrohre ſiegen"*. Denn das Geſchlecht, das heute auf den Kathedern herrſcht, iſt kein ſchöpferiſches Philoſophen- ſondern ein biederes Profeſſorengeſchlecht, das ſein ehrbar Handwerk treibt und nicht die geringſte Abſicht hat, jemanden zu betrüben. Friede mit Gott und dem Nachbar — das iſt hier die Loſung.

So kam es, daß die Philoſophie verarmen und für das wirkliche Leben unfruchtbar werden mußte, denn ſie hatte alle Fühlung mit den urſprünglichen Bedürfniſſen der ſuchenden Menſchenſeele verloren. Der gebildete Laie konnte ihr kein Intereſſe mehr entgegenbringen, da ſie das nicht enthielt, was ſeinen konkreten Erkenntnisdurſt hätte ſtillen können: eine vernunft- und herzbefriedigende Weltanſchauung, mit der ſich leben ließe.

Wer kann es da Naturforſchern und Philologen verdenken, wenn ſie ſich nun ihrerſeits dazu gedrängt fühlten, das beſtehende, von den Philoſophen ignorierte Erkenntnisbedürfnis aufzuſuchen und ihm nach Kräften Befriedigung zu verſchaffen. Es iſt gewiß ſehr billig, auf dieſe Beſtrebungen verächtlich herabzuſehen und die moniſtiſchen Weltanſchauungsverſuche als „wiſſenſchaftlichen Plebejismus", als „Philoſophie für Friſeure" der Lächerlichkeit preiszugeben. Selbſtverſtändlich iſt die Art, wie von hier aus dieſe Bedürfniſſe zunächſt befriedigt werden, unzulänglich, das wiſſen Haeckel und Oſtwald** ſelbſt am beſten, darüber war ſich auch Nietzſche klar; das Weſentliche und Anerkennenswerte dieſer Beſtrebungen liegt darin, daß ſie Fühlung mit dem wirklichen Leben ſuchen und, Hand in Hand mit der modernen Kulturentwicklung gehend, Stellung zu den großen Fragen nehmen, die die Menſchheit heute bewegen.

Wenn alſo Naturforſcher und Philologen ſich dazu gedrängt fühlen, den Philoſophen ins Handwerk zu pfuſchen, um den Hunger der modernen Seele nach Weltanſchauung zu ſtillen, ſo ſind die Philoſophen ſelbſt daran ſchuld, weil ſie dieſen Hunger gar nicht beachten und verſtehen, weil ſie „ihr Heil in einer künſtlichen Abgeſchloſſenheit und vornehmen Iſolierung von allem übrigen Geiſtesleben" ſuchen.*** Und

* Nietzſche: „Schopenhauer als Erzieher", 8. ** Vgl. ſeine Schrift „Gegen den Monismus". Verlag Unosma G. m. b. H. 1913. S. 11—17. *** Vgl. Rudolf Steiner: „Erkenntnistheorie der Goetheſchen Weltanſchauung." Ausgangspunkt. Verlag von W. Speemann, 1886 (vergriffen).

wenn wir zurückgehen auf die Quellen der Hauptſtrömungen des geiſtigen Lebens der Gegenwart, ſo ſtoßen wir auch da nicht auf Philoſophen' ſondern vorwiegend auf Theologen, Naturforſcher und Dichter. Luther, Kopernikus, Giordano Bruno, Leſſing, Herder, Goethe und Schiller ſind die großen Anreger unſeres Geiſteslebens, die Fundamente, auf denen unſere ganze deutſche Kultur fußt. Wer dieſe Fundamente ignoriert und außerhalb derſelben einen Standpunkt ſucht, der darf ſicher ſein, daß er nun ſeinerſeits auch ignoriert wird.

2

Die modernen Schulphiloſophen bewegen ſich nun in der Tat — und grundſätzlich — außerhalb der von unſeren Klaſſikern vorgezeichneten Bahn; daher können ſie auf unſer Intereſſe und Verſtändnis nicht rechnen. Unſere Teilnahme muß ihnen verſagt bleiben, da ſie keine Berührungspunkte mit jenen Geiſtern ſuchen. Anſtatt die fruchtbaren Keime in den wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Leiſtungen jener Männer zur Entwicklung zu bringen, vergleichen ſie dieſelben nur äußerlich mit ihren eigenen Geiſtesblüten, neben denen jene Keime ſich dann recht „dilettantiſch" ausnehmen. Und wenn ſie ſich hie und da auf unſere Klaſſiker berufen, um dieſer oder jener Anſicht beſonderen Nachdruck zu verleihen, ſo handelt es ſich auch hier lediglich um äußere Übereinſtimmung mit Worten, die ihren urſprünglichen Sinn verlieren, wenn ſie ſo willkürlich aus dem Zuſammenhange geriſſen werden.

Um das Geſamtgefüge des klaſſiſchen Geiſtes kümmert man ſich dabei nicht; man hält es nicht einmal der Mühe wert, ernſthaft darauf einzugehen, *weil man ihm die innere Gediegenheit nicht zugeſtehen will*, die vorhanden ſein müßte, um eine Philoſophie darauf zu gründen. Daß aber das philoſophiſche Denken, das zunächſt doch leere Form iſt, gerade aus der überreichen, edlen Fülle unſerer klaſſiſchen Weisheit die koſtbarſten Inhalte ſchöpfen und der nach ſinnvoller Weltanſchauung hungernden Menſchheit den größten Dienſt erweiſen könnte, das iſt für den, der unſere Klaſſiker zu würdigen weiß und dem zugleich die geiſtige Notlage des modernen Menſchen ans Herz greift, unumſtößliche Tatſache. Die innere Gediegenheit des klaſſiſchen Geiſtesſchatzes iſt im vollſten Maße vorhanden und die Philoſophie, die ſich darauf gründete, wäre eine *wahrhaft fruchtbare Philoſophie*, die den innerſten Nöten und Sehnſüchten der modernen Seele Befriedigung zu gewähren vermöchte.

Anſtatt nun das beſtehende, wirkliche oder notwendige Erkenntnisbedürfnis aufzuſuchen und zu befriedigen, ſuchen die Philoſophen erſt ein künſtliches, eingebildetes oder willkürliches Bedürfnis zu erzeugen, was ihnen aber nur im eigenen Fachkreiſe gelingt. Sie „ſtellen ſich Aufgaben, die durchaus kein natürlicher Ausfluß der Bildungsſtufe

ſind, auf der wir ſtehen und nach deren Beantwortung daher niemand fragt. An jenen Fragen aber, die unſere Bildung vermöge jenes Standortes, auf den ſie unſere Klaſſiker gehoben, ſtellen muß, geht die Wiſſenſchaft vorüber". So haben wir in der modernen Philoſophie, die dem warmpulſierenden Leben vornehm den Rücken kehrt, „eine Wiſſenſchaft, nach der niemand ſucht" und im wirklichen Leben „ein wiſſenſchaftliches Bedürfnis, das von niemandem befriedigt wird".*

Weit davon entfernt, dieſe Tatſachen auf Schwächen und Mängel ihrerſeits zurückzuführen, ſind die Philoſophen vielmehr ſtolz darauf, ihr eigenes Leſepublikum zu bilden und nur noch für ihresgleichen zu ſchreiben, wozu ſie ſich dann auch einer gelehrten Geheimſprache bedienen, die mehr dem Chineſiſchen als dem Deutſchen gleicht und daher von gebildeten Laien kaum verſtanden werden kann. Sie halten ſie für Delphiſche Orakelweiſe, für die ſich Dolmetſcher finden müſſen, um ihr Chineſiſch in gutes Deutſch zu überſetzen; für „bauende Könige", die der „Kärrner" bedürfen, um volkstümlich zu werden. Was letzten Endes dabei herauskommen würde, das haben wir an Kant, dieſem „Philoſophen an ſich", erlebt: es bleibt alles beim Alten, Hinz und Kunz haben ganz recht, es kommt nur darauf an, dieſe Tatſache „evident" zu machen. Was würden wir da erſt an ſeinen Epigonen, den „Philoſophen als Erſcheinung", zu erleben haben? — Kurz, man jongliert mit halsbrecheriſchen Begriffen und wirft einander ſchön vergoldete Nüſſe zu; auf dieſe Weiſe drückt man ſich am beſten um die wichtigſten Fragen nach dem Woher, Wozu und Wohin herum, da man ſich unvermögend fühlt, ſie zu beantworten. — Hat aber einmal einer den Mut, dieſe Begriffe auf eine einfache Formel zu bringen und dieſe Nüſſe zu knacken und ihre dürren Kernſchlauben aufzuzeigen oder gar ihre völlige Hohlheit darzutun, dann ſchweigt man ihn entweder ſyſtematiſch tot oder man fällt gemeinſam über ihn her; und um ihn verurteilen zu können, muß man ihn, da man ihn nicht zu widerlegen vermag, der Lächerlichkeit preisgeben und ihn als „unwiſſenſchaftlich" verleumden.

Goethe hat gefunden, daß „Starrſinn, Dünkel, Neid und Rivalität" unter den Gelehrten „den Fortſchritten in mannigfachem Sinne hinderlich ſind"; er hatte es ſelbſt erlebt, „wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu tun iſt" und erkannt, „daß den meiſten die Wiſſenſchaft nur etwas iſt, inſofern ſie davon leben, und daß ſie ſogar den Irrtum vergöttern, wenn ſie davon ihre Exiſtenz haben". — Ähnlich äußert ſich Schiller über den unfruchtbaren Brotgelehrten: „Jede Erweiterung ſeiner Brotwiſſenſchaft beunruhigt ihn, weil ſie ihm neue Arbeit zuſendet oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neue-

*Steiner, „Erkenntnistheorie der Goetheſchen Weltanſchauung"

rung ſchreckt ihn auf; denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrieen, als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reiche des Wiſſens mehr auf als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bei dem Schulſyſtem, das ſie verteidigen, zugleich für ihr ganzes Daſein fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehilfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher als der Brotgelehrte." — Durch ſolche Vertreter mußte auch die Philoſophie einer unfruchtbaren Kathedereinſamkeit verfallen! —

Die Frage, was hat die neuere Philoſophie geleiſtet, um ihrer hohen Aufgabe gerecht zu werden, muß alſo dahin beantwortet werden: Untreu ihrer erhabenen Miſſion, hat ſie es nicht verſtanden, den wirklichen Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes Rechnung zu tragen und es nicht vermocht, ſeinen Erkenntnisdurſt mit einer die letzten Gründe und Ziele alles Seins umfaſſenden vernunft- und zugleich gemütbefriedigenden Welt- und Lebensanſchauung zu löſchen. Was die moderne Philoſophie zu geben hat, entſpricht durchaus nicht den Anforderungen, die die geſunde Menſchennatur auf der gegenwärtigen Bildungs- und Entwicklungsſtufe ſtellt; es wird daher entweder als unzulänglich ignoriert — und das iſt das Heilſamſte — odes es wirkt, wo es aufgenommen wird, lähmend und verödend auf die Menſchenſeele ein. Man wirft ihr Steine ſtatt des Brotes hin, und wehe ihr, wenn ſie ſich damit begnügt und ſchließlich dahin reſigniert, daß es dem Menſchen „unmöglich" ſei, etwas Beſtimmtes über den Sinn des Lebens und des Weltgebäudes zu erfahren! Wie ein Baum, dem von der umliegenden Natur keine Lebensſäfte und -kräfte mehr zugeführt werden, verdorrt und eingeht, ſo muß auch die Menſchenſeele nach und nach verkümmern und abſterben, wenn ihr aus der ſie umgebenden Geiſteswelt keine geiſtigen Lebenskräfte mehr zuſtrömen. Unter dem Einfluß der mit leeren, abſtrakten Begriffen arbeitenden modernen dualiſtiſchen (und ſelbſt der idealiſtiſchen) Philoſophie, deren Denkgewohnheiten ſich an den rein materiellen Erſcheinungen herangebildet haben und daher, trotz aller Metaphyſik und ſittlichen Poſtulate, notwendig zum Skeptizismus, Agnostizismus und Materialismus führen mußten, unter einem ſolchen Einfluß muß die Menſchenſeele mehr und mehr verarmen und veröden. Weit gefährlicher als Strychnin für das organiſche Leben iſt das lähmende Gift dieſer Philoſophie für das Seelen- und Geiſtesleben des Menſchen: es durchſetzt ſeine ganze Struktur, untergräbt ſeine Geſundheit und führt ſchließlich zu den verhängnis-

vollſten Nervenkalamitäten, die in zukünftigen Irrſinnsepidemien ihren Höhepunkt finden werden. —

Welche Wirkung die Kantſche Philoſophie auf ganze Menſchen — und nicht auf nur klappernde Denkmühlen —, auf tätige und edle Geiſter haben kann und muß, wenn ſie dieſe Philoſophie ernſt nehmen und ſie nicht nur mechaniſch zermahlen, das zeigt uns die Erſchütterung und Verzweiflung Heinrich von Kleiſts, dem das Leben wertlos wurde, nachdem Kant ihn darüber belehrt hatte, „daß wir nichts wiſſen können," was ihm „ſchier das Herz verbrennen" wollte. Folgende Zeilen dieſes deutſchen Fauſt-Jünglings an ſeine Braut* laſſen uns einen Blick in ſein verwundetes Innere tun: „Vor kurzem ward ich mit der neuen, ſogenannten Kantiſchen Philoſophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mitteilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich ſo tief, ſo ſchmerzhaft erſchüttern wird, als mich. . . . Wir können nicht entſcheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, Wahrheit iſt oder ob es uns nur ſo ſcheint. Iſt das letzte, ſo iſt die Wahrheit, die wir hier ſammeln, nach dem Tode nicht mehr — und alles Beſtreben, ein Eigentum zu erwerben, das uns auch noch in das Grab folgt, iſt vergeblich . . . wenn die Spitze dieſes Gedankens Dein Herz nicht trifft, ſo lache nicht über einen andern, der ſich tief in ſeinem heiligſten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchſtes Ziel iſt geſunken und ich habe keines mehr." —

Und wie wenige Herzen werden durch die Spitze dieſes Gedankens getroffen. Wann wird der Menſch wieder ſo natürlich empfinden, wann wird er den Sinn und Wert einer Philoſophie erſt wieder an ſeinem „heiligſten Innern" meſſen lernen? —

3

Um allen dieſen Übeln nach Möglichkeit vorzubeugen und den durch mephiſtophelíſche Mächte von ſeinem geiſtigen Urquell abgezogenen, in tiefer Finſternis taſtenden Menſchen über ſein innerſtes Weſen und ſeine wahre Beſtimmung aufzuklären, iſt das Licht der Geiſtes- oder Geheimwiſſenſchaft heute in die Welt gekommen. — Die theoſophiſche Bewegung mußte einſetzen, weil ihre Wirkſamkeit von vielen als ein wirkliches oder notwendiges Bedürfnis empfunden wurde und in Zukunft immer ſtärker empfunden werden wird; weil ſie der nach Erkenntnis dürſtenden und für Wahrheit empfänglichen Menſchenſeele die hohen Weistümer über das Leben zu vermitteln berufen iſt, deren ſie zu ihrem Beſtehen und Wachstum ſo ſehr bedarf, wie der Leib der phyſiſchen Nahrung, was nicht oft genug betont werden kann. —

Der Strom des geiſtigen Lebens, der der Menſchenſeele bisher in der legendenhaften Form der alten Märchen, Mythen, Sagen und

* 22. März 1801, vgl. auch den am ſelben Tage geſchriebenen Brief an ſeine Schweſter Ulrike.

Religionen zufloß und ihr eine höhere Entwicklung ermöglichte, ſtrömt ihr ſeit dem Beginn dieſes Jahrhunderts in der wiſſenſchaftlichen Form der modernen Roſenkreuzer-Theoſophie als „Anthroposophie“ zu und wird auch für die nächſten Jahrhunderte noch aus dieſer Myſterienquelle fließen; — auch wenn ſich die Herren Gelehrten darüber noch nicht einig ſein ſollten, das wirkliche Leben fragt nicht danach, es ſchreitet rückſichtslos über die hemmenden Inſtanzen jener Köpfe hinweg; es hat noch immer Recht gehabt vor dem Katheder! — Wie am Ausgangspunkte unſerer Zeitrechnung weder der jüdiſche Sanhedrin noch der römiſche Areopag wußten, welche Impulſe nötig waren, um neue Kultureinſchläge zu geben, ſo läßt ſich auch heute weder die kirchenchriſtliche Synode noch die philoſophiſche Fakultät an unſeren Univerſitäten etwas träumen von den neuen Impulſen, die wiederum nötig ſind, um die Kultur der Menſchheit auf eine höhere Entwicklungsſtufe zu heben.

Die religiöſen Dogmen, die früher ganz am Platze waren — und die dem Rückſtändigen auch heute noch genügen — können dem fortgeſchrittenen Menſchen der Gegenwart keine Befriedigung mehr geben — auch nicht in der Kantſchen Faſſung als „ſittliche Poſtulate der praktiſchen Vernunft“ — denn ſie gehören einer vergangenen und untergehenden Kulturepoche an und müſſen daher immer mehr an überzeugender Kraft verlieren. An das lebendige Gefühl, an die Empfindungsſeele, die bisher vorherrſchte, wandten ſich die Schöpfer der Mythen, Sagen und Religionen, die gewiß nicht von Gelehrten, ſondern von großen Sehern oder „Eingeweihten“ der Menſchheit gegeben wurden. Das Gefühl, der unmittelbare Glaube, wurden ſomit zu einem Kanal für den geiſtigen Lebensſtrom, der ſich auf dieſem Wege in das Seeleninnere ergoß und es ſegensreich durchkraftete.

Der moderne Menſch iſt nun aber inſofern fortgeſchritten, als er ſeine intellektuelle Denkkraft, ſeine „reine Vernunft“, die ſogenannte Verſtandesſeele zur Entwicklung gebracht hat. Dieſe überwand nach und nach das bild- und gleichnishafte Vorſtellungsleben, durch das die Empfindungsſeele ſich einſt der höchſten Weltgeheimniſſe bemächtigt hatte, und iſt gegenwärtig auf den Punkt gekommen, von dem aus ſie alles ſkeptiſch abweiſt, was ihrem beſchränkten Vermögen unzugänglich iſt. Kant und ſeine Epigonen haben daher ganz recht, wenn ſie angeſichts dieſer Verſtandesſeele, die ſich in ihnen betätigt, von „Grenzen der Erkenntnis“ ſprechen. Die Grenzen, die dem intellektuellen Erkennen gezogen ſind, ſind ſelbſtverſtändlich die denkbar engſten; wer ſich in ihnen bewegt, muß notwendig dem kraſſeſten Agnoſtizismus und Materialismus verfallen. So hat man z. B. Ernſt Haeckel, deſſen ganze Wiſſenſchaft ſich auf die ausſchließliche Tätigkeit der Verſtandesſeele gründet, einmal den Vorwurf gemacht, er verſtehe vom

eigentlichen Weſen des Chriſtentums etwa ſo viel wie der Eſel von den Logarithmen. Dieſer Vorwurf trifft einen jeden, der mit dem bloßen Intellekt an Mythen, Sagen, Religionen und neuerdings auch an die Ergebniſſe der Geiſteswiſſenſchaft herantritt. Denn mit den Hebeln und Schrauben des Intellekts erbricht man keine Myſterien, mit den ſtumpfen Denkerwaffen des Gehirns bezwingt man Mephiſtopheles oder Ahriman, den Erzfeind aller höheren Geiſterkenntnis, nicht. Dies „Völkchen" der Intellektuellen „ſpürt" daher den Teufel wirklich nicht, trotzdem er ſie „beim Kragen" hat und ihnen mit Luft „Staub" oder Materie zu „freſſen" gibt. Die Macht Ahrimans iſt es alſo, die ſich zum großen Teil in unſerer Verſtandesſeele manifeſtiert und uns dadurch unüberſteigliche „Grenzen der Erkenntnis" zu ziehen ſucht, daß ſie den Verſtand im Verein mit der Sinneswahrnehmung als die einzig mögliche Erkenntnisquelle zur Anerkennung bringen möchte. Ahrimaniſche Gewalten alſo ſind es, die uns die Geiſteswelt verſchließen, die uns die ſtrahlenden Sphären des Überſinnlichen verdunkeln; indem ſie unſer Intereſſe ſo kräftig auf die Sinneswelt lenken, ſuchen ſie unſern Geiſt „von ſeinem Urquell abzuziehen".

Damit iſt nun aber keineswegs geſagt, daß das Verſtandeswiſſen, zu dem wir durch ſinnliches Wahrnehmen und intellektuelles Denken gelangen, zu verwerfen ſei, weil Ahriman ſo ſtark darin waltet. Das hieße die Sache von Grund aus mißverſtehen. Das Wirken Ahrimans, ſo ſehr es auch das Böſe will, ſchafft doch das Gute; ihm verdanken wir zunächſt den feſten Grund und Boden unter unſeren Füßen, die Sicherheit unſerer wiſſenſchaftlichen Forſchung, die alle Dinge in ſcharfen Konturen zu erfaſſen und mit klaren Begriffen zu durchdringen ſucht. Wenn es ſich dabei zunächſt auch nur um die Dinge der Sinneswelt handelt; ohne ſie könnte der Menſch ſeine Denk- und Erkenntniskräfte überhaupt nicht entwickeln. Ahriman iſt es, der dem Geiſtesforſcher Fauſt den „Schlüſſel" zum Reiche der „Mütter" gibt, mit dem Bemerken, ihn „nicht gering" zu ſchätzen. Verſtandeswiſſen iſt die Bedingung und Vorausſetzung aller höheren Weisheit, das Sprungbrett aller höheren Geiſtesforſchung, wer ſich ohne dieſes auf den Weg zu überſinnlichen Erkenntniſſen macht, der wird zum Phantaſten und Schwärmer und gerät auf die abſchüſſige Bahn eines nebelhaften Myſtizismus.

Das intellektuelle Denken darf alſo nicht verworfen werden, es muß ſeine volle Ausbildung erfahren und ſich dann zum ſpirituellen Denken ſteigern. Dieſes Denken hat dann ſeinen Halt in ſich ſelbſt, es hat ſich von den Dingen der Sinneswelt freigemacht und lebt und webt bewußt im eigenen Element. Die innere ſchöpferiſche Tätigkeit des ſelbſtbewußten Ich kommt in dieſem ſinnlichkeitsfreien Denken, in dieſem „Denken an ſich", zum Ausdruck. Das dritte, höchſte Seelenglied,

in dem das Ich ſich ſelbſt innerlich wahrnimmt und zur Selbſtbeſinnung und Selbſtbeſtimmung gelangt, wird in der Geiſteswiſſenſchaft Bewußtſeinsſeele genannt. Durch dieſe Bewußtſeinsſeele tritt der Menſch in unmittelbarere und intimere Beziehungen zu den geiſtigen Inhalten der durch die Sinneswahrnehmung äußerlich angeſchauten Dinge, er ſchaut ſie innerlich an, wodurch er eben ihr „an ſich" erkennt. Aber dieſes Anſchauen iſt zunächſt ein rein denkeriſches, ein ſinnlichkeitsfreies, begriffliches, intuitives, kein ſpekulatives. Dieſe Fähigkeit, denkend anzuſchauen und anſchauend zu denken, finden wir bei Goethe in hohem Grade entwickelt. Darum konnte er auch Erkenntniſſe zu Tage fördern, die den bloßen Empirikern einerſeits und den Abſtraktlingen andererſeits verſchloſſen bleiben mußten. Goethe hatte ſomit die Erkenntnisgrenzen, die Kant dem Menſchen zu ziehen ſich anmaßte, überſchritten und ſich dadurch auch dem ahrimaniſchen Einfluß entzogen, er hatte das „Abenteuer der Vernunft" beſtanden.

Es wäre ſomit die Aufgabe der Philoſophie geweſen, dieſe dritte Seelenkraft, das ſpirituelle Denken, zur Entwicklung zu bringen, um durch dieſes zur klaren, lichtvollen Erkenntnis deſſen zu gelangen, was bisher in der legendenhaften Form der Mythen, Sagen und Religionen rein gefühlsmäßig aufgenommen wurde. Das nachkantiſche Dreigeſtirn Fichte, Schelling und Hegel hatte dieſen Weg betreten, um das Gebäude, das Kant und die Kantianer bis in ſeine Fundamente hinein zerſtört hatten, wieder neu aufzurichten. — Fichte, Schelling und Hegel gingen von einer Disziplin des Ich- oder Selbſtbewußtſeins aus, das ſich, wie wir gezeigt haben, in der Bewußtſeinsſeele emporringt. Dieſes in innerer Tätigkeit auf ſich ſelbſt gerichtete und in ſich ſelbſt webende Ich innerhalb der Bewußtſeinsſeele öffnet ſich nach oben hin dem Geiſtigen ebenſo, wie das in äußerer Tätigkeit auf die Sinneswelt eingeſtellte und im Nicht-Ich, in den Dingen der wahrgenommenen Umwelt, lebende Ich innerhalb der Verſtandes- und Empfindungsſeele, ſich nach unten hin dem Sinnlichen geöffnet hatte. Dieſes ſelbſtbewußte Ich hat ebenſo die Fähigkeit, reine Ideen anzuſchauen, wie das dingbewußte Ich dazu befähigt iſt, ſich Vorſtellungen von den materiellen Gegenſtänden zu machen. Da nun aber Ideen Objekte einer ideellen, überſinnlichen oder geiſtigen Welt ſind, ſo kann der Menſch, durch ſein Vermögen, Ideen anzuſchauen und wahrzunehmen, ebenſo zur Erkenntnis dieſer höheren Welt gelangen, wie er durch ſein ſinnliches Wahrnehmungs- und intellektuelles Denkvermögen dieſe ſogenannte „niedere" Welt zu durchforſchen vermag. Die Erkenntnis der „Dinge an ſich", die Kant verneinte, wird in dieſer Weiſe von Fichte, Schelling und Hegel durchaus bejaht.

4

In Fichte haben wir den Philoſophen des reinen Selbſtbewußtſeins, des „Ich an ſich“ zu ſehen. Das reine Ich war ihm der feſte Punkt, an den er den Hebel ſeiner Erkenntnis anzuſetzen hatte, um die Welt des Geiſtes aus ihren Angeln zu heben. Wenn er dies letztere dennoch nicht vermochte, ſo iſt dies darauf zurückzuführen, daß er die ganze Energie ſeines Geiſtes auf die Formulierung dieſes feſten Punktes verwendete. Er iſt bei dieſen rein formalen und abſtrakten Begriffsgebilden ſtehen geblieben, ohne die entſprechenden Inhalte dafür aufzuſuchen.

Der ſpätere Fichte ging ſogar ſoweit, ſeine Philoſophie mit folgenden Worten einzuleiten: „Dieſe Lehre ſetzt voraus ein ganz neues inneres Sinneswerkzeug, durch welches eine neue Welt gegeben wird, die für den gewöhnlichen Menſchen gar nicht vorhanden iſt“*. — Dieſes neue innere Sinneswerkzeug iſt die vollentwickelte Bewußtſeinsſeele, die ſchon Plato meinte, der ebenfalls in das „Gebiet des Unſichtbaren“ eingedrungen war, auf Grund eines „Seelenſinnes“, wie er ſagt, auf den es mehr ankomme, „als auf den Beſitz von zehntauſend Augen“ (Plato, Rep. 527). — In dieſem Sinne ſpricht auch Goethe** von einem „Unterſchiede zwiſchen ſehen und ſehen“, von den „Geiſtesaugen“, die „mit den Augen des Leibes in ſtetem lebendigen Bunde zu wirken haben“. — Aber auch hier iſt Fichte über den bloßen Formalismus und die graue Theorie nicht hinausgekommen. Er fordert den neuen, inneren Sinn als die Vorausſetzung aller höheren Geiſterkenntnis, aber er bleibt bei dieſer Forderung ebenfalls ſtehen; über die konkreten Inhalte, die dieſer neue Sinn wahrzunehmen hätte, erfahren wir durch Fichte nichts.

Schelling ſetzte die Philoſophie Fichtes in dieſer Richtung fort, ſie mit reichem Ideengehalt mit den myſtiſchen Tatſachen der überſinnlichen Welt erfüllend und durchdringend. Den Dualismus und Antagonismus von Natur und Geiſt, Leib und Seele, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, wie Kant ihn gepredigt hatte, überwindet Schelling ſpielend. Die Natur iſt nach Schelling der „ſichtbare Geiſt“ und der Geiſt die „unſichtbare Natur“, der Leib die realiſierte Seele, die Seele der ideelle Leib uſw., beide Prinzipien ſind in ihrem Weſen identiſch, der Unterſchied iſt kein qualitativer, ſondern ein nur quantitativer. Und da der Menſch zugleich Natur und Geiſt iſt, iſt ihm auch Natur- und Geiſterkenntnis im tiefſten Sinne des Wortes möglich.

In ſeiner Natur- und Religionsphiloſophie hat Schelling dieſe Erkenntniſſe in großzügigſter Weiſe entwickelt. Er ſuchte mit ſeinem ſpirituellen Denken in die Myſterien der Mythologie und Offen-

* Wiſſenſchaftslehre, Berlin 1813. ** Naturwiſſenſchaftliche Schriften „Vorfolg“ über „Kaſpar Friedrich Wolff“.

barung einzudringen und ihre Inhalte gedanklich und begrifflich zu erfaſſen. In einem weit höheren Sinne als Leſſing erſtrebte Schelling „die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten", auch ihm war ſie „ſchlechterdings notwendig, wenn dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen werden ſoll". — Er verſenkte ſich in die myſtiſchen Tiefen des Chriſtentums und überwand ſo ſeine abgeſchmackte hiſtoriſche und anthropomorphe Oberfläche. Er unterſcheidet ſtreng ein „exoteriſches" und ein „eſoteriſches" Chriſtentum; erſteres entſpreche ſeiner reinen Idee durchaus nicht und habe ſeine Vollendung erſt zu hoffen. Die Zukunft werde eine „Wiedergeburt des eſoteriſchen Chriſtentums" bringen, d. h. eine neue, höhere Form des religiöſen Bewußtſeins, in der Kunſt, Philoſophie und Religion eine in ſich geſchloſſene Einheit bilden werden. — Dieſe myſtiſche „Offenbarungsphiloſophie" werde in einem kommenden Zeitalter auftreten, das Schelling uns als das „Johanneiſche Zeitalter" ankündigt. Seit dem Jahre 1901 ſind wir bereits in dieſes neue Zeitalter eingetreten, es wurde mit der „Theoſophie des Roſenkreuzes", mit der modernen Geiſtes- oder Geheimwiſſenſchaft durch Rudolf Steiner eröffnet.

Was Schelling ſo über die zwei Phaſen des Chriſtentums, die durch Petrus (Katholizismus) und Paulus (Proteſtantismus) vorgezeichnet und heute unwiederbringlich abgelaufen ſind, und über die durch Johannes (theoſophiſches Chriſtentum) dargeſtellte noch zu erwartende dritte Phaſe, die bereits im Anzuge iſt, zu ſagen hat, das deckt ſich vollſtändig mit dem, was die Geiſteswiſſenſchaft heute, unabhängig von Schelling, über dieſen Gegenſtand verkündet. — Auch der Gedanke der Wiederverkörperung war Schelling keineswegs fremd. Mit allen dieſen Beſtrebungen kam Schelling der theoſophiſchen Weltanſchauung der Gegenwart ſehr nahe. Es wird uns nicht verwundern, wenn wir hören, daß man ihm dieſe „Verirrung" damals recht übel nahm, und gerade da, wo er weit über Fichte hinauswächſt und ſeine abſtrakten Begriffsnetze mit konkretem Ideengehalt erfüllt, wendet ſich Fichte, der ſich nur wenig von Kant entfernt hatte, gegen ihn, ihm den Vorwurf des „Myſtizismus" machend. Dieſen Vorwurf beantwortet Schelling in ſeiner Streitſchrift gegen Fichte ſo, wie er heute noch beantwortet werden muß: „Unter den Gelehrten der letzten Jahrhunderte beſtand ein ſtiller Vertrag, über eine gewiſſe Höhe nicht hinauszugehen, und da blieb der echte Geiſt der Wiſſenſchaften Ungelehrten überlaſſen. Dieſe, weil ſie nicht gelehrt waren und den Neid der Gelehrten auf ſich zogen, wurden als Schwärmer bezeichnet. Aber ſo mancher Philoſoph von Profeſſion dürfte ſeine ganze Rhetorik hingeben für die Geiſtes- und Herzensfülle in den Schriften ſolcher Schwärmer. Darum ſchäme ich mich des Namens eines ſolchen Schwärmers nicht. Dieſes Schelten will ich ſuchen wahr zu machen. Habe ich die Schriften dieſer

Männer nicht recht ſtudiert, ſo iſt es aus Nachläſſigkeit geſchehen.“ Und dieſer ungelehrte Schwärmer, den er ernſt zu nehmen ſich erlaubte, war kein anderer, als der tiefe deutſche chriſtliche Myſtiker Jakob Böhme, den er jetzt mit größtem Eifer ſtudierte, auf den er ſeine ganze ſpätere Philoſophie gründete.

In Hegel ſchließlich findet die klaſſiſche Philoſophie ihren Höhepunkt; er ſteht Kant am fernſten, mit dem er ſich überhaupt nicht befaßt hatte, und Goethe, den er eifrig ſtudierte, am nächſten; er iſt geradezu der Philoſoph der Goetheſchen Weltanſchauung. Der geiſtige Urgrund der Welt, der in allen Dingen lebt und webt und wirkt und ſchafft, kommt im ſinnlichkeitsfreien Denken des Menſchen, im „Denken an ſich“, zum Selbſtbewußtſein; dadurch aber erlangt der Menſch zugleich Erkenntnis dieſes Weltgrundes. Hegel iſt im Sinne Goethes durchaus Moniſt. Ein der menſchlichen Erfahrung unzugängliches „Jenſeits der Dinge“, wie Kant es behauptete, gibt es für Hegel nicht. Als Bürger zweier Welten vermag er auch, beide erkennend zu durchdringen; denn die geiſtige oder Ideenwelt iſt dem denkenden Begriffsvermögen des Menſchen ebenſo zugänglich, wie die Sinneswelt ſich ſeinem ſinnlichen Wahrnehmungsvermögen erſchließt. Das innerſte Weſen oder „an ſich“ der Dinge iſt identiſch mit ihrer „Idee“, mit ihrem „Begriff“, den wir denkend darüber in unſerem Geiſte bilden.

In ſeiner „Phänomenologie des Geiſtes“ gibt Hegel eine großartige Entwicklungsgeſchichte des erſcheinenden Bewußtſeins auf dem Wege von der Empfindungs- über die Verſtandes- zur Bewußtſeinsſeele, in welcher der reine Geiſt ſich ſelbſt zum Gegenſtande des Wiſſens und der Erkenntnis hat. Hegel ſpricht hier vom „abſoluten Wiſſen“, von dem „ſich als Geiſt wiſſenden Geiſte“, von der „Geiſteswiſſenſchaft“, deren eigentliche Aufgabe es iſt, die als Tatſache gegebene Religion zu erklären und ſie der reinen Vernunft zugänglich zu machen. So war Hegel in der Kultur des ſpirituellen Denkens, in der Ausbildung der Bewußtſeinsſeele, bis an die äußerſte Grenze gekommen, ſeine Philoſophie hat daher den denkbar weiteſten Erkenntnishorizont. Was darüber hinausgeht, hört auf Philoſophie zu ſein und beginnt Okkultismus zu werden. Wie die Philoſophie in dem griechiſchen Denker Thales einſtmals ihren Anfang nahm, ſo iſt ſie jetzt in Hegel zum Abſchluß gekommen. Und wie einſt die Mythologie durch die Philoſophie überwunden wurde, ſo wird jetzt wiederum die Philoſophie durch den Okkultismus oder die Geheimwiſſenſchaft, wie ſie von Rudolf Steiner vertreten wird, abgelöſt. — Die Kultur des Denkens hat in Hegel ihr reifſtes Fruchtſtadium, ihren Höhepunkt erreicht. Soll die Erkenntnis ſich ſteigern, ſo muß die Kultur der Wahrnehmung geſteigert werden, denn Wahrnehmung und Denken ſind die beiden Grundpfeiler jeder, auch

der okkulten Erkenntnis, nur daß es ſich hier um eine überſinnliche Wahrnehmung handelt, die nur durch beſtimmte Meditations- und Konzentrationsübungen zu erlangen iſt, worauf wir im weiteren Verlauf unſerer Darſtellung zurückkommen werden. —

Anſtatt nun in der Folgezeit über Hegel hinauszugehen und ſeine Fähigkeiten zu ſteigern, blieb man weit hinter ihm zurück. Die Kultur der Kantſchen Philoſophie, die keine ſo hohen Anſprüche ſtellte, wurde der „Hegelei" vorgezogen und mit größtem Eifer betrieben. So ſind nicht nur die Naturforſcher, ſondern auch die auf Kant fußenden Philoſophen der Gegenwart über die Entwicklung der Verſtandesſeele nicht hinausgekommen und mußten daher in einem bloßſtellenden Dilettantismus ſtecken bleiben. „Sie wiſſen nichts von den tieferen Grundlagen der Philoſophie," ſagt Steiner,* „ſie ſind verblendet, eingeſponnen in einen erkenntnistheoretiſchen Irrweg, aus dem ſie nicht herauskommen können." Wenn es ihnen gelingt, dieſen „verwüſtenden Fundamental-Irrtum Kants" mit Goethe, Hegel — und Steiner! — zu überwinden, „dann werden ſie auch den Weg zur Theoſophie finden."

Die großen Kernprobleme des Lebens, wie ſie der Geiſtesforſcher heute ſo monumental aufrollt und beleuchtet, wurden von den Philoſophen vollſtändig ignoriert oder nur negativ von ferne geſtreift, und ſie heute zur Diskuſſion ſtellen, heißt daher zunächſt wirklich nichts anderes, als die Dürftigkeit dieſer Herren ſichtbar machen. —

Die großen Verdienſte um die der Verſtandesſeele zugänglichen Naturerkenntniſſe innerhalb der ſinnlichen Weltſphäre bleiben der Wiſſenſchaft unbeſtritten. Wir bewundern die epochemachenden Errungenſchaften der Technik voll und ganz und akzeptieren die geſicherten Ergebniſſe der Naturforſchung durchaus, denn ſie bilden gewiſſermaßen den elementaren Teil der Theoſophie. Aber wir treiben auch keinen Götzendienſt mit dieſer Wiſſenſchaft, die im Verhältnis zu dem, was der Menſch wiſſen kann, noch ſehr unwiſſend iſt. Und wenn ſie gar aus ihrer Froſchperſpektive heraus über Dinge urteilen will, die nur einem höheren Erkenntnisvermögen zugänglich ſind, ſo iſt es unſere Aufgabe, ihr den begrifflichen Inhalt des alten Sprichwortes vom Schuſter und ſeinem Leiſten zu zeigen oder ſie auf die Ausbildung der ſpirituellen Denkkraft, auf die Entwicklung der Bewußtſeinsſeele hinzuweiſen. Denn unzulängliche Fähigkeiten führen bei Beurteilung höherer Lebenszuſtände immer zu einer Menge von Irrtümern und Vorurteilen, die ſich wiederum allem höheren Erkenntnisſtreben hemmend in den Weg ſtellen. —

Weit entfernt, dieſe höhere Fähigkeit auszubilden und mit vollentwickelten und ſelbſtbewußten Denkkräften die theoſophiſche Weltanſchauung auf ihren inneren und objektiven Wahrheitsgehalt zu prüfen

* In ſeinem Vortrag über „Philoſophie und Theoſophie", Berlin W, Motzſtraße 17

und die hohen Weistümer darin zu erkennen, geht man ſeinen intellektuellen Schlendrian weiter und ſpottet über einen ſolchen, aller „wahren Philoſophie" hohnſprechenden, „Wuſt von Unſinn". Wer heute eine gewiſſe philoſophiſche Bildung hat, oder oft auch nur glaubt eine ſolche zu haben, der muß notwendig zu dem Vorurteil kommen, daß die Theoſophie nur von ſolchen Schriftſtellern oder Rednern gepflegt und nur von ſolchen Leſern oder Hörern aufgenommen werden kann, deren wiſſenſchaftliches oder philoſophiſches Vermögen in einem primitiven Dilettantismus ſteckengeblieben iſt. — In Wirklichkeit aber verhält ſich die Sache gerade umgekehrt. „Es verhält ſich nicht ſo," ſagt Steiner in „Philoſophie und Theoſophie", „daß die Philoſophie etwa der Theoſophie widerſpricht, ſondern die Philoſophen verſtehen nur die Philoſophie nicht. . . . Dilettantiſch iſt nicht ſo ſehr die Theoſophie für die Philoſophen (denn ſie können ſie nur nicht verſtehen); dilettantiſch iſt vielmehr das, was heute als Philoſophie vielfach die Welt beherrſcht. Wenn die Philoſophie erſt imſtande ſein wird, fachmänniſch zu denken, dann wird auch die Brücke geſchlagen werden zwiſchen Philoſophie und Theoſophie."

Anmerkung: Um Rudolf Steiner herrſcht jetzt vielfach Streit, auch in den Kreiſen ſeiner Anhänger. Ein geſchätzter Mitarbeiter der „Tat" charakteriſiert ihn folgendermaßen: Die Ähnlichkeit ſeiner Formulierungen mit denen Goethes, den er ſehr gut kennt, beſticht ungemein. Er lehnt ſogar die „Metaphyſik" ab und ſtellt die Urphänomene als Verſichtbarungen der Ideen im Werden, als Gegenſtand intuitiver Erkenntnis hin. Aber die Art, wie er den Menſchen zum Göttlichen in ein Verhältnis geſetzt wiſſen will, iſt das Entſcheidende: da wird er indiſcher Mönch und ſanktioniert den Willen zur Verneinung. Luthers tiefſtes religiöſes Erlebnis, eben das, was ſich ihm als „Glaube" und „Gnade" offenbart, kennzeichnet die Theoſophie als eine im tiefſten unreligiöſe Lebensanſchauung. (Leit.)

Golgatha

Nicht wie ich will, ſondern wie Du willſt. Was das Treibende in mir befiehlt, wird geſchehen.

Wir ſtehn vor den johlenden Feinden. Wir ſind beleuchtet von den roten Fackeln ihrer Gier. Doch wir hören nicht und wir ſehen nicht. Denn in uns tönt die Stimme unſeres Gewiſſens: wir ſind nicht Gottes Sohn. Wir ſind nicht mehr als unſere Feinde.

Wir ſühnen vor uns ſelber. Wir drücken uns die Dornen ſelber ins Haupt. Doch in uns iſt ein Licht. Weiß und zuckend. Zeugendes, neues Licht. Wir hören nicht das Johlen unſerer Feinde. Wir ſehen nicht die Fackeln um uns. Wir ſühnen in uns ſelber. Dumpf, unbewußt die vielen, in furchtbarer Klarheit die wenigen. Haben die vielen mit Schuld? Ja. Es war das Weſen des Volkes: es ſtand im Haber. Es überfraß ſich. Es hatte weder Zucht noch Sitte. Daß ſie dachten, Deutſchland ſei mehr als die andern, war die Unzucht der Geiſtigen.

Unſer Weg geht nicht nach Golgatha. Denn wir ſind Sünder. Doch nicht ſchlechter als die andern Völker der Erde. Unſere Feinde haben kein Recht, uns zu ſchmähen. Ihre Maſſen waren ohne Zucht und Sitte wie wir. Ihre Geiſtigen trugen Hybris wie wir. Sie ſiegten durch brutale Gewalt. Was ſie nun wollen, iſt die Wolluſt des Sieges.

Wir ſtehen dawider. Es iſt ein Raum um unſere Seelen, durch den keine Welle dringt. Es iſt ein Licht in uns. Es erfüllt das Volk, langſam, den vielen noch unbewußt. Ein Volk kann nicht ſterben. Es wird ſich wehren mit grauſiger Kraft.

13. Oktober Schmitt

Geiſt, Kapital und Arbeit

Iſt es nötig, jetzt davon zu reden? Ja. Denn wenn es ſich nicht dreht, zerreißt es. Die Blutopfer ſind umſonſt gebracht. Wir ſind nicht mehr wert, zu leben.

Wir wollen beten. Denkend beten. Luther und Bismarck beteten, indem ſie dachten.

Was iſt Geiſt? Schaffendes Hirn. Was iſt Arbeit? Schaffende Hände. Was iſt Kapital? Werkzeug dem Geiſt und den Händen. Iſt Werkzeug Macht? Ja. Doch iſt das Recht da, die Macht zu ſchützen? Nein. Recht iſt die Friedensgewalt der Gemeine, eingeſetzt, da die Menſchen ſich preßten. (Da die Völker ſich preßten, ſchlugen ſie ſich; nun errichtet man das Recht der Völkergemeine.) Recht zwingt, ſich nicht zu ſchlagen. Hand weg von dem Halſe des anderen! Das Werkzeug zur Erde! Wirtſchaft iſt Gemeinſchaft. Wer wider die anderen geht, dem entwindet das Recht das Werkzeug, dem bindet es die Hände. Wer für ſie kämpft, dem gibt es das Werkzeug zum Lehn. Wird es dumpf darum in uns in Gleichheit? Nein. Der Geiſt iſt frei.

Ich bin ein Mann. Ich will Weib und Kinder und für ſie ſorgen. Ich vererbe kein Werkzeug. Denn es gehört der Gemeine. Von meinem Geiſte gebe ich den Meinen, vom Gotte in mir. Ich erziehe ſie zu ſtarkem Schaffen. Das iſt das Glück. Wohlleben iſt Dumpfheit. Es ſoll ewig Not ſein, wunderbare, herrliche Not! Der ſchaffende Geiſt iſt mein Beſitz. Ich gebe ihn den Kindern. Das iſt das Erbrecht.

Der Geiſt kommt, ſich zu dreien mit der Fauſt und dem Werkzeug, in der Stunde der furchtbaren Not. Er iſt die Freude. Denn er iſt der Funke des Gottes in uns. Wir wollen beten. Denkend beten. Begriffe erkennen. Sie ſind heilig. Denn ſie ſind groß und einfach: Was ich will, der geſunde Mann? Weib, Kinder und Arbeit. Und ein viertes: das Werk. Was iſt das Werk? Dienſt der Gemeine. Und was iſt der heut? Schuld den Toten. Es ſind Millionen von Brüdern gefallen

draus. Die Toten rufen: Tuts ganz! Um unſerer Seelen Seeligkeit tut es ganz!

Wenn wieder würde, was war, wir wären ſchändlich.

Doch die Gewalt der Dumpfheit iſt groß. Es gilt zu kämpfen.

Wir wollen beten. Denkend beten. Und dann unſer Leben hineinwerfen, wie die draußen getan. Es iſt ein reiner Zufall, daß wir übrig ſind.

15. Oktober Schmitt

Revolution

Unſer Vaterland iſt in furchtbarer Not. Was iſt die Rettung? Daß wir mit der Fauſt auf die Bruſt ſchlagen und ſagen: hier iſt ſie, in mir! Wir wollen ſchaffen. Nicht dumpf, um den Tag zu Ende zu bringen, um müde zu werden, um die Not zu vergeſſen, ſondern denkend, betend ſchaffen, ſo wie Luther und Bismarck ſchafften. Daß es voran geht.

Mit aller Kraft unſerer Arme, und mit aller Kraft des Geiſtes, der in uns iſt. Wir wollen über unſere Arbeit denken: wie bringen wir ſie vorwärts? Wie leiſten wir zehnmal, hundertmal mehr als vorher? Es ſollen Fetzen und Funken fliegen.

Und zu denen, die neben uns ſtehn, mutlos und müde, wollen wir ſprechen: „Es iſt die Rettung. Kommt her! Sehet wie ich fröhlich bin.“ Die Faulen und Gleichgültigen wollen wir anſchreien: „Du mußt!“ Wir wollen ſie mit den Fäuſten vor den Hirnen zwingen!

Die aber, die wider uns ſtehen, die uns in böswilliger Dumpfheit am Schaffen hindern, oder die uns ausnützen wollen zum eignen Gewinn, die wollen wir bekämpfen, unabläſſig, immer von neuem, bis wir es zwingen.

Es handelt ſich um die Rettung des Volkes. Es geht um ſeine Exiſtenz.

Es gibt zwei Wege.

Entweder:

Wir beſeitigen Gleichgültigkeit, Feigheit, Geldgier und Genußgier.

Oder:

Wir gehen zugrunde.

18. Oktober Schmitt

Aufruf an die Mitarbeiter und Leſer!

Der Ernſt der Stunde erfordert Handeln. Es gilt, zu unſerer Not die richtigen Worte zu finden. Ich ſehe jetzt die Aufgabe der „Tat“ darin, zu wirken, daß der deutſche Geiſt im Volk machtvoll und erſchütternd zum Durchbruch kommt, ſonſt ſteht das Chaos vor uns und wir gehen

zugrunde. Alle vorhandenen poſitiven Kräfte, mit denen ſich Deutſchland gegen den inneren und äußeren Zuſammenbruch wehren kann, müſſen ſich zu höchſter Leiſtungsfähigkeit entwickeln. Es gilt, Dumpfheit, Geldgier und Genußſucht zu zerſchlagen. Der deutſche Geiſt iſt denkendes, lebendes Schaffen. Er iſt organiſatoriſch der je nach dem Einzelzweck verſchiedene, genoſſenſchaftliche freiwillige Aufbau von unten nach oben. Der deutſche Geiſt harrt der Erlöſung. Wenn wir dieſem Geiſt das Recht geben, zu revolutionieren, ſo geben wir der jetzigen, naturgemäßen revolutionären Regung des deutſchen Volkes einen Auslaß, und lenken ſie auf den rechten Weg, den Kampf gegen Untätigkeit.

Aufrecht muß heute das deutſche Volk ſtehen, denn es hat Großes geleiſtet. Meine ganze Lebensarbeit als Verleger hat den Boden für den Durchbruch dieſes Geiſtes vorbereitet. Aus dem Leſerkreis der „Tat“ iſt jetzt ein Mann erſtanden, der die Kraft hat, zum Volk zu reden wie Bismarck und Luther. Die „Tat“ übernimmt es mit Freude, ſeine Anſprachen in der Preſſe zu verbreiten und wird ſie geſammelt in jedem Heft bringen. Hoffentlich haben die Leſer bereits ſeine Anſprachen in den Zeitungen geleſen. Sie werden je vier zu einem Flugblatt vereint als beſondere Flugblätter zum Preiſe von 10 Pf. erſcheinen.

Herbei, wer mitarbeiten will!

Eugen Diederichs

Umſchau

Von der Würde des deutſchen Volkes Würde hat eine andere Geſte wie Macht und Selbſtherrlichkeitsbewußtſein. Menſchliche Würde iſt ruhige Gelaſſenheit im Bewußtſein ſeines inneren Wertes, iſt Reife. Die Würde eines Volkes aber beruht in der Verbindung von Ordnung und Freiheit, ſie beruht auf dem Wirken der Güte im Glauben an das Gute im Menſchen, ſie weiß nichts von Kaſtengeiſt. Das deutſche Volk iſt ſeit zwei Menſchenaltern einen falſchen Weg gegangen, weniger die Menge, als die Führenden. Es kam nach 48 keine Herrſchaft der bürgerlichen Ideale wie in den weſtlichen Ländern, ſondern durch die materielle Entwicklung eine Verſtärkung des Kaſtenweſens. Wer nach oben aufſtieg, wollte herrſchen, er wollte Macht als Beamter, als Induſtrieller, oder als Geldmenſch. Und wurde er ein Gelehrter, umfing ihn das Verlangen nach Geltung, verbunden mit der Fülle von Lebensannehmlichkeiten, vom Titel bis zum wohlbeſetzten Tiſch. Das Volk aber verharrte in unklarer Gefühlsſentimentalität, daher trennte ſeine Oberſchicht ſich von ihm. Das Preußentum und mit ihm Berlin wurde entſcheidend für die Entwicklung deutſchen Weſens.

Was will das bedeuten? Es hatte eine gute Seite, die intenſive Tätigkeit, Willenskraft, Pflichtgefühl und geiſtige Beweglichkeit heißt, es hatte aber auch eine ſchlechte Seite, die in mangelndem Lebensinhalt, brutaler, zum Prinzip erhobener Rückſichts-

losigkeit, Überheblichkeit und Ungüte bestand. Mögen unsere Feinde nur vom Militarismus reden, wir wissen es selbst besser, das, was sich gegen die Würde des deutschen Wesens versündigte, war, abgesehen vom Parvenütum des Gelderraffers, der Assessorismus, jene Verknöcherung des deutschen Beamtentums, die die Form vor den Inhalt setzte, das Denken vor das Leben. Der Assessorismus war aber nur möglich durch die einseitige Herrschaft des Intellektualismus und Materialismus. War man beispielsweise in Berlin in einem Kreis von Großindustriellen und höheren Beamten, erschrak man, wenn man die Gesichter studierte. Fast alle hatten etwas Verkrampftes, Unnatürliches, Ungütiges, Disharmonisches in ihrem seelischen Ausdruck, aber um so deutlicher zeigten die glattrasierten Züge jene Rücksichtslosigkeit und Gier nach Genuß, die keine anderen Hemmungen kennt als — das Strafgesetzbuch und die Gefahr, sich die Führungsliste zu verderben. Es ist dieser Geist durchaus ein undeutscher Geist und wenn Berlin und mit ihm Preußen so wenig Eroberungen im deutschen Süden gemacht hat, so liegt das an der größeren inneren Würde des süddeutschen Wesens. Elsaß-Lothringen war deutscher wie Preußen, darum konnte Preußen dort keine moralischen Eroberungen machen.

Der preußische Assessorismus wurde so einflußreich, weil die führende konservative Schicht steril wurde, weil es kein Spannungsverhältnis zwischen ihr zum Bürgertum gab, im Gegenteil, das höchste Ideal des Bürgertums war ja, in der traditionell herrschenden Schicht aufzugehen. Unterstützt wurde dieser Vorgang durch eine falsche Verfassung, die nur auf das Genie Bismarck selbst zugeschnitten war und die nicht nur das Beamtentum zu einer verkehrten Entwicklung hintrieb, sondern auch unser politisches Denken verkümmern ließ. Das Beamtentum wurde als Ganzes unfähig zu weitsichtigem Denken. (Selbstverständlich gibt es einzelne Ausnahmen.) Der Reichstag aber in seiner Einflußlosigkeit wurde zu einer Schwatzanstalt und Versammlung von Mittelmäßigkeiten und Theoretikern. Darum sind wir so unfruchtbar an bedeutenden Menschen, die den Staat leiten können. Es gibt gewiß allerlei fähige Menschen mit guten fruchtbaren Gedanken unter der Beamtenschaft, sagen wir z. B. im Auswärtigen Amt, aber entscheidend sind bei unserer Staatsorganisation die höheren Instanzen. Und da stellt sich nun der entscheidende Vorgang ein, daß diese sich mit ihren Entschlüssen nicht dem Volk verantwortlich fühlen, sondern nur daran denken, welche Stellung schaffen sie sich bei der obersten Instanz. Als Kühlmann anders handelte, war die Folge, daß er gegangen wurde.

Es herrschte der Wahn, die oberste Spitze müsse alles wissen, alles verstehen und könne alles entscheiden. Wenn Krupp, Zeiß, oder die Deutsche Bank ihr Unternehmen in gleicher Weise organisiert hätten, hätten sie längst bankerott gemacht. Im deutschen Volk beginnt diese Erkenntnis erst in einigen Köpfen in dem Moment zu tagen, wo die Gefahr des Bankerottes vor der Tür steht. Es ist die höchste Zeit, daß alle Einsichtigen auf Änderungen dringen und diese nicht der Parteiphrase überlassen. Es muß von den Konservativen verlangt werden, daß sie das Volksinteresse über ihr Klasseninteresse stellen.

Der deutsche Patriotismus ist während des Krieges Seitenwege gegangen, um das Wesentliche, nämlich um klare, reine Luft des Denkens und Erlebens hat er sich gar nicht gekümmert, er hat die biergeschwängerte Atmosphäre des Stammtisches vorgezogen. Als unser Gesandter, Graf Bernstorf, aus Amerika zurückkehrte, äußerte er: „Ganz Deutschland schiene ihm ein Irrenhaus zu sein". Man fragt sich, wo

waren denn die leitenden Kreiſe, hatten ſie denn nicht die Pflicht, da ſie durch ihren Geſandten rechtzeitig orientiert worden waren, was der Eintritt Amerikas in den Krieg bedeute, dementſprechend zu handeln? Aber, ſtatt aus ihrem Verantwortungsgefühl die letzte Konſequenz des eigenen Willens zu ziehen, kapitulierten ſie vor dem demagogiſchen Geſchrei — nicht der Menge, nein, eines kleinen Kreiſes von Drahtziehern, die einen „Unabhängigen Ausſchuß zur raſchen Niederwerfung Englands“ gegründet hatten. Und dieſer kleine Kreis wußte alles ſo gut, daß er einen Zweifel an ſeinen aus den Wolken geſogenen Behauptungen gar nicht vertrug und mit dem Vorwurf des unpatriotiſchen Flaumachens beantwortete. *Noch nie iſt Deutſchland von einer kleinen Gruppe Demagogen ſo dilettantiſch geführt worden.*

Gewitterſchwüle liegt heute in der Luft, jeder Verſtändige fühlt, es kann nicht mehr ohne weitſichtige, männlich auf Realitäten beruhende Führung weitergehen, die die Kräfte im Volk und außerhalb Deutſchlands klar erkennt und die ſich nicht in bisher üblicher Weiſe Sachverſtändigengutachten überantwortet (wann hätte das Bismarck getan?), ſondern den Lebensprozeß der Völker mit intuitivem Auge ſchaut. Der Willens- oder Pflichtmenſch allein ſchafft es in dieſen Zeiten, wo es ſich um das Schickſal unſeres Volkes auf ein Jahrhundert hinaus handelt, nicht, *wir brauchen einen Leiter mit inneren Geſichten.*

Jetzt wahrlich iſt es Zeit für das deutſche Volk, ſeine ſprichwörtlich gewordene Anlage zu gutmütigem Sich-Gefallen-Laſſen, der Engländer nennt ſie „Bedientenhaftigkeit“, zu einem Selbſtbewußtſein, verbunden mit Güte, zu entwickeln und alle aus der Tiefe der Not heraufkommenden menſchlichen Eigenſchaften des Mannes zu entfalten. Wir wiſſen, durch die Not wachſen Kräfte. Sehen wir der Gefahr ruhig ins Auge, aber mit dem Selbſtbewußtſein des mündigen Staatsbürgers, der ſich nicht bange machen läßt vor der Maſſe, denn jene will geführt werden. Jenes Untertänigkeitsgefühl, das erlaubt, gehorſamſt zu warten, ob der Fürſt oder ſein Beamter ſich herabläßt, iſt reif zum Sterben. Herauf aber ſteigt die Würde der freien Selbſtverantwortlichkeit des Mannes, der der Gemeinſchaft im Volke dient und darum nicht ſich, ſondern ſein Werk liebt.

Geſchrieben Ende September *Eugen Diederichs*

Max Schelers kulturpolitiſche Berufung

Friedrich Meinecke verſucht in ſeinem geſchichtlichen Hauptwerk „Weltbürgertum und Nationalſtaat“ die Nationen zu ſondern in „*Kulturnationen*“ und „*Staatsnationen*“, in ſolche, die vorzugsweiſe auf einem irgendwelchen gemeinſam erlebten Kulturbeſitz und ſolche, die vorzugsweiſe auf der vereinigenden Kraft einer gemeinſamen politiſchen Geſchichte und Verfaſſung beruhen. Im 19. Jahrhundert hat der Geiſt der franzöſiſchen Revolution den Willen zur Staatsnation ſo wuchtig hervorbrechen laſſen, daß jener bewußte Wille der nationalen Selbſtbeſtimmung in Deutſchland über die univerſaliſtiſche Staatsphiloſophie der Romantik den Weg führte zur ſtaatlichen Machtentfaltung der Reichsgründung, daß das alte Erlebnis der Kulturgemeinſchaft der deutſchen Stämme in dem Erlebnis der ſtaatlichen Gemeinſchaft des neuen politiſchen Geſamtorganismus „Deutſchland“ aufging. Deutſchland begreift ſich in erſter Linie als „Staat“ und erſt dann als „Nation“. Dieſer Weſenszug neudeutſcher Geſchichte entwickelte den Grundſatz der Erhaltung des ſtaatlichen Leibes der Deutſchen, er ſtellt ihr nationales Kulturbewußtſein in den Hintergrund. Die gewaltige ſtaatliche Machterweiterung

gegenüber der Perſönlichkeitsethik früherer Jahrhunderte, verbunden mit der wachſenden Gleichheit der Anſprüche des ſtaatlichen Eigennutzes und des privatwirtſchaftlich-kapitaliſtiſchen Unternehmergeiſtes in Europa, hat den Gegenſatz von Staat und Kultur in ſo grenzenloſem Maße gefördert, daß der europäiſche Geiſt der jüngeren Generation (am kräftigſten verkörpert im Deutſchen Leonhard Frank, im Ungarn Andreas Latzko und im Franzoſen Barbuſſe) zu jenem geſchichtlichen Entwicklungsprozeß in ſchärfſter Gegnerſchaft ſteht.

Dieſe Grundeinſtellung iſt auch die Max Schelers. Sie iſt freilich nicht getragen von der quellklaren Erkenntnis einer bis ins letzte folgerichtigen philoſophiſchen Wahrheitsgründung, ſie bleibt oft bei Teilwahrheiten ſtehen, ſo bei jener faſt willkürlichen Gegenüberſtellung von Liebesarbeit-Zweckarbeit, Geſinnungsmilitarismus-Zweckmilitarismus, bei begrifflichen Ableitungen, die wohl an den gedanklichen Wurzelpunkt der Dinge rühren, die aber für uns doch nur Umhüllungsformen für die anders geartete Wirklichkeit dieſer Dinge bleiben. Dennoch liegt in Schelers geiſtiger Perſönlichkeit, die eine reſtloſe Beherrſchung des Dialektiſchen und eine erſtaunliche Beweglichkeit des Denkens krönt, eine Fülle von kritiſchen und aufbauenden Kräften. Seine Pſychologie des vorkriegeriſchen Europa gehört zu dem Tiefſten und Beſten, was die Literatur der letzten Jahre in kultureller Hinſicht hervorgebracht hat.

Darüber iſt zunächſt einiges zu ſagen. Nicht der Macht- und Herrſchaftsgedanke, der das Geſicht des Staates ſtets beſtimmt, „aber nur bei ſehr großer Machtdifferenz eines Staates gegenüber den gleichzeitigen der Umwelt zu Weltherrſchaftstendenzen führen kann (wie im Fall des römiſchen Weltreiches), auch nicht eine Ideengruppe wie die der franzöſiſchen Revolution (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit), die hinter den Weltreichstendenzen Napoleons ſtand, und in der er ſeinen perſönlichen Ehrgeiz und den Gloiredurſt ſeiner Armee ſo gut verſteckte . . ., ſondern das ökonomiſche Klaſſenintereſſe der Großbourgeoiſien ſamt ihrer Teilhaberſchaften, beflügelt durch die Eigenart deſſelben kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsgeiſtes drängten nach der ſogenannten ‚Aufteilung der Erde‘“.

Den neuen europäiſchen Menſchentypus, dem das kapitaliſtiſche Ethos die bezeichnende Wirtſchaftsgeſinnung (Zeit iſt Geld) ſchuf, charakteriſiert Scheler als das Urbild des Erwerbstriebs und der Reichtumsanhäufung, die ihm Macht verleihe, während bei normalen politiſchen Verhältniſſen umgekehrt Macht nur auf Grund politiſcher Leiſtung verliehen wird: „Ein Geiſt grenzenloſen Mehrhabenwollens, der alle Liebe zum Werk und ſeiner Qualität auflöſte und alles nach dem Geldgewinn bemeſſen ließ“, der das tranſzendente Heil vergißt und das irdiſche Glück verleugnet. Dieſer undeutſchen, krämeriſchen Wirtſchaftsüberſchätzung, die erſtaunlicherweiſe auch in Deutſchland ſo ſtark an Boden gewann und gerade hier eine einſeitig gerichtete Überbetriebſamkeit entfaltete, die der Welt den Reſt von Freude am Leben zu nehmen drohte, gilt es mit äußerſter Kraftanſtrengung zu begegnen.

In dem Seelenzuſtand des Volkes und in dem Mutterſchoß ſeiner geiſtigen Kultur liegt die Zukunft einer Nation geborgen, niemals in der größtmöglichen Steigerung ſeiner wirtſchaftlichen Produktion, auch nicht in der bloßen Machtfülle ſeiner ſtaatlichen Perſönlichkeit. Der doktrinäre Sozialismus mit ſeiner utopiſchen Klaſſendemagogie iſt nur der Schatten des Kapitalismus, er iſt unfähig zu ſeiner geiſtigen Überwindung. Scheler glaubt, daß nur ein Zuſammengehen der im Banne des katholiſchen Gleichheits-(Solitariäts-)

gedankens ſtehenden Elemente mit den geſunden Forderungen des vierten Standes den Erfolg verbürge. Dieſe beiden geiſtigen Mächte: der demokratiſche Sozialismus und die noch chriſtlich denkende Welt ſeien die berufenſten Pioniere des europäiſchen Wiederaufbaus. Die Grundforderung des vierten Standes, dem Arbeiter Zeit zu geben, ſich der Exiſtenz ſeiner Seele zu beſinnen, ſei auch die der chriſtlichen Kirche gegenüber der raubbauenden Anarchie des bürgerlichen Liberalismus und des kapitaliſtiſchen Staatsgeiſtes.

Der politiſche Nationalismus, der die nationale Vereinzelung verherrlicht und die geiſtige Einheit Europas ſo wenig ſieht wie die Spuren der Menſchheitsentwicklung zu höherem Sein, kann natürlich nicht den politiſchen Rahmen ſchaffen, unter deſſen Vorausſetzung der kulturelle Aufbau Europas allein durchgeführt werden kann. Nur die Politiker, denen dieſer Aufbauwille ein Glaubensbekenntnis iſt und nicht die Ideenlehre ihrer diplomatiſchen Rechenkünſte, können überhaupt in Frage kommen. Denn es kann ſich, wie Scheler in einem formvollendeten Kapitel ſeines Kriegsbuches „Krieg und Aufbau“ („Unſere Begegnung mit den Zurückkehrenden“) betont, nicht darum handeln, das vorkriegeriſche Europa in ſeinem zerſetzenden Geiſtes- und Sinneszuſtand wiederherzuſtellen. Der „phariſäiſch maskierte moraliſche Rückſchritt Europas“, den enthüllt zu haben dem Krieg zu danken ſei, muß dem werdenden grundſätzlichen Sinneswandel der Völker weichen. Von kleindeutſchen Geſchichtsauffaſſungen und Philoſophien der geſchloſſenen Fauſt haben wir uns frei zu machen, wenn wir, der wunderbaren Mannigfaltigkeit des deutſchen Geiſtes folgend, uns berufen dünken, einmal den Herzensweg der nach Liebe hungernden Welt zu finden. Für Scheler iſt dieſes unendliche Streben nach moraliſchem Aufbau der neuen Bewußtſeinsformen Europas das Haupterlebnis dieſes Krieges und das letzte Ziel aller deutſchen Kultur: „Daß das jetzt einſame europäiſche Mittelvolk, daß der zum „Feind Europas‘ erklärten deutſchen Nation im Gefolge dieſes Krieges einmal die Rolle zufalle, der Quellpunkt dieſer Wiedergeburt zu ſein — mit dieſem Glauben lebt und ſtirbt Deutſchland.“ J. P. Buß

Preſſe und Perſönlichkeit

Unter Preſſe ſoll ganz allgemein das Weltreich des gedruckten Wortes verſtanden ſein, ſoweit ſein Herrſcher der Tag und die Stunde ſind. Dieſes Weltreich hat eine Ausdehnung, neben der die kühnſten Erobererträume Alexanders, Cäſars und Napoleons zwerghaft erſcheinen, denn kein Siegeszug eines Feldherrn läßt ſich dem Siegeszug des gedruckten Wortes vergleichen. Es muß nicht viel geredet werden von der Macht, die in dieſem Reich ſelbſtherrlich regiert. Uns braucht man nichts zu erzählen von dieſer Macht. Seit vier Jahren erleben wir, wie immer wieder hüben wie drüben mit dem Blut blühender Menſchen ausgewiſcht werden muß, was die Druckerſchwärze anrichtet, und noch kann das Blut die Druckerſchwärze nicht zudecken.

Mit den Schlagworten von der „ſiebenten Großmacht“ und von den „kommandierenden Generälen“ iſt jedoch unſerer Erkenntnis wenig gedient. Dieſe Worte mögen dem Standesdünkel ſchmeicheln. Vom inneren Weſen der Preſſe ſagen ſie wenig aus. Über dieſes innere Weſen gilt es aber, ſich wieder einmal beſinnen.

In einer klugen kleinen Schrift ſpricht Adolf Braun von der „Anonymität in der Preſſe“.* Braun hält die Anonymität für eine weſentliche, weil organiſche Eigenſchaft der Preſſe und beweiſt das in ſachlich bezwingender Form.

* Die Anonymität in der Preſſe. Von Adolf Braun. Verlag Julius Springer, Berlin.

Die Zeitung iſt nach Braun nicht das Ergebnis eines perſönlichen, ſondern eines geſellſchaftlichen Wirkens. Ihre Quellen entſpringen einem geiſtigen „Niemandsland", das keiner beſtimmten Einzelperſönlichkeit ein Hoheitsrecht zuerkennt.

Die Tatſache dieſes unperſönlichen Weſens der Preſſe ergibt ſich ganz folgerichtig aus der geiſtigen und wirtſchaftlichen Ordnung unſerer Gegenwart. Wem iſt bewußt, welche geſchickte Hand den Stoff ſeines Anzugs wirkte? Wir kennen die Fabrikmarken, aber die einzelnen Arbeiter bleiben anonym. So iſt der Zuſtand in der Preſſe. Der kapitaliſtiſch-mechaniſtiſchen Arbeitsweiſe hat ſich auch die Preſſe angepaßt und ſie bereits zu einer Vollendung gebracht, die nicht hinter den modernſten Fabrikſyſtemen zurückſteht. Es hat keinen, nicht einmal einen moraliſchen Sinn, über dieſe Syſteme zu klagen. Wir müſſen den vorwiegend techniſchen Charakter der Preſſe als Tatſache hinnehmen und zu dieſer Tatſache gehört, daß die Erzeugniſſe namenlos auf die Welt kommen.

Eine zwangsläufige Folge des mechaniſtiſch-kapitaliſtiſchen Charakters iſt überall die weitgehende Entäußerung vom Perſönlichen. Die Preſſe verſachlicht die Menſchen, die ihren Zwecken dienen, und unterwirft ſie den Mitteln ihrer Beſtrebungen ohne Rückſicht auf die perſönlichen Ziele des Einzelnen. Dieſe Entäußerung geht oft ſoweit, daß ſelbſt auf dem immerhin geiſtigen Gebiet der Preſſearbeit der Menſch ein Anhängſel der Werkzeuge wird. Niemand ſchätzt das Kapital von Begabung und Fleiß gering, das alltäglich in ein Zeitungsblatt geſteckt wird. Doch dieſes Kapital erſcheint nicht mehr in freier perſönlicher, ſondern in gemeinſchaftlich gebundener Form.

Die Stempel der öffentlichen Meinung gehen durch ſo viele Hände, daß es gar nicht möglich, nach Adolf Braun ſogar ſchädlich iſt, dem einzelnen Stempeldruck auf ſeinen perſönlichen Urſprung nachzuforſchen. Es iſt auch ganz verlorene Arbeit, denn in der Leiſtung des Journaliſten kann der perſönliche Anteil nicht mehr rein ausgeſchieden werden. Die Leiſtung des Journaliſten iſt weſentlich anders geartet wie die Leiſtung des Dichters und des wiſſenſchaftlichen Schriftſtellers.

Es hat Zeiten gegeben, da war das anders. Die Geſchichte der deutſchen Preſſe kennt die Namen Gentz und Görres. Dieſe Klaſſiker deutſcher Tagesſchriftſtellerei konnten noch ihr perſönliches Geſetz ihren Zeitungen auferlegen mit dem Erfolg, daß ſie Führer in den politiſchen Bewegungen ihrer Zeit wurden.

Haben wir heute politiſche Führer unter den Leitern großer Zeitungen? Wir haben führende Zeitungen. Wer aber wiſſen will, welche Perſönlichkeit wieder dieſe Zeitungen führt, ſtößt ſofort auf das Dunkel, das die Preſſe um alles Perſönliche breitet. Das iſt die Urſache, warum gerade die ſtärkſten politiſchen Talente und Temperamente ſich des geſprochenen Wortes als Wirkungsmittel bedienen.

Seit Görres und Gentz hat ſich die Natur der Zeitung grundſätzlich geändert. Darin, nicht im Mangel der Begabungen, liegt der Grund für das Fehlen von Publiziſten großen Stils. Vor hundert Jahren konnte die Zeitung noch zum einzelnen Menſchen ſprechen. Vor hundert Jahren hatte der einzelne Menſch noch Geduld und Zeit, ſich beim Leſen ſeiner Zeitung perſönlich angeſprochen zu fühlen.

Heute ſind Zeitungen geiſtige Meetingplätze, auf denen ſich Gruppen von Leuten ſammeln, die irgendeine Ähnlichkeit ihrer öffentlichen Geſinnung zuſammenhält. Der Konſervative lieſt ein konſervatives Blatt, der Sozialdemokrat greift nach dem ſozialiſtiſchen Organ und jeder findet die Welt dort in den Farben gemalt, die er für die ſchönſten hält. Die Verwandtſchaft der politiſchen Hoffnung iſt heute das

ſtärkſte Band vom Geiſt des Leſers zum Geiſte ſeiner Zeitung. Politik iſt aber immer nur geſellſchaftlich gerichtet und kann ſich mit der einzelnen Perſönlichkeit gar nicht befaſſen.

Um die gleiche Stunde leſen heute Tauſende die gleiche Zeitung. Jeder ſucht darin zunächſt, was ein perſönliches Bedürfnis befriedigt. Selten iſt das gerade der weſentliche Inhalt der Ausgabe. Doch auch dieſer Inhalt wird geleſen, mechaniſch, automatiſch, ohne jede perſönliche Teilnahme.

Für die meiſten Menſchen bedeutet das Leſen ihrer Zeitung nicht mehr wie das Atmen. Daß die Luft nicht für eine einzige Lunge da iſt, erſcheint ſo ſelbſtverſtändlich, daß jedes Denken darüber umſonſt iſt. Ich atme und erfülle eine lebensnotwendige Handlung, ohne viel nach dem perſönlichen Wert dieſer Handlung zu fragen.

Wir erkennen alſo: Das kollektive Weſen der Zeitung erzeugt kollektive Leſer, die nicht als Perſönlichkeiten, ſondern als Gruppenglieder am geiſtigen Werk der Preſſe teilnehmen.

Geſchieht nun dieſe geiſtige Umformung etwa nur durch Stärkung und Veredelung jener Kräfte, die im menſchlichen Geiſte auf Gemeinſchaft drängen? In dieſem Falle erfüllte die Preſſe eine ideale Miſſion mit idealen Mitteln und jeder Einwand hätte zu ſchweigen. Gar kein Zweifel: Die Ballung von Menſchengruppen um eine Idee hat durch die Preſſe mächtige Antriebe empfangen, doch ſind leider oft die Menſchen nicht die Ideen oder auch die Ideen nicht die Menſchen wert.

Der Weg, den die Preſſe von der Perſönlichkeit zur Gruppe gebahnt hat und noch bahnt, führt ſehr oft über die Trümmer feinſter Perſönlichkeitswerte. Auch darin offenbart ſich nur der mechaniſierende Grundzug unſerer gültigen Weltordnung.

„Unſer Hauptfeind — die Preſſe!“ Unter dieſer flammenden Kampfanſage hat Ferdinand Laſſalle eine Reform des Zeitungsweſens ſeiner Zeit gefordert. Laſſalle entwickelt den Gedanken, daß die Preſſe aus einem geiſtigen Vorkämpfer ein Börſenſpekulant wurde, weil die bezahlte Anzeige ſie von ihrer eigentlichen Miſſion abgezogen hat. Wir ſind die Erben jener Preſſe, der Laſſalle dieſe Verdammungsworte ſagt. Iſt die Anzeige ſeitdem aus der Welt verſchwunden? Sie hat ſich im Gegenteil noch mehr zu einem beſtimmenden Träger der Preſſe ausgewachſen. Überall glaubt man ihrem fatalen Geſicht zu begegnen. Oder leſen ſich viele Leitartikel anders als verſteckte Anzeigen, darin das politiſche, kulturelle und geiſtige Allheilmittel angeprieſen wird?

Muß man den Zuſtand der Preſſe erſt durch das Temperament Laſſalles ſehen, um zu finden: Die Repräſentanz der im Volksganzen wirkſamen Kräfte entſpricht heute nicht dem Auftrag, das verantwortliche Kulturgewiſſen der Zeit zu ſein?

„Wenn jemand Geld verdienen will, ſo mag er Kattun fabrizieren oder Tuche oder auf der Börſe ſpekulieren.“ Heute wie zu Laſſalles Zeiten treibt die Preſſe das Geſchäft mit geiſtigen Werten und ihre Grundſätze haben ſich kaum geändert.

Man muß dieſen Zuſtand ohne Bitterkeit, aber auch ohne Begeiſterung ſehen. Man darf ihn aber auch nicht ſcheinbar überwinden wollen durch ſo ſaftloſes Entſagen, wie es Anton Wildgans verkündigt:

> Es kann der Geiſt im Fertigen von Schuhen
> weit höheres Genügen finden
> als in des Denkens höchſten Gegenſtänden.

Dieſer genügſame Geiſt wird keinen Nagel in der Wand bewegen.

Iſt die Preſſe ihrem innerſten Weſen nach unperſönlich, weil kapitaliſiert und

mechaniſiert und wird ſie das nach Adolf Braun für die nächſte Zukunft bleiben, dann iſt völlig klar, daß alle Beſſerungsvorſchläge an der Oberfläche bleiben. So betrachtet, erſcheint das Problem der Preſſe eingeſponnen ins Problem der mechaniſtiſch-kapitaliſtiſchen Weltordnung überhaupt und die Löſung iſt abhängig von der großen inneren und äußeren Umſtellung unſeres Geſamtlebenszuſtandes.

Heute beſteht zwiſchen Preſſe und Perſönlichkeit dieſes Verhältnis: Man braucht ſich und man achtet ſich nicht! Zwiſchen Notdurft nnd Abneigung eingeklemmt ſteht der Menſch heute der Zeitung gegenüber.

Anders wird das nur, wenn ein neuer Geiſt (mancher wird meinen: wenn überhaupt Geiſt!) die öffentliche Meinung lenkt zu tätiger Teilnahme an den Aufgaben der Geſamtheit. Bis jetzt verdirbt das Handwerk den Beruf der Preſſe, deſſen endlicher Sinn die Berufung aller zu den gemeinſamen Aufgaben der Kultur iſt.

Karl Bröger

Gefährliche Bevölkerungsbeſtrebungen

Die geringe Entwicklung der Bevölkerungswiſſenſchaft macht ſich ganz beſonders in letzter Zeit fühlbar, wo man auf Mittel und Wege ſinnt, die durch den Krieg verſchuldeten großen Menſchenverluſte ſchnell zu erſetzen. Jetzt rächt ſich die von jeher beliebte einſeitige Betonung des Staatsintereſſes, die ja überhaupt uns Deutſchen — beſonders den Preußen — im Blute liegt*. Der Staat iſt alles. Die Menſchen ſind nur „Material". Und da man dieſes Material leider nicht in bereits gebrauchsfertigem, erwachſenem Zuſtande ſich verſchaffen kann, ſo muß man es halt aufziehen. Alſo: der Staat braucht Kinder. Koſte es, was es wolle! Wenn die eheliche Fruchtbarkeit nicht ausreicht, ſo geſtalte man die uneheliche aus! Die ſittlichen Bedenken hiegegen ſind veraltete Vorurteile. Überhaupt, was bedeutet die Sittlichkeit gegenüber dem Staatsintereſſe? Der Staat geht allem vor.

Stimmen dieſer Art tauchen neuerdings mit beängſtigender Beharrlichkeit aus allen Ecken auf. Ich übertreibe nicht. Um ſich davon zu überzeugen, braucht man nicht einmal mit beſonderer Aufmerkſamkeit die Tagesſchriftſtellerei zu verfolgen. Aber nicht nur die ach ſo üppig ins Kraut geſchoſſenen geilen Triebe der Kriegsliteratur bringen ſolche „Blüten", ſondern auch das geſunde Holz: ſelbſt in die beſonnene wiſſenſchaftliche Fachpreſſe verirren ſich jene Forderungen. So hat ſich z. B. Schmollers Jahrbuch dazu hergegeben, die folgenden Äußerungen von A. E. May aufzunehmen. Eine von mir eingeſandte Erwiderung wurde von der damaligen Schriftleitung aber zurückgewieſen.

Herr May ſagte allen Ernſtes: Braucht der Staat Kinder, dann ſoll er ſich freuen, wenn diejenigen, die ihre Aufzucht nicht übernehmen können und wollen (!), wenigſtens die Bürde auf ſich nehmen, ſie in die Welt zu ſetzen; und die unehelichen Mütter haben Anſpruch auf die Dankbarkeit der Geſell-

* Wer ſich klar werden möchte, wohin dieſe Auffaſſung ſchließlich führt, leſe die bedeutſame Schrift von Othmar Spann: Kurzgefaßtes Syſtem der Geſellſchaftslehre. Der ſcharfſinnige Soziologe zieht hier die letzten Folgerungen des Univerſalismus und verſucht auch eine geiſtreiche, tief eindringende Begründung dieſer Staatsauffaſſung, der er begeiſtert huldigt. Aber dadurch, daß er mutig den Gedanken zu Ende denkt und in ſeine ſozialen Verzweigungen verfolgt, erreicht er wohl bei manchem Leſer gerade das Gegenteil von dem, was er erſtrebte: Wir überzeugen uns von der Unmöglichkeit des Univerſalismus und werden um ſo entſchiedenere Individualiſten, mögen wir im übrigen noch ſo ſtarke ſozialiſtiſche Neigungen haben.

ſchaft (!!). Die Pflicht der Selbſterhaltung, mit der wir auch den Durchbruch durch Belgien rechtfertigten, nötige uns jetzt zu außerordentlichen Maßnahmen und zur Änderung von Urteilen, die, wie die Mißachtung der unehelichen Mutter und die geringe Wertſchätzung des unehelichen Kindes, den Beſtand des Staates ungünſtig beeinfluſſen. Es möge „von oben“ die Preſſe veranlaßt und beeinflußt werden, Urteilen entgegenzutreten, die auf dieſem Gebiete dem Geſamtintereſſe ſchädlich ſind, und eine andere Beurteilung zu verbreiten.

Man beachte: die Bevölkerungsvermehrung um jeden Preis als das Geſamtintereſſe! Daß es auch ſo etwas wie ein allgemeines Sittlichkeitsgefühl, wie öffentliche Moral gibt, und daß deren Erhaltung und Pflege zum mindeſten doch auch ein Geſamtintereſſe iſt, das ſtört dieſe Richtung nicht in ihren Erwägungen. Ja, ſie fragt nicht einmal nach den ihr doch ſonſt ſo wichtigen materiellen (raſſebiologiſchen und anderen) Bedenken, die einer kritikloſen Volksvermehrung entgegenſtehen.

Herr May macht ſich dann die Forderung eines Münchener Arztes Naſſauer zu eigen, welcher im Ärztlichen Verein München* ausſprach: Deutſchland habe ein Lebensintereſſe daran, daß möglichſt viele Kinder geboren werden. Deutſche Kinder. Ob eheliche oder uneheliche, darf für uns Ärzte, ſchließlich für den Staat, zu dieſem Zwecke nebenſächlich ſein. Jede ſchwangere Frau hat das Recht, daß dem zu gebärenden Kinde eine Lebensmöglichkeit geboten werde. Wenn ein dienendes Weib ſein neugeborenes Kind nur unterzubringen weiß, wenn es faſt ſeinen ganzen Monatsgehalt opfert, ſo iſt das eine ungeheure Zumutung des Staates, daß dieſe arme Perſon ihr ganzes Leben dem Staate opfere (!!), damit er einen Bürger mehr erhalte. Für die unehelichen (und ehelichen) Kinder, die aus Armut der Mütter zugrunde gehen und für die Sprößlinge jener Mädchen der höheren Stände, die im Intereſſe ihres ſozialen Anſehens vor der Geburt vernichtet werden, fehlt es im großen Deutſchen Reiche an Platz und Geld. Hier herrſcht ein rieſiger Organiſationsfehler, der bald ausgemerzt werden muß. Sogenannte moraliſche Anſichten des Staates oder einzelner ſeiner Geſellſchaftskreiſe erlauben es nicht, für dieſe Kinder irgendwie zu ſorgen. (So?? Zu was anderem ſind denn große Teile der öffentlichen und privaten Kinderfürſorge vorhanden?) Sie erlauben auch nicht, dieſe Kindervermehrung zu fördern. (Hier hat Herr N. allerdings einmal recht!) Es muß ein Ort geſchaffen werden, wohin man die zukünftigen Staatsbürger (!!) bringen kann. Der Staat wird den größten Nutzen davon haben. (Der Nutzen des Staates! Das iſt freilich die Hauptſache für die menſchliche Geſellſchaft! Gegenüber dieſem Standpunkte iſt der verläſterte engliſche Utilismus eine geradezu idealiſtiſche Philoſophie.) Herr Naſſauer verlangt nun Anſtalten nach dem Muſter des berühmten Findelhauſes in Moskau, das er vor Jahren gelegentlich eines Kongreſſes flüchtig geſehen hat. Sie ſollen Mutterhäuſer heißen; eine große Mutter ſollen ſie ſein den Mutterloſen; ſie ſollen das namenloſe Leid der Tauſenden von ſchwangeren Frauen ſtillen, denen der ſoziale Staat ihre Mutterfreude hintanhält, denen er unmenſchliche Opfer auferlegt in ſeinem Intereſſe.

Die mittelalterlichen Findelhäuſer ſind gar nichts hiegegen! Damals war man aus caritativen Gründen bewogen, die unehelichen Kinder, die leider einmal da waren, nicht umkommen zu laſſen. Der uneheliche Geſchlechtsverkehr von deren Eltern ſollte damit keineswegs gutgeheißen werden. Im Gegenteil: man bekämpfte ihn ſogar

* Vgl. Münchener Mediziniſche Wochenſchrift vom 27. Juni 1916; Jahrgang 63, Nr. 26, S. 942.

eifrig und beſtrebte ſich auch, durch mancherlei Maßnahmen die Kinderausſetzungen ſo viel als möglich zu verhindern. Erſt der modernen Zeit des Machtſtrebens war es vorbehalten, bevölkerungspolitiſche Erwägungen in den Vordergrund zu ſtellen. Nun galt die große Volkszahl als das erſtrebenswerte Ziel der Staaten. Die materiellen Faktoren ſtiegen immer mehr in der öffentlichen Achtung, und für die ſittlichen Werte war kein Platz mehr in der Realpolitik. Bezeichnend ſind die Bemühungen des erſten Napoleon, durch eine Reorganiſation der Findelhäuſer ſeine ſoldatiſche Macht zu ſtärken. Und was iſt der Vorſchlag von May und ſeinen Geſinnungsgenoſſen — er iſt leider nicht der Einzige! — viel anderes als dieſelbe Napoleoniſche Bevölkerungspolitik des Militarismus? Im Namen der aufgeklärten Staatsraiſon wird die ſchrankenloſe Kindererzeugnng als nationales Verdienſt gefordert. Die Mädchen, die nicht ſittliche Kraft genug beſitzen, ihre natürlichen Triebe zu beherrſchen, werden nicht nur zu wünſchenswerten Kriegslieferanten, nein ſogar zu Helden und mit dem Heiligenſchein patriotiſcher Opferbereitſchaft umgeben. Sie nehmen ja die Bürde auf ſich, Kinder in die Welt zu ſetzen! Der Staat freut ſich deſſen und die Geſellſchaft hat ihnen dankbar zu ſein! Führen wir doch den Phalluskult wieder ein, aber natürlich nicht in der heiteren antiken Sinnenfreude, ſondern in Feldgrau mit ſäuberlich abgeſtuften ſtaatlichen Auszeichnungen je nach Zahl der Väter und Kinder.

Kalt berechnender Rationalismus und zyniſche Verachtung der Moral (ich meine hier natürlich *nicht* nur die geſchlechtliche Moral!) bei gleichzeitiger Drapierung mit ſentimentalen Phraſen. Das nennt man Realpolitik, und iſt dabei doch ſo weit entfernt von wahrer Kenntnis der realen Verhältniſſe, daß man für die ſo naheliegenden und ſo einfachen Forderungen der wirklich Sachkundigen kein Verſtändnis und kein Wort übrig hat. Die ganze Bewegung iſt ärgſter Dilettantismus. Von all den Herren, welche glauben, die Grundlagen des gegenwärtigen ſozialen Lebens erſchüttern zu müſſen, um deſſen Fortbeſtand zu ſichern, hat ſich anſcheinend keiner die Frage vorgelegt, *ob man nicht etwa leichter und ſicherer zum Ziele käme, wenn die beſtehende Kinderfürſorge, die Berufsvormundſchaft uſw. energiſch ausgebaut, die unehelichen Väter kräftiger zur Alimentation herangezogen und die geſamte Armenpflege mehr ſozialpolitiſch gerichtet werden würde.* Von der noch weiter zurückliegenden Frage ganz zu ſchweigen, ob denn die Staatsnotwendigkeit oder das Allgemeinintereſſe eine lebhaftere Volksvermehrung überhaupt verlangt? Dieſe Frage wird ja auch in viel weiteren Kreiſen mit eben ſolcher Beſtimmtheit wie Gedankenloſigkeit automatiſch bejaht, ohne daß man nur den Verſuch wagt, über ſie nachzudenken oder gar das Ja zu begründen. Was man freilich auch nicht ſehr nötig hat, da ja eine widerſprechende Meinung gegenwärtig nicht zu Wort kommen darf. Manche „einſchlägigen“ Aufſätze könnten darüber Erbauliches von ihren Wanderfahrten erzählen.

Es iſt ſehr verführeriſch, hier mit einem Hebbelſchen Wortſpiel zu ſagen: Ich muß abbrechen, denn ich machte meinen eigenen Verſtand verdächtig, wenn ich Anderen nicht den Verſtand zutraute, ſolche Anſchauungen uſw. uſw. Aber ich glaube, das hieße denn doch die Sache zu leicht nehmen, weil jene Forderungen leider mehr als nur vereinzelt auftreten und zudem in der gegenwärtigen Stimmung weiter Kreiſe allzu günſtigen Widerhall finden. Hier ſind Gefahren im Anzuge, gegen die das lächelnde Schweigen der Einſichtigen keine Wirkung hat; Gefahren, die nur durch entſchiedene Bekämpfung in offener Ausſprache abgewendet werden können. Hierauf

hinzuweiſen, iſt der Zweck dieſer Zeilen. Denjenigen unter uns, denen es beſchieden war, in dieſer geiſtig vielfach ſo traurigen Zeit des allgemeinen Taumels beſonnen zu bleiben, möchten ſie eine Mahnung ſein.

Die barocken Findelhausvorſchläge im einzelnen zu widerlegen, unterlaſſe ich, um nicht zu wiederholen, was ich vor einigen Jahren in der Zeitſchrift für das Armenweſen* und gerade jetzt im Hochland** ausgeführt habe.

Hier wollte ich mich mit zwei Hinweiſen begnügen.

Der erſte gilt den Praktikern der Sozialpolitik. Ihre langjährige beharrliche Reformarbeit in der Kinderfürſorge mit den ſchon ſo ſchönen Erfolgen und den noch größeren, viel verheißenden Hoffnungen würden mit einem Schlage vernichtet werden, wenn jene törichte Propaganda Erfolg hätte. Für den Fachmann bedarf das keiner Begründung.

Meine zweite Mahnung wendet ſich an alle, die dem bedingungs- und bedenkenloſen Machtſtreben immaterielle Werte gegenüberſtellen und insbeſondere noch bereit ſind, ſittlichen Erwägungen Raum zu geben. Wie geſagt, ſo abſurd jene Forderungen auf ſittliche Selbſtvernichtung ſind, der Zeitgeiſt iſt empfänglich für ſie. Wenn ſie ſich in ihm einmal feſtgeſetzt haben, ſo führt das nicht nur eine Lockerung der geſchlechtlichen Sitten herbei, ſondern einen unmeßbar größeren Schaden. Dann kommt das größte Unglück über uns, das ein Volk überhaupt erleiden kann: der Rückgang des allgemeinen moraliſchen Empfindens, der Verfall des ſittlichen Pflichtbewußtſeins. „Es gibt geiſtige Schätze, die mehr wert ſind als Staat und Vaterland“ ſagte die Bußtagsbotſchaft des ſchwediſchen Königs vom 14. Dezember vorigen Jahres. Und am gleichen Tage ſprach Prinz Max von Baden in ſeiner ſo bedeutenden Rede vor der badiſchen erſten Kammer die ſchönen Worte: „Macht alleine kann uns die Stellung in der Welt nicht ſichern. Soll die Welt ſich mit der Größe unſerer Macht verſöhnen, ſo muß ſie fühlen, daß hinter unſerer Kraft ein Weltgewiſſen ſteht.“

Einſtweilen ſind ſolche Stimmen ſittlicher Selbſtbeſinnung leider noch erſt ſehr vereinzelt. Dagegen iſt die „Geſinnung“ à la May-Naſſauer ſymptomatiſch für die drohende allgemeine Verwilderung unſeres Ethos. Geradezu auf allen Gebieten gewinnt die brutale Politik der materiellen „Zweckmäßigkeit“ reißend an Anhängern. Überall iſt für ſittliche Erwägungen und Bedenken kein Platz mehr, wo immer im ſtaatlichen Intereſſe Anſprüche erhoben werden. Die „Bedürfniſſe der Allgemeinheit“, die ſo oft doch nichts Anderes als der vorübergehende Nutzen beſchränkter Perſonengruppen ſind, werden den Forderungen der Sittlichkeit mit einer erſchreckenden Selbſtverſtändlichkeit und mit zyniſcher oder dumm-dreiſter Offenheit vorangeſtellt.

Dr. W. Feld

Erlebnis und Erfahrung

Wiſſen wir, welchen eigentümlichen Stempel wir einem Menſchen aufdrücken, wenn wir von ihm ſagen, er habe „Erfahrung“? Nein, wir gebrauchen das Wort leichthin.

Man empfindet wohl durch natürlichen Zug, daß Erfahrung ein Sammelbegriff, eine Schlußfolgerung iſt; kurz: eine Summe. Und der einzelne Poſten dieſer Summe iſt: das Erlebnis.

Aber was iſt das Erlebnis? An ſich iſt es nichts. An Tauſenden geht es vorüber, gleitet es ab. Um etwas zu ſein, muß es erfaßt, für immer feſtgehalten werden, wie ein Saatkorn, das keimen ſoll. Und hier zeigt ſich, daß die Empfänglichkeit des

* W. Feld, „Findelhäuſer in Deutſchland?“ ** W. Feld, „Steigerung der Wehrkraft oder Sittlichkeit?“

Einzelnen für ein Erlebnis zugleich Wahlvermögen bedeutet: Aus tauſend Geſchehniſſen der Jahre, des Tages greift er unbewußt heraus, was einem Etwas in ihm ſelbſt verwandt iſt. Alles andere kommt nicht zu tieferem Bewußtſein oder wird vergeſſen.

Was iſt nun dieſes Etwas, das mit den äußeren Geſchehniſſen in Einklang ſtehen muß?

Ich nenne es das „urſprüngliche Selbſt", d. h. eine Anzahl keimhafter geiſtiger Anlagen, die von Geburt an vorhanden ſind. Sie ſind es, die die Auswahl bedingen. Und die leiſe Kenntnis von ihnen wird ſich als Vorurteil oder — als Ahnung bemerkbar machen. Denn bei genauer Prüfung wird man kaum ein Erlebnis finden, von dem man nicht vorausgeahnt hätte, daß man ihm — irgendwo, irgendwann — einmal begegnen würde. Man fühlte eben die Fähigkeit in ſich, es zu erleben, d. h. unter tauſend großen und kleinen Geſchehniſſen gerade dieſes eine „auszuwählen". Oft läuft man ihm ſogar entgegen, man fordert es heraus — ſtets getrieben von jener Anlage im Innern, die ihre Beſtätigung dringend verlangt. Man findet hier im kleinen wieder, was im großen als das „Dämoniſche" bekannt iſt. Man erlebt nur, was man erleben will! Es iſt ein unperſönliches Wollen, das oft wie halbbewußter Zwang ſich geltend macht.

Eigenartig ſind die Folgen des Wahlvermögens. Aus ihm erklärt ſich die Ausſage vieler, daß ſie über die Gleichartigkeit ihrer Erlebniſſe, die Wiederholungen des Schickſals, ſelber erſtaunt ſind. Wonach denn auch der Begriff des „typiſchen Schickſals" von Nietzſche gebildet wurde. Aus ihm erklärt ſich, warum viele durchaus nur Gutes, andere durchaus nur Schlechtes wollen erlebt haben. Warum die Welt bei gleichen Umſtänden dem einen ſchöner, dem anderen häßlicher erſcheint. Die Welt hat kein Geſicht, oder vielmehr: ſie hat hunderttauſend, und eins davon wird herausgegriffen. Wer alſo ein Urteil über ſeine Erlebniſſe fällt, der hüte ſich wohl: er fällt ein Urteil über ſich ſelbſt!

So ſteht — durch das Erlebnis — ein jeder der Welt als ſelbſtändiger Schöpfer gegenüber. Dieſer eingeborene Hang des Menſchen, das Schöpferiſche, iſt es auch, der die einzelnen Erlebniſſe in Erfahrung umwandelt. Ein Vorgang der Verarbeitung beginnt, der nach und nach — man möchte ſagen: Stein für Stein — die Erlebniſſe in die Tiefe trägt, ſie alles Zufälligen, Unweſentlichen entkleidet und ſie ſchließlich zu einem großen, geſchloſſenen Hintergrund von ziemlich einheitlicher Färbung zuſammenſchmilzt. Dieſer Hintergrund iſt das eigenſte Werk der Perſönlichkeit, die mit ihm ſteigt und fällt. Sobald er ſeine weſentlichſten Umriſſe erhalten und ſeine ureigene Tönung angenommen hat, iſt auch der Menſch zum erſten Male fertig. Er hat ſich ſelbſt geſchaffen.

Das alſo iſt die Erfahrung: ein Hintergrund, eine Kuliſſe von unverkennbarer Formung und Färbung; die Grundlage der Perſönlichkeit, die Vorgeſchichte des zweiten, entwickelten Selbſt.

Der Wert dieſes Hintergrundes iſt ungeheuer. Von ihm iſt die Aufnahme neuer Erlebniſſe weſentlich abhängig: Sie heben ſich von ihm ſo greifbar ab, wie ein Modell im Atelier hervortritt. Seine Größe, die mit den Jahren zunimmt, iſt das Maß, mit dem neue Eindrücke in den richtigen Größenverhältniſſen geſehen werden. Seine Farbe iſt der Mittler zu den verſchiedenſten Erſcheinungen der Umwelt, die in irgend einer Nuance mit ihm zuſammentreffen. Schließlich kann ein einzelnes ehemaliges Erlebnis aus ihm gleichſam wieder herausgebrochen, vervollſtändigt und in den Vor-

dergrund gerückt werden, um — bei ſchärferer Beleuchtung — zum Vergleich mit einem anderen zu dienen. Worauf dann beide im Erfahrungshintergrund erſcheinen.

Genau ſo wie das Stehenbleiben beim Erlebnis einen Mangel bedeuten müßte, iſt auch das Stehenbleiben bei der Erfahrung noch nicht das Höchſte. Die ſchöpferiſche Kraft ſtrebt über ſie hinaus: ſie ſchafft, als höchſte Stufe, das Ideal. Doch laſſe man die Träumerei, die Illuſion hier aus dem Spiel! Gerade zwiſchen dieſen beiden Begriffen, weit mehr als zwiſchen Jugend und Alter, ſchafft die Erfahrung eine Scheidewand: Illuſionen gehen der Erfahrung voraus, Ideale gehen über ſie hinaus.

Illuſionen leben vom Hörenſagen. Sie ſind nach bloßen Erinnerungsbildern vom Erleben anderer, nicht aus Eigenem geſchaffen. Sie ſind egozentriſch zuſammengeſetzt, da ſie zu einer Zeit entſtehen, wo der Geſichtskreis über das eigene Ich noch nicht hinausgeht; und ſchönſeheriſch gefärbt, da ſie perſönliche Wünſche ausdrücken. Bei Berührung mit der Wirklichkeit brechen ſie zuſammen und machen der Erfahrung Platz. Ihr Wert beſteht nur darin, daß ſie die Regſamkeit der Phantaſie beweiſen, und das unerläßliche ſchöpferiſche Organ für den poſtempiriſchen Aufbau der Ideale iſt ja gerade die Phantaſie.

Denn ſie ſtirbt nicht vor der Erfahrung dahin, wie die Illuſionen. Im Gegenteil, die Erfahrung wirkt auf ſie als mächtiger ſchöpferiſcher Reiz. Wie antwortet ſie darauf? Zu Erinnerungsbildern kann ſie nicht mehr greifen, da ſie gegen den ſtarken Eindruck der Wirklichkeit, des eigenen Erlebens, längſt verblaßt ſind. So gelangt ſie notgedrungen dazu, aus ihrem Eigenſten heraus Bilder zu ſchaffen, die ſich zu der bekannten Wirklichkeit wie Richtigſtellungen verhalten. In denen die Bedingungen, die Naturgeſetze der Wirklichkeit zwar mit enthalten, aber in eine reinere, zweckmäßigere Verknüpfung gebracht ſind, als es bis dahin erlebt worden war. Das Ideal hat kein Vorbild. Es kann auch nicht widerlegt werden. Denn an welche höhere Stelle ſollte man wohl appellieren? Man ſteht doch vor dem freien Kinde einer unbeſchränkten, unbegrenzten Kraft, das auf dem Boden der Erfahrung erwachſen und mit allen Naturgeſetzen im Einklang iſt!

Nichts geſchieht, das nicht lange zuvor — als Ideal — vorgeſtellt war. Und nichts Wertvolles wird vorgeſtellt, das nicht aus dem Reiz der Erfahrung auf die Phantaſie entſtanden iſt. Und da die Vorausſetzung der Erfahrung das Erlebnis iſt, ſo baut ſich letzten Endes das Ideal auf dem Erlebnis auf. Das iſt der Wert von Erlebnis und Erfahrung. Sie beſtimmen weniger die Handlungen, als die Haltung des Einzelnen. Sie ſind bedeutungsvoll nicht für das Tun, nicht für den Augenblick, wohl aber für das Denken, für die Entwicklung.

Beide aber, das Erlebnis und die Erfahrung, ſind gleichmäßige Zeugen für die Werktätigkeit des Menſchen, der dem Milieu doch nur die roheſten Stoffe entnimmt. Er ſchafft — durch Auswahl — ſein Erlebnis. Er ſchafft — durch Urteil — ſeine Erfahrung, den treueſten Ausdruck ſeiner ſelbſt. Er ſchafft — über die Erfahrung hinaus — ſeine Ideale, die dem Zwielicht entriſſenen Frühſtrahlen eines fernen, zukünftigen Tages.*

H. Lubowski

Arnold Topp „Auf den Tod des blauen Reiters“ ſteht auf einem der Bilder Arnold Topps, die der „Sturm“ in Berlin zeigt. — Franz

* Vgl. auch den Aufſatz von R. v. Delius (Märzheft 1918) über das „organiſche Denken“, in deſſen Bereich auch vorſtehende Betrachtung m. E. gehört. D. Verf.

Marc und Arnold Topp gehören zuſammen. Seit Franz Marcs Erſcheinen iſt keiner aus Deutſchland ſo jung und ſo reich ins Blaue geritten wie Arnold Topp. Wir freuen uns des Jetzigen, wiſſen, daß noch Geſtaltenreicheres entſtehen wird und warten auf den erſten „Stern“. —

Graues Mühen und Suchen iſt plötzlich abgefallen, aus mattzarten Kelchſchleiern, die verſchwanden, iſt eine glühende Blütenſchönheit üppig aufgerollt, blau und rot, grün, gelb und golden. Topp iſt mit einemmal freigeworden und daher einfach und unwiderſtehlich.

Topp iſt nicht mehr ängſtlich, ob er noch „abſoluter“ Maler ſei, wenn er in ſeinen Bildern Menſchen und Tiere erkennen läßt. Und er hat recht! Könnte ſich denn eine Malerei noch abſolut nennen, die ſich ſtatiſchen Geſetzen unterwirft und allgemeinen Verboten beugt? Nichts zwingt den Maler, der Sklave des Gegenſtandes zu ſein — eine Binſenwahrheit! Aber ebenſowenig iſt er gezwungen, dem Gegenſtändlichen auszuweichen. Abſolut iſt die Malerei, die alles tun kann.

Arnold Topp iſt wirklich ein abſoluter Maler. Er geſtaltet unbedingt und ohne Kompromiſſe aus der Farbe. Daß er irgendwo der Farbenreinheit und -Einheit eines Bildes untreu würde, weil ihn etwas außerbildlich Gegenſtändliches beirrte, trifft nicht zu. Und das iſt ſchließlich das Entſcheidende. Der Gegenſtand als Fremdkörper iſt unkünſtleriſch, nicht der Gegenſtand allein.

Das Schöne an Topps Bildern iſt: ſie klingen in das All. Sie ſind immer ein Stück Weltenraumes. Mit breiten Fächerflächen wie mit Flügeln greifen ſie aus. Der Weltenraum, die ſternenhafte Weite in Arnold Topps Bildern iſt aber natürlich keine körperliche, perſpektiviſche Rundlichkeit, ſondern köſtliche Kunſt der Malerei. Sie entſteht durch die klingende Spannung der reinen Farben, die niemals die zarte, ſtille Fläche verlaſſen. Topps Bilder ſind wie ſilberne Spiegel, die auffangen, was in hellſten Himmelsräumen ſich begibt. An den Regenbogen erinnern ſie, weil ſie wie dieſer über reinſtem Tau des Waſſers ſchimmern. Durchſprüht von kriſtallklaren Tropfen ſind Topps Bilder.

Das Kosmiſche läßt ſich ſchwer direkt greifen — weil es eben kein Gegenſtand iſt. Es iſt alſo nicht geſagt, daß der Künſtler kosmiſche Wirkungen erzielen muß, der unter Vermeidung alles durchſichtig Gegenſtändlichen den unbenennbaren Weltenraum malt. Dieſes direkte Verfahren bleibt in den meiſten Fällen Lyrismus. Und ich glaube, davon haben wir mittlerweile genug. Der kosmiſche Charakter eines Kunſtwerkes iſt durchaus unabhängig davon, ob dieſes Kunſtwerk gegenſtändlich iſt oder nicht. Ungegenſtändliches nur durch Ungegenſtändliches ausdrücken zu wollen, braucht nichts Höheres zu bedeuten, als Gegenſtändliches durch Gegenſtändliches ausdrücken. Weil der Kosmos ungegenſtändlich iſt, braucht er nicht ſo gemalt zu werden. Das käme ja nur auf höheren Naturalismus hinaus. Weil der Kosmos ungegenſtändlich iſt, kann ich ihn gegenſtändlich malen — und vielleicht muß ich es. Denn die Erfahrung lehrt, daß der kurze und direkte, hemmungsloſe Weg zum Kosmos zumeiſt ſchon ſtecken bleibt im Individuell-Menſchlichen, im Lyrismus. Gleichniſſe des Kosmos kann ich aber nicht in lyriſchen Tenorſoli erkennen. Nur keine Selbſtbekenntniſſe! —

Der kosmiſche Künſtler iſt an keine gegenſtändliche Geſetzlichkeit des einzelnen Gegenſtandes gebunden. Er kann jeden Gegenſtand jederzeit und allerorts verändern und verwandeln. Ja, gerade in dem Verwandeln liegt das Weſentliche, denn jedes Verwandeln wird ein Bekenntnis des Künſtlers, das mehr iſt als ein Selbſtbekennt-

nis, nämlich ein weltarchitektoniſches Bekenntnis. Wenn Scheerbart den Menſchen, den „Erdrindenfloh“, überwindet, erreicht er, der doch gewiß das Nochmalmachen verlachte, das nicht durch Stimmungsautogramme, ſondern durch das Verwandeln und Verſetzen gegenſtändlich organiſcher Größen. Das Kosmiſche wird nur durch Spannung für uns wirkſam. Was nicht erkennbar Waſſer, Wolke, Feuer, Weſen, Berg oder Stern iſt, iſt deshalb nicht ſchon der Kosmos. Es iſt zumeiſt nur das eigene empfindungsreiche Herz. Aber aus gegenſtändlichen Elementen iſt vielleicht die Brücke gebaut, die ſich vom Menſchenherzen zum Kosmos ſpannt. Das Nachahmen von Gegenſtänden iſt Unkunſt. Das Benutzen des Gegenſtändlichen ſchaltet die Widerſtände ein, deren Überwindung allein uns aus der trügeriſchen Selbſtgenügſamkeit des Herzens reißt, dem Kosmos nähert.

Das ſchulmäßige Meiden des Gegenſtandes iſt Lyrismus, was wir brauchen, iſt Architektur!

Architektur als künſtleriſches Element iſt in Arnold Topps Bildern, wie in den unübertrefflichen Bildern Paul Klees und auch in denen Schmidt-Rottluffs, Feiningers und Stuckenbergs. Bei Topp iſt in beſonderem Grade die Farbe Trägerin des architektoniſchen Empfindens. Die reine Entfaltung ſeiner Farbe, ihre traumſichere Wandlung und Abwicklung erweckt zunächſt Empfindungen des Schwebens. Wundervoll iſt es, wie manche ſeiner innigen Farbverwandlungen den ſtarren Boden unter unſeren Füßen hinwegnehmen, daß wir glauben, mitzugleiten vom Blau zum Gelb, vom Rot zum Blau, Farben, von denen immer die eine die andere in ſich widerzuſpiegeln ſcheint, ſo daß die Farben nicht gegeneinander arbeiten, ſondern miteinander, als wären ſie alle eines Urſprunges und eines Zieles, getrennt nur, um ſich im nächſten Augenblick wieder zu vereinen. Gelb ſcheint bei Topp manchmal nur eine andere Erſcheinungsweiſe von Blau zu ſein. Aber hinter unſerem und der Farben Schweben ruht ein dauerhaftes Sein, wie im Strömen ein Verweilen.

Die reine, unmittelbare Farbe iſt offenbar von Geburt weltenhaft, nicht ſtimmungshaft. Topps Bilder ſind Erlebniſſe — nicht ſo ſehr des Malers, wie der Farben ſelbſt — demütige Strenge im „Weltenwanderer“, glühendes Lieben im „Barmherzigen Samariter“, weiches, ſchwelgeriſches, ſüßes Träumen im „Selbſtbildnis“, das an Delaunay erinnert. Adolf Behne

Wider die Darwiniſtiſchen Schlagwörter

Wenn man in der Beweisführung gewiſſer Gruppen und Richtungen des öffentlichen Lebens ſtets denſelben Schlagwörtern begegnet, ohne jemals eine wirklich tief ſchürfende Analyſe des Tatſachenbeſtandes und eine darauf begründete Rechtfertigung der vertretenen Prinzipien ſichten zu können, ſo legt das den Verdacht nahe, daß hier eine bare Demagogenpolitik vorwaltet, die ſich kennzeichnet durch recht geringes Vertrauen auf die Überzeugungskraft der Grundſätze des eigenen Syſtems und dementſprechend um ſo lauteres Betonen der dieſes Syſtem charakteriſierenden, oft aber jedes Inhalts leeren Phraſeologie. Wenn wir in dieſem Sinne gegen den „Darwinismus“ Front machen, ſo nicht gegen Darwin; wenn gegen die Selektionstheorie, das Ausleſeprinzip, die Idee des „Kampfes ums Daſein“, gegen all dies als entſcheidende Prinzipien der Entwicklung, ſo nicht gegen den Entwicklungsgedanken. Es mag an dieſer Stelle ein wenig weit hergeholt erſcheinen, wenn wir auf Zuſammenhänge weiſen, die in Ergebniſſen der Biologie, der Vererbungslehre und Zeugungsforſchung, und nur da, verwurzelt ſind, und doch

ſcheint uns dies wichtig genug, da die ſchlagwortartigen Folgerungen, die vorſchnelle Köpfe aus noch ungeſicherten biologiſchen Forſchungsergebniſſen ziehen zu können glaubten, in volkstümlicher Verflachung weitgehendes Unheil anzurichten im Begriff ſind, ja ſchon angerichtet haben. Die Auffaſſung, daß die „künſtliche“ wie die „natürliche Zuchtwahl“, das heißt mit anderen Worten, das „Überleben des Paſſenden, des Tüchtigſten“ oder aber — rohe Gewalt treibende Kräfte des Daſeins ſind, hat ſich in den Gedankenkreiſen übervieler Politiker, Hygieniker und Moraliſten (ich ſage wohlbewußt nicht Ethiker) verankert. Man hat mit dieſen reklameartig unter die Maſſen geworfenen Begriffen die Herrenmoral, die Notwendigkeit des Krieges, ja des ſchrankenloſen Chauvinismus, des polygamen Zuchtſtaates, den Segen der Kinderſterblichkeit und der Tuberkelbazillen und, was weiß ich, alles „bewieſen“, ohne zu bedenken, daß ein Beweis in ſich zuſammenſtürzt, wenn eine ſeiner Vorausſetzungen ſich als falſch erweiſen ſollte. Bei der Oberflächlichkeit des gedanklichen Baues, der all dieſen Darſtellungen begeiſterter Darwinianer zugrunde liegt (um nur einige Namen zu nennen: Schallmeyer, Haeckel, Haykraft, Ammon, Ploetz, Hentſchel, Ehrenfels und zahlloſe andere, deren wiſſenſchaftliche Bedeutung längſt nicht immer derart iſt, um ſie mit einem Haeckel in einem Atemzuge nennen zu dürfen), iſt es nicht verwunderlich, wenn ſolch ungereimte Behauptungen zutage treten, wie die eines Tille („Zukunft“ 1893, V, S. 268), daß das „darkest England“ eines Booth in Wahrheit eine „Nationalheilanſtalt“ ſei, oder aber, um etwas alltäglichere Dinge heranzuziehen, daß Schallmayer in ſeiner Preisſchrift „Vererbung und Ausleſe in ihrer ſozialen und politiſchen Bedeutung“, 2. Aufl., 1910 behaupten durfte: „Alle kulturellen Errungenſchaften, alle geſellſchaftlichen Einrichtungen, beſonders die durch Sitte und Recht geſchaffene ſexuelle Ordnung, einſchließlich der Familienordnung, die Eigentums- und Wirtſchaftsordnung (!), die politiſche Organiſation, die religiöſen Einrichtungen (!!), die geltenden Anſchauungen über gut und böſe oder gut und ſchlecht . . . Entwicklung der Technik, der Rechtspflege uſw. müſſen unter den Geſichtspunkt für die Daſeinskonkurrenz der Stämme, Völker und Staaten geſtellt werden“ (S. 346). Derartige Schlüſſe und Forderungen leiten hinüber zu Anſichten, für die die Idiome „Machtpolitik“, „blonde Beſtie“, „Blut und Eiſen“ heißen.

Es war eine überaus dankenswerte Tat, die der Berliner Gelehrte und Naturforſcher Oskar Hertwig damit unternahm, daß er die Haltloſigkeit aller dieſer darwiniſtiſchen Trugſchlüſſe nachwies, indem er die Vorausſetzungen des Syſtems als falſche erkannte und dieſe ſeine Erkenntnis mit eingehendem naturwiſſenſchaftlich begründetem Beweismaterial belegte. Ich habe auf die biologiſchen Folgerungen dieſer Feſtſtellungen an anderer Stelle ausführlich hingewieſen*; ſie ſind niedergelegt in dem 1916 erſchienenen Werke „Das Werden der Organismen“. Hiermit möchte ich nur kurz auf die für weiteſte Kreiſe beſtimmte Arbeit hinweiſen, die vor kurzem erſchien: „Zur Abwehr des ethiſchen, ſozialen, politiſchen Darwinismus“, von O. Hertwig, bei Fiſcher in Jena, 1918. Ich will nicht auf Einzelheiten eingehen, da mir nichts daran liegt, der Lektüre etwas vorwegzunehmen. Nur einige Punkte verdienen um des Ganzen willen hervorgehoben zu werden. Die Darwinianer „glauben objektiv naturwiſſenſchaftlich zu verfahren, wenn ſie als Ausgangspunkt ihrer ethiſchen“ (und ſo auch ihrer ſozialen und politiſchen) „Betrachtungen Naturgeſetze wählen, für die der Beweis ihrer Richtigkeit von der Wiſſenſchaft noch nicht erbracht iſt und nach meiner Meinung nie erbracht werden wird, da ſie in ihrer urſprünglichen Faſ-

* „Zur Reviſion des Darwinismus.“ Zeitſchr. f. Sexualwiſſenſch. 1917, Heft 2/3 u. 4.

ſung falſch ſind" (S. 46). Sie verſtoßen nämlich mit ihrer Auffaſſung gegen die primitivſten Erforderniſſe der Arbeitsteilung und Differenzierung, vernichten damit aber die Möglichkeit jeder Höherentwicklung. Die Begriffe der Ausleſe des „Tüchtigen", „Paſſenden", „Überwertigen" bedeuten abſolut nicht faßbare Wertangaben, die ſich rein im Relativen bewegen. Abgeſehen davon hat eine „ſoziale Ausleſe", die meiſt mit der Fortpflanzung der „Auserleſenen" nur in ſehr loſem und keinesfalls kauſal verknüpftem Zuſammenhang ſteht, mit einer „natürlichen Ausleſe" nichts zu tun. Das Entſcheidende aber iſt dies, daß „Ausleſe" überhaupt niemals etwas Neues zu ſchaffen befähigt ſein kann, da alles, was „ausgeleſen" wird, bereits vorhanden ſein muß. Ich bitte dieſe kurzen Hinweiſe nicht als Beweisführung zu betrachten, ſondern ſich in dieſer Hinſicht an die Originale zu halten. Die Konſequenz der Hertwigſchen Anſchauung, deren Darlegung man durchaus nicht in allen Einzelheiten beizuſtimmen braucht, um ſie dennoch im ganzen als eine erlöſende Tat zu empfinden, ſpricht ſich wohl am unzweideutigſten in dieſen Worten aus: „Ich vertrete auch hier an Stelle der von Darwin gelehrten natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Daſein wie auf allen Gebieten der Biologie, den Menſchen mit eingeſchloſſen, die Theorie der direkten Bewirkung, die das Kauſalitätsgeſetz zu ihrer Grundlage hat" (S. 92).

Der Naturforſcher hat geſprochen. Nicht nur geſtützt auf weitgehende, induktiv in raſtloſer Arbeit erworbene Kenntniſſe, ſondern als feinſinniger Philoſoph. Ob die Soziologen, die Politiker ihn vernehmen werden? Es iſt kein Wunder, wenn auf Grund der angegriffenen Theſen die Folge ſich bemerkbar macht, daß Männer wie v. Gruber und Lenz auf demſelben Boden fechten wie Chamberlain und Claß, die man — ohne ihrer Bedeutung Abbruch tun zu wollen — nicht mit Unrecht germanomaniſch nannte. Das erfriſchende Wort: „Völker ſterben nicht durch verlorene Kriege", das ſich gegen Bernhardi richtet, dürfte zum Schluß den Umkreis der Betrachtungen andeuten, die ſich nicht am grünen Tiſch entwickelten, ſondern, geleitet von Weitblick und Weltkenntnis, nicht nur für heute, ſondern auch für morgen ſind.

Max Hodann

Das Jahr im Lebendigen

Raffael iſt am 6. April 1483 geboren und am 6. April 1520 geſtorben. Er iſt alſo genau 37 Jahre alt geworden. Daß einer an ſeinem Geburtstag ſtirbt, kommt gar nicht ſo ſelten vor. Häufiger noch iſt es, daß die Todeskrankheit am Geburtstag beginnt, wie bei dem Maler Joſef Iſraels. Man hat ſolche Vorkommniſſe immer als Zufall bezeichnet. Leſſing freilich ſagt, Zufall ſei Gotteslästerung. Wenn wir um eine Erklärung verlegen ſind, ſo haben wir den Lückenbüßer Zufall bei der Hand. Und ſollte wirklich gerade im menſchlichen Daſein das Jahr ausgeſchaltet ſein, das in der ganzen übrigen lebendigen Natur herrſcht und den Ablauf ihrer Erſcheinungen beſtimmt? Im Lenz entfaltet ſich alljährlich die Blüte, im Herbſt reift die Frucht. Und auch die Brunſt der Tiere, der Wanderflug der Vögel, der Beginn des Werbegeſangs hält den Jahresrhythmus mit einer Genauigkeit inne, die oft bis auf den Tag geht. Man hat ſich bisher immer damit abgefunden, daß die letzte Urſache dieſer Regelmäßigkeiten in klimatiſchen Verhältniſſen liegen müſſe. Schließlich beſtimmt ja das Jahr auch das Wetter. Aber die Wetterlaunen ſind ſprichwörtlich. Und gerade deshalb läßt ſich die datumsmäßige Wiederkehr jener Erſcheinungen des pflanzlichen und tieriſchen Lebens durch das Wetter keineswegs befriedigend erklären. Vollends unmöglich wird die Wettererklärung, wenn wir den Menſchen in Betracht ziehen.

Meine beiden Söhne ſind im Abſtand von vier Jahren geboren. In der Familie

eines Bekannten kehrt dasſelbe Datum dreimal als Geburtstag wieder. Aber die volle Beleuchtung bekommen ſolche Tatſachen erſt, wenn wir vom Individuum abſehen und die Folge der Generationen als ein Ganzes betrachten, als einen zuſammenhängenden Block lebendiger Subſtanz, von der das Einzelweſen nur ein ganz beſtimmter Teil iſt. Dann verſtehen wir, wie es kommen kann, daß Großmutter, Mutter und Kind denſelben Geburtstag haben, oder Onkel und Neffe. Ja wir ahnen auch, daß es kein Zufall ſein wird, wenn meine Söhne gerade 16 bzw. 20 Jahre nach dem Todestag meiner einzigen Schweſter geboren wurden, oder ein anderes Kind von mir genaue 45 Jahre nach der Totgeburt meines einzigen Bruders. Tod und Geburt, dieſe beiden Pole unſeres Daſeins gehören nicht uns allein an, ſondern ſie ſind in der Familienſubſtanz verankert und ihr Eintritt iſt bedingt durch die Jahreswogen, die in dieſer Subſtanz fluten. Das lehrt eine Analyſe der genealogiſchen Tatſachen, die bisher noch niemals unter dieſem Geſichtspunkt vorgenommen wurde.

Aber zwiſchen Geburt und Tod liegt das Leben mit ſeinem Auf und Ab, mit Geſundſein und Krankheit. Auch das Leben wird von den Jahreswellen durchfloſſen, die als Erbgut unſerer Ahnen in der Familienſubſtanz ruhen, und ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, daß ſowohl die Entwicklungsſchübe, das Durchbrechen der Zähne, das freie Laufen, die Sprachfortſchritte, ſpäter der Eintritt der Pubertät, die Empfängnis von den Geburts- und Sterbezeiten unſerer Blutsvorfahren abhängen, und daß die Krankheitstage ihnen gleichfalls untertan ſind. Auch die ſchöpferiſchen Leiſtungen des Geiſtes unterliegen derſelben Jahresbeſtimmung. Sie werden geboren wie die Kinder. Der feine Takt der Sprache redet nicht umſonſt vom Genius, vom Gebärenden.

Man fragt ſich erſtaunt, wie alles das ſo lange hat überſehen werden können. Das hat mehrere Gründe. Hauptſächlich den, daß man ſich immer nur an das Einzelweſen gehalten und nicht daran gedacht hat, daß es trotz ſeiner körperlichen Trennung doch noch zeitlich mit ſeiner Generation zuſammenhängt. Deshalb hat man nie danach gefragt, ob ein Erkrankungstag das Datum des Geburts- oder Todestages eines Blutsverwandten trägt. Ohne Frage gab es keine Antwort. Die Frage aber lag um ſo ferner, als der Gedanke an einen inneren, zeitlich genau beſtimmten Ablauf der Lebensvorgänge bisher immer verdrängt wurde. Und doch läßt es ſich zeigen, daß das Leben rhythmiſch verläuft, daß zwei Perioden von je 23 und 28 Tagen ſeinen Ablauf beherrſchen, daß ſie den Eintritt von Geburt, Krankheit und Tod beſtimmen. Dieſe Perioden haben als Grundeinheit den Tag, alſo die Zeit, in welcher die Erde einmal um ihre Achſe ſchwingt. Aber wie unſer Planet in zweierlei Zeiten ſich bewegt, im Tag und im Jahr, ſo ordnet ſich auch das irdiſche Leben nach denſelben Zeiten, und die 23- und 28tägigen Perioden finden im Jahr ihre höhere Einheit. Die Jahresperiode widerſpricht dieſen Tagesperioden keineswegs, ſondern ſie faßt ſie zu einem übergeordneten Ganzen zuſammen. Und wo wir Abweichungen vom Jahresprinzip wahrzunehmen glauben, da läßt ſich zeigen, daß das Jahr nur nach einer ganz beſtimmten Ordnung durch die periodiſchen Tageswerte erſetzt iſt.

In unſerem Leib lebt nicht nur rein körperlich das Erbgut unſerer Ahnen, ſondern es hat auch die ihm eigentümlichen Jahreszeiten bewahrt und kraft dieſer Zeiten, die früher der Ahnen Leben begrenzten, teilt und erſchüttert es heute noch unſer eigenes Daſein. Man wird ergriffen ſein, wenn man einſt voll erkennt, wie groß die Ahnenreihe iſt, die mit ihrem Jahrestakt unſer Leben formt. Uns iſt nur der erſte Blick vom Horeb her gegönnt. Aber es iſt keine Fata morgana, die uns das gelobte

Land der Erkenntnis vorſpiegelt. Die Fülle des Erſchauten iſt heute ſchon erdrückend und der Verfaſſer hat ſie in ſeinem neuen Werk gegliedert, das er unter dem Titel „Das Jahr im Lebendigen“ vertrauensvoll dem kritiſchen Leſer vorlegt.*

Wilhelm Fließ

Zu Paul Natorps „Geſchichtsphiloſophiſchen Richtlinien“**

Um uns iſt dumpfe Luft. Ein einziges, großes, allumfaſſendes Geſchehnis erfüllt Gehirn und Gefühl —: Krieg! Krieg knechtet uns, grenzt uns gegen uns ſelber ab, ſo daß wir blindlings vermechaniſieren und ſcheinbar ſeelenlos, wehrunfähig in grenzenloſeſte Ohnmacht tappen. Eines nur iſt übriggeblieben, was wieder durch die Seele will, um größer aus ihr ſich auszuwirken —: Not! Not, die nur erlebt ſein kann. Aus dieſem Noterleben heraus ſchreit die vergeſſene Seele aller Menſchen nach dem Geiſte der Menſchheit und dieſer Aufſchrei zittert zum Himmel. Der Menſch an der Grenze des Ertragbaren gleitet unvermerkt in vorwärtsſtrebendes Wollen. Ein letzter Entſchluß ſteht da! Und ſiehe, Wille öffnet Verſchloſſenes, Wille härtet Hoffnung, Wille wird Glaube, wird endlicher Anfang der unendlichen Tat.

Solcher Wille, ſo dünkt es mir, verſucht durch die Reden Natorps die zukunftsflatternde Fahne zu hiſſen und gibt ſeiner Geſchichtsdeutung die Prägung. Nicht mehr Zuſammenhänge ſollen klar werden, nicht um Urſächlichkeiten, Entwicklungen geht es, ſondern um ein letztes Entweder-Oder. So werden die Weltalter des Geiſtes nicht mehr Läufte im geſchichtlich-tatſächlichen Sinne, es ſind vielmehr — und darin liegt das Zukünftige dieſes Verſuchens — aus dem letzten Geiſtwollen herausgeſtanzte Bauſteine für einen neuen Menſchendom. Wäre es Verſtehen nur, ſo ergäbe ſich ein Nachdenken für uns, ſo aber formuliert das Erleben, das keinen Stillſtand bequemer Betrachtung duldet, das Vorwärs ſein will, uns das Dröhnen in die Hirne hämmernd, keimſtreuend ...

Ein Philoſoph nimmt die Feder in die Hand, ſelber ein Pilger in zielwinkende Zukunft, die von uns die Ziele geprägt bekommen ſoll. Sinn für Geſchichte wecken heißt ihm, in uns das Geſchichtliche zum Erlebnis entzünden. Nicht darum ſollen die geiſtigen Reingehalte der Weltalter aufgezeigt werden, daß wir daraus ein ſchlechthin Erſtrebenswert-Vollkommenes erſehen können, ſondern es ſoll uns, den Nachkommen, die Vergewiſſerung ins Gefühl gepflanzt werden, daß dieſes Vollkommene zu erreichen, unſere „ewige Aufgabe“ bedeutet. Aufgabe nicht im nachahmeriſchen Sinne, ſondern im ſchöpferiſchen. — Im erſten Bande, wo die oft hinreißende logiſche Rantigkeit der geformten Sätze noch durch die Unmittelbarkeit der Rede erhöht wird, ſind die Zeitläufte und ihre Wirkungen bis in das Jetzt ſozuſagen geſtreckt. Im Geiſte des Morgenlandes wird bis zu Tagore vorgegriffen.

Die ſtraffſte und bewunderungswürdigſte Ausdeutung finden meines Erachtens die zwei miteinander verbundenen und einander befruchtenden Zeitalter des Judentums und des Griechentums. Vom erſten Einſetzen jüdiſchen Gem einwollens bis zur ſtraffen römiſchen Staatsauffaſſung und Durchführung über die mehr utopiſch erfühlte und teilweiſe wundervoll ausformulierte griechiſche Staatshinzielung geht eine Linie. Natorp ſagt hier weſentlich Neues, gräbt ſo tief und baut das Bild dieſer

* Wilhelm Fließ, Das Jahr im Lebendigen. Eugen Diederichs Verlag in Jena. br. M 8.—, geb. M 10.—. ** Paul Natorp: Deutſcher Weltberuf, Geſchichtsphiloſophiſche Richtlinien. Band I: „Die Weltalter des Geiſtes.“ br. M 4.50. Band II: „Die Seele des Deutſchen.“ br. M 6.50. Band I/II in Pappbd. M 13.—. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1918.

einzigartigen Menſchheitsaufwärtsentwicklung ſo faßbar, daß ein Letztes aus ſolcher Geſchichtsdeutung fühlbar wird, eines, das wie etwas plötzlich Aufleuchtendes, Grelles jäh vor uns ſteht, letzte Tiefen durchdringend. Mit Rom veräußerlicht ſich der Unterſtrom; eine gewaltige Energie zerfällt vor dem Geiſtigen, das beinahe wie Reaktion zu wirken anfängt: dem Chriſtentum. Natorp — wenn ich ihm ganz folge — ſieht auch in dem aus dem Chriſtentum herauswachſenden Mittelalter eine — Veräußerlichung. Das Neue des Mittelalters war weniger die äußere Umwälzung, ſondern der völlige Umſchwung der innerlichen Konſtellation des Menſchen durch die äußeren Umſtände. So darf es trotzdem gewagt werden, gerade von dieſem Zeitalter als dem individualſten zu ſprechen, trotz Renaiſſance und Natorpſcher Neuzeitprägung. —

Die Neuzeit als Geiſtgehalt findet ihre Feſtlegung durch Shakeſpeare und durch die Malerei Rembrandts als „unbegrenzte Offenheit" gegenüber „der Geſchloſſenheit der mittelalterlichen Weltanſchauung" nach Natorp.

Damit würde die Natorpſche „Neuzeit" nur ein zur Spitze getriebenes Mittelalter bedeuten, eines, das lediglich von dem vorhergegangenen dadurch unterſchieden wäre, daß es mehr intellektualer grundiert wäre. Darum dünken mir die Forderungen Natorps trotz ihrer bis ins Titaniſche aufgeſteilten Auskurvung im letzten Grunde — mittelalterlich. (Siehe S. 118 und S. 127, Band I.)

Darin liegt eine ſtarke Gläubigkeit an den heutigen Menſchen, aber eine ſchwache Pſychologie, denn (Zeichen fehlen nicht) nicht dahin kann der Weg gehen, ſondern zur bejahenden Individualität, das faſt einem — Meſſen gleichkäme. Leben, nicht mehr Beziehung zueinander, ſondern Gegeneinander-Gerichtetſein, nietzſcheiſch verſtanden, gilt uns als Forderung.

Aus der Menſchheit heraus nimmt Natorp im 2. Band „Die Seele des Deutſchen" das Deutſche, ein Atom, doch weſentlich genug. Und dieſer Band iſt meines Erachtens wichtiger für uns als der vorhergegangene, mehr aufs Allgemeine hinauslaufende.

Eingängig wird aus dem Entwicklungsfluß das Deutſche gehoben und dem realiſtiſch-unlebendig abſtrakten Gemenge der Beſtrebungen weſtlicher Völkerblöcke entgegengeſtellt. Mit ſcharfer Sachlichkeit werden beſonders der britiſche Geiſt beleuchtet und die Gegenſätze begründet. Vorbeigleitend, faſt beiſpielhaft und doch keineswegs ungründlich wird der Unterſchied deutſchen Friedenwollens und unvereinbarer weſtlicher Friedensabzielung umriſſen. Im Weſten, bedingt durch eine jahrhundertlange Entwicklung, liegt der Zug zur Realität, zum realiſtiſchen Frieden. Der Deutſche aber fordert den ganzen, den metaphyſiſchen Frieden, denjenigen der Seele.

Dieſe Seele hob Eckehart aus dem mittelalterlichen Weltverneinungschaos ins Licht der deutſchen Bejahung.

Hier gipfelt das neue Element, das nachkommend Luther und Kant dem Geiſtſtrom der Menſchheit ſpendeten, dasjenige, was Natorp als deutſch ſchlechthin bezeichnet — nämlich das Jaſagen zum Leben, zur Welt und zur Seele. . . .

Luther und Kant! — Nicht ohne Voreingenommenheit begegnet gerade die heutige Jugend dieſen Prägern des deutſchen Charakters. Und hier, ſo ſcheint es mir, greift Natorp allzuſehr ins Optimiſtiſche über, denn angenommen, ſelbſt Eckehart als Grundgräber hätte für die Nachfahren das Fundament geſchaffen, ſo bliebe immer noch die Frage: War dieſes Fundament für (gerade) dieſe beiden Weiterbauer geſchaffen? —

Bei Luther ſage ich: Nein! Nein ſchon deshalb, weil (was Natorp uns unbedingt

glauben machen will) zwiſchen der Eckehartſchen Fühlart und der Lutheriſchen Ausbauung ſolcher Art eine nie und nimmer mehr überbrückbare Kluft liegt. Ja, ich wage ſogar die Feſtſtellung, daß Luthers Tat, an der Wirkung gemeſſen, eine vollkommen undeutſche Tat war, weil eben dieſe ſelbe Tat die große Mythoskraft des Glaubens völlig umwandelte in ein Haften ans Wort. Noch weiter: Was Griechenland als geiſtige Großtat lieferte, wurde vom Römertum abgebogen zum Staat als Gewaltherr, durch Auguſtinus übergeleitet zur Kirche als ſolchen und von Luther — abermals umgewandelt zugunſten eben dieſer ſtaatlichen Obergewalt.

Das war Luthers Tat als Wirkung geſehen. Und ſolche Wirkung kam von einem Manne, der das „Deutſche" gleichſam als zündende Flamme im Blute trug. Der Menſch Luther iſt, trotz Natorps gegenteiliger Anſicht, etwas anderes, ganz anderes als der Reformator. Darum dürfte vielleicht geſagt werden: Die wahre Bedeutung Luthers liegt nicht in ſeinem Werk, ſondern in ſeiner Perſönlichkeit, beſſer noch: in dem echtdeutſchen Wie ſeiner Tatausübung und bloß hierin. — — —

Überſchauen wir nun die Wirkung der Reformation, ſo wird uns, nachdem wir uns zum Deutſchen im Eckehartſchen Sinne bekannt haben, klar, daß aus ſolcher Unterbundenheit aller echten Individualität nur ein Geiſt hinausführen konnte, der es wieder mit dem letzten Innerſten in uns aufnahm, mit der Seele. In dieſem Sinne darf Kant als der einzige, neueckehartſche Deutſche genannt werden und ſeine Miſſion, ſein Werk iſt damit aufgedeckt. Durch die (von Kant vielleicht kaum begriffene) Vereinigung der Fühlweiſe des einen mit der Denkart des anderen wurde der Grundſtock unſerer nationalen Eigenart feſtgelegt. Erſt die Vergewiſſerung der Beſchaffenheit unſerer ganzen Art macht uns reif für die Aufgabe, ſtellt uns in unſeren Beruf. Die Auswirkung der deutſchen Seele wird im Kapitel: „Deutſche Kunſt, Dichtung, Muſik" durch Schillers Ekſtaſe und Beethovens Muſik, im Gegenſatz zu Goethes allzuwiſſender Grundierung, als ſeeliſcher Ausdruck gekennzeichnet und endlich nach ſo vielem Herausholen ſchließt der Band ab mit dem Kapitel: „Deutſche Staatsauffaſſung und deutſcher Weltberuf."

Natorp fordert die Vertiefung der Geſellſchaft zur Gemeinſchaft und ſieht in gerade unſerem Volke alle Vorbedingungen zu ſolcher Vollendung gegeben. Im Deutſchen ſei der einzige ins Tiefe gehende Sozialismus, jener, der ebenſo im Gefühle, im Denken, wie in der Tat ſich vorausſehen ließe. Weſtliche Völkermaſſen ſeien auf eine Demokratiſierung im dinghaften Sinn (und eben bloß in dieſem) und Rußland, dasjenige Land, dem Sozialismus ewiges Problem ſei, zeigt gerade an den Ergebniſſen der jetzigen Umwälzungen die Geduldloſigkeit zu ſolcher Aufgabe. (Siehe S. 198, Bd. II am Beiſpiel Doſtojewskij und folgend.)

Die Staatsauffaſſung des Deutſchen iſt tendenzlos, d. h. nicht auf einen letzten, faßbaren Zielzweck gerichtet, ſondern auf eine unfaßbare, doch ewig fordernde Aufgabe eingeſtellt. Nicht auf das Ding wird abgezielt, ſondern auf das An-ſich, auf das urewige Dahinter dieſes Dinges. Hier iſt Sache vertieft bis ins Letzte und ein großer Schritt getan.

Vielleicht ſpricht noch eine ſchon verfallende deutſche Idealität aus ſolcher Formulierung, eine noch ins Nationaliſtiſche zurückgebundene Enge, aber dieſe ſelbe Enge bricht zuſammen vor der großen unumgehbaren Forderung eines neuen Menſchheitsfühlens.

Und darum iſt uns Krieg etwas Großes, trotz Tod und Teufel, weil fern ſchon Wolken ſich zerteilen, weil er uns das Fühlen weckte und — viel, viel mehr weitete.

Nicht „deutſche Seele, deutſche Tapferkeit, deutſcher Sieg“ aber dürfte als unſer Weltberuf bezeichnet werden, ſondern das Menſchliche in uns in den großen Strom der Menſchheit zu leiten, dieſe Menſchheit als unſer Ziel anzuerkennen, nicht Abſtrebung auf ein Völkiſch-Beſonderes, ſondern Ausweitung ſolcher Idealität zum Menſchlich-Allgemeinen.

Nicht als Urteilender ſchrieb ich dieſe Zeilen, ſondern aus dem Glauben heraus, daß wir, die wir „Träger der Zukunft“ ſind, dieſe Aufgabe als die unſere erkennen in ſolcher Stunde.

Oskar Maria Graf

Zur Ethik der neuen Jugend

„Aus innerer Wahrhaftigkeit vor eigner Verantwortung.“ Das ſind die Worte, die ſich die Jugendbewegung vor fünf Jahren über ihre Zukunft geſchrieben hat. Was hat ſie getan in dieſer Zeit, wie hat dieſer Wille in ihr gewirkt?

Ob die Menſchen, welche damals dieſe Worte eines Führers ſich zu eigen machten, gewußt haben, was ſie bedeuten, was ſie fordern in den allerletzten Ausdenkungen? Ein anderer kluger Mann fand bald nach jenem Meißnerſchwur das Wort vom Leben von innen nach außen. Dieſe neue Lebensart ſei das Kennzeichen der neuen Jugend, die Oriflamme ihres Siegeszuges. Das leuchtete ſchon eher ein: ja, wir leben von innen nach außen, ſagte die Jugend. Aber doch nicht alle beruhigten ſich bei dieſer Feſtſtellung. Was iſt denn ſchließlich dieſes „Innen“ — haben wir es überhaupt — oder doch: iſt es bei uns ſo beſchaffen, daß wir uns ſeinem Strömen anvertrauen können? So begann ein Suchen. Und nun zeigte ſich dies Innen wie eine Zwiebel mit Schalen über Schalen, die durchbrochen werden mußten. Aber eines ſchönen Tages würde man die Mitte, den Kern, eben das Innen finden? Was für eine Vorſtellung! Gibt es denn irgendwo auf der Welt ein Innen, welches nicht nichts iſt? Und doch hat dieſe Hoffnung, etwas zu finden (im eignen Innern und im Kern der Bewegung, die durch die Jugend geht), das ganze Suchen der Wachen, Spürenden beherrſcht. Aber wie jene Zwiebel nicht der Kern ihrer Schalen iſt, ſondern das Miteinander der ſieben Häute, das Genährtſein aus der Wurzel, die Form, die das Wachſen aus dem Keim und die Schwere der Erde, die Fülle der Sonne, die Härte des Windes und der Regenfall ihr gegeben hat — ein Weſen aus ſich, aber als ſolches unfaßbar, wirklich nur aus den Kräften und Beziehungen, die von allen Seiten, aus den Salzen der Erde, aus Luft, Regen, Sonne, Kälte, Wärme in ſie einſtrömen — ſo auch zerfloß das geſuchte Innen vor dem ſondernden Bewußtſein und es blieb außer einem Bündel von Beziehungen nach oben und unten und nach den Seiten —, ein unergründbarer Quell jener lebendigen Kraft, aus der ja auch das ſuchende Bewußtſein ſeine Speiſung empfing.

Dies Suchen, das Aufdröſeln des Lebendigen, das Haſchen, um das aus der dunklen Tiefe wirkende Weſen ans Licht zu ziehen, das eigentlich war die Tat, die die Vorreiter der Jugendbewegung in dieſen fünf Jahren als weſentliches getan haben. Jeder an anderer Stelle, jeder glücklich über den Fußbreit Einſicht, den er dem Dunkel abgewann: Die Bedingtheit des Innen durch die Sexualität erſchien dem einen, ſeine Verbundenheit mit der Welt in der Identität der Seele dem anderen, hier der fand den Sockel objektiver Werte, auf dem immer und ewig Menſchenſitte und -unſitte ruht, jenem dort öffnete ſich der tiefe Sinn von Herrſchaft und Dienſt — aus eigner Einſicht oder aus der Weisheit der Großen der Vergangenheit taten ſich die neuen Wege auf.

Über dieſen Suchenden die großen Führer der Zeit, einer vielleicht oder zwei, drei, die dieſen Weg zurückgelegt und die neue Freiheit in der Gebundenheit, das Menſchenweſen auf der Erde, gefunden haben, fremd den allermeiſten durch ihre ungewohnte Art, fern durch die Höhe und Stärke ihrer Bahn ſowohl, als durch die Einfachheit, Wirklichkeit, Nur-Menſchlichkeit ihres Weges. Und auf der anderen Seite, unter den Suchenden, die größere Maſſe, der Körper der heraufſteigenden Weltwende, getragen tragend, aber blind und unfähig zur Bewußtheit; und doch nicht ſtumm und demütig genug, um ganz Welle des Stromes aus eignem Entſchluß ſein zu können. Dieſe Menge nun auch unter jenes Bekenntnis geſtellt, innerlich wahrhaft und ſelbſt verantwortlich leben zu wollen. Eine Groteske, ſolange in ihr jeder ſelber einer ſein will. Denn was ſoll da herauskommen, wenn jeder die Schale der Zwiebel zur Mitte erheben will, zu der er allein durchzudringen in der Lage iſt! Wie ſollen die ſelber weben dürfen, die niemals einen Einſchlag aus ihrem Geiſte ſchaffen können, ſo reich, daß er die Kette ihres von Natur fließenden Lebens gleichwertig durchzieht und das ganze Sein zu einem rechten Stoff macht?! Jetzt ſieht man gar ſehr die Unzulänglichkeit der kleinen Geiſter, die den rauhen Fäden ihres Tagesganges hier und da ein kleines Flöckchen bunte Wolle anhängen können.

Pfingſten dieſes Jahres hat man ein paar Menſchen aus der Jugendbewegung, aus jener mittleren Schicht der Suchenden, nach Lauenſtein gebeten. Das Bild des Lebens der jugendlichen Menge kannte man aus der Erfahrung aller Orten; es blieb für den Beſchauer ebenſo unverſtändlich, wie die Worte der großen Führer. Einzig bei jenen Suchenden hatte man hin und wieder einiges gefunden, was dieſem ganzen verwunderlichen Geſchehen der Jugendbewegung einen Sinn zu geben ſchien. Ja, mehr, man konnte nach allen Anzeichen hoffen, daß hier die Rettung der Zeit, die erſehnte Erlöſung ihren Anfang nähme. Das ſollte die Ausſprache in Lauenſtein prüfen. Die Darſtellung, die der Sprecher der Jugend von den Ergebniſſen ſeines Suchens nach dem inneren Kern der Bewegung gab, enttäuſchte die geſpannten Hörer tief. Hinzu kam, daß das Bild ſich noch durch die Gegenwart eines Führers verwirrte, der ſich mit den Suchenden auseinanderſetzte. Nun verſtand keiner mehr den anderen. Jeder lehnte jeden ab. Ein Widerſchein dieſes großen Mißverſtehens war der Aufſatz „Entwicklungsphaſen der freideutſchen Jugend“ in der „Tat“.

Bei den Ausſprachen auf dem Lauenſtein hatten wir (ich war mit als einer der „Jungen“ dort) öfters vom „Tao“, jenem Inbegriff der Lebensweisheit, den der Chineſe Laotſe über ſeiner Lehre aufgerichtet hat, als von einem Symbol auch deſſen geſprochen, was uns als letzter Grund in unſerem Weltgefühl lag. Und wie es ſo kommt, hatten wir, da man, wohl eingedenk der vielfach entarteten Lehren des Taoismus, uns deswegen angriff, dies beſonders verteidigt. So ſchrieb denn in einem Antwortbrief auf den erwähnten „Tat“-Aufſatz der Verfaſſer, er wolle all unſerem Gerede ein Buch gegenüberſtellen, das in nächſter Zeit bei ihm erſcheinen werde. Das ſei ſchon etwas anderes, Blut und Leben. Und da würde es ſich für uns darum handeln, uns zu entſcheiden, ob wir beim Tao bleiben könnten.

Nun iſt dieſes Buch da.* Und wirklich, es iſt etwas, ja etwas Außerordentliches. Nur: es bringt nicht ein Entweder-Oder für uns, keinen Abbruch alter Bahnen — im Gegenteil: ihre königliche Vollendung. Ein Buch, das ganz Erfüllung iſt. Der

* Hans Freyer, Antäus. Grundlegung einer Ethik des bewußten Lebens. Eugen Diederichs Verlag in Jena. M 3,—.

Weg, den wir mühſam und ſtückweiſe uns erkämpften, er iſt hier zurückgelegt und vom Ziel, von der Warte des bewußten Lebens aus, liegt das ganze gewonnene Land klar und gangbar vor aller Augen gebreitet. Aller derer jedenfalls, die „das rechte Auge haben“ und „Ohren zu hören“. Der Untertitel: der ſoll ja niemand abſchrecken! Mit dem, was ſich ſonſt ſo Ethik nennt, hat dies nichts zu tun. Es iſt nicht — ich greife noch einmal zu dem Bild des Webſtuhls — das Hin und Her bunter, prächtiger Fäden, das kluge Köpfe bisher über den Ketten ihres Lebens frei in die Luft geworfen haben, wo es allenfalls zum Anſehen taugt — es iſt der frei aus dem Geiſte geſchaffene Einſchlag, der, dem Gang des ewig fließenden Lebendigen bis ins letzte nachgehend, ihm eng verbunden, feſt mit ihm verſchlungen, das Leben doch beherrſcht und formt und die Fäden, von denen er getragen und geführt wird, mit ſeinem Muſter überzieht und zum allſeitig ſchönen Kunſtwerk macht. Hier iſt etwas ganz Neues; vielleicht ſeit Plato zum erſtenmal wieder ein Werk der Worte, nicht Gedicht, nicht Abhandlung, nicht Aphorismenſammlung, ſondern ein Gedankenablauf gleich einer Muſikſchöpfung. Alle alten Grenzen ſind geſprengt. Ohne daß je die Erinnerung an die betreffenden altumgrenzten Forſchungsgebiete geweckt würde, iſt hier von Dingen die Rede, in reichem Wechſel, die man früher in die Pſychologie, Soziologie, Phyſiologie, Etymologie, exakte Philoſophie, Zoologie oder ich weiß nicht, was ſonſt noch alles gepackt haben würde. Hier? Nichts davon; die Einheit der Weltunterſuchung ſcheint wiedergewonnen.

Und dabei die königliche Denk- und Sprechweiſe! Man fühlt die großen Quellen dieſes Werkes, man bewundert die geglückte Verſchmelzung der bilderreichen Anmut und freien Denkart Spittelers, der Strenge und Zucht des Geiſtes der Blätter für die Kunſt und der unerbittlichen geiſtigen Schärfe und Klarheit Nietzſches.

Herrlich entrollt ſich das Bild: die Erde, die urlebendige, auf der alles ruht, veräſtelt und verwurzelt nach allen Seiten; das Leben, das die Geſchöpfe durchpulſt, ſie wirbelt und hält, das Neue aus ihnen emporwirft, das dann, wieder eine Kraftquelle, ausſtrahlt und empfängt, wiederum Spannung erzeugt, zur Idee wird, die alles in ihren Bann reißt, zur Leiſtung, die alles in ihre Fron zwingt. Urgeſetzlich und anarchiſch das All. Und darin der Menſch unter den unzähligen Weltmitten je die ſtrahlendſte, erdgebunden und frei, wie alle Dinge bedingt bedingend, Zeuger und Geſchöpf, aber allem überlegen durch den Gegenpol in ſeinem Herzen, aus dem die weltneue Macht Liebe erſteht und das Bewußtſein, das, im tiefſten Weltkampf gehärtet, ihn über das Fließen im Strom und die Gebundenheit an die Leiſtung hinweg erhebt zur Herrſchaft der Welt im Geiſte. Am Schluß ein Gleichnis: der Dombaumeiſter, der aus tiefer Glut des naturfernen Geiſtes ſein Werk ſchafft und am Ende dadurch belohnt wird, daß es in höchſter, faſt vollendeter Erfüllung — Natur geworden iſt, bewußt gebildet und doch Leben, ein Wunder der Vereinigung.

So ſchließt ſich auch für uns der Ring. Unſer Beginnen, das Suchen, ein Bruder hat es der Vollendung nahegebracht durch die neue Form, einen neuen Mythos. Das neue Wort für unſer Weltgefühl, dies ſelbe, dem wir uns hie und da im alten Bilde des „Tao“ näherten, iſt geboren. Und hier iſt der Weg zum Meißnerſchwur, zur inneren Wahrhaftigkeit und eignen Verantwortung, denn hier iſt das Tor aufgeſtoßen, das nach innen führt, und uns unſere Verantwortung zur Leidenſchaft und freudigen Tat klärt. Unſer Ethos, uns eingeboren wie vielleicht noch nie einer Generation (wann iſt auch eine vor ein Greuel wie das unſerer Zeit geſtellt worden?)

iſt erfaßt und aus dem Nurlebendigen ins Bewußtſein gehoben, iſt reif, ſeine Ethik aus ſich zu gebären.

„Ethik aber, das iſt ein Zwang und eine Freiheit, durch die der ſittliche Wille hindurchgeht, nachdem er einmal den Weg des Bewußtſeins eingeſchlagen hat; denn das Bewußtſein ſtrebt notwendig zum Begriff und der Begriff zum Syſtem. Alles höhere Menſchentum innerhalb der Vorausſetzungen der Kultur kennt ſolch ein letztes geiſtiges Erlebnis, das ſeitab ins Hohe oder ins Tiefe führt, ehe das Leben geradeaus beginnt: es kann eine Fahrt nach Kythere ſein oder ein Gang in die Unterwelt, eine Verzückung, eine Bekehrung, ein Glaube oder ein Radikalismus. Und Ethik, das heißt: der Geiſt iſt in die Wüſte gegangen, um ſich ausglühen zu laſſen und gegenüber dem verführeriſchen Zauber des fruchtbaren Lebens abſtrakt, zähe, ſalzig, modern zu werden. Er umgibt ſich freiwillig mit einer Einöde an Tätigkeit und Genuß. Er folgt ganz der Leidenſchaft ſeines Bewußtſeins, ſucht die entlegenſten Orte des Denkens nach gültigen Werten ab, ringt die Probleme ſeiner Innerlichkeit ohne Pardon durch und, um ſeine Individualität zum ſyſtematiſchen Begriff zu erhöhen, gibt er ſich den Extremen der gewagteſten Philoſophie hin. Das Unternehmen iſt nicht ungefährlich, aber, daß es gefährlich iſt, ſagt nichts gegen ein Unternehmen. Dann aber kehrt er mit einer unverlierbaren Erinnerung an Sand, Sonne und die weſenloſen, aber unerbittlichen Geſetze der Werte zurück in die fruchtbare Erde, die ſeinen Taten entgegenverlangt wie ein Weib. Und ſo, als organiſch gewordene Mittelbarkeit, als bewußte Organiſation unſerer natürlichen Dynamik, läuft die Ethik, in der Wüſte zwar empfangen, aber aus dem Leben gezeugt, wiederum ins Leben aus. Sie iſt nicht ſelbſt Mut, Plan, Waffe oder Wille zum Sieg — das muß alles vorher da ſein. Sie gehört nicht zu den Kräften, noch Mitteln, noch Zielen. Sie iſt nur eine harte Helligkeit zwiſchen ihnen und gleichſam eine abſtrakte Strategie, wie man das gegebene Leben mit tiefgegliederten Heeren in breiteſter Front zu attackieren habe."

Alfred Kurella

Gedanken zur Zeit

Parlamentarismus. Bei der neueſten Wendung in der inneren Politik braucht die „Tat" nicht umzulernen, im Gegenteil, jene iſt der erſte Schritt zu der von ihr längſt geforderten politiſchen Mündigkeit des deutſchen Volkes. Nicht, daß der Parlamentarismus das Endziel wäre, aber er iſt ein notwendiger Durchgangspunkt zu dem organiſch gegliederten Volksſtaat. Es iſt bezeichnend, daß im ſkandinaviſchen Norden, wo die Demokratie ſchon ſeit einem Menſchenalter herrſcht, die neue Jugend kulturkonſervativ iſt, und ſo wird es auch in Deutſchland einſt werden. Vorläufig aber muß die Bureaukratie, d. h. der Obrigkeitsſtaat, all das Kleinſtaatunweſen, das Sonderintereſſe der oſtelbiſchen Herrenkaſte u. a. einmal gründlich gelüftet werden. Preußen muß lernen, in Deutſchland aufzugehen, es hat ſeine Sonderaufgabe erfüllt. Sicher wird jetzt die Verteilung der Kriegslaſten nach dem Kriege gerechter vor ſich gehen, weil die Miniſter dem Volk verantwortlich ſind. Das Volk wird zwar nicht über Nacht mündig werden, aber auf ſeinen von ihm gewählten Führern ruht jetzt eine größere Verantwortung. Jeder Menſch wächſt ja durch ſeine Aufgaben.

Der alte Obrigkeitsſtaat iſt endgültig zuſammengebrochen. Wie er ausſah, dafür ein zufälliges Beiſpiel aus dem „liberal" regierten Sachſen-Weimar. — Gerade in den Tagen der Umwandlung wurde in einem Thüringer Bezirk ein neuer Bezirksdirektor (in Preußen heißt er „Landrat") eingeführt, deſſen einleitende Worte zu

ſeiner Antrittsrede ſo ganz den bisher üblichen Autoritätsgeiſt von Gottes Gnaden charakteriſieren. Er begann: „Zunächſt drängt es mich, in dieſer hochbedeutenden Stunde Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog, unſerem geliebten Landesherrn, meinen untertänigſten Dank für die durch die Übertragung meines neuen Amtes mir erwieſene Gnade zu Füßen zu legen. Zugleich aber bitte ich, auch Ihnen, Herr Geheimer Staatsrat, meinen gehorſamſten Dank ſagen zu dürfen für die gütige Befürwortung und die beherzigenswerten Einführungsworte, die Sie die Güte hatten, an mich zu richten und die mir eine wertvolle Richtſchnur für meine Amtsführung ſein werden.“ Hinter dieſem Schweifgewedel von Höflichkeitsfloskeln verbirgt ſich mangelnde Würde. Es handelt ſich zuerſt nicht darum, die Autorität zu vertreten, wie es in ſeinen Ausführungen weiterhin heißt, ſondern dem Volke zu dienen. Erſt kommt unten, dann baut ſich oben auf. Wie weit die Thüringer Kleinſtaatfürſten eine richtige Vorſtellung von ihren Pflichten gegenüber dem Allgemeinwohle haben, darüber wird nach dem Kriege zu reden ſein. Alle Vorſchläge, die Verſchwendung von Arbeitskräften, die Buntheit der Landesgeſetze durch gegenſeitige Vereinbarungen zu vereinfachen, ſcheiterten an aufgeblaſenem Souveränitätsgefühl, an dem Mangel an Verantwortung dem Volke gegenüber. Einen Vorſchlag, der den Poſtſtempel Gera trägt, lehnt natürlich Weimar von vornherein ab, er iſt ja der „größere“ Staat. Hier wird wohl auch nun der Reichstag ein Wort zu ſprechen haben.

Einen großen Eindruck wird die Parlamentariſierung in den ſkandinaviſchen Ländern machen, die das mangelnde politiſche Selbſtgefühl des deutſchen Volkes als ungermaniſchen Geiſt empfanden. Ich kann aus guter eigener Kenntnis Wort für Wort unterſchreiben, was Profeſſor S. Saenger von ſeinen jetzigen „nordiſchen Eindrücken“, kürzlich in der „Frankfurter Zeitung“ von der Stimmung der Dänen ſchrieb: „Iſt es nicht wunderbar, daß von dieſem Lande die deutſche Sache mit ſo wenig warmem Anteil, mit ſo geringem menſchlichen Mitgefühl angeſchaut wird? Man iſt bereit, uns tauſend Tüchtigkeiten zuzuerkennen, man ſtaunt über die militäriſchen Leiſtungen; dieſer oder jener, der über das Niveau der journaliſtiſchen Tagesanſicht ſich emporgehoben, ſpürt auch den Zuſammenhang ſolcher Leiſtungen mit allerhand Moralitäten — aber nebenher läuft immer ein ſeeliſches Fremdgefühl, während für das belgiſche und das franzöſiſche Schickſal, das man als erlitten, nicht als gewollt betrachtet, wärmſtes Mitgefühl ſich immerfort regt. Endlich ſagt man es mir gerade heraus: Es ſei das Preußiſche im Deutſchen, das man ablehne und wogegen ſich die übrige Welt ſträube, es ſei die Abneigung gegen die mit Gewiſſen überſtopfte Willensmaſchine und den ſtockſteifen, bureaukratiſch verhärteten kategoriſchen Imperativ, die das große deutſche Volk hindere, moraliſche Eroberungen zu machen und die Sympathie zu erwerben, die ihm zukäme: es ſei die Unfähigkeit, im Verkehr mit der Welt die Maxime ‚leben und leben laſſen‘ zur Geltung zu bringen; es ſei der geiſtige Hochmut, der am neuen Geſchlecht vor dem Kriege abgeſtoßen habe.“

Wir haben eine unglaublich törichte Politik in Nordſchleswig zwei Menſchenalter lang getrieben, und wenn ich zu meinen däniſchen Freunden kam, konnte ich nur ſagen: „Ich möchte es wohl anders haben, aber ich kann es nicht ändern, da nicht allein unſer Reichstag, ſondern auch die Preſſe dabei verſagt (mit Ausnahme von Hans Delbrück in den ‚Preußiſchen Jahrbüchern‘). Erſterer intereſſiert ſich nur für den Kuhhandel und letztere für die Parteiphraſe und den Abonnentenfang.“ Jetzt

müſſen Politiker mit tiefem Verantwortungsgefühl heraufkommen, keine charakterloſen Geſchäftspolitiker und Schönredner, an denen wir keinen Mangel hatten, ſondern ſchöpferiſche Kräfte, denen die Politik ein Mittel iſt, um aus ihrem Leben ein Werk zumachen. Dann erſt dient man ſeinem Volke. Möge darum der jetzt zuſammengebrochene Konſervativismus ſeine Reinigung vom Kaſtenintereſſe zum Volksintereſſe beginnen, er hat ſeinen Sturz gründlich verdient. E. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Die Arbeit des Nationalen Studentendienſtes Tübingen im Sommer 1918

Die Kriegshilfsorganiſation der Tübinger Studentenſchaft hat nunmehr bereits das 7. Semeſter ihres arbeitsreichen Beſtehens hinter ſich. Wenn vielerorts die in den Auguſttagen 1914 aufgeflammte begeiſterte Hilfsbereitſchaft wieder abgeflaut iſt, ſo konnte ſich im Gegenſatz dazu der Tübinger Studentendienſt von Semeſter zu Semeſter größerer Erfolge und ſteigender Teilnahme erfreuen. Beſonders dieſen Sommer drängten ſich die Studenten und vor allem die Studentinnen in wirklich herzerfreuendem Eifer an die großen Aufgaben, die ihre Löſung von ihnen verlangten. Die Arbeit des vergangenen Sommers zerfiel in drei große Gruppen: die für ländliche Hilfe, die Muſikgruppe für die Lazarette und die Theatergruppe.

Die wichtigſte Gruppe war ſicherlich die für ländliche Hilfe. 12 Tübinger Gärtnereien hatten für das ganze Semeſter um ſtändige Hilfe nachgeſucht. Gleich bei der Eröffnungsverſammlung meldeten ſich für dieſe Arbeit über 80 Studierende. Es konnten dadurch jeder Gärtnerei 6—8 Leute zugewieſen werden, die unter ſich einen Wochenplan vereinbarten derart, daß jeden Tag mindeſtens zwei Leute in der Gärtnerei tätig waren. Die Zahl der Hilfskräfte hat ſich im Laufe des Semeſters noch erhöht, ſo daß die durch Einziehungen zum Heeresdienſte verurſachten Verluſte meiſt voll ausgeglichen werden konnten. Nach den eingezogenen Erkundigungen und den Berichten der Gruppenführer arbeiteten die Studierenden überall zur vollen Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber. Außer der Gärtnereigruppe waren noch landwirtſchaftliche Reſerven aufgeſtellt: Für jeden Tag der Woche hatten ſich Studierende und zwar auf das ganze Semeſter hinaus verpflichtet, auf Anforderung hin an ihrem Verpflichtungstage, wo ſie gebraucht würden, zu arbeiten. So konnte ſich die ländliche Bevölkerung, wenn einmal dringende Arbeit zu ſchaffen war, z. B. Kartoffelhacken, Unkrautjäten u. a. für jeden Tag ihre Hilfe holen. Zu dieſem Zweck wurde in Verbindung mit dem ſtädtiſchen Hilfsausſchuß eine Vermittlungsſtelle für ländliche Hilfe unterhalten, wo die Geſuche entgegengenommen und die Hilfskräfte benachrichtigt wurden. Auch für dieſe Reſerven ſtanden gegen 40 Hilfskräfte zur Verfügung und mancher dringende Fall konnte ſo auf bequeme Weiſe erledigt werden. Der beſondere Ruhm der Tübinger Studentenſchaft iſt aber jedes Jahr die Hilfe in der Heuernte. Etwa 14 Tage vor Beginn der Heuernte wurde ein Mähkurs veranſtaltet, zu dem die Stadtverwaltung das Lehrperſonal ſtellte und an dem etwa 40 Studenten und Studentinnen teilnahmen. Bei dem großen Mangel an Mähern waren dieſe Kräfte immer ſehr geſucht. In der Hauptzeit der Heuernte halfen täglich etwa 60 Studierende, was gegen 120 im vorigen Jahre eine ſtarke Abnahme bedeutete. Die Gründe hierfür liegen einerſeits in den großen Beurlaubungen von Soldaten, andererſeits in der ſtarken Herabſetzung der Brotration, die auch den Bauern empfindlich traf. Wenn auch beſtimmt war, daß die Hilfskräfte ihr Brot ſelbſt mitzubringen hätten, ſo ließ doch das Ehrgefühl des ſchwäbiſchen Bauern eine ſolche „Hungerleiderei“ nicht zu. Jedenfalls waren die Studenten ganz auf dem Plan und halfen, wo ihre Hilfe verlangt wurde. Auch für die Getreideernten

konnten noch einige Hilfskräfte vermittelt werden, wenn auch die meiſten Studenten bereits in die Ferien gegangen waren.

Für die zahlreichen Tübinger Lazarette war eine Muſikgruppe aufgeſtellt, die dieſen Sommer aus 6 Lautengruppen (Geſang zur Laute) beſtand. Ein Gruppenführer beſorgte die wöchentliche Verteilung an die Lazarette. Allenthalben erweckten die friſchen, jungen Stimmen mit ihren hübſchen Volksliedern viel Freude und Vergnügen.

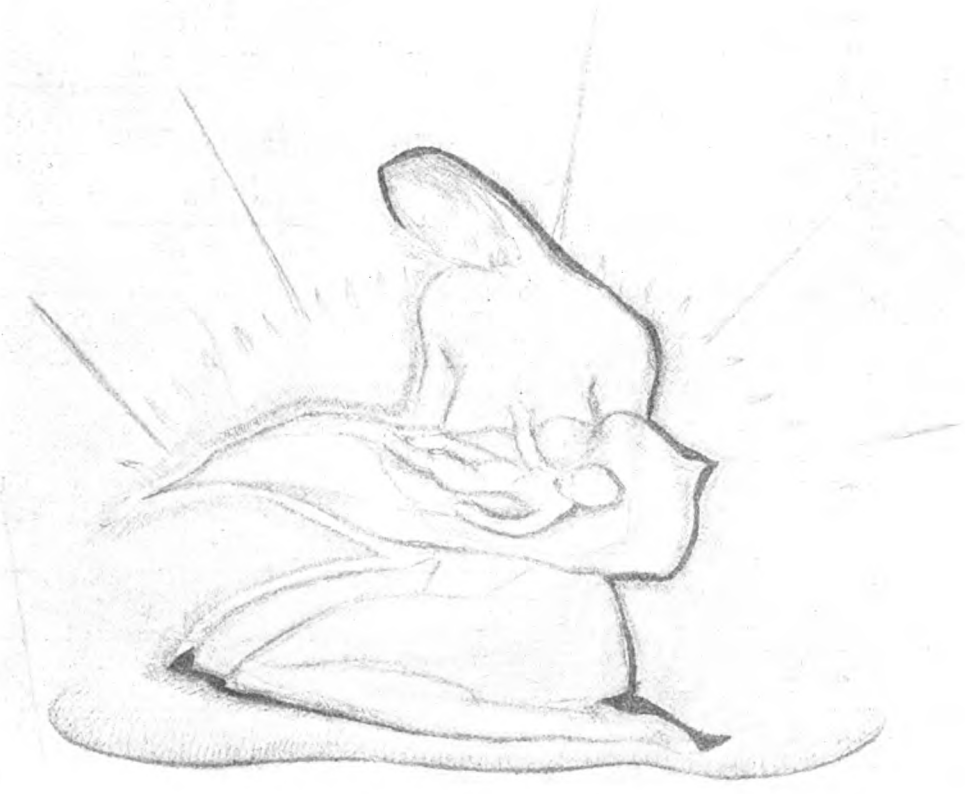
Am weiteſten bekannt iſt die Theatergruppe des Nationalen Studentendienſtes unter der meiſterhaften Leitung von Frau Hofrat Obriſt-Jenicke.* Dieſes Semeſter wurde das muntere leichtbeſchwingte Sommerluſtſpiel „Die zärtlichen Verwandten" von Benedix einſtudiert. Nach langen, mühevollen Proben fanden von Mitte Juli an die Aufführungen ſtatt: 5 in Tübingen und zwar je eine Freiaufführung vor dem Erſ.-Batl. Inf.-Reg. 180 und den Verwundeten ſämtlicher Lazarette und 3 öffentliche. Alle Aufführungen fanden in dem großen neuen Muſeumsſaale ſtatt. Dann folgten die auswärtigen Aufführungen: je 2 in Reutlingen, Freudenſtadt, Alpiersbach, Weingarten und Ravensburg, je eine im Lazarett Niedernau und Rottenburg. Überall hatten Soldaten und Verwundete freien Eintritt. Allgemein wurde das flotte Zuſammenſpiel und die treffſichere Herausarbeitung der einzelnen Rollen gerühmt. Der harmloſe köſtliche Humor des Stücks hat dem Studententheater, das nun auf ein zweijähriges Beſtehen zurückblicken kann, überall volle Häuſer gebracht. Über 2000 M. konnten für die Zwecke der Kriegswohlfahrt flüſſig gemacht, manchem Bedrückten einige Stunden erleichternder Heiterkeit geboten werden.

So kann der Nationale Studentendienſt, geſtützt auf die Erfolge dieſes Sommers, frohen Mutes der ernſten Arbeit des kommenden ſchweren Winters entgegenſehen. Tübingen iſt unſeres Wiſſens die einzige deutſche Univerſität, die eine derartig großzügige, die weiteſten Kreiſe der Studentenſchaft umfaſſende Kriegshilfeorganiſation beſitzt, die für alle auftauchenden Kriegsaufgaben ihre Freiwilligen bereit hat und wo es nötig iſt zugreift. Tübingen wird auch weiterhin auf ſeinem Poſten ſtehen und mitarbeiten am Heile des Vaterlandes und am Wohle des deutſchen Volkes.

Der Geſchäftführer
cand. phil. Heinrich Gezeny

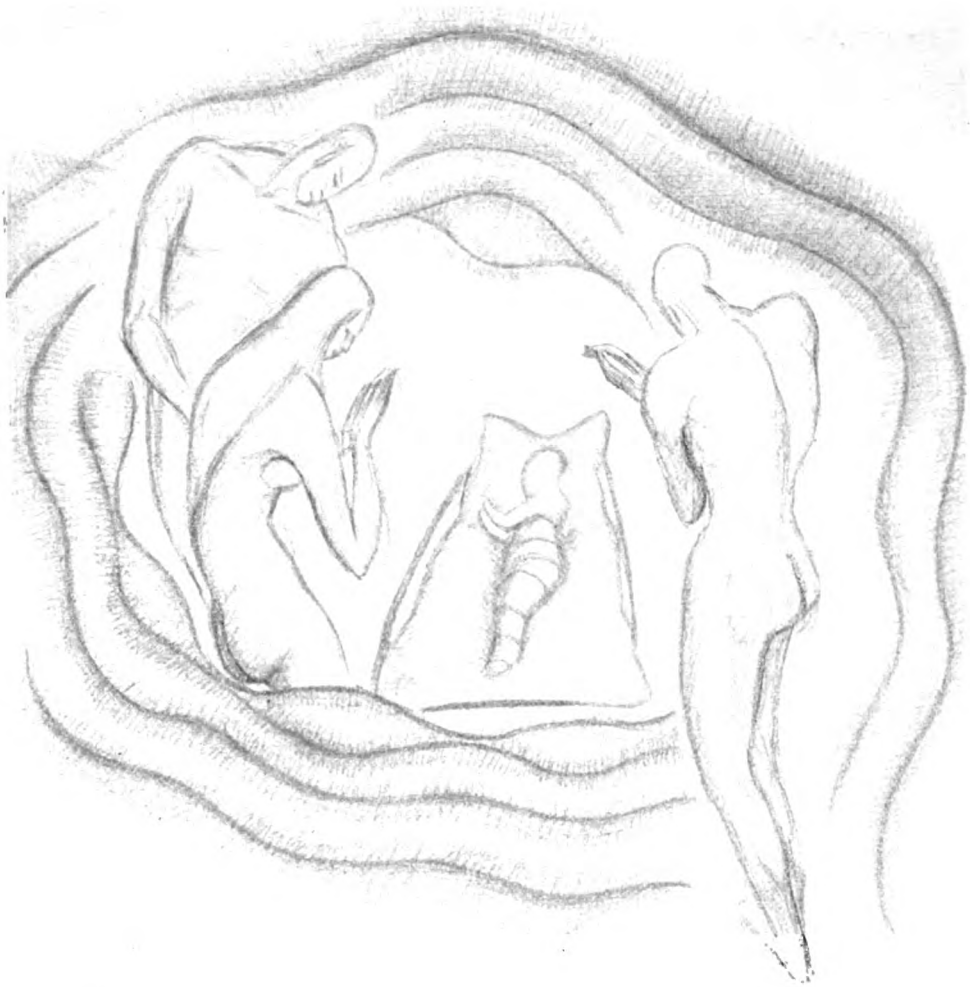
* Über die früheren Leiſtungen berichtete das Oktoberheft.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 5.—, durch die Poſtanſtalten M 5.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 5.45, Ausland M 5.75. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von 90 Pf.
Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig



Franz Nitsche / Gemeinschaft

Handzeichnung



Franz Nitsche / Verjüngung

Handzeichnung

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

10. Jahrgang Heft 9 Dezember 1918

Franz Nitsche/Erwartung

Hört ihr Stimmen vom neuen Glauben predigen?
Hört ihr Lieder von neuer Liebe singen?
Seht ihr Menschen begeistert von neuer reifer Tat?

Hörtet und saht ihr solches,
Ihr drinnen, in eurer Freiheit?

Ich wähn, es müßte dieses bald geschehen.
Denn der Johannismenschen
Sind ja so viele
Und viele Marien gibt es unter den Frauen.
Sollte da nicht auch der Christus unter uns sein?

Wo ist der Große, der Mensch,
Der starke Einsiedler,
Der die Kraft hat, mit Feuer zu taufen?!
Freunde, was hörtet ihr von solchem Menschen?

Im Felde, August 1918

Eugen Diederichs
Das Kommen des Dritten Reiches*

Chriſtus hing am Kreuz, nicht um die Menſchen, ſondern um Gott zu erlöſen.

Die Welt iſt in Not. Jeder Einſichtige weiß, das Alte verſinkt, aber dunkel liegt die Zukunft vor uns. Wie tief werden die ſozialen Erſchütterungen nach dem Kriege gehen, wird Volksgenoſſe gegen Volksgenoſſe aufſtehen, erbittert, weil ſeine Exiſtenz zuſammenbrach, weil die Behaglichkeit des Lebens zu verſinken ſcheint, weil Vorrechte, für die die neue Zeit keinen Raum hat, nicht freiwillig aufgegeben werden? Wird uns nicht Verzweiflung überkommen, weil der Kapitalismus ſich vertruſtete und uns nun ſeine Herrſchaft auferlegt? Wie ſoll ſich da der Einzelne wehren, um Luft gegen ihn zu bekommen, um ſeine Freiheit zum Wachſen zu ſichern?

Machtlos erſcheint der Einzelne gegenüber dem wirtſchaftlichen Zwange. Siegen im Wirtſchaftskampf nicht die klaren Köpfe, die ſich von keinen Gefühlen behindern laſſen, die nichts weiter kennen, als ihre Gedanken auf den einen Punkt zu konzentrieren, wie ſie ihre Konkurrenz ſchlagen? War darin nicht England Meiſter? Jetzt hat aber Amerika jenes übertrumpft, und ſteht dieſes nicht vor dem Anfang ſeiner Weltherrſchaft?

Auch Rom war einſt Weltherrſcherin, es wurde von Byzanz abgelöſt und beide überwand der Galiläer. Julian Apoſtata bekannte es und Ibſen benutzte dieſe Geſtalt, um das kommende dritte Reich zu prophezeien. Er iſt uns ſchuldig geblieben zu ſagen, wie es kommen ſoll. Soll es heraufkommen durch die prophetiſche Rede eines Einzelnen, oder ſoll es keimen aus der Not der Menſchheit?

Schon Nietzſche ſprach es aus: Gott iſt tot. Erſt der Weltkrieg hat die Wahrheit dieſes Satzes bewieſen. Mochte Gott in dem Gewiſſen Einzelner, in der Sehnſucht aller ſchöpferiſchen Menſchen leben, in keinem der Millionen Menſchen Europas brach der göttliche Geiſt ſo durch, daß er die Menſchen zwang, auf ſeinen Träger zu ſchauen, weil er ihr Sehnen erlöſte. Erlöſte von Dumpfheit und Gebundenheit an jene Dinge, die die Menſchen unfrei machen. Und doch harren wir alle, die Gott ſuchen, des erlöſenden Wortes, das uns frei macht, das uns die materielle Not nicht fühlbar macht, das die Menſchen wieder mit Brudergefühl belebt, das allen äußeren Zwang in Freiheit auflöſt, weil der menſchliche Geiſt göttlich iſt und daher ſeine Geſetze ins Kosmiſche gründet.

* Im Anſchluß an den Aufſatz „Vom unerlöſten Gott“ im Septemberheft S. 454. Ein Aufſatz im Januarheft „Zum Mythos des unerlöſten Gottes“ wird das Thema weiterführen!

Das erlösende Wort wird kommen, denn das dritte Reich ist nahe bei uns. Was wir heute tun können, ist nichts weiter, als in die Einsamkeit zu gehen und uns bereiten, unsere innere Stimme zu hören, durch die Gott ruft. Denn im dritten Reich ist das Gotteserlebnis vertiefter, es hat den Jehovagott, den Gott der Heerscharen, der im Himmel thront, überwunden, weil seine Gottesvorstellung vergeistigter ist. Jenes Erlebnis bedarf keiner Vorstellung vom Vatergott, weil es die Symbole Gottes in Lebensvorgängen schaut und ihn erlebt im Selbst und in den Ideen, es braucht nicht das Brudergefühl zu predigen, denn es ist ohne solches nicht möglich. Darum wird es die Entzweiung der Menschheit besiegen, allen Haß, alle Profitgier, alle Machtgelüste, wenn es sichtbar in einem Kreise von Menschen geworden ist, die innerlich von der Not des Lebens, von der Not wirtschaftlicher Existenzkämpfe unberührt blieben, so daß ihre Seele Ruhe und Erhabenheit ausstrahlt. Welches Menschenerleben ist schöner, als auf Würde zu stoßen!

Die Stufen unserer religiösen Entwicklung gleichen den Stufen menschlicher Entwicklung. Das Kindesalter steht unter dem Wort: Ich bin. Voller Naivität fühlt es nicht die Entzweiung der Welt, es will wachsen, sein Lebensgefühl umfaßt das Sichtbare, von dessen Vollkommenheit es träumt. Religiös kann man es als Gefühls-Pantheismus bezeichnen. Sein künstlerischer Ausdruck ist die griechische Kunst, sein religiöser die Götterwelt der Griechen und Germanen. Die Götter Griechenlands und Germaniens sind Menschen, Abbilder menschlicher Leidenschaften, ins Große gesteigerte handelnde und leidende Tatmenschen. Sie mußten vergehen im Kampf der menschlichen Schwächen miteinander, in der Sehnsucht nach dem, was über den Menschen steht und sie erlöst von den Zufälligkeiten des Lebens.

Das Jünglingsalter steht unter dem Worte: Du sollst. Es empfindet die innere Entzweiung, Welt und Ich kämpfen gegeneinander, Trieb steht gegen Geist. Man objektiviert Gott als über dem Menschen stehendes Gesetz, denn der Geist will die Herrschaft über den Trieb. Es ist eine notwendige Entwicklungsfolge, daß die Religionen des Orients das römische Reich, das der Kultur Griechenlands gefolgt war, überwältigten. Der Jehovagott herrschte, von der Realität der Erde teilte sich Himmel und Hölle ab. Der Geist suchte nach Befreiung von den Trieben des Körpers, Ideale standen als Ideen a priori vorgezeichnet, zwischen Gott und den Menschen schoben sich Priester ein, die die Erlösung vermittelte. Daß der oberste von ihnen der Stellvertreter Gottes auf Erden wurde, ist eigentlich ein Zurückgleiten von der Jenseitsvorstellung zum Kindheitsalter der Erdhaftigkeit. Überhaupt steht der Katholizismus mit seinen Heiligen dem Pantheismus näher als der Protestantismus. Erst dieser predigte den Jehovagott und sein Wort auf das Einseitigste. Man kann sagen, die Völker Europas er-

lebten durch ihn in ſich ein Neujudentum. Spielen nicht Vorſtellungen, daß man von Gott zu ſeinem Werkzeug ausgewählt ſei, in den Weltkrieg hinein? Die Phraſeologie Wilſons iſt ebenſo wenig pure Phraſe, wie der Schluß der Anſprachen des ehemaligen deutſchen Kaiſers: Gott mit uns. Die Einzelſeele erlebt in der religiöſen Anſchauung des Proteſtantismus ihre Höchſtkultur und in der Wirklichkeit des Krieges ihre Entthronung. Wie kann es anders ſein, denn die Welt iſt ja dualiſtiſch. Welt und der metaphyſiſche Gott des Chriſtentums ſind Gegenſätze. Und doch ſagt ein Spruch des Neuen Teſtamentes: Das Reich Gottes iſt in Euch.

Die dritte Stufe, das Mannesalter ſpricht: Ich will. Sie negiert nicht die beiden vorhergehenden Stufen, ſie iſt durch ſie gegangen und will Syntheſe. Sie baut ſich auf Wirklichkeiten auf und ſtrebt nach einem Ziele. Sie iſt dem Diesſeits zugekehrt, wie das Kind und der Pantheiſt, ſie ſieht nach dem Himmel, nach dem Geſetz über uns wie der Jüngling und der Dualiſt. Hinter ihrem Wirklichkeitsſinn aber ſteht Gott als treibende Kraft, nicht der Geſetzgeber Gott, der Gott nach menſchlichem Bilde, ſondern der werdende Gott, der Gott im Geiſterlebnis.

Würde ſich das Mannesalter, das kommende dritte Reich, auf dem Begriff des „werdenden Gottes" von Meiſter Eckehart aufbauen, ſo wäre es ja ſchon vor 600 Jahren in der deutſchen Myſtik begründet worden. Warum kam es nicht durch ſie herauf? Ich kann dieſen Einwurf nur damit beantworten: der „werdende Gott" Meiſter Eckeharts kommt nicht über das religiöſe Verhältnis der Einzelſeele zu Gott hinaus. Er iſt die Vorſtufe zu einer umfaſſenderen Gottesvorſtellung, die alle Gott ſuchenden Seelen zu einer Einheit zuſammenbindet und dieſe Vorſtellung iſt: „das Bild vom unerlöſten Gott".

Dieſes Bild beſagt nichts, wenn der religiöſe Menſch nicht unter ihm die Verkörperungen Gottes in den Lebensvorgängen ſieht und verſteht. Falls er in jenen nichts Heiliges und Heiligendes erlebt, ſo iſt er noch im Gefühls-Pantheismus oder im Jehovaglauben befangen. Er muß zuvor die ſeeliſche Gerichtetheit alles Lebens in ſich erlebt haben. Nur wer weiß, Gott iſt eine Aufgabe, iſt reif zum Chriſtus-Glauben.

Was iſt dieſe Aufgabe? Durch Wirken an der Welt zu arbeiten, daß ſich die Ideen immer voller, reiner, farbiger geſtalten, damit ſie im Spiel der Kräfte das Leben durchdringen, ſich loslöſen und damit in uns bewußt werden. Aller Trieb braucht die Erkenntnis als Herrſcher, das Dionyſiſche ſucht Form durch das Apolliniſche.

Als erſter, als Dichter, hat dieſen Gott wohl Goethe im zweiten Teil ſeines Fauſt gefaßt, als bildender Künſtler Rodin; die Vorläufer beider in der Renaiſſance ſind Leonardo und Michel Angelo.

Gott quillt im Menſchen auf wie eine Erdkraft, deren Dumpfheit

durch die Schau des Menſchen beſiegt wird, deſſen inneres Sehen nach rückwärts und vorwärts zugleich gewandt iſt. Rückwärts nicht zu hiſtoriſcher Betrachtung eingeſtellt, ſondern als Erleben vergangener organiſch ſich entwickelnder Kräfte, die zur Himmelsleiter ſtreben. Wir Menſchen tragen in uns als Erbweisheit aufgeſpeichert die Kräfte vorhergehender Entwicklungen. Gott ſelbſt brach aus den erſten Kriſtallen zur Wanderung nach dem Himmel auf, mannigfach gehemmt. In jeder Pflanze, jedem Tier wandert er ein Stück weiter, er erlöſt ſich durch menſchliche Gemeinſchaft, indem er die Lebensordnungen der Menſchen errichtet, noch iſt er gebannt in den Hängen der Erde wie eine Figur Rodins, die ſich langſam aus dem Stein loslöſt, wie ein Gedicht Goethes, das Bach und Wieſe beſingt. Immer ſchenkt dieſer Gott dem Menſchen neue Kräfte, der ihn ſo erlebt und an die Arbeit geht, um ihn noch mehr von der Schwere der Erde zu löſen.

Denn Gott iſt nicht nur Aufgabe, er iſt zugleich Gnade, die dadurch zu uns kommt, daß wir in Demut bereit ſind, ihm zu dienen. Wir überwinden, indem wir uns Gott verbunden fühlen, unſer Abhängigkeitsempfinden von der Natur. Nur dadurch, daß wir uns auf unſer eigenes geiſtiges Selbſt beſinnen und ſeine Göttlichkeit ſpüren, kommen wir zum Bewußtſein unſerer Freiheit. Gott, der handelnd und in ſich ruhend zugleich iſt, iſt der Grund aller menſchlichen Perſönlichkeit. Die Seele iſt Gottes „wirkendes Werk". Alle Kraft, alles Schöpfertum, das uns der in ſich ruhende Gott gewährt, iſt Geſchenk und Heiligung. So gewinnt alles religiöſe Ringen den Sinn, Antrieb und Ziel zum Handeln zugleich zu ſein, um über die Begrenztheit des Ichs hinauszukommen und ſeeliſche Weite zu erlangen. Die Seele iſt der Widerſchein Gottes, Seele will zu Seele ſprechen, Seele will mit Gott eins ſein und zu ihm Du ſagen.

Es iſt das Wunder aller Wunder, es iſt das große Geheimnis: wer das Rufen des unerlöſten Gottes hört und ihm nachfolgt wie im Märchen das Kind dem Rufen im Berge, erlöſt ſich ſelbſt. Er findet den Gott der Arbeit, er gewinnt den Gott der Gemeinſchaft, er erlebt den Gott der All-Liebe. *Nie erlöſt ein Einzelner Gott, es wäre ein vergebliches Mühen, nur die Gemeinſchaft der Menſchen kann es tun.* Der Einzelne kann nur Künder ſein in Worten und Werken.

Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis.
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.

Nicht nur Deutſchland, die ganze Welt iſt in Not. Die Völker reden in Phariſäerart von Gott, ihrem Jehovagott. Für uns iſt dieſer Gott tot. Wer zu dem Vatergott betet und ihn als verendlichte Perſönlichkeit auffaßt, für den iſt der Gott der Arbeit der Spender irdiſcher Güter. Wir ſpotten ſeiner nicht, auch nicht jener, deren Seele fromm wie die der Griechen iſt. Wir ſuchen den Gott der Arbeit, der in uns

das Göttliche quellend macht, die Gemeinſchaft der Menſchen im ſchöpferiſchen Geſtalten uns erleben läßt und uns dadurch die Seele reich macht. Wollen wir die Lebensnot aber durch Reichtum der Seele, die es treibt, ihren Überfluß in Liebe zu verſchenken, überwinden, ſo muß im Einzelnen Chriſtus neu geboren werden, er muß heraufkommen, wie ein junger Frühling, der der Erde geſchenkt iſt, er muß wachſen in dem Liebenden wie ein neuer Ring des Lebens.

Der Gottmenſch muß Gegenwart werden. Seine Offenbarung beſteht darin, daß der Menſch die Gottheit in ſeinem eigenen geiſtigen Weſen findet.

Die Menſchheit aber braucht den Einzelnen als Beiſpiel, denn durch die augenfällige Sichtbarkeit des Geiſtes im Leben wird der werdende Menſch ſich zuerſt der Richtung ſeiner Perſönlichkeit bewußt. Die Hiſtorie iſt nur Noterſatz.

Es gibt keine Not, wenn ſich geiſtige Kräfte regen.

Das Volk, das in ſich Geiſter erzeugt, die für Gott kämpfen, wird Sieger im Ringen der Völker ſein.

Gott will Bewegung, denn er iſt Rhythmus. Wir erleben ihn als unerlöſt, und der Glaube an ihn fordert: Handeln im Verantwortlichkeitsgefühl zur Zukunft. Die Kraft zu dieſem Handeln finden wir, ſobald wir in dem Ewigen, Einen, Ungeteilten, das wir Gottheit nennen, wurzeln und von ihm umſchloſſen ſind.

Es gibt keine andere Erlöſung für den Menſchen, als die er ſich ſelbſt errungen und verdient hat.

Lulu von Strauß und Torney
Der Gott der Arbeit

Der Tag hing grau in Wolken und war doch ſchwül und ſchwer,
Die blauen Blitze flammten nachts über die Gärten her,
Das Korn ſtand reif im Felde, und goldner war es nie,
Ich bog dem Gott der Liebe mit Zittern meine Knie.

Die Sommernelken blühten und brannten purpurrot, —
Die ich mir damals pflückte, ſind nun verdorrt und tot.
Der Gott, vor dem ich kniete, er ſchritt an mir vorbei,
Ihm nach durch graue Leere ging meiner Sehnſucht Schrei.

In gelbe Lindenwipfel ſtößt nun der naſſe Wind,
Ich gehe ſtille Wege, die menſchenferne ſind.
Die Stirne, die ich ſenkte in Tränen und in Traum,
Streift wieder eines Gottes dunkler Mantelſaum.

Und zwiſchen letzten Garben, die goldner Herbſt beſchert,
Im Dampf gepflügter Scholle, die junger Saat begehrt,
Das ſtrenge Haupt erhoben in friſcher Winde Wehn
Seh ich mit ſtarken Füßen den Gott der Arbeit gehn!

Der du gebietend ſchreiteſt durch Sichelklang und Saat, —
Sich mühen heißt dir beten, und Andacht iſt die Tat!
Im Werke meiner Hände hör meiner Sehnſucht Schrei:
Du Gott, zu dem ich bete, — Herr, geh mir nicht vorbei!

Ellen Key
Der Mütter Bittgang

Der Weltkrieg hat überall in der Lebensauffaſſung die Gegenſätze verſchärft, die ſchon begonnen hatten, ſich zu verwiſchen. Dieſe gewinnen jetzt wieder Farbe. Das unbeſtimmte Grau in Grau zerſtreut ſich. Schwarz und Weiß heben ſich wieder unvermittelt gegeneinander ab. Gedanken, die eine Annäherung der Raſſen erhoffen ließen, erweiſen ſich als unausführbar.

Schwarz und Weiß ſtechen beſonders bei denen gegeneinander ab, die an den Krieg glauben und ſolchen, die an den Frieden glauben. Die einen entdecken in dem allgemeinen großen Brand den Beweis der Richtigkeit ihrer Auffaſſung über den Krieg als unvermeidliche Naturerſcheinung, die ſich ſeit den Uranfängen des menſchlichen Daſeins in ihren verſchiedenartigen Formen offenbart. Und die Tatſächlichkeit der jetzigen Zeiten fällt zugunſten ihrer Überzeugung aus. Weit davon entfernt, ſich durch Vernunft, Nächſtenliebe, Religion, Erkenntnis, auch durch internationale Verbindungen überzeugen zu laſſen, hat der Krieg aus dieſen Trägern der Ziviliſation Galeerenführer gemacht, von denen die hingeriſſenen Völker ſich zermalmen laſſen, in dem Glauben, daß der Krieg, für den ſie ihr Blut geben, eine Hingabe zum Wohle des Vaterlandes iſt.

Den Vernunftgründen, die an einen ewigen Krieg glauben laſſen und die der Anhänger des Krieges im Arſenal der Weltgeſchichte oder in den düſterſten Tiefen des menſchlichen Gemütes ſucht, kann der Friedliebende den Glauben der großen Seher und Dichter der Völker gegenüberſtellen. Aus ihren Werken läßt ſich der Beweis erbringen, daß zu allen Zeiten Dichter ihre ſilberne Leier vom Frieden unter dem Donner des Krieges ertönen ließen. So alt der Krieg in dieſer Welt iſt, ebenſo alt iſt auch der Wunſch nach Frieden im Menſchenherzen. Und nicht nur in den Schreien der unzähligen kleinen Vögel, die der Krieg bald hier- bald dorthin verſcheucht, erklingt die Friedensſehnſucht durch alle

Zeiten; in allen Jahrhunderten gab es große Männer, die ihrer Zeit um ſolche Flügelweite voraus waren, daß wir ſie als unſere Zeitgenoſſen anſehen müſſen. Sie haben mit unſeren Augen den Wahnſinn des Krieges geſehen, und ſie haben mit unſerer Seele ſeine Schrecken erlebt, als ſie ihre Überzeugung kundtaten, daß der Friede auf den tiefſten Ton des Daſeins mit Vernunft und Liebe gleichgeſtimmt iſt. Denn der Krieg lebt nur von der Untätigkeit der Menſchheit ihrer Aufgabe gegenüber: das Chaos der Unvernunft und Disharmonie, in der ſie ſich befindet und aus dem der Krieg hervorgeht, in ein Kosmos zu verwandeln, wo Vernunft und Harmonie zum ſelbſttätigen Ausdruck der menſchlichen Natur wird, wo beide zu ebenſo greifbaren Wirklichkeiten werden, wie die, welche täglich zum Beweis herangezogen werden, daß das Menſchengeſchlecht unfähig iſt, den Frieden zu befeſtigen.

Zu den Menſchen, die ſo wunderbar zeitgemäß — obgleich Jahrhunderte vor unſerer Zeit — den Wahnſinn des Krieges mit unſeren Augen geſehen und mit unſerem Herzen ſeine ſchmerzlichen Wirkungen empfunden haben, zu ihnen gehört auch Euripides. Geboren am Tage der Schlacht bei Salamis, iſt er in Hellas der große Verkünder des Friedens geworden. Kein Dichter unſerer Zeit hat wie er auszudrücken vermocht, was die Mütter durch die Opfer leiden, die der Krieg ihnen auferlegt. Kein heute lebender Dichter hat klarer als er erkannt, daß der Krieg nicht imſtande iſt, den Streit der Nationen zu ſchlichten. Seine Tragödie: „Hikecides", eine Benennung, die Wilamowitz-Möllendorf mit: „der Mütter Bittgang" überſetzt, hat keinen andern Stoff. Den gleichen finden wir auch in Sophokles' „Antigone" wieder.

Der Tyrann von Theben hat die Beſtattung des Polynices, der im Kampfe gegen ſeine Vaterſtadt gefallen iſt, verboten, und damit deſſen Waffenbrüder von Argos verjagt. Denn der antike Glaube, daß das Schickſal des Menſchen nach dem Tode von dem feierlichen Leichenbegängnis, das ſeinen Überreſten zuteil wird, abhängt, hatte ein Völkerrecht geſchaffen, wonach der Sieger gezwungen war, den Leichnam des Beſiegten ſeinen Angehörigen auszuliefern. Ein Befehl wie der des Kreon war alſo eine Verletzung des heiligen Brauches und zugleich eine Beleidigung der Gefühle der Überlebenden des Polynices. Dieſem höchſten Recht folgt Antigone, als ſie Kreons Befehle mißachtet, den Polynices beſtattet und ſich ſo als Opfer preisgibt. Dieſe Tat verherrlicht Sophokles in ſeiner Tragödie.

In dem Drama des Euripides werden durch die Grauſamkeit des Kreon die Mütter von Argos nach Athen getrieben, wo ſie Theſeus um ſeine Hilfe anflehen, um den Leichnam ihrer Söhne beſtatten zu können. Die Mutter des Theſeus, die dem Schmerz der Mütter beredten Ausdruck verleiht, betritt die Bühne. Mit ihr Adraſtos, ein thebaniſcher Fürſt. Er iſt der Vater eines der unbeſtatteten Helden.

Theſeus ſpricht ein ſtrenges Wort über die Verwegenheit der jungen Menſchen. Durch ihren Ehrgeiz haben ſie den Krieg heraufbeſchworen, unbekümmert um die Rechte und Notwendigkeiten ihrer Mitbürger. Sie ſuchten Ruhm und Ehren. Sie ließen ſich locken von Macht und Reichtum und dachten nicht an die Leiden, die ſie dem Volke durch ihre Tat aufluden.

Dennoch ermahnt die Mutter des Theſeus ihren Sohn, ſeine Pflicht zu erfüllen und als Verteidiger des Rechts zu erſcheinen, das alle Staaten auf Hellas eint und das niemand mit Füßen treten darf. Theſeus, der ſchon ſeiner Überzeugung Ausdruck gegeben hat, daß der beſte Rat oft von Frauen kommt, gibt den Beſchwörungen ſeiner Mutter nach, und der Chor ſingt*:

Herrlicher Ruhm einem Volke
für das Recht zu ſtreiten,
und es belohnt ſich mit ewigem Danke.
— — — — — — — — — — — — — —
Schütze das Recht der Mutter,
ſchütz' es, Volk der Pallas,
wehre dem Bruche des Völkerrechtes.

Ein Herold von Argos wiederholt den Befehl des Kreon und betont, daß Theſeus' Einmiſchung in Dinge, die ihn nichts angehen, ihm teuer zu ſtehen kommen könnte.

Wenn ein Volk an dem Punkt angelangt iſt, über Krieg und Frieden zu entſcheiden, ſo rechnet niemand mit der Möglichkeit ſeines eigenen Todes. Bei jedem einzelnen beſteht dieſe Möglichkeit nur für den Nachbarn. Wenn bei den Erwägungen jeder Bürger an ſeinen eigenen Verluſt denken würde, ſo würde ſich niemand der Kriegsfurie hingeben. Unſinnige! Wir wenden uns von jenen gütigen Weſen ab, die den Frieden lieben und laſſen uns dahintreiben, den Krieg zu beginnen, um unſere Wut an Menſchen und Staaten auszulaſſen, die ſchwächer ſind als wir.

Theſeus zieht indeſſen mit ſeinem Heer gegen Theben, wo er höflich ſeine Bitte vorbringt betreffs der Leichname der Helden. Er bezieht ſich auf die Sitte, die in Hellas Geſetzeskraft hat. Er ſchwört, daß, ſoweit es von ihm abhängt, er keineswegs die Abſicht hat, Blut zu vergießen. Aber der verblendete Kreon weigert ſich, und Theſeus iſt gezwungen, mit Waffengewalt die ſterblichen Reſte der Helden zu erkämpfen. Sobald er ſeinen Zweck erreicht hat, bricht er den Kampf ab, anſtatt in Theben einzudringen und die Stadt zu plündern, wozu er die Macht hatte.

Als Adraſtos den Ausgang des Streites erfährt, der durch Kreons

* Die Überſetzungen aus dem Griechiſchen ſind der Euripides-Überſetzung von Wilamowitz-Möllendorf entnommen.

Hochmut hervorgerufen iſt, gibt er in folgenden Worten den Gedanken des Euripides Ausdruck:

„Törichte Menſchen! Gütlich mögt ihr nicht nachgeben, und ihr tut's im Zwange der Lage. Und eure Staaten, die durch Unterhandlung den Streit begleichen könnten, tragen lieber durch Blutvergießen ihre Händel aus."

„O Menſchentorheit, wozu ſchleift ihr Schwerter und ſchlagt euch blut'ge Wunden? Haltet inne. Fort mit dem Streit. Dann mögen eure Staaten nebeneinander friedlich ſich behaupten. Das Leben beut ſo wenig: ſollen wir durch Streit und Hader ſelbſt es uns vergällen?"

Während dieſer Handlungen, die ſich vor uns entwickeln und zerteilen, und während des Dialogs läßt ſich vom Anfang bis zum Ende der Tragödie die Klage der Mütter vernehmen, die im Chor ihr Sprachrohr findet.

Zu Beginn ſingen die jungen Mädchen:

Dieſe wilde ſchmerzensreiche
nimmerſatte Trauer
reizt mich immer wieder,
wie beſprizt von Meeresgiſcht
immerdar die Klippe trieft.
Das iſt Frauenſchickſal:
nie erſtirbt der Schmerz
um ein Kind.

Dann klagen die Mütter ſelbſt:

Ehelos
hätte die Ewigkeit,
die alte Mutter der Tage,
uns laſſen ſollen.
Wozu dieſe Kinder für uns?
Wohl ſchien uns einſt unvermählt zu bleiben
zu ſchwere Pein: heute wiſſen wir erſt recht,
was wirklich wehe tut:
ein teures Kind zu miſſen.

Und ſie ſeufzen:

Mein Sohn.
Ach, ich Arme, dich hab' ich
unter dem Herzen getragen
und mit Schmerzen geboren
und mit Sorgen erzogen.
Und nun
hat der Hades
alle die Frucht meiner Mühen.
Einſam
ohne Stütze ſteh' ich im Alter,
ach, und war
eines Sohnes Mutter.

Die Mütter geben der Widerſinnigkeit Ausdruck, ihre Aufgabe zu erfüllen und Söhne zu gebären, ſie zu pflegen, zu lieben, damit der Krieg ſie ihnen nehme. Die Klage der Mütter von Argos, die ihrer Söhne beraubt ſind, iſt von Jahrhundert zu Jahrhundert von allen Müttern, die ihre Kinder verloren haben, erhoben worden, und heute zittert ſie auf den Lippen von Millionen von Müttern. Euripides hat es verſtanden, ſie auf eine Formel zu bringen, die ewig ſchön bleiben wird, und hat zu gleicher Zeit ſeine eigenen Gefühle über die Ungeheuerlichkeit des Krieges ausgedrückt. Die ganz moderne Tendenz ſeines Dramas iſt: die Sache des Friedens gegen den Krieg zu unterſtützen, der für ihn Wahnſinn und Verbrechen iſt, weil er einen der höchſten Werte des Volkes angreift — die Jugend — indem er Ströme edelſten Blutes des Volkes vergießt. So bekräftigt er ſeine Überzeugung:

> Ein jeglicher Verluſt an Geld und Gut
> iſt zu erſetzen: nur ein Menſchenleben,
> einmal verloren, iſt unwiederbringlich. —

Die Menſchen unſerer Zeit ſollten beſſer als Euripides die Wahrheit in ihrer ganzen Tiefe kennen: dieſe Wahrheit, daß jedes Menſchenleben ein Wert iſt, der, einmal zerſtört, nicht erſetzt werden kann; ein Wert nicht allein für die, die ihn geſchaffen, ſondern für das ganze Menſchengeſchlecht. Was die Wiſſenſchaft uns in den Geſetzen der Vererbung lehrt, in den Forderungen der Erhaltung und Veredelung der Raſſen, müßte alltäglich werden, müßte in Fleiſch und Blut unſerer Zeitgenoſſen eingedrungen ſein. Aber ſtatt deſſen ſehen wir die Völker von der Raſerei ergriffen, ſich gegenſeitig zu zerſtören. Im falſchen Glauben, ſo die Zukunft zu ſichern, fahren ſie fort, ſich gegenſeitig niederzumachen. Kein Führer ſieht, was die klaren Augen des Euripides ſahen: daß alles, was die Völker ergreifen, um den Feind zu ſchwächen, oder um irgendwelche ſogenannten Vorteile zu gewinnen, nur ein Waſſertropfen iſt gegenüber dem reißenden Strome, der dahinfließt, indem er junges Blut mit ſich führt, das nicht mehr in den Adern der kommenden Generationen pulſieren wird, oder in den Werken, die mit dem Hirn vernichtet wurden, das ſie geſchaffen hätte.

Bei dem ſcharfſinnigen Euripides ſtammen dieſe Klagen keineswegs aus verweichlichtem Empfinden: die Mütter von Argos laſſen mehr als die Stimme der Natur vernehmen, es iſt die Stimme der Vernunft.

Wenn aber unter den kriegführenden Völkern Stimmen laut werden, um die Frauen zu ermahnen, ihre Pflicht zu erfüllen und Kinder in die Welt zu ſetzen, wenn dann jede einzelne forderte, daß das beſte und zahlreichſte Menſchenmaterial in ſeiner Geſamtheit in den Dienſt der menſchlichen Geſellſchaft für den „nächſten Krieg" geſtellt werde, dann müßte man erwarten, daß die Luft in dieſen Ländern von der Klage der Mütter von Argos widerhallte. Man müßte erwarten können, daß

die Mütter ſich gegen die Forderung erheben: auf Koſten unerhörter Leiden eine neue Generation zu ſchaffen, die beſtimmt iſt, in zwanzig Jahren neue Schützengräben auszuheben. Wenn man die Kriegführenden dauernd von der Erziehung der neuen Generation reden hört, möchte man — im Gedanken an den nächſten Krieg — ihnen zuſchreien, daß Mitleid und Weisheit fordern, daß dieſe neue Generation brutal und hart werden möge, damit ſie weniger unter der Hölle leide, die ihrer im „nächſten Krieg" harrt.

In hundertfachem Glanze leuchten die beiden Ermahnungen, die dieſe düſtere Gedankenrichtung dem Euripides eingibt:

Schützt das Recht der Mütter. — — —
— — — — — — — — — — — — —
Wehrt dem Bruche des Völkerrechtes — —

Der Friede wird nicht eher auf Erden kommen, als bis dieſe beiden Bedingungen, die ein und dieſelbe Wahrheit in ſich ſchließen, erfüllt werden, und als bis dieſe Wahrheit nicht von allen anerkannt und zum Eigentum eines jeden Weſens geworden iſt. Nur dann werden Männer und Frauen zuſammen im Volke Geſetze ſchaffen, die das Recht der Mütter ſchützen. Nur dann werden die Geſetze vom Volke anerkannt werden, die den Müttern ihr unbeſtreitbares Recht ſichern: das Recht, nicht länger Söhne in die Welt zu ſetzen und zu erziehen, auf daß ſie beſtimmt ſind, Opfer des „nächſten Krieges" zu werden.

Martin Dibelius / Unſer Schickſal

Durch Europas Erde zieht ſich in breiten Streifen die verwüſtete Zone des Krieges. Nicht menſchliche Wohnſtätten nur, auch die Formen der Erde ſind zerwühlt und vernichtet; neue Hügel wölben ſich empor und ungeahnte Abgründe klaffen auf. Es iſt, als wolle auch das tote Geſtein und der dürre Sand mitleidend die Menſchheit daran erinnern, daß der Krieg ſich zu einer kosmiſchen Kataſtrophe ausgeweitet hat. Aber die dieſes zermarterte Europa bewohnen, halten, ſo ſcheint es, ſolche Betrachtungsweiſe gefliſſentlich von ſich fern. Zum Teil iſt es der Haß, der ihnen den Horizont verengt: wir kennen ſeinen hyſteriſchen Schrei aus Feindesmund wider Menſchen und Einrichtungen, ohne deren Ausrottung kein Friede möglich ſei.

Unſerem Volk liegt eine andersartige Verkleinerung des Maßſtabes näher. Wir ſind in unſerer geiſtigen Weſensart noch immer Individualiſten; wir müſſen es ſein, weil wir Gewiſſens- und Gedankenfreiheit als Bedingung alles geiſtigen Lebens achten, Luthers Erben, aber auch Karl Moors und Marquis Poſas! Und darum wird auch das maſſenbewegende Ereignis dieſes Krieges von vielen Einzelnen als

Gewiſſens- und Denkproblem empfunden, das gerade ſie zu löſen berufen ſind. Es iſt im beſten Sinne deutſch, wenn der Denkgewohnte, den roten Einberufungsbefehl ſchon in der Hand, den Gründen nachſinnt, aus denen gerade er in den Kampf zieht. Abſichtlich überſieht er dabei den Zwang, der ihn treibt, und der, mag er noch ſo geliebten und heiligen Namen tragen, doch Verſtrickung des Einzelnen in das Geſamtſchickſal bedeutet. In Wirklichkeit kämpft ja gar nicht das Individuum, ſondern das Glied am Leibe des Volksganzen. Und darum können ſolche individualiſtiſchen Kriegsgedanken den Geſichtskreis zu Unrecht einengen und die geiſtige Wahrnehmungsfähigkeit ſchädigen. Zumal, wenn ſie gedacht werden von ſachlich und fachlich geſchulten Menſchen. Denn bloße Fachbildung will auch im Kriege nichts wiſſen vom Grenzenloſen, Atemberaubenden, Begriffe Entwurzelnden, traut es ſich zu, auch die größte Kataſtrophe zu „bearbeiten“ und leitet „in nüchterner Erwägung der Sachlage“ zu „rein militäriſcher“ oder „rein hiſtoriſcher“ Betrachtung des Krieges an. Daß der Krieg keine rein militäriſche Angelegenheit iſt — ſollte man das in unſerer Situation noch beweiſen müſſen? Aber auch „rein hiſtoriſch“ können wir ihm nicht beikommen. Es fehlt uns nicht nur Quellenmaterial, es fehlt uns vor allem die rechte innere Einſtellung. Wir ſind voll von Erregungen und Spannungen und warten, daß ſich Sinn und Ziel in dem Chaos offenbare, das uns umgibt. Völlig fehlt uns die innere Haltung, analyſierend und interpretierend unſerer Zeit gegenüberzutreten.

Ein Beiſpiel mag es zeigen. Oft iſt die Debatte um das Maß der Kriegsſchuld geführt und namentlich der Anteil Englands und Rußlands umſtritten worden. „Rein hiſtoriſch“ kann dieſe Debatte doch erſt zu einem Ziel führen, wenn ſich noch viel mehr Archive geöffnet haben als die der haſtige Propaganda-Eifer der Bolſchewiki uns erſchloß. Im weſentlichen dient die Erörterung auch gar nicht der Wiſſenſchaft, ſondern der Politik: „Oſtler“ und Freunde der Weſtorientierung ſind beſtrebt, den größeren Teil der Schuld jeweils in der entgegengeſetzten Himmelsrichtung nachzuweiſen. Dies Verfahren mag ſchon als Mittel der großen Politik von fragwürdiger Bedeutung ſein — oder wollen wir wirklich den Frieden nach dem Maß fremder Sünden aufbauen und nicht nach dem Gebot unſerer eigenen Notwendigkeiten? —, wenn uns dieſe Erwägungen aber dazu helfen ſollen, den Krieg ſeeliſch zu bewältigen, ſo müſſen ſie vollends ergebnislos bleiben. Denn ſie verleiten immer wieder zu dem Irrglauben, als ſei der ungeheure Krampf, deſſen Zuckungen uns ſchütteln, durch die Tücke einiger weniger Sterblicher hervorgerufen worden, ſie hindern unſer Volk immer und immer wieder an der inneren Einſtellung, die allein der Größe dieſer Kataſtrophe entſpricht: daran, *den Krieg als Schickſal zu begreifen*.

Wenn wir uns zu dieſer inneren Haltung aufraffen wollen, ſo be-

deutet das einen Verzicht auf das Beginnen, den Sinn des Geſchehens aus den politiſchen Vorgängen vor Kriegsausbruch zu erheben. Sie mögen am Verhandlungstiſch ſpäter vielleicht erörtert werden, ſie müſſen von den Hiſtorikern dereinſt gewiß durchgearbeitet werden; aber das Volk bedarf, um mit dem Kriege innerlich fertig zu werden, ſolcher politiſch-hiſtoriſcher Debatten nicht. Und braucht erſt recht nicht die unberufenen Propheten, die ihm Ziel und Zweck der ganzen Weltenkriſis voreilig (und nach der Kriegslage wechſelnd) verkündigen. Politiſche und hiſtoriſche Aufklärung einzelner brennender Fragen iſt nötig und nützlich, wenn ſie nicht überſchätzt und nicht in ſchematiſcher Gleichförmigkeit an die verſchiedenen Volksſchichten „heruntergegeben" wird; aber noch nötiger iſt, daß das Volk ſeines Schickſals inne werde. Daß es den Krieg, ohne daß ihn das Individuum in ſeinem Gewiſſen preiſt oder verflucht, als gegeben nimmt, weil es ſich der Notwendigkeit dieſer Weltkriſis ahnend bewußt iſt. Ein ſolches Schickſal muß ſeinem letzten Sinn nach dunkel und verſchloſſen für den Einzelnen ſein; aber wer ſeine Notwendigkeit einmal gefühlt hat, trägt auch den Glauben in ſich, daß dieſes Geſchehen, auch wenn es noch ſo chaotiſch erſcheint, überhaupt einen Sinn hat. Dieſer Glaube iſt, wie jeder echte Glaube, etwas Metaphyſiſches, nicht demonſtrierbar einem, der nur ſieht, was vor Augen iſt, aber auch nicht anfechtbar durch Urteile hiſtoriſcher oder politiſcher Skepſis. Iſt wirklich eine ſolche Überzeugung intuitiver Art einem Geſchlecht unerreichbar, dem Kunſt und Dichtung die Wege weiſen ins Land des Überwirklichen? Deſſen Söhne mitten im Toben der Materialſchlachten die Realität des Geiſtes, eines von keiner Organiſation erfaßbaren, ganz und gar nur ſeinem eigenen Geſetz gehorchenden Geiſtes, überwältigend offenbaren durch Reden, Dichten, Bilden, Singen, Glauben?

In ſolchen Rahmen geſtellt, als Teilerſcheinungen im Ablauf eines ungeheuren Geſchicks verſtanden, werden nun auch die militäriſchen, politiſchen und wirtſchaftlichen Vorgänge dieſer Zeit von breiteren Volksſchichten leichter erfaßt und beſſer durch gutwillige Mitarbeit unterſtützt werden, als wenn ſie ihnen in beängſtigender Fülle und ohne inneren Zuſammenhang beim Zeitungsleſen zu Geſicht kommen. Jede Beſchlagnahme, jeder kriegswirtſchaftliche Zwang wirkt nur im Rahmen des individuellen Schickſals geſehen belaſtend oder beleidigend und löſt ganz inſtinktiv den Trieb zum paſſiven Widerſtand oder zur aktiven Umgehung der Vorſchriften aus. Der Wille zum kriegswirtſchaftlichen Betrug im Privatleben — auch bei Kreiſen, deren Staatsgeſinnung feſt verankert ſein ſollte — hat hier ſeinen Urſprung, in dieſer Verengung des Horizonts, die nur noch den Blick auf das Nächſte freiläßt. Losgelöſt von allem Zuſammenhang haben ja dieſe Verordnungen unleugbar etwas, was den nur an privatwirtſchaftliches Denken

gewöhnten Menſchen niederdrückt oder gar zum Widerſtande aufreizt. Erſt das Bewußtſein, in großes weltumfaſſendes, ja eine neue Welt gebärendes Geſchick verſtrickt zu ſein, bringt williges Ertragen und entſchloſſenes Mithandeln hervor. Wer dies Bewußtſein in weiteſten Kreiſen zu wecken verſteht, wird mehr tun im Dienſte der Volksaufklärung als wer von Belgiens Schuld oder Deutſchlands wirtſchaftlichen Reichtümern erzählt.

Einen Zeugen dieſer höchſten Zielſetzung für das tätige Erleben des Krieges haben wir, deſſen Symbolwert im allgemeinen freilich nicht erkannt, geſchweige denn ausgenutzt worden iſt; ich meine das Geſetz über den vaterländiſchen Hilfsdienſt. Es iſt der lebendigſte Verkünder des großen Imperativs: keine Arbeit ſoll unter euch ſein, die nicht der Bewältigung des Kriegsſchickſals diente! Aber die Durchführung des Geſetzes hat ſeine Bedeutung noch geſteigert; ſie hat aufs deutlichſte dargetan, welche Arbeit als direkt oder indirekt kriegswichtig gelten und darum vor Umſtellungszwang und Betriebsſchließung bewahrt bleiben darf. Und dabei zeigte es ſich, daß nicht nur Nahrung und Kleidung, nicht nur Beamte und Ärzte dem Daſein eines Volkes im Kriege notwendig ſind, ſondern auch Zeitungen, Künſte, Wiſſenſchaften, Kirchen. Und indem dieſe Tätigkeiten vor dem Forum der Notwendigkeit anerkannt wurden, empfingen ſie zugleich Beruf und Auftrag, mitzuarbeiten an der Ausweitung des geiſtigen Horizonts, der ein Weltenſchickſal faſſen ſoll und doch ſo oft nur gerade eines Menſchenlebens nächſte Ziele in ſich begreift.

Denn unſer Schickſal will nicht erduldet oder getragen, es will durch Handeln bewältigt werden. Indem wir dies ausſprechen, erheben wir nur ins Bewußtſein, was von ungezählten tapferen und treuen Menſchen in Schützengraben und Granatloch täglich und ſtündlich inſtinktiv empfunden wird. Nicht die Einſicht in die diplomatiſche Vorgeſchichte des Krieges ſtählt ihnen den Mut und nicht die Ausſicht auf Friedensbedingungen, die ihrem perſönlichen Daſein Vorteil oder Gewinn brächten; ihnen wird von einem irgendwie gefühlten großen, aber harten Muß das Geſetz ihres Handelns gegeben, und die Ahnung des Ungeheuren erzeugt den Willen, mit ihm fertig zu werden. Dieſes unbeſtimmte, aber inſtinktiv vorhandene Ahnen und Fühlen des Schickſals iſt dem Menſchen der Heimat nicht ſo ſelbſtverſtändlich wie dem Soldaten in der Gefahrzone. Darum muß ihm ſeine Verſtrickung in dieſes Schickſal immer wieder zum Bewußtſein gebracht werden. Der Gelegenheiten und der Mittel für dieſe ſeeliſche Mobilmachung gäbe es genug. Die Zeitungen bieten ihre Spalten und die Vereine ihre Verſammlungen und Feiern, von bürgerlicher und militäriſcher Aufklärungstätigkeit gar nicht erſt zu reden. Selbſtverſtändlich iſt auch die Mitarbeit der Kirchen. Denn dieſe Aufgabe dürfte weit mehr ihres

Amtes ſein als das Entflammen der eigentlich nationalen Leidenſchaften. Aber darüber hinaus haben alle, die ſich als Anwälte des Geiſtes fühlen, Verpflichtung zu dieſem Werke. Letzten Endes kann es nur geleiſtet werden, wenn ein religiöſer Lebensſtrom den Menſchen trägt, der anderen ihres Schickſals Künder werden will. Denn es ſollen ja nicht neue Tatſachen mitgeteilt werden, ſondern allgemeine — oft freilich mehr geahnte als gefühlte — Erlebniſſe in einen großen Schickſalszuſammenhang geſtellt werden. Ein Schickſal aber, das man nicht nur hinnimmt und erträgt, an deſſen Sinn man glaubt und deſſen Forderung man handelnd bejaht, verdient nicht Geſchick, verdient vielmehr Gott zu heißen. Das Gebot der Stunde läßt Millionen ſchaffen am ſauſenden Webſtuhl der Zeit; nun gilt es, ihnen das Bewußtſein zu wecken und zu erhalten, daß ſie der Gottheit lebendiges Kleid weben!

Hans Thoma
Armes Deutſchland!

„Armes Deutſchland!“ ſo ſagen wir jetzt, du mußteſt nun doch der Übermacht der Feinde erliegen, deine Wehrhaftigkeit konnte nicht aufkommen vor einem nüchternen Rechenexempel. Du mußteſt den blinden Haß der ganzen Welt tragen und nun ſtarren wir vor uns hin und ſinnen darüber nach, womit wir dieſen Haß erregt haben; da müſſen wir uns vor allem hüten, in den Fehler zu verfallen, es iſt vielleicht eine Art von Nationalfehler, in die deutſche Kritiſiererei: dem und jenem, dieſer oder jener Partei die Schuld an unſerer Niederlage zuzuſchieben. — Wenn wir klug ſind, müſſen wir uns aufraffen zu gemeinſamer Tat, zu dem Bekenntnis, wenn es auch bitter iſt: daß wir alle dies arme Deutſchland ſind, daß wir alle dies Volk ſind, daß wir alle an dieſem Niedergang ſchuld ſind, aber auch, daß wir alle unſchuldig ſind, wir müſſen ein ehrliches Bekenntnis ablegen: Wir alle ſind das Volk, das man jetzt „arm“ nennen kann. Wir dürfen die Augen nicht verſchließen vor den vielen Sünden, die wie Unkraut aus unſerem Weſen, oder auch an der Untreue gegen unſer Weſen herausgewachſen ſind, die nun wie notwendige Übel uns anhängen. — Aber wir dürfen auch zur Einſicht kommen, daß es nicht unſere Sünden ſind, deretwegen uns die Welt haßt. Dieſe Sünden könnten ſogar ein gemeinſames Band der Völkerverbrüderung ſein, wenn ja die Sünde, das Böſe, die Macht hätte, zu verbrüdern; verbinden kann ſie wohl zu gemeinſamem Zwecke wie Räuberbanden dies tun können. —

Das deutſche Weſen hat, wie alles Menſchenweſen, in ſeinem Grunde etwas Geheimnisvolles, Rätſelhaftes, welches uns zwingt, immer

daran herum deuten zu müſſen, ſo daß des Fragens: Was iſt deutſch? kein Ende wird. — Da mag wohl andern Völkern dies Weſen bis zur Unheimlichkeit fremd und deshalb verhaßt ſein, denn alles Unheimliche erſcheint feindlich. — Doch wie alles Menſchliche iſt auch das deutſche Weſen nicht ſo rein, wie es von Natur, alſo in ſeiner Wahrheit eigentlich ſein müßte. Doch dieſen verwickelten Wegen kann man kaum nachforſchen, man kann ſie nur ahnen.

Wir armen Menſchen: Hochmut und Demut ſitzen in unſerer Seele auf einer Schaukel — wenn die Demut ſo groß wird, daß ſie ſich rühmt, ſo ſchnappt ſie über und wird zu Hochmut. — Dieſe zwei haben es ſchwer, im deutſchen Weſen das Gleichgewicht zu finden, ſonſt würden ſie wohl von Stolz und Beſcheidenheit, dem deutſchen Weſen ſo wohlanſtehenden Eigenſchaften, abgelöſt werden.

Wir ſollten aber jetzt, möge es zu unſerem Heile ſein, durch Demut hindurch zur Beſcheidenheit gelangen und dadurch den Hochmut überwinden, daß wir zum edeln Stolze kommen.

An den Türen von Bauernhäuſern fand ich in meiner Jugend einen Spruch als Flugblatt angenagelt, den ich aus der Erinnerung hier wiedergeben will:

Demut hat mich Lieb gemacht,
Lieb mir Ehr und Reichtum bracht.
Ruhm hat den Hochmut angefacht,
Hochmutsfall ſtürzt mich ins Elend nieder,
Elend bracht mir Demut wieder.

Hochmut ſoll ſeinen Fall erleiden, er taugt nicht zu den Eigenſchaften, welche wir deutſchem Weſen zu haben wünſchen, welche wir erſtreben wollen. Er paßt nicht zur Wahrhaftigkeit, nicht zur Ehrlichkeit und Treue, nicht zum deutſchen Gemüt, wie es im Schaffen der deutſchen Kunſt ſich äußert — nicht zu der Frömmigkeit, die ſich in der Ehrfurcht vor dem Unerforſchlichen in gläubiger Hingabe und kindlichem Vertrauen kundgibt. Hochmut iſt wohl ein mißratener Bruder vom Stolz.

Armes Deutſchland dürfen wir wohl ſagen, wir ſollen uns aber bewußt ſein, daß Armut keine Schande iſt; — daß das, was wir als Reichtum und Armut bezeichnen, nichts ändert am Beſtand der ſchaffenden Seele, die nie von dieſen äußeren Bedingungsformen abhängt. Ja, ein wahrer Freund, der ſein Volk kennt und liebt, iſt ſogar auf den Gedanken gekommen, zu deſſen Heil zu wünſchen, daß es arm und dadurch bedürfnislos würde — es wäre ſchon möglich, daß in der Bedürfnisloſigkeit eine unüberwindliche Kraft ſtecken könnte. Der Reichtum hat ſo gar viel Unnötiges und Beſchwerendes uns aufgeladen, gar leicht zu entbehrende Dinge, die drückende Laſt werden. Man bildet ſich aber viel darauf ein, nennt es Ziviliſation und die Völker ſuchen ſich darin zu überbieten. Auf dieſe Bedürfniſſe gründen ſie den Welt-

handel, ſuchen ſich den Rang abzulaufen und ſchlagen ſich den Schädel ein, einen großen Teil ihrer Kraft verſchwenden ſie im Dienſte dieſer Ziviliſation, der bequemen, aber im Grunde höchſt unbequemen Lebensführung. Eine ſcharfe Zurückweiſung dieſer Sorge enthält die Bergpredigt. Die Sorge um Leib und Kleid wird verurteilt im Hinweis auf die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde, welche die von unſerer Sorge unabhängige höchſte Weltordnung ſchon erhält, wie viel mehr wird der, den wir Vater nennen dürfen, uns erhalten. Wenn wir auch bettelarm werden ſollten, unſere Seele aber auf den Grundton der Bergpredigt einſtellen können, ſo werden wir ein unüberwindlich, unſterblich Volk ſein. Das Wort wird ſich bewähren: Der Herr iſt in dem Schwachen mächtig, d. h. in denen, die ihm vertrauen, die ihn walten laſſen als die Urkraft, vor der ſie in Ehrfurcht wandeln, von der Macht aus der Ewigkeit, von der auch unſere Seele ein Teil iſt.

Jetzt müſſen wir durch großes Dunkel hindurch, in der Verworrenheit eines uns noch unbekannten Schickſales. Wir ſtehen im Dunkel, und wir müſſen hindurchkommen. Jetzt nicht ſtehen bleiben im Dunkeln, vorſichtig taſtend wollen wir hinausſtreben und wollen nach dem Lichte ſuchen. Das deutſche Volk *will* beſtehen, doch nicht ſein Wille geſchieht — das deutſche Volk *muß* beſtehen, ob es will oder nicht, dies iſt von einer höheren Macht abhängig, es wird ſeine Beſtehungsformen aus ſich ſelbſt finden, nach ſeiner Weſensart, die es ſich ja auch nicht ſelbſt gegeben hat — die tragen muß, und nach der es immer wieder handeln muß. Da denken und ſehen wir oft, daß Gottes unerforſchliche Wege es ſind, auf denen wir wandeln müſſen, ob wir nun Politiker ſind und unentwegte Wahlmänner, Demokraten oder Ariſtokraten uſw. Der Herr, der das größte Reich der Erde gegründet hat, war abſolut kein Politiker — ja er hat kurz und bündig die Politik abgewieſen, er ſagte: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt". — Sein Reich war freilich die Seele: Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an ſeiner Seele.

Ein wenig Abglanz von dieſem unpolitiſchen Reich dürfte ſich vielleicht auch auf den Grundlagen einer neu zu faſſenden Staats- oder Geſellſchaftsordnung anwenden laſſen. Wenn ich ein Politiker wäre, ſo würde ich vielleicht das nicht ſagen, was ich jetzt ſagen will.

Das Walten der Frau in der Familie, ihre ſtille Mutterſorge iſt doch ein gar wichtiges Element, auf dem das Volkstum beruht. Frauenklugheit, Mutterſorge iſt der Grund, aus dem die ſchaffenden Männer hervorwuchſen, auch die Staatsmänner und Helden, die das Vaterland braucht. Die Frau iſt erfüllt von ihrem ſtillen Wirken und Walten, ſie ſteht mit ihrem Fühlen der gottgewollten Naturordnung näher als der Mann, die Frau kennt keine Parteien. Nun erwacht tief im Innern

wohl ein ſchüchterner Gedanke; ob es nicht möglich ſein könnte, beim Aufbau des bei der zuſammenbrechenden Völkerordnung notwendig werdenden Neubaues etwas mehr an die Familie, die zu ihrem Beſtand den Frieden braucht, zu denken, an das erhaltende Element des Lebens und nicht allein an das Erwerbende oder Erobernde, an das ſtille, zufrieden Sorgende, welches frei von Hochmut iſt — das Notwendige anerkennt und in kluger Weiſe bemüht iſt, die Not zu wenden.

Bei einem ſolchen Zuſammenbruch gewohnter Ordnungen iſt es doch wohl geſtattet, daß der Gedanke nach den Trümmern greift, ob er nicht darin noch etwas findet, was die Menſchheit aus ihrem Wahn retten könnte, mit dem die Völker in Angſt voreinander leben und ſich zerfleiſchen zu müſſen glauben, um ſicher zu ſein.

Sollte nicht ſtatt hartem Übermenſchentum, welches gerade die weicheſten Dichterſeelen verkündigen, das vielleicht doch auch aus der oben erwähnten Angſt und Unſicherheit hervorgewachſen iſt, ſollte da nicht der Geiſt der Milde, ſchweſterlicher Barmherzigkeit, mütterlicher Liebe wieder mehr Bedeutung gewinnen im Staatsleben? Wenn manche empfindſame Dichterſeelen gleichſam zu ihrem Schutz hartes Übermenſchentum predigen — könnten Naturen mit ſtärkeren Nerven dazu gelangen, den Geiſt des Mitleidens zu beſchwören, daß er mithelfen möge zu einer wohltuenden Verbindung im Aufbau der Menſchenordnung.

Der einzelne Menſch kann nichts für ſeine Träume, ſie wachſen ohne ſein Wollen aus dem Geheimnis ſeines Weſens heraus — ſie können himmliſch ſein, aber auch ſo fürchterlich, daß er gut daran tut, ſie beim hellen Tagesſchein ſo bald wie möglich zu vergeſſen. Auch Völker können von ſo wilden Träumen heimgeſucht werden, vielleicht ſind auch ſie nicht voll verantwortlich dafür, für ihre wirren, wüſten Träume, die über ſie verhängt werden, aus einem halb unbewußten Urzuſtand, aus einem Triebleben, das ihnen ſelbſt zum Geheimnis geworden iſt.

Ein ſchrecklicher Traum iſt es, der ſeit Jahren die Völker der Welt ängſtigt. Wenn die Frage Warum auftaucht, ſo wiſſen ſie im Schlaftaumel kaum eine Antwort zu geben — der Traum geht weiter und nicht einmal das Gekrache unerhörter Zuſammenbrüche kann ſie daraus aufwecken. Hoffentlich kommt aber doch die Zeit, wo ſie erſchreckt auffahren und inne werden, daß ein wüſter Traum ſie plagt, wo ſie die Augen ausreiben und ſchüchtern ins Morgenlicht der Zukunft blinzeln. Man ſoll böſe Träume ſo bald wie möglich vergeſſen, ſoll ihnen nicht nachſinnen und nachhängen. —

Möchte es doch auch den Völkern beſchieden ſein, daß ſie die Zeit des hölliſchen Haders vergeſſen können, ſo daß ſie keine Erinnerungszeichen als etwa die tiefer Trauer der beſchämten bußfertigen Seele mit in ihre nun wieder taghell werdende Zukunft hinüberſchleppen wollen.

Warum ſoll die Hiſtorie unſeren böſen Traum aufſchreiben, und aufrechnen das, was vergangen hinter uns liegt, hinter uns wie Rehricht von Blättern, die der Winterſturm zuſammengeweht hat, wie um Platz zu machen neuem Frühling, der immer wieder heraufzieht, der Platz braucht für die neuen Blüten und Früchte, die ſein Jahr hervorbringen will — wir wollen das Alte nicht mitſchleppen, ſondern es auf den Rehrichthaufen der Vergeſſenheit werfen. — Mögen da die Geſchichtsſchreiber darin herumſtochern. — Wir, die Lebenwollenden, müſſen nach dieſer ſchrecklichen Zeit mit wenig Gepäck und leichtfüßig in die Zukunft hineinwandern. —

Auch fürchten wir, daß in altem Gerümpel giftiges Geziefer ſeine unheimliche Entſtehung nimmt, welches das neue Jahresgrün ſchon in ſeinem Keim tückiſch zerſtören könnte. Wir wollen auch die im Wahnwitz des Traumes geſchaffenen Greuelbilder, welche die Feinde gegenſeitig von ſich entworfen haben, nicht ſehr beobachten. — Unſer Reinlichkeitsgefühl ſoll uns dies verbieten.

Als Zwiſchenbemerkung, damit man ungefähr weiß, wer der iſt, der dieſes ſchreibt — vielleicht auch als Zeugnis, daß man es merke, daß er kein Politiker iſt, der ſich in Staatshändel einmiſchen kann, ſetze ich folgendes hierher:

Schon achtzig Jahre bin ich im Rätſelrachen des Lebens geſeſſen,
Konnt's doch nicht ergründen, konnt's noch nicht ermeſſen;
Bald geh ich nach Haus, will mich weiter nicht mehr drum plagen,
Will enden mein Forſchen, will ſtillen mein Fragen:
Wenn Gott es für nötig hält, wird dort Er ſelbſt es mir ſagen.

Wir Menſchen müſſen, wenn wir geneſen wollen, wieder Gelübde ablegen, wir müſſen die Kraft der Gelöbniſſe wieder anerkennen, ſie ſollen uns einen Halt geben im Lebenskampfe, eine Zuflucht in Stunden der Schwäche; es ſoll uns auch nicht abſchrecken, wenn wir wahrnehmen, daß wir ſie ſo ſelten voll erfüllen können. — Sie ſind Markſteine und Maßſtäbe der unſterblichen Seele auf ihrem irdiſchen Wege. — Wir wollen geloben der Gottesſtimme in uns, unſerem Gewiſſen nach beſtem Wiſſen und Willen gehorſam bis zum Tode zu ſein. Wir wollen das durch die Offenbarung der Religion der Gotterkenntnis geklärte Gewiſſen als Grundlage unſeres Handelns anerkennen, dann wird Gottes Stimme in uns immer deutlicher werden, und wenn man das Gewiſſen in Zweifelsfällen fragt: Es kann deutſch und wird verſtändlich antworten.

Die Ehe ſoll uns ein heiliges Gelübde ſein, auf ihrem Geheimnis beruht der Beſtand der Menſchheit als göttliche Ordnung; wir wollen uns nicht ſcheuen, das Wort „heilig" wieder anzuwenden, denn es ſchließt die Ehrfurcht vor dem Unerforſchlichen in ſich —, ſo ſei uns auch die Familie heilig. Aus dem Begriff der Heiligkeit, aus der Ehr-

furcht, den dieſe erweckt, wird das Gefühl für unſere ſündhafte Schwäche geſchärft, ſo können wir zu Milde und Barmherzigkeit geführt werden. Gar ſchwach iſt der die Erde durchwandernde Menſch — ſein Staubleib irrt im Dunkeln, ſo daß vielleicht ſogar die ſieben Todſünden für ihn etwas ſind wie Krücken und Stäbe, mit denen er den beſchwerlichen Weg durch das Jammertal humpeln muß — Waffen, um die Bedrängniſſe zu beſtehen, die der Lebenswille über ihn verhängt.

Gelöbniſſe ſind Wahrzeichen, Altäre der Heiligkeit — Maßſtäbe zur Erkenntnis und zur Verurteilung unſerer Sünden, damit wir dadurch vor Hochmut bewahrt werden, denn der Hochmut iſt es, der uns hart macht gegen unſere Miterſchaffenen.

Das Chriſtentum verlangt das Bekenntnis des ſündhaften Zuſtandes der Menſchheit, es iſt die Religion des Zöllners, der an ſeine Bruſt ſchlägt und ausruft: Gott ſei mir armem Sünder gnädig! Der ging gerechtfertigt in ſein Haus — nicht ſo der Phariſäer, der ſich ſeiner Frömmigkeit rühmte. — Im Weſen des Deutſchen in ſeiner Verbindung mit dem Chriſtentum herrſcht der Geiſt des Mitleids. Deſpotiſches Übermenſchentum iſt dem Deutſchen fremd.

Wir wollen die Armut freiwillig auf uns nehmen, dann wird ſie zu einer Tugend. Mit der Genügſamkeit, die aus ihr hervorgeht, kann die brüderliche Menſchenordnung ſich aufrichten, der Geiſt des Mitleids zur Herrſchaft gelangen; der würde eine Maſſe von Geſetzesverordnungen unnötig machen. Es würde ſich gar vieles von ſelbſt ordnen, wenn die allzugroße Begehrlichkeit durch das Gelöbnis freiwilliger Armut zurückgedrängt würde, es könnte die göttliche Ordnung, die auf dem Gewiſſen beruht, das Regiment führen und die Regierenden könnten die Sachen ruhig ihren Gang laufen laſſen. Da möchte wohl ein „armes" Deutſchland von innen heraus, aus dem Familienleben gar ſchön ſich geſtalten können auf der Grundlage der Bedürfnisloſigkeit, des gegenſeitigen Platzgönnens: Die äußere Form der ſtaatlichen Zuſammengehörigkeit könnte ſich faſt wie von ſelbſt bilden.

Die ſchwere Prüfung, in der ſich jetzt Deutſchland und wohl auch alle anderen Völker befinden, iſt ſchwer — ihre Frage dringt bis ins innerſte Mark der Menſchengeſellſchaft. — Vor dieſer Prüfung wird gar manche äußere Form, die zu eines Staates feſtem Beſtand gerechnet würde — auf die er ſich ſtützte — nicht feſt gebunden werden, ſo daß ſie überwunden werden muß.

Wenn die Menſchheit aus dieſem Chaos, welches der Krieg über ſie gebracht hat, hinaus will zu einem Friedensſtand, ſo muß ſie einer höheren Ordnung ihres Daſeins entgegengehen — ſie muß dabei durch Irrtum und Trübſal hindurchgehen, ſuchen — denn es iſt durchaus nicht klar, wie dieſe höhere Ordnung ſein muß — ſie kann nicht vorgeſchrieben und vorbefohlen werden, ſie muß natürlich ſich bilden, muß

erwachſen — vielleicht ſogar aus den Trümmern alter Ordnungen. Mag das völkiſche Durcheinander auch ganz hoffnungslos erſcheinen, — durch Leiden und Trübſal hindurch wird die unvergängliche Seele das Beſtändige in all dem Vorübergehenden ihres Weges finden — denn ſie iſt die Schöpferkraft und was notwendig iſt, wird ſich um ſie kriſtalliſieren. Menſchliche Kurzſichtigkeit iſt nur die Folge der Vergänglichkeit, der unſer irdiſch Teil preisgegeben iſt.

Jede Prüfung beſteht aus Fragen, die an den zu Examinierenden ſich richten. Die große Frage tritt an uns heran, ob und wie wir unſere Vergangenheit rechtfertigen können. Seltſam! wir ſind doch nicht ſchuld an dem, was vor uns vorgegangen iſt. Doch ſagt ein Bibelwort: „Der Herr wird die Sünden der Väter heimſuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied". — Das iſt ein Zeichen des Volkszuſammenhanges, dem ſich keiner entziehen kann, die Zeitbeſtimmung könnte auch zum Nachdenken anregen. —

Der Gedanke an Erneuerung lebt aber im Menſchen; er möchte abſchütteln, was hinter ihm liegt und es leuchtet gleich wie ein Hoffnungsſtrahl über uns, wenn wir ahnen, daß wir in eine neue Zeit hineinſchreiten können. Nun kommt die wichtige Frage: Was dürfen wir an Gewohntem mitnehmen, was müſſen wir zurücklaſſen, damit wir nicht mit Gepäck beſchwert ſind, welches uns hindert am leichten Schritt, den wir brauchen in die Zukunft hinein? — Es geht auf ſteilen ſteinigen Wegen und wir dürfen froh ſein, wenn wir nicht allzuviel mitſchleppen müſſen, wir ſollten nur mitnehmen, was wir als Wegzehrung zur Not brauchen. Wir wollen uns als Wanderer, als Pilger fühlen, die wohlgemut über die Gefilde der Erde ziehen im Bewußtſein, daß wir unſerer Heimat entgehengehen, daß das, was uns beſchwert, vergänglich iſt. — Wir wollen Wandervögel ſein, wir wollen Hand in Hand gehen, ſorglos ſingend, mit der Gewißheit im Herzen: Unſer himmliſcher Vater erhält uns! Wir wollen die Schwachen ſtützen. — Liebe ſoll uns leiten, die göttlichen Urſprungs uns als Leuchte auf unſere dunkeln Pfade gegeben iſt — die Liebe, an der wir erkennen, daß wir Jeſu Jünger ſind.

Wir wollen wieder Kinder ſein. — Wir brauchen Helden mit Kinderherzen — nennen wir ſie Gotteskinder — ihre Seele iſt ſtark, ſo daß ſie keine Gefahr kennen, ſie gehen unſerm Zug voran als die Friedensboten ſtarker Art, die auf leichten Füßen gehen; im Dienſte Gottes ſtehend, überwinden ſie alle Übel der Welt, ſie ſtehen jenſeits von Wahrheit und Lüge in Sicherheit. — Man könnte ſie Wahrheitsſucher nennen, wenn ſie nicht ſelbſt die Wahrheit wären, ihre Seele iſt die Wahrheit.

Es kommt die Zeit, wo wir nicht mit Urvaterhausrat belaſtet ſein dürfen — wo wir uns der Führung Gottes überlaſſen müſſen, gläubig erwartend, wie Er es für gut findet, uns zu formen. — Die Zeit iſt

da, wo wir wegwerfen müſſen, was uns hindert am Gang in die Zukunft hinein. Möge Mammon und ſein Geſinde das, was wir wegwerfen, aufkrabſen, wir brauchen es nicht mehr. — Wir wollen leichtfüßig und leichtſinnig höheren Zielen entgegengehen.

Wenn wir ins Ungewiſſe hineinwandern müſſen, Feinde ringsum, ſo beſchleicht uns wohl ein banges Gefühl. Wir kennen den Weg nicht, wir müſſen ihn erſt entdecken. Wir ahnen grauenhafte Höllenklüfte, die wir durchſchreiten müſſen, ſchreckenvoller Spuk bedroht uns — wir müſſen hindurch; unſere Sehnſucht treibt uns zum Wandern, wir müſſen das Dunkel durchſchreiten, wenn wir zum Licht gelangen wollen. Wir glauben an die Möglichkeit, daß wir uns läutern können zu einem reineren, höheren Daſein, daß wir aus unſerem irdiſchen Elend, mit dem wir ſelber Erbarmen haben, — voll Mitleid mit unſeren Miterſchaffenen, mit ihnen den Weg beſchreiten wollen zu einem Übermenſchentum der Selbſtüberwindung, der Entſagung, die unſere Seele reich macht.

Wir erſchrecken vor unſerer Schwachheit, vor unſerer Sündennot, wir empfinden unſere hoffnungsloſe Zerriſſenheit und ſchreien nach Verſöhnung, nach Sündenvergebung, wir wollen uns die Hände reichen und nicht zurückſchrecken, wenn ſie auch noch rot ſind von Abels Blut. Wir wollen eine heilige Brüderſchaft im Geiſte Jeſus bilden, wir wollen gemeinſam die Wanderung antreten als die gläubig Suchenden, welche nach der Stätte forſchen, auf der ſie die Friedensſtatt gründen können, um dort in Bruderliebe zu wohnen. — Den Tempel Gottes, den alten Traum der Menſchheit, das „neue Jeruſalem“. Wir wollen Steine zum Bau tragen, er ſoll groß werden, daß alle in ihm wohnen können; er ſoll kein babyloniſcher Turm des Hochmuts werden, ſondern eine weitgebreitete Stadt mit vielen Wohnungen. Dort herrſcht der Zuſtand des neuen Übermenſchentums, wo nicht mehr gerechnet, ſondern wo alle Schuld vergeben wird, wo die Gerechtigkeit ihre Macht an die Barmherzigkeit abgegeben hat, wo der Menſch ſich ſeiner hohen Herkunft bewußt iſt, ſo daß er mit fromm ergebener Demut durch das Erdenleben wandeln kann, wo er ſo hoch von ſich und ſeiner Herkunft denkt, ihrer ſo ſicher iſt, daß er ſich nichts vergibt, wenn er auch die andere Backe zum Streiche hinhält, wo er ſich nicht mehr vor dem Schickſal krümmt, ſondern in Ehrfurcht die Knie beugt vor der Macht der Liebe, die am Kreuz die Arme ausbreitet.

Die Wanderſchaft wird ſchön werden, immer ſchöner, je weiter wir wandern, je höher wir ſteigen. Dorthin, wo Engelſtimmen ertönen, wo der Tempel der Verſöhnung ſich erhebt, über deſſen Pforte die Inſchrift ſteht:

> Vergib uns unſre Schuld, wie auch wir
> vergeben unſern Schuldigern.

Karl Bröger / Revolution

Schauer um Schauer jagt über das Land.
Schon keuchen die Städte in hektiſchem Fieberbrand.
Über arbeitsſtumpfe Geſichter
huſchen Lichter,
und in den Nächten, ungeheuer,
wetterleuchten blutrote Feuer.

Auf hunderttauſend Füßen ſtürmt
die Straße her in ſtarkem Takt,
und über die erſchreckten Häuſer türmt
ein Schrei hinaus, der alle Herzen packt.
Von der Tribüne reckt die Not
den hagren Arm, in Fetzen ſchlecht gehüllt,
und ihren Schrei nach Licht und Brot
die Wut aus tauſend Lungen brüllt.
Stadtaus, landein in wirrem Kreis
Gerücht mit zugebundnen Augen rennt,
die Pulſe ſchnell, der Atem heiß,
daß jeder weiß:
Volk brennt!

Und du?

Ich bin ein Scheit im Brand, die Flamme wird mich faſſen
und eher nicht aus ihrer Qual entlaſſen,
bis neu und rein der ſtumpfe Geiſt geglüht.

Aufſchlägt die Glut, Millionen Funken ſtieben,
von Sturm und Braus durch Rauch und Qualm getrieben,
bis aus dem Irren, Wirren, Haſſen, Lieben
dein morgenhelles Antlitz, Menſch, erblüht.

Brenn zu! Brenn zu!

Blätter zur neuen Zeit!*

Wer hilft?

Schwere Stunden hängen über unſerem Vaterlande. Schwere ſchon zogen vorüber, ſchwerere noch können uns beſchieden ſein. Die Angſt frißt an Millionen und zeigt ihnen Schreckbilder naher Zukunft, kleinmütig erwarten ſie den nächſten Tag. Es ſteht ernſt um Deutſchland und wer ſein Volk liebt, darf ihm die Wahrheit nicht verſchweigen. Wir wollen ſie wiſſen, die Zagenden aber ſollen lernen, ſie zu hören. Lieber die härteſte Wahrheit als das Raunen der Gerüchte. Sie wird uns ſtärken, denn ſie ſtellt uns vor die Gefahr, ſie wird uns zuſammenſchließen und uns Zucht geben. Zuſammenſchluß und Zucht darf die neue Leitung unſerer Staatsgeſchäfte von uns fordern. In dieſen Schickſalstagen blicken wir auf zu den erwählten Männern, den Männern unſeres Vertrauens. Ihnen liegt es ob, zu handeln, unſerem Volke den Weg des Friedens zu bahnen. Sie ſind die Schaffenden, Männer der Tat, erhoben und beſtellt, uns aus dem Wirrſal dieſer Wochen zu befreien.

Andere Männer aber ſollten zu uns reden. Wo ſind die Denker und Dichter der Deutſchen, wo ihre Philoſophen und Forſcher, wo die Gelehrten aller Wiſſenſchaften, wo die Führenden großer Unternehmungen, wo ſind die Künſtler? Als der Erfolg uns umglänzte, hattet Ihr ſtolzen Zuruf — heute in der Stunde grauſamen Harrens bedürfen wir Eurer! Ihr ſeid es Eurem Volk ſchuldig, zu ihm zu treten, es zu tröſten, zu ſtärken, zu befeuern! Beweiſt ihm aus den Blättern der Geſchichte, daß Deutſchland nicht untergehen wird, öffnet die Schächte, in denen geſammelt iſt, was tauſend Jahre die Fülle deutſchen Denkens war und haltet ſie ſtrahlend in das Licht, laßt ſie vorüberziehen, die Großtaten deutſchen Geiſtes und deutſcher Arbeit, ſtellt in den grauen Tag die Erinnerung an die Meiſter der Dichtung, der Töne, der Farben, die nicht dem Deutſchen allein, die der Menſchheit unvergänglicher Beſitz geworden ſind! Richtet uns auf an der Vergangenheit der deutſchen Seele und ſagt uns, daß die deutſche Seele bleiben wird bis ans Ende der Tage!

Und vor allem Ihr, junge Dichter und Künſtler, wo ſeid Ihr? Tretet hin ans Licht! Wenn überängſtliche Vorſicht und Willkür Eure Verſe und Viſionen zu Gefangenen gemacht hat — die Stunde iſt da, wir wollen ſie befreien! Tretet hinaus und kündet Euch als Sänger der Freiheit, als Herolde der Liebe und Güte, als Verwirklicher des neuen

* Die Blätter erſcheinen als einzelne Flugblätter. Des Raummangels wegen mußte der Abdruck von Carl Hauptmann, „Offener Brief an Wilſon“ und Heinrich Dehmel, „Als Sieger durchs Ziel!“ an dieſer Stelle unterbleiben.

deutſchen Geiſtes! Sagt uns, wie Ihr Euch und Euer Vaterland und die Welt empfindet, reißt die Tore auf zu neuem Land! Breitet ihn aus, Euren Tiefſinn, Eure Verzückungen, Eure Inbrunſt, redet zu uns aus erhabenen Geſtalten! Wenn wir je nach dem Flügelrauſchen der deutſchen Seele über unſern Häuptern lauſchten — nie ſo ſehnſüchtig wie heute! Ihr wollt die Kommenden ſein, Ihr jungen Künſtler, ſo ſeid die Kommenden!

Aus der „Frankfurter Zeitung" Am 1. November 1918

Das Golgatha der Völker

Nun ſtehſt du einſam, deutſches Volk, wie in jenen Tagen, als der Entſchluß zum Kriege ſtählerne Bänder um dein Herz legte und du in deiner harten Rüſtung die ganze Welt vergaßeſt. Nun ſtehſt du in den Straßen und warteſt wie damals auf die Zeitungsblätter, die der unabläſſig ſtrömende Draht von draußen wie einen blechernen Teller der Armut mit der ſpartaniſchen Suppe bitterer Nachrichten füllt. . . . Du ſtehſt und warteſt wie damals auf die ſtöhnenden, knirſchenden Züge in phantaſtiſch dunkeln, halbleeren, von Lichtkegeln durchſchnittenen Eiſenbahnhallen. Keiner hat gekämpft wie du, hat männlicher ſeine Laſt getragen. Williger hat keines das Seine gegeben, ſchwerer fühlt keines das Verſtummen der Glocken, die hundertmal die Fata Morgana eines frohen Friedens läuteten. Nun nimmſt du erſtaunt und zögernd dein Schickſal ſelber in die Hände und mußt dir deine neuen Führer wählen, die heute noch Unbekannten mitten im grauen Meer der Kämpfer und der Arbeiter . . . Du zerdrückſt das Geſchwätz vergangener Tage in grimmigem Schweigen . . .

Was wollen die Menſchen nach dieſen Jahren des Schreckens und der Sorge mehr, als ſtill und einfach leben, ihre Toten betrauern, die Blumen wachſen ſehen und das Elend nicht vermehren . . . Sie wollen endlich die Zeit haben, nach dem Jenſeits zu fragen, wo die Abgeſchiedenen leben und unſerer, die wir noch auf der Erde weilen, freundlich gedenken . . . Sich tief vor einander beugen, einander um Verzeihung bitten und einander helfen, die Todeswand zu durchbrechen, die uns alle von dem wahren Leben, von einer neuen Epoche des Menſchengeſchlechtes trennt . . .

Noch iſt dieſe Stunde der Menſchlichkeit nicht gekommen. Wir fürchten, ehe die Stufe der Überwindung erklommen iſt, wird ein letzter, bitterſter Kampf uns nicht erſpart bleiben. Nichts rechtfertigt die großen, gebieteriſchen Worte: es ſcheint wahrhaftig, als müßten alle, die ſie jetzt gebrauchen, noch hinein in den Zuſammenbruch. Vielleicht werden auch ſie, wie wir es taten, ſich des Übermenſchlichen vermeſſen und ſcheitern, da ſie nicht Halt machen konnten. Aber die Nähe dieſer

Stunde der Menſchlichkeit verwiſcht ſchon faſt die Qual des Augenblicks. In die Ängſte dieſer Tage miſcht ſich eine Vorfreude. Laßt uns den ſchweren Augenblick des Endes ſtolzer Forderungen nicht durch Wut verdunkeln. Sondern zunächſt geſtehen: Haben wir nicht einſt andere gedemütigt? Haben wir den von uns Geſchlagenen und Beſiegten das Golgatha erſpart, zu dem nun auch wir in dieſen Stunden ſchreiten? Und kam nicht doch für jene ſchon die Stunde der Auferſtehung?

Dem Deutſchen würde es nicht gut anſtehen, im eigenen Lande ein Novize des triumphierenden Amerikanertums zu werden oder das Chaos des Bolſchewismus hereinbrechen zu laſſen. Jeder beſinne ſich, wer er iſt, ſo werden wir in der erhabenen Melodie der Klage den tieriſchen Aufſchrei, den zeternden Mißton des Gemeinen nicht hören. Wer jetzt noch hoffen kann, der hoffe weit hinaus in die Jahrhunderte! Wer jetzt noch glauben kann, der glaube mit der Glut eines von Gott gehämmerten Herzens!... Wer jetzt noch liebt, der liebe ſtark, mit ganzer Seele!...

Es gibt in Deutſchland allzu viele Schilder, auf denen zu leſen iſt: „Eintritt verboten". Es gilt, deutſches Volk, dieſe Schilder abzureißen und ſie vor dir ſelber aufzurichten, wenn du auch in dieſer Stunde des Opfers noch die Verſuchung ſpüren ſollteſt, vor deinem Schickſal, das dich in die Mitte der Leidenden geſtellt hat und die ganze Geduld deiner Hände fordern wird, um die aus den Fugen gegangene Welt wiedereinzurenken, auf einer deiner alten, närriſchen, dummen Mittelſtraßen zwiſchen Tat und Untat, zwiſchen Willen und Willkür, dich davonzuſtehlen! Denn das Mittelalter endet nun. Alfons Paquet

Gelaſſenheit

Wenn ihr Männer ſeid, ſo habt in dieſem beginnenden Chaos einen einzigen Mut: vertragt die Wahrheit, macht euch ſelber nichts vor!

Wenn nicht ein Wunder geſchieht: ich fange an, die deutſche Seele zu verachten. Eines aber iſt ſicher: ſie iſt krank und nicht mehr bei ſich ſelber.

Ich bin mir des Furchtbaren bewußt, das ich damit ausſpreche. Aber der das ſagt, das bin nicht „ich", der ſonſt herzlich unmaßgebliche Paul Eberhardt; ſondern es iſt nicht ſo, weil ich es ſo ſehe, vielmehr ſehe ich es ſo, weil es ſo iſt.

Freunde, wie gleicht dieſe Zeit der beim Ausbruch des Krieges in dem Taumel, der damals wie heute alle ergriff, wie glaubte man damals wie heute an die „Miſſion" Deutſchlands für die Welt, wie blieb damals wie heute kaum einer bei ſich ſelber und ſtand über den Dingen! Habt ihr gar nichts in dieſen Jahren dazu gelernt, könnt ihr euch gar nicht aus euch ſelber heraus begeiſtern, braucht euer Hochmut immer ein Objekt, um nur ja zu ſeinem vermeintlichen Recht zu kommen?

Als es mit unſeren Waffen gut ſtand, da wolltet ihr erobernd die Welt beglücken, jetzt, wo wir äußerlich unterlegen ſind, giert ihr nach einer irgendwie plötzlichen, aber jedenfalls blendenden Offenbarung des deutſchen Geiſtes. Ihr ſeid nicht das Volk der Denker und Dichter, ſondern ihr ſeid träumende Denker und denkende Träumer! Anſolche aber nennt man Narren. Könnt ihr nicht einſehen, daß es genau ſo lachhaft verächtlich iſt, beim Menſchenſchlachten den völkiſch drapierten Gott anzurufen, wie nun mit einemmal ſich Gott als beſonders mißhandeltes, aber ihn am tiefſten liebendes Kind zu nahen? Wartet ab, ob er uns helfen will, macht euch bereit dafür, aber nicht dadurch, daß ihr jetzt mit idealiſtiſchem Geſchrei die Luft erfüllt wie vor Jahren mit doch recht brutalem.

Laßt uns zweierlei lernen. Es ſpreche jeder zu ſich, den Schmerz adelnd, der ihn in ſeinem Volke trifft: „Gott grüße dich, bittere Bitterkeit, aller Gnaden voll!“ und dann das zweite: „Habt Gelaſſenheit!“

Faſt jeder von uns hat wenigſtens einmal im Felde draußen dem Tode ins Angeſicht ſehen müſſen und kam in die Lage, mit ſeinem Leben abzuſchließen. Verlernt und vergeßt nicht die göttliche Lehre, die ſolche überſtandene Not euch lehren kann: Das Außen iſt letzthin immer gleichgültig! Und ſo ſage ich, es iſt herzlich gleichgültig, ob wir morgen noch in einem monarchiſchen oder republikaniſchen Staatsweſen leben, wenn wir nur bei uns ſelber bleiben und uns nicht an das Außen verlieren.

Mißverſteht mich nicht! Ich predige nicht ein ſchlaffes Gewährenlaſſen und duckmäuſeriſches Beiſeiteſtehen, ich möchte nur einen Glauben lehren: Sei du ſelbſt, bei dir und deinem Gott, und die Welt wird dir bettelnd nachlaufen! Ihr ſeid in den Krieg gezogen, nur weil es euch befohlen wurde, fallt jetzt nicht in einen zweiten ebenſo ſchlimmen Fehler, indem ihr euch zu irgendeinem Handeln drängt, wo vorerſt gar nichts zu tun iſt. Überlaßt das den Wichtigtuern und Geſchaftlhubern. Der Tag, der uns ruft, kommt nicht wie ein Blitz mit darauffolgendem Welttheaterdonner. Nur indem wir uns ſelber bereiten, bereiten wir ihn vor. Aber wenn dieſer Tag kommt, keine Nacht kann ihn verdunkeln, und er wird kommen!

Ich dächte aber, alſo müßte eines jeden wahren Deutſchen Antlitz jetzt ſein: ernſt, aber geweiht von dem Schmerz um all das, was dieſem Morden zum Opfer fiel. Kennt ihr ſolche Geſichter, in denen ſo viel von erlittenem Leid ſteht, daß ſie — ſchön geworden ſind?! Es iſt der wunderbarſten Dinge eines, daß an der Stelle, wo das tiefſte Leid endet, die höchſte Freude geboren wird. Macht euch ein Licht in dieſem euren dunkeln Haus des Leides. Tue jeder ſeine Arbeit, zu der er berufen iſt, bei dieſem Kerzenſchein. Macht euch bereit und ſeid gelaſſen, Gott weiß den Tag!

Paul Eberhardt

Not

Mit ihrem heilgen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Not an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Hoelderlin

Es iſt vollbracht. In furchtbarer Not. Im Blut. Über eine Million Menſchen ſind gefallen, beſte, kräftige Männer.

Doch die Revolution iſt vollzogen. Deutſchland iſt um Jahrhunderte vorangeworfen. Der Geiſt iſt frei. Ein neues Reich iſt errichtet, das der Opfer wert iſt. Was noch kommen kann, ſind nur Schritte auf der gleichen Bahn. Der Krieg hat ſeinen Sinn erhalten. Eine Schaffensfreude iſt über dem Volk.

Wo? Sieht man nicht nur Bekümmernis, Trübſinn und Wirrwarr? Müde Menſchen, die alles über ſich ergehen laſſen?

Nein! Gewiß, wir ſind erſchöpft, wir haben Untertemperatur nach dem Fieber des Kampfes. Doch in der Erſchöpfung wächſt es von unten her, überall. Die Geſichter der Männer ſehen gerade aus. Sie grübeln nicht: „wer weiß die Reiſe der Sonne, wer kennt die Tiefe des Alls?" Sie gehen den Weg, den die Menſchheit gehen muß. Wie ſie gegen den Feind gingen, ſo ſchreiten ſie, gewaltig im Takt, den ihnen ihr Marſch ſelber gibt.

Und in den Jungen iſt ein Jauchzen: Es geht voran! In die Zukunft, in die Erfüllung! Die Götzen des Geiſtes ſind zerſchlagen! Man fand den lebendigen Gott!

Eine ſtille, heilige Nacht iſt dieſer Winter. Ein gewiſſes Warten, daß es Frühling gibt. Das deutſche Volk glaubt zum erſtenmal wieder ſeit langer Zeit, feſt und ſicher, an ein geiſtiges Gut: an ſeine Kraft, zu denken.

Siebzig Millionen Menſchen ſtehen auf, überall im Land, an der holſteiniſchen Küſte, im bayriſchen Gebirg, in den Marſchen, auf der roten Erde, am Rhein. Jeder für ſich und von ſelber. Sie ſagen: „Ich will denken. Es gibt nichts dawider. Wer meint, ich ſpaßte, der irrt."

Geht hin ins Land, ſchaut in die Augen der Jungen, ſeht die Männer bei der Arbeit, die Frauen im Haus: ſie ſchaffen. So arbeitet kein Volk, das verzweifelt. Sie ſchaffen im Glauben an eine Zukunft, in der es beſſer wird, in der Gewißheit, daß das alles kein Traum iſt, ſondern Wahrheit, neue, gewaltige, herrliche Wahrheit!

Ich glaube, daß der deutſche Geiſt, die Kraft zum Schaffen und Denken, wach iſt, wacher denn je in einer Stunde der deutſchen Geſchichte, und daß durch ihn die Not, in der wir jetzt ſind, überwunden werden wird.

Wir müſſen den Müden Ruhe geben, die Lauten ernüchtern, und die Stillen antreiben zu unabläſſiger Tat.

Einfache Klugheit gebietet es, den Geiſt zu benützen. Wer wirtſchaftlich denkt, begreift es am leichteſten. Die toten Faktoren: Menſchenkraft, Bodenſchätze, Werkzeuge und Geld, genügen nicht, um die Wirtſchaft des Landes am Leben zu halten. Es muß der Geiſt dahinter kommen, der treibt. Er iſt ihr Multiplikator. Iſt er Null, ſo geſchieht nichts, iſt er hundert, ſo iſt es normal. Die toten Faktoren ſind durch den Krieg vermindert. Wir müſſen den Geiſt auf fünfhundert bringen, dann haben wir mehr als vor dem Krieg!

Zwei Fragen ſind es für jeden Einzelnen der ſiebzig Millionen, Mann oder Frau, die er ſich nun beantworten muß:

Was muß ich tun für mich ſelber? Und: Was muß ich für alle tun?

Für beide gilt: wir dürfen nicht grübeln. Wir müſſen denken, frei und gerade, im Abſtand zur Sache. Nichts für ſich anſehen, ſondern alles zuſammen.

Und dann: wir müſſen nüchtern ſein. Wir dürfen nicht ſalbadern. Wir wollen ſchaffen, daß es voran geht, darauf kommts an! Wir brauchen kein flackriges Feuer der Begeiſterung. Denn es iſt eine tiefe Glut in uns. Über unſeren Stirnen ſoll mit großen Buchſtaben ſtehen: Nüchternheit!

Was ſoll ich tun für mich ſelber, ich, der Fabrikant, der Arbeiter, der Bauer oder Beamte? Ich ſoll nichts Beſonderes tun; ich ſoll nur glauben, daß es recht iſt, ſo wie ich es mache. Hoch die Augen von der Arbeit, daß ich ſie ganz ſehe! Hoch den Verſtand darüber, daß ſie einen Sinn kriegt. Und Luſt her, Luſt! Verbeſſern will ich, wo ich kann. Obs klein oder groß iſt, was ich tue, ich bin doch nur ein Sachwalter für alle. Ich arbeite, ich unternehme für alle. Ich kann mein Produkt nicht ſelber verbrauchen. Ich muß Ware dafür tauſchen. Sie ſoll gut ſein; ſo iſt es auch mein eigenes Intereſſe, daß ich Gutes ſchaffe.

Und ich, die Frau? Luſt will ich hineinbringen, auch ich, Luſt in die Kinder, daß ſie ſchaffen, daß ſie wert werden deſſen, was wir für ſie tun. Für ſie geſchieht ja doch alles. Die Kinder, die immer wieder da ſind, gleich viel, jedes Jahr, die ſind das Volk. Und Luſt in das Haus! Wenn ich noch ſo viel ſchaffe! Ich muß fröhlich ſein, das iſt meine oberſte Pflicht. Von mir gehts an alle. Dafür habe ich das Recht zu verlangen, daß man mir gibt, was nötig iſt, daß ichs kann. Gerecht ſoll verteilt werden, was an Nahrung und Kleidern da iſt!

Es iſt ſo einfach alles. Nur Luſt her, ſie lohnt! Die Emſigkeit nützt nichts, ſie brachte uns in den Krieg. Wir wollen den Fleiß zur Religion erheben, daß er groß und fröhlich wird.

Und was muß ich tun für alle? Denken muß ich, politiſch denken, die ſiebzig Millionen in einem ſehn. Nüchtern. Durchdenken, ganz tun. Keine Angſt haben vor der eigenen Kurage! Radikal ſein, nichts kom-

promiſſeln. Halbheit iſt Feigheit, Halbheit iſt Sünde wider den Geiſt. Weg mit allen Dogmen, weg mit allen alten Begriffen, weg mit aller Theorie! Was vor fünfzig Jahren richtig war, gilt nicht mehr. Wir müſſen neu denken! Das gerade macht Spaß! Abreißen, alles abreißen, bis auf den Grund, wo Adam ſtand. Und dann wieder aufbauen. Ich bin ein Menſch, ich will Nahrung, Kinder und Arbeit. Wir ſind ſiebzig Millionen Menſchen. Wir drängen uns. Wir müſſen Ordnung halten. Wir halten ſie ſelber. Wir ſind keine Maſſe. Es gibt keine Gleichheit, wir werden nicht verdumpfen und verſtumpfen, denn der Geiſt iſt frei und er iſt ewig ungleich. Wer ſtark iſt im Schaffen, wird vorankommen, wer nur das Glück will, wird ſtille ſein. Wer am ſtärkſten ſieht, was allen nottut, wird führen. Wir wollen die vielen befreien ein paar Leben lang von der immer wieder niederdrückenden Not. Dann wird ſich zeigen, was in ihnen ſteckt.

Wider die Dumpfen und Böswilligen aber, die uns am Schaffen hindern, den Kampf

Immer, unabläſſig werden wir angehn müſſen gegen ſie. Dumpfheit und Bosheit ſind groß. Es werden viele von uns fallen. Doch immer wieder werden neue hinſtehn, Leute, die nicht laut reden, die hartnäckig ſind, die nicht locker laſſen, Leute, die den Glauben haben und denen ihr Leben nichts gilt. Bis wir ſie zwingen! Schmitt

Was müſſen wir tun?

Uns kocht der Kopf. Wir können nichts denken.

Und doch müſſen wirs. Wir müſſen denken! Die Weltgeſchichte geht bald langſam, bald raſch. Nun raſt ſie. Und jetzt, jetzt müſſen wir ihr die Richtung geben, wohin ſie ſoll. Wir? Ja, wir. Denn wir ſind die Geſchichte. So wie wir wollen, daß alles einſt wird, ſo wird es. Wir müſſen denken, nicht nur die, die den Geiſt allein gepachtet zu haben glauben, ſondern alle, das Volk. Wer noch nicht denken kann, der ſoll es lernen. Das Volk ſoll jetzt wollen: alſo muß das Volk wiſſen, was es will.

Es iſt kein Kunſtſtück. Nur muß erſt alles einmal über Bord. Alle alten Begriffe ſind Worte geworden, in denen kein Leben mehr iſt. Das Leben ſteht vor uns, wirklich, nackt, wach. Es fragt uns ins Geſicht: „Was biſt du?“ „Ein Mann.“ „Was willſt Du?“ „Nahrung, ein Weib und Kinder und Arbeit.“ „Und Ihr, Millionen, was ſeid Ihr?“ „Ein Volk.“ „Was wollt Ihr?“ „Freiheit und Ordnung, daß wir leben können.“

Das iſt alles. Es gibt nichts mehr. Was ſonſt kommt, folgt daraus. Man muß nur den Mut haben, zu denken. Dahin ſoll die Welt, daß wir recht leben können, Nahrung haben, Arbeit am Alltag,

Schönheit zur Stunde der Ruhe, und einen Glauben, daß ein Wunderbares in uns und um uns iſt, das wir niemals verſtehn.

Es iſt ſo einfach. Man muß nur wollen. Alles, was von früher her im Schädel ſitzt, herausreißen! Jetzt iſt die Zeit, wo es brodelt und kocht! Die Hirne müſſen wir rein machen. Sonſt iſt die Million der Brüder draußen umſonſt geſtorben, ſonſt ſind wir ſelber nur wert, daß wir zugrunde gehn! Schmitt

An mein Volk!

Es wird zu ſpät ſein, daß ich dieſes ſage, und wer bin ich, daß du auf mich hörſt?

Daß du auf mich hörteſt, müßte mein Daſein auf Taten ſtehn ſtatt auf Worten, die dir, ach, ſo geläufig ſind.

So geläufig waren die Worte denen, die dich führten, daß du die Sprache nicht mehr kannteſt, die aus der tiefen Not der Seele geſprochen und verſtanden wird.

Verſtanden haſt du den Ruhm der Taten und den Rauſch der ſiegenden Geberde, nun aber barſt die Erde deiner Träume, und die Fahnen verſanken im Abgrund des Weltgerichts.

Das Weltgericht iſt nahe, du aber ſiehſt nur, daß deinem Wahn die Flügel zerſchnitten ſind.

Dein Wahn war Weltmacht und daß im Ring der Völker deine Fauſt — gepanzert hießeſt du ſie — dir Platz machte an der Krippe, daran ſie alle, auch du, längſt vollgefreſſen ſind.

Längſt vollgefreſſen ſind ſie der Tollheit, daß die Erde zur Plünderung da wäre für den, der das Geſchäft am beſten kennt und kann.

Du haſt es nicht gekonnt, als die andern ſchon rüſtige Raubgeſellen waren; du haſt es raſch gelernt und wollteſt Weltmeiſter werden.

Weltmeiſter biſt du worden in Leid und Blut, nun ſtarrſt du in den Grund, daraus dir Schimpf und Schande aufſteigen wollen, weil du verloren haſt.

Du haſt verloren, ſo grimmig die Wut aufquillt, daß dies nach ſolchen Taten und ſolchen Siegen noch möglich war: doch nannteſt du nicht ſelber den Krieg ein Gottesgericht?

Ein Gottesgericht, dies weißt du beſſer als jeder deiner Feinde, iſt höchſte unwiderſprüchliche Inſtanz, und Gottesläſterer wird heißen, der ſich nicht beugt.

Der ſich nicht beugt, muß brechen, und Gott brach manchen Zweig, der ſeinem Baum nicht diente; darum ſieh zu, daß dich der Trotz nicht blind macht!

Blind aber wärſt du, wenn du nicht ſäheſt: hier brach ein Schwert in Stücke, weil es nicht über reinem Schild gezückt war.

Dein Schild war rein, wo du dich wehrteſt, und rauſchend ſprang dein Blut und ſprang ſo hohen und reinen Strahl, daß eine Welt den Atem erſchrocken anhielt.

Erſchrocken, daß ſolches Heldentum im Zeitalter der Wechſler und Fabrikler noch möglich wäre.

Im Zeitalter der Wechſler und Fabrikler aber warſt du ſelber der Gierigſte geworden um Dinge, die vor Gott und ſeinem Wahrſpruch gering ſind!

Gering iſt alles, was den Schlüſſel im Geldſchrank hat, gering iſt raffen und erliſten, gering iſt ſchwelgen im Vorteil des Augenblicks, gering iſt prahlen und die Gäule des Hochmuts reiten, gering iſt Glückſpiel und Raubritterbeute.

Raubritterbeute dachteſt du zu ernten, geil ging der Bogen deiner Wünſche, bis er zerbrach, nun ſiehſt du ſelber im Abendrot Raubritterſchwerter lauern auf deinen Fall.

Was aber fiel vor Gottes Strafgericht, bedenke wohl, dies biſt nicht du, das iſt die Sache, der du Tor von tauſend Jahren ein tumber Streiter warſt.

Ein Streiter warſt du wie keiner, und wenn ſie jetzt die Fänge zücken, die noch als Sieger blaß vor Schrecken ſind: ſie können dir die Ehre deiner Taten nicht nehmen und können — ſo laut ſie möchten — dir keinen Schimpf antun.

Schimpf taten Simſon die Philiſter und waren betrogen mit ihrem feiſten Trumpf; Schimpf heulen dir die Hunde, und müſſen doch die Pfeife hören, ſobald der Meiſter die Meute ruft.

Der Meiſter ruft die Meute, weil ihm, nicht ſeinen Hunden, die Jagd gehört; laß ſie bellen und laß ihn pfeifen, ſolange du noch ſelber deiner Schuld und Sühne eigener Machthaber biſt!

Machthaber bleibſt du, wenn du dich beugſt vor der Entſcheidung, die aus den Händen Gottes, nicht aus dem Machtſpruch deiner Feinde kommt.

Deine Feinde waren die Irrlichter falſcher Wünſche, du haſt dich ſelbſt verloren, darum gewannen ſie; gewinne dich aus ihrem Machtdünkel wieder, ſei in dir ſelber eines aus böſer Zwietracht, und du haſt nichts verloren als einen hölliſchen Traum!

Ein hölliſcher Traum, geboren aus der Unzucht ums goldene Kalb, war dieſer Krieg; ſein Ende kommt mit Schrecken, nicht nur für dich.

Nicht nur für dich bricht aus den Tiefen der Völker ein Wut- und Wehgeſchrei: Es iſt genug, daß nnſere Söhne und Männer ſterben, und keiner weiß, für wen; es iſt genug, daß wir in Gram und Groll verderben, und keiner weiß, für wen!

Keiner weiß für wen und alle wiſſen, daß es der Untergang iſt, der Untergang von einer Zeit, die ſich an ihrer Gier bis zum Erbrechen überfraß.

Aus den blutigen Trögen noch fraß die Gewinnſucht und ſah den Metzger nicht kommen, der nun ſein Meſſer wetzt.

Er wetzt es dir wie den andern, du aber ſtarrſt den Fahnen nach, die dir im Abgrund verſanken, und ballſt die Fauſt um den Schimpf.

Schimpf und Fahnen werden vergeſſen ſein, bevor du denkſt, und aus dem Abgrund wird ein Schrei ausgehen, daß dir und den Siegern von geſtern das Herzblut friert.

Die Sieger von geſtern werden die Schickſalsgenoſſen von morgen ſein, und manches noch wird in den Abgrund ſinken, das ſich am Rande lüſtern bläht.

Sieger von morgen wird ſein, wer die Poſaune der Zeit am eheſten hört, aber er wird das Schwert der Fauſtmacht nicht mehr in den Händen tragen.

In ſeinen Händen wird der Kelch des Leidens ſein, in ſeinem Herzen Demut und in ſeinem Geiſt der Wille, ein anderes Reich zu bauen als das aus Blut und Eiſen.

Blut und Eiſen war die Saat, Blut und Eiſen war die Ernte: Nun, Sämann, ſäe uns eine neue Zeit! Du aber, Volk unter Völkern, halte dein Herz bereit!

Halte dein Herz bereit für die böſeſten Stunden! Aber vergiß nicht den Tag! Über dir ſchweben die Geiſter der Menſchheit in größerer Sorge, als ſie der Groll und der Schimpf des verlorenen Krieges zu ſchürfen vermögen.

Allerheiligen 1918 Wilhelm Schäfer

Der ſittliche Mut

Wir hätten den Krieg militäriſch nicht zu verlieren brauchen, wenn wir eine vernünftige Regierung gehabt hätten, die rechtzeitig Frieden ſchloß; politiſch hatten wir ihn von Anfang an verloren.

Wir wollen uns heute nichts mehr vorlügen; wir haben gegen die ganze Welt ſtandgehalten, aber daß wir den Krieg verloren haben, das kommt nicht daher, daß wir die ganze Welt zum Feind hatten, ſondern es kommt von unſerer eigenen Unzulänglichkeit. Wenn wir ehrlich und offen unſere Schuld zugeben, ſo haben wir den beſten Troſt, nämlich den Troſt des vernünftigen Mannes; denn wenn unſer Unglück nur an uns liegt, ſo liegt es auch nur an uns, daß wir wieder in die Höhe kommen.

Wir haben in dieſem Krieg ſehr große Tugenden entwickelt, aber die eine Tugend fehlte uns, welche allen dieſen anderen Tugenden erſt ihren Wert gibt, der ſittliche Mut. Alle unſere Tugenden waren Tugenden von Subalternbeamten. Wir ſollten einmal gründlich nachprüfen, wieviel von unſerer Haupttugend, dem Pflichtgefühl, nichts iſt als Feigheit gegenüber den Anforderungen unſeres höheren Selbſt.

Wie es jetzt mit Deutſchland gehen wird, wiſſen wir noch nicht, wohl aber läßt ſich vorſtellen, was geworden wäre, wenn wir geſiegt hätten: Wir hätten die ganze Erde überbaut mit Fabriken und Kaſernen und was wir Organiſation nennen, das hätte jedes ſeeliſche und ſelbſtändige Leben erſtickt, das ſich heute etwa noch regen mag. Wir ſind das Muſterland der Organiſation, denn weil bei uns die Einzelnen nicht den Mut haben, ſich ſelber einen Zweck zu ſetzen, laſſen ſie ſich alle zum Mittel machen; das Muſterland der Wiſſenſchaft, denn weil die Einzelnen nicht werten und wollen, arbeiten ſie gründlich und gewiſſenhaft etwas, das ihnen ewig gleichgültig iſt; das Muſterland der Fabriken, denn weil die Einzelnen nicht nach einer Ganzheit ſtreben, ſind ſie zufrieden, wenn ſie eine ewig gleichmäßige Teilarbeit tun; und das Muſterland der Kaſernen, denn weil die Einzelnen nicht wiſſen, wozu ſie auf der Welt ſind, laſſen ſie ſich von Unteroffizieren befehlen, wie ſie Arme und Beine rühren ſollen.

Wir haben uns gewundert, daß die anderen Völker uns haßten? Wir haben uns vorgelogen, daß ſie den deutſchen Geiſt haßten? Ach, kein einziges Volk von unſeren Feinden hat den deutſchen Geiſt gehaßt; den deutſchen Geiſt haben wir nur ganz allein gehaßt, wir, das Volk der Kaſernen und Fabriken, der Organiſation und der Wiſſenſchaft.

Wir ſagen jetzt: „Wir haben den Obrigkeitsſtaat gehabt; der Obrigkeitsſtaat war an allen Schuld; er verſchwindet jetzt, wir haben nun den Volksſtaat.“

Ein jedes Volk hat den Staat, den es haben will. Wir haben den Obrigkeitsſtaat gewollt, weil wir zu feig waren, uns ſelber zu befehlen, weil es ſo ſchön bequem war, ſich von Beamten befehlen zu laſſen. Hüten wir uns, daß wir unſere Selbſtlüge fortſetzen. Ludendorff hat den Abſchied nehmen müſſen, er hatte ſich zum Diktator gemacht und hat uns ins Unglück geführt. Iſt Ludendorff ſchuld? Er iſt ein Stratege, wie wir wahrſcheinlich nicht leicht einen anderen haben. Weshalb hat er ſich zum Diktator gemacht? Weil in der Regierung kein Mann war, der ihn auf die Stelle verwies, an die er gehörte. Nicht Ludendorff iſt der Vorwurf zu machen, ſondern der Regierung, und nicht der Regierung, ſondern dem Volk, das die unmännliche Regierung geduldet hat.

Denn das iſt ja der ſchlimmſte Selbſtbetrug der ſittlichen Feigheit, daß ſie glaubt, der fremde Befehl könne den Befehl des eigenen Gewiſſens erſetzen. Es hat Zeiten gegeben, wo das Herz eines Volkes in ſeinen führenden Ständen war, das letzte Beiſpiel dieſer Art war das preußiſche Volk unter Friedrich dem Großen. Damals war in Wahrheit Friedrich Preußen. Die Zeiten ſind vorbei. Wenn heute ſich ein Volk unmännlich des eigenen Willens begibt, ſo wird es nur einen Befehlshaber bekommen, der ſelber unmännlich iſt.

„Wir müſſen uns politiſieren,“ lautet das Schlagwort. Auch im

Volksſtaat können wir ſo ſubaltern ſein, wie wir im Obrigkeitsſtaat waren. Die äußere Veränderung iſt nur ein Mittel, das weſentlich Notwendige der Verwandlung liegt tiefer; wir müſſen die erſte Mannestugend wieder gewinnen, ohne die alle anderen Tugenden wertlos ſind: den Mut zur eigenen Zweckſetzung. Paul Ernſt

Ruhe, Ernſt, Verantwortlichkeitsgefühl!

Was iſt denn geſchehen, daß der eine alles aufgibt, daß der andere weint, daß der dritte ſchimpft, daß der vierte dem Lumpentum, das das Schwarze in uns iſt, ſchamlos egoiſtiſch opfert? Wir ſind frei geworden! Wir ſind reif geworden! Wir kamen weiter! Wir haben Fehler in uns und um uns erkannt! Iſt das nicht Anlaß zur Freude? Freude iſt dem Schaffenden not, aber Freude iſt gefährlich, wenn ſie leer jubelt, wenn ſie den Anfang eines neuen Werdens als das Ziel alles heiß Erſehnten irrtümlich und taumleriſch nimmt! Unſere Freude muß Ruhe und Sicherheit ſein, daß wir in die Vernunft des göttlichen Willens immer eingebunden ſind, der furchtbar harte Mittel wählt, um uns höher zu führen, Mittel, die wehe tun, weil ſie unendlich vieles zertrümmern, das uns durch Erziehung und Gewohnheit lieb war, doch die Härte iſt Güte und Gnade, wenn ſie, wie jetzt, uns Faules als Faules, Überlebtes als Überlebtes, Falſches, Überhebliches als Falſches und Überhebliches grell vor die geblendeten Seelen ſtellt, die jubelnd, aber ruhig und ernſt, der großen Umwertung in jedem von uns bewußt, den Schwur leiſten, wir wollen „Menſchen“ werden, dann ſind wir erſt deutſch! Ernſt ſein heißt nicht rechten, wer „recht“ oder „unrecht“ hatte, wer mehr oder weniger fehlte; gefehlt haben wir alle! Ernſt, ruhig und froh müſſen alle Einzelwünſche verſtummen; wir wollen und müſſen jeder Richttag in uns ſelbſt halten! Hart, unerbittlich und wahrheitsfanatiſch. Und dann wollen wir aufbauen; jeder an ſeinem Platz, nicht rückwärtsſehend, vorwärtsſchreitend, nicht den andern richtend, ſondern gerichtet auf die Zukunft, in der der Geiſt, die Nächſtenliebe und das Einheitsfühlen von „arm“ und „reich“, von „hoch“ und „nieder“, aller Stände, Klaſſen und Religionsbekenntniſſe ſich zum Bau des Menſchentums vereinigen müſſen, nicht im Kampf gegeneinander, im gemeinſamen Kampf um die Erreichung der lichteinbrechenden Freiheit, die jetzt anhebt, die nur mehr ein „arm“ oder „reich“ an Geiſt und Brüderlichkeit, ein „hoch“ oder „nieder“ im ſeeliſchen Gehalt und Vermögen kennen darf und wird. Wir dürfen nicht gegeneinander raſen in der alten begrabenen Art der Parteiungen, wir werden jetzt alle arm ſein an „Gütern“, aber wir wollen alle reich werden an ſeeliſchem Gut, das allein Gut iſt von Dauer und Wert! Wir wollen und müſſen jetzt alle hinter der Regierung

ſtehen, die der Zuſammenbruch, der größte Anbautag, der für uns je war, uns gab. Noch vieles iſt zu tun, es wird leicht ſein, wenn wir alle ſelbſtlos das Beſte wollen! Tun wir das, dann entſteht die deutſche Provinz des Menſchſeins, dann iſt unſere Niederlage erkennbar der größte Sieg, den wir erhoffen durften. Tun wir das nicht, dann verdienen wir das Chaos der Finſternis, die dann alles von den Beſten und Edelſten bis heute Geleiſtete erwürgt, die uns und unſere Kinder dann vernichtet. Soll das ſein? Wir haben unſere Zukunft in Händen! Unſere Seelen waren immer, wenn auch zu ſehr in Heimlichkeit, Sozialiſten im Sinne des Erlöſers! Kreuzigen wir unſere Fehler, vernichten wir unſere anmaßlichen, überheblichen Rechthabereien, unſere verbrecheriſch gewirkt habenden Einbildungen, wir ſeien ſchon „Menſchen“ geweſen! Stellen wir ehern als unſeren einzigen Wunſch, als unſere einzige „Überheblichkeit“ den Satz ins Firmament unſeres Gegenwartswirkens und unſeres Zukunftswollens: Wir wollen alles das und nur das tun, was die Weltvernunft in uns, was unſunſere Seelen gebieten! Seien wir aufrichtig! Wir wiſſen jeder, was recht iſt, horchen wir in Demut unſerem Gewiſſen! Das ſagt: Ich bin in dir, ſei darum ruhig und freudig, ſei ernſt und wahr, vertraue und arbeite und denke an dich, indem du nur an das Glück deines Nächſten denkſt! Ruhe, Ernſt und Verantwortlichkeitsgefühl! Schachern wir nicht, laßt das Tote fallen, es lebe das freie Leben des wahren Menſchentums, das aus den Ruinen aufblühen wird, wenn wir jeder, auf unſerem Platze, unſere Pflicht ohne Haß und Egoismus tun: Wir beten nur eine Macht jetzt an: Die Herrſchaft des freien Geiſtes, der gerecht iſt zu jedem Menſchen, ſoweit er guten Willens iſt, ſich zu läutern. Nichts iſt verloren, aber jetzt iſt die Zeit, da alles gewonnen werden kann! Seid drum bis aufs Letzte aufrichtig mit Euch, horcht Euren Seelen und folgt Euren Gewiſſen zur verſöhnlich aufbauenden Tat!

Walter von Molo

Der Beamtenſpiegel

Euch, den Beamten, will ich einen Spiegel vorhalten, in dem Ihr ſeht, was Ihr waret vor dem Krieg, was Ihr geworden ſeid in ihm, und was Ihr ſein müßt nach ihm.

Euch, alle Beamte, hoch oder nieder, eint ein Gemeinſames: die Obrigkeit hat Euch einen Stab in die Hand gegeben zum Zeichen, daß Ihr Befehlsrechte ausübt über die anderen. Mögen dieſe Rechte groß oder klein ſein, mag Eure Stabhand Menſchenſchickſale lenken oder Kleinſtes ordnen, Ihr habt verantwortungsvolle Gewalt. Des höchſten Willens Ausfluß ſind Eure Rechte, der über uns alle geſetzt iſt. Weß war dieſer Wille, weß iſt er jetzt?

Pflichterfüllung war früher Euer Tagewerk gegen geringes Entgelt. Ihr erfülltet, was fremde Gewalt Euch befahl. Stolz lag Euch in dem Wiſſen, daß Ihr ein Muſter wart freiwillig übernommener Pflicht, doch Euch drückte, daß das, was Ihr tun mußtet, das Ob oder Wie, oft nicht eins war mit Eurem eigenen Empfinden. Ihr habt gearbeitet, aber Ihr habt nicht geſchafft.

Dann kam der Krieg. Ihr tatet doppelt Eure Pflicht. Euer Los wurde härter und härter. Ihr verarmtet. Eure Stabhand erhob ſich drohend, ſtarren Verordnungen folgend, gegen andere, während Eure freie Hand ſelbſt nach dem Verbotenen griff. Wo Zwieſpalt, da Straucheln, wo Straucheln, da der Fall. Verloren habt Ihr zum Teil, was früher Euer Stolz, verloren, was Eure Bewertung, verloren zum Teil, was Ihr erſpartet an Gut der Seele und an Gütern der Welt.

Und jetzt? Eures Volkes Wille iſt es, den Ihr vollzieht, ſein Wille und in ihm auch der Eure, gibt Euch den neuen Stab. Waret Ihr früher dumpfe Vollſtrecker, jetzt werdet Ihr frohe Verkünder ſein! Kommt Euch ein Vorwurf über das Was und Wie, ſo könnt Ihr bekennen! Es iſt recht, was geſchieht, denn des Volkes Wille iſt es und meiner ſelbſt. Nun ſchafft Ihr.

Wer ſchafft, kommt vorwärts. Beſſere Leiſtung gibt beſſeren Lohn. Und die Schranken, die den Tüchtigen einſperrten, ſind beſeitigt. Hinaus über die Zäune! Wer aber Ruhe will, der helfe neidlos dem Tüchtigeren! Neidlos, denn wer an die Spitze kommt, dient nicht mehr fremdem Willen, ſondern dem der Geſamtheit, dient deinem eigenen Willen, der als treibender Kraftteil in dem Gemeinwillen wirkt!

Treu werdet Ihr nun dienen dem neuen Willen und aufrichtiger, freudiger ſchaffen als zuvor. Matthias

Heinrich Lerſch/Demokratie

Steig auf, ſteig auf aus grauem Herbſttag, all-leuchtende Sonne!
Breite, ſtreue, juble dein Licht, wir ſind wieder dein!
Steig auf vom Oſten der Welt über die Erde hin:
Aſien, Europa, Amerika —
Sonne, Verbrüderin,
Auch uns holteſt du, auch uns holte die Welternte ein!

Wir, Deutſchland, waren Inſel, in ein Blutmeer gebaut.
Unſer Schuld-Blut hat ſich mit eurem vereint.
Reicht uns die Hand, Menſchen, löſt von den Lippen der Liebe Laut:
Demokratie, Gemeinſchaft —
Der Menſchen — Liebe — Laut
Übertöne den Haß, verzehre das Schmachwort: Feind!

Was uns, ihr Menſchen, getrennt von euch: Über-Mut, Mehr-Begehr,
Waren nicht wir. Wir, Volk, waren nur gebannt in das Wort.
Wir, Volk, träumten den Tag wie dieſen her!
Verſöhnungs-Tag!
Unſerer Tat-Wort, unſerer Seele-Wort:
Heut bricht es die hemmenden Schranken fort.

Welternte-Tag, hol uns ein, wir ſind dein; Sonne! Verbrüderin!
Wir ſind der Gemeinſchaft reif; Gemeinſchaft umwallt uns,
Uns, wie der Ozean die Erde, umfließt uns, wie Äther fließt um die Sterne hin.
Hört, Völker, wie unſer Gebet eure Länder umhallt.
Weltfriedens-Gebet!
Weltvölker-Sinn, Weltvölker-Gewinn!
Auch wir ſind ein Finger der Hand, die die Erdkugel umballt.

Steig auf, mein Lied, in die Welt. Worte, Funkſprüche der Liebe, zieht aus!
Kein Dichter hat ſie geformt, keine Regierung, kein Komitee ſandte ſie.
Sie ſtrömten aus den Seelen der Deutſchen in die Welt hinaus,
Über Aſien, Europa, Amerika.
Vollende den Weltchor, kling mit durch das Weiße Haus
Als deutſche Stimme der Welt-Demokratie!

Aufruf zur Selbſthilfe!

Jedermann kann in dieſen Schickſalstagen mit Händen greifen, daß die Zukunft allein denjenigen Ständen und Geſellſchaftsſchichten gehört, die auf jede friedliche oder kriegeriſche Möglichkeit, auch auf die ſchwerſte, gerüſtet ſind, vorbereitet durch Selbſthilfe, durch Zuſammenſchluß, durch vereinte Tatkraft, die auch keine Minute mehr zu verlieren hat. Wer unter dem Druck der Ereigniſſe die Hände in den Schoß legt, wem im Eiltempo des Geſchehens der Atem ausgeht, wer auf ein Wunder hofft oder ohnmächtig nach Staatshilfe ſchielt, der hat ſich ſelbſt aufgegeben und das Rad der Geſchichte geht über ihn hinweg. Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! — alte Weisheit des Volksmundes gewinnt ihren guten Sinn wieder in Zeiten der Not.

Ich rede zum Bürgertum! Es ſteht in der elften Stunde ſeiner Geſchichte und geht ſeiner Stellung in Geſellſchaft und Staat unwiederbringlich verluſtig, wenn es nicht das Zeichen der Stunde erkennt, wenn es nicht zur Selbſtbewußtheit und Tatkraft erwacht. Wie immer ſich die Zukunft geſtalte, ob die heutigen Lebensordnungen von Sturm und Wogen überflutet werden oder ob ſie der ſtufenweiſen inneren Auflöſung und Zerſetzung unterliegen: auf alle Fälle ſteht jetzt das Bürgertum vor der entſcheidenden Frage: Sein oder Nichtſein! Und

das Endurteil lautet unabwendbar auf Nichtsein, wenn nicht die freie Tat der Selbsthilfe, der mannhaften Selbstwehr das Schicksal im Nacken faßt und es unter ihren Willen zwingt. Blickt man auf die unserm Volk durch Jahrhunderte aufgezwungene bureaukratisch-militaristische Bevormundung mit ihrem Ergebnis an Willenslähmung und Unfähigkeit zum Entschluß, so möchte man das Spiel fast schon verloren geben. Das Bürgertum zeige, daß es der Freiheit wert ist, indem es sein Schicksal in seine eigene Hand nimmt und nicht auf Hilfe von oben wartet. Der Staat und seine Institutionen sind selbst in der schwersten Krisis: sie müssen heilfroh sein, mit sich selbst fertig zu werden und Formen zu gewinnen, in denen sie künftig ihre eigenen Aufgaben besser erfüllen können als bisher. Neue Pflichten können sie nicht übernehmen. Der Krieg hat aber schon jetzt die Anforderungen an das öffentliche Leben derart vermehrt und wird sie künftig noch dermaßen steigern, daß geeignete neue Organe des öffentlichen Rechts unbedingt notwendig sind.

Es liegt mir fern, über etwa hereinbrechendes Unheil im Innern unken zu wollen: doch auch hier ist Bereitsein, klarer Blick und sichere Hand alles. Die Wucht vorhandener Nöte verlangt aber jetzt schon nach Selbsthilfe. Organisation und Gesundung der Wirtschaft, Beschaffung von Arbeit, Arbeitsgelegenheit und Krediten, Arbeitsnachweis, Verteilung der Arbeit und gemeinsame Bewirtschaftung der Rohstoffe, kurz: straffe Rationalisierung und Sozialisierung der Wirtschaft sind nächstliegende dringliche Aufgaben auch im Interesse des politischen Wohls im Gemeinwesen. Das ist die erste, aber auch nur die erste Forderung an die Selbstorganisation der Berufs- und Wirtschaftsverbände.

Noch mehr: jeder solche Verband muß Staat im kleinen werden, damit er befähigt sei zum vollwertigen Glied am Gesamtstaat. Die freien Selbstverwaltungsverbände müssen Mittelpunkt werden, an denen jedes Mitglied wirtschaftlichen, ethischen, rechtlichen und politischen Rückhalt gewinnt: sie sind Sammelpunkt gemeinsamer Kraft, Kristallisationspunkte gemeinsamer Willens- und Rechtsbildung. Der Einungsgedanke führt zur gesamten Erneuerung des deutschen Volkes und zu seiner natürlichen Gliederung. Durch ihn werden die Kräfte der Einzelnen auf gemeinsame Ziele gelenkt und der Kampf aller gegen alle aufgehoben. Die Einung (Innung) begründet nach innen Frieden, Recht und Gemeinschaft des Strebens, ohne darum die persönliche Tatkraft aufzuheben oder zu lähmen: die Konkurrenz wird nur von ihren nach allen Seiten auswachsenden wilden Schößlingen beschnitten und innerhalb gewisser Bahnen geregelt. Nach außen aber ist die Genossenschaft gerichtet auf Wahrung des Rechts und der Interessen aller und jedes Einzelnen auf Gemeinbürgschaft, auf Durchführung gemeinsamer Unternehmungen mit der Gesamtkraft der Einung. Nach

guter deutſcher Rechtsanſicht iſt das freie Einungsrecht untrennbar von voller Freiheit. (Hubrich, Deutſches Verfaſſungsrecht.) Was der Einzelne in der Einung an Freiheit aufgibt, des gewinnt er mehrfach wieder durch die Freiheit der Genoſſenſchaft. Die erſten Kammern der Landtage aber ſind die gegebenen Orte für das Zuſammenwirken und die ſtaatsrechtliche Geltung der Berufsſtände: dieſe Kammern ſind der naturgemäße Vertretungskörper für das natürlich gegliederte Volkstum.

So muß ſich das Bürgertum in großen, untereinander kartellierten, öffentlich-rechtlich unterbauten und ſtaatsrechtlich anerkannten Verbänden ein gemeinſames Rückgrat ſchaffen, eine Solidarität und feſtgefügte Wehr gegen das hereindringende Chaos. Allein auf ſolchem Wege kann die Not bezwungen und ein ſtarkes, freies Volkstum angepflanzt werden.

Täuſchen wir uns nicht: Das Chaos braucht nicht erſt zu kommen. Es iſt bereits mitten unter uns und zwar in einer Stärke, die mit den vorhandenen Mitteln nicht mehr bezwungen werden kann. Dieſe Zerfahrenheit des öffentlichen Wollens und öffentlichen Meinens, dieſe zerſetzende Ziel- und Haltloſigkeit des Volkswillens, die Zuchtloſigkeit der Jugend, die Auflöſung aller Ordnungen und ihrer ſittlichen Bindungen liegen klar vor jedermanns Auge. Das Wirtſchaftsleben und mit ihm die öffentliche Sittlichkeit ſind in Anarchie hineingetrieben. Es liegen Aufgaben der Neuordnung und Erziehung vor, die baldigſt in Angriff genommen werden müſſen, ſoll das deutſche Volk neu erſtehen. Es iſt aber nicht erſichtlich, welche der beſtehenden Mächte und Inſtitutionen dieſen Anforderungen auch nur annähernd gewachſen ſein ſollten. Wer hier ſeine Hoffnung auf die ſtaatlichen Geſetzgebungs- und Verwaltungsorgane ſetzt, iſt mit Blindheit geſchlagen. Dieſe Organe konnten nicht hindern, daß die Ordnung in die Geſetzloſigkeit hineintrieb. Ja, ſie haben durch wohlmeinende, aber jeder Erfahrung bare und jeder Entſchlußkraft ermangelnde Maßnahmen oft genug die Zerſetzung beſchleunigt. Wie ſollten ſie nun der ſchweren Aufgabe des Wiederaufbaus gerecht werden können, wo ſie doch ſelbſt in Umwandlung begriffen ſind? Man erwarte auch vom künftigen Staat keine Wunder! Er kann immer nur den frei wachſenden Kräften den formalen geſetzlichen Abſchluß geben und über ihre Ordnung wachen: hervorbringen kann er ſie nicht ſelbſt. Dazu hat er weder die Idee, noch die Organe.

Die Schule wird das mögliche tun, die heranwachſenden Geſchlechter im Zuſammenhang mit der Familie wieder in eine tüchtige Ordnung einzufügen: doch haben dieſe Jahre ihre eigenen Mängel in dieſer Richtung bloßgelegt und ihr ſelbſt Erneuerung zur Pflicht gemacht. Und ſofern ihr aus einem neuen Volkstum ein verjüngter Geiſt entgegenwächſt, wird er Mühe haben, ſich geltend zu machen, bevor er auf dem Weg über alle bureaukratiſchen Inſtanzen herab vertrocknet nnd verdorrt in der Schulſtube anlangt.

Nein, die Korporationen müſſen ſelbſt die öffentliche Zucht der Stände in die Hand nehmen und ſich für ihre Zuchtmittel und ihre Gerichtsbarkeit eine rechtliche und wirkungsvolle Grundlage ſchaffen. An Berufsehre, an Treue und Glauben, an Zuverläſſigkeit in Verträgen und Abmachungen hängt das Gedeihen der Wirtſchaft: ſie ſind Grundlage für das Volkswohl, für die moraliſche und phyſiſche Volksgeſundheit. Dieſe ſittlichen Wurzeln alles Gedeihens aber ſind angefault. Das Übel muß geheilt werden durch die Zucht der Verbände, in denen die willigen, tüchtigen und geſunden Elemente die Führung übernehmen. Eine geſunde, organiſche Wirtſchaft läßt ſich nur gewinnen durch Verſittlichung des Berufslebens, durch Erziehung zur Solidarität und Berufsehre, durch Ehren- und Schiedsgerichtsbarkeit, durch Gemeinbürgſchaft des Verbandes für jeden Genoſſen.

Die Lage iſt heute dieſelbe wie nach der Hohenſtaufenzeit, als das öffentliche Leben in Deutſchland in Verfall geriet. Damals hat das aufkommende Bürgertum mit den Mitteln der Selbſthilfe, der Einung und Selbſtverwaltung, ein neues Gemeinſchaftsleben angepflanzt, und aus dieſer Schule iſt dann die neue Zeit heraufgewachſen. Heute muß das Bürgertum zeigen, ob es, ſeiner großen Vergangenheit würdig, neue zeugende Kräfte in ſeinem Willen birgt, oder ob es reif iſt für den Untergang.

Soll der deutſche Volksſtaat werden, ſo muß eine ſolche ſtraffe Gliederung durchgeführt und den Körperſchaften ein Teil der künftigen öffentlichen Aufgaben, Rechte und Pflichten überwieſen werden. Es wäre eine verhängnisvolle Selbſttäuſchung, wollte man im Parlamentarismus den Volksſtaat vollendet ſehen. Künftig ſoll der Staat mit ſeinen Wehr- und Verwaltungsorganen nicht mehr *neben*, vielweniger noch *über* dem Volkstum ſtehen: er muß vielmehr in dasſelbe eingeſenkt und auf deſſen organiſche Gliederung begründet werden.

Selbſtverſtändlich empfehle ich hiermit keine Kampforganiſation gegen die korporierte Arbeiterſchaft oder gegen andere Schichten des Volkes. Im Gegenteil: die bürgerlichen Verbände haben letzten Endes genau dasſelbe Ziel wie die Gewerkſchaften und ſollen mit dieſen friedlich zuſammenarbeiten zum Wohle des Ganzen und jedes Teils. Denn: wo ein Glied leidet, da leiden alle Glieder mit, wo aber ein Glied wird herrlich gehalten, freuen ſich alle Glieder mit. Die Gewerkſchaften können als die reiferen Gebilde den andern zum Vorbild dienen, und vorausſichtlich werden wir der korporierten Arbeiterſchaft ein gut Teil der Sicherung unſerer ſtaatlichen, wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Entwicklung zu verdanken haben, wie denn ihr Wirken während des Krieges ſchon durchaus ſegensreich war. Es wird nur die natürliche Auswirkung dieſer Entwicklung ſein, wenn dieſe Arbeiterverbände eine entſprechende Stellung im ganzen Volkstum gewinnen. Die Grenzen

zwiſchen Proletariat und unteren Schichten des Bürgertums waren von jeher fließend: durch die neue Entwicklung ſind ſie völlig verwiſcht und die Einheit des Volkes iſt von dieſer Seite her auf dem Vormarſch.

In Vertretung der Intereſſen werden Kämpfe zwiſchen den Verbänden künftig unvermeidlich: ſie ſind Zeichen kräftigen Lebens, ſollen aber nicht die Einheit des Volkskörpers bedrohen und das Ganze in Frage ſtellen. Darum ſind dieſe Kämpfe ebenfalls zu normieren und der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen.

Ein Ziel! Ein Volk! Ein Staat! Ein Ganzes zum Wohl aller Teile, getragen von der Rechtsgleichheit und der Wechſelſeitigkeit aller Glieder!

2. November 1918 Ernſt Krieck

Politiſche Selbſtverantwortlichkeit!

Es wäre energielos und kurzſichtig, wenn die bisherigen bürgerlichen Kreiſe bei einer Neuordnung des deutſchen Staates durch die ſozialiſtiſch geſinnten Arbeiter beiſeite ſtehen würden.

Wer zu dem deutſchen Volksgeiſt ein lebendiges Verhältnis hat, fühlt deutlich, es hebt eine Zeit neuen geiſtigen Werdens an, das durch die ganze Welt geht. Gott iſt mitten unter uns!

Alle, die dies ſpüren, werden ſich nicht auf hilfloſes Köpfſchütteln über die Weltänderung einlaſſen, ſondern fragen: wo wird geſchafft, wird das im rechten Geiſt getan? Und wenn dieſer fehlt, dann doppelt ſchnell heran zur Mitarbeit.

Die Maſſe hat Willen und Kraft. Und wenn ſie jetzt nur einſeitig materiell und mechaniſtiſch gerichtet werden ſollte, ſo iſt das unſere Schuld. Es iſt genug in vier Kriegsjahren über den deutſchen Geiſt geredet worden. Jetzt wollen und müſſen alle, die ſich für das Vaterland verantwortlich fühlen, von ihm ſo beſeelt ſein, daß es ſie fiebert, mitzutun.

Sorgen wir dafür, daß keine Gewalt herrſche, daß nicht das nackte Intereſſe, ſondern das Verhältnis zum Schöpferiſchen entſcheidend ſei. Schmerzlich fühlen wir heute alte Werte und Symbole vernichtet. So manche hiſtoriſche Bindung der Vergangenheit iſt in dieſen Tagen gefallen, darum müſſen wir endlich anfangen, an zukünftige Ziele zu denken, wie wir ſie gewinnen und wie wir für ſie arbeiten.

Die zukünftige konſtituierende Nationalverſammlung bedarf weniger der bisherigen Parteiſtandpunkte als des Opferſinns jedes Einzelnen. Gleichgültig ſind die bisherigen Schlagworte „Proletarier“, „Bourgeois“ und „Junker“. Aber entſcheidend iſt: Liebſt du dein Vaterland ſo, daß du das Gemeinſchaftsgefühl, das dich mit deinen Volksgenoſſen verbindet, höher ſtellſt als die eigene Behaglichkeit?

Die Hauptfrage zur Nationalverſammlung iſt nicht Monarchie oder

Republik, ſondern Zentralismus oder Föderalismus im Reich, Maſſenprinzip oder gegliedertes Volkstum. Ferner, beſteht nicht die Gefahr, den Reſt unſeres Nationalvermögens durch die Experimente reiner Theoretiker zu verwirtſchaften, die auf die Stimmungsmache des Augenblicks ausgehen (genau wie das alte Syſtem). Werden wir fremde Vorbilder jetzt beim Ausbau einer neuen Verfaſſung kopieren und damit hinter der Entwicklung herlaufen, oder beſitzt der „deutſche Geiſt" den prometheiſchen Funken, der ihn die Selbſtverwaltung gegenüber der Staatsbureaukratie ſchaffen läßt? Wir müſſen den Volksſtaat organiſch aus den Bedürfniſſen der geiſtigen Individualität heraus in genoſſenſchaftlichen Organiſationen aufbauen. Er wird wahrſcheinlich anders ausſehen, als die bisherigen Vorſtellungen vom Zukunftsſtaat.

Wir alle, alle Tätigen im Volk haben Recht und Pflicht zur Mitarbeit. Überlaſſen wir die Ausgeſtaltung unſeres Volksſtaates nicht den Leuten ohne Ideen, nicht den Männern der Schlagworte, nicht den Gſchaftlhubern und Stimmungsmachern. Deutſchland braucht Kraft und Können in dieſer Stunde mehr wie je. Eugen Diederichs

Geiſtige Arbeiter aller Parteien!

Die alte Ordnung iſt zerfallen, die neue ſteht auf! An Euch iſt es, ihren Sinn zurechtzuhämmern, die Steine, die die Arbeiter und Soldaten herbeitragen, ſo zu behauen, daß ſie gut und leicht ineinanderpaſſen!

Nicht gezwungen und widerwillig ſollt Ihr mitarbeiten, ſondern freudig, mit Eurer ganzen Kraft! Das iſt Eure Pflicht gegen das deutſche Volk. Genau ſo, wie Ihr 1914 bereit wart, Euer Leben daran zu geben wider den Feind, genau ſo müßt Ihr jetzt Eure ganze geiſtige Kraft reſtlos und vorbehaltlos zur Verfügung ſtellen, um Deutſchland durchzuhelfen durch die noch viel furchtbarere Not, der es entgegengeht! Wenn Ihr dabei Überzeugungen, die Ihr bisher hattet, daran geben müßt, was heißt das? Wißt Ihr denn, daß Eure Überzeugungen richtig waren? Iſt es nicht ſträfliche Überhebung, als Menſch zu glauben, daß man die Wahrheit wiſſe? Unendlich eng iſt der Raum der Geſchichte, den Ihr rückwärts überſeht. Durch wieviel Stufen der Entwicklung iſt die Menſchheit gegangen! Hunderttauſende von Jahren ſind verfloſſen ſeit ihrem Beginn, und Billionen von Jahren können noch kommen von heute ab. Ihr wißt nicht, wohin der Weg geht.

Ihr ſeht nur die Tat, die gewaltig, erſchütternd, heute vor Euch geſetzt iſt. Mit ihr müßt Ihr rechnen. Herbei, arbeitet mit, freudig, mit allen Euren Kräften, daß aus Trümmern und Bauſteinen ein Haus wird! Schmitt

Richard Dehmel / Sieg!

Die rote Fahne iſt über den bunten.
Über der roten iſt die weiße.
Einſt ſchwingen alle die weiße Fahne —
Achtung!

Im deutſchen Land hat der bunte Götze
vor dem Volk die Waffen geſtreckt.
Draußen bläht er ſich noch wie Goliath
in allen Farben des Regenbogens,
winkt uns mit dem Sternenbanner,

niederzufallen und anzubeten
vor dem Moloch der Milliardäre,
ihm aus der Hand den Frieden zu freſſen
als ſeine brauchbarſte Sklavenherde —
Achtung!

Volk, haſt du dazu dein Joch abgeworfen,
dir zehn fremde aufzuhalſen?
Willſt du nicht lieber der Freiheit dienen?!
Leg die Waffen nicht hin, eh alles Volk
in allen Ländern, nicht du allein,
erſchüttert von deiner Standhaftigkeit
die rote Fahne ſchwingt und die weiße —
Achtung!

Die rote Fahne iſt blutiger Kampf,
die weiße Fahne iſt über der roten.
Keinen Frieden verheißt die weiße Fahne,
nicht ſchmutzigen Frieden wie die bunten.
Volk, die ſchaffende Menſchheit blickt auf dich!
In allen Ländern ſteht alles Volk
murrend, darbend, knirſchend wie du
vor dem Moloch der Milliardäre.
Noch habt ihr die Waffen in der Hand —
Achtung!

Die rote Fahne winkt: Sieg oder Tod!
Mach ganze Arbeit, Volk, dann lebſt du!
Wer ſtirbt, ſtirbt für die weiße Fahne:
Sieg! —

Umſchau

Der Kaiſer und die Schuldfrage Guſtav Freytag ſchrieb über die Revolution 1848 („Erinnerungen aus meinem Leben“ S. 211): „Was die gewaltſame Erhebung verurſachte, war im letzten Grunde durchaus nicht eine Zerrüttung des Staates, nicht ſchlechte Verwaltung, nicht unerträgliche Beſchränkung der perſönlichen Freiheit, ſondern vielmehr der Umſtand, daß die Deutſchen der jüngeren Generation zu wenig vorfanden, woran ſie ihr angeborenes, untilgbares Bedürfnis zu lieben und zu verehren, befriedigen konnten. Die Perſon Friedrich Wilhelms III. hatten ſich die Preußen nach ihren gemütlichen Wünſchen zugerichtet und an dieſem Idealbilde mit treuer Wärme feſtgehalten, ſo lange er lebte, das Weſen ſeines Nachfolgers war ihnen unverſtändlich und unſympathiſch, das unabläſſige Hervortreten eines perſönlichen Willens, dem die Feſtigkeit ſo ſehr fehlte, hatte gereizt und erbittert, es gab, wohin man die Augen richtete, keinen Menſchen in herrſchender Stellung, dem man ſich mit vollem Herzen hingeben konnte. Das war die deutſche Gefahr. Dieſer Umſtand verurſachte, daß eine lange Kette widerwärtiger und abgeſchmackter Erſcheinungen die Seelen verſtörte.“

Es war ſchon manchem Einſichtigen längſt bewußt, wie viel innere Verwandtſchaft Wilhelm II. mit Friedrich Wilhelm IV. hat, der Krieg hat es noch klarer gemacht. Der Kaiſer, der einſt das ſtolze Wort ſchrieb: sic volo, sic jubeo, hat als zielbewußte Führernatur verſagt. Die unerfreulichſte Erſcheinung ſeiner Regierung war die mangelnde einheitliche Leitung des Reiches, das Nebeneinander der verſchiedenen Reſſorts, die Zwieſpältigkeit unſerer politiſchen Handlungen.

Iſt nun gewiſſermaßen zur Strafe zu verlangen, daß er darum abgeſetzt werde? Auf dieſen Gedanken kann nur ein ſozialdemokratiſcher Parteiredner kommen, der die Scherbengerichte und das Gezänk des Rechthabens von ſeinem Parteitag aus gewöhnt iſt. Es iſt ja der Kleinbürger, der den Hauptteil der Beleidigungsklagen vor Gericht beſtreitet. Je kleiner der Menſch iſt, um ſo froher iſt er, ſich einmal wichtig zu fühlen und dem anderen gegenüber das Gericht in Gang zu ſetzen. Jeder Einſichtige weiß: Der Kaiſer mußte eben aus ſeiner inneren Veranlagung ſo handeln wie er regierte.

Iſt ihm nun auch die Schuldfrage am Kriege zuzumeſſen?

Wenn jetzt die ſozialdemokratiſchen Zeitungen eine Unterſuchungskommiſſion androhen, müßte man dieſe Forderung eigentlich ironiſch behandeln, aber die demokratiſche Phraſe will ihre Opfer, und das iſt das Bitterernſte dieſer Situation. Beinahe wäre ihr ſchon Prinz Max von Baden durch die Veröffentlichung ſeines bekannten Briefes frühzeitig zum Opfer gefallen. Dieſen Brief hätte zur Zeit ſeiner Abfaſſung jeder vernünftige Menſch Wort für Wort unterſchrieben, auch wenn ſeitdem die Notwendigkeit einer demokratiſchen Entwicklung immer klarer hervorgetreten iſt. Die Dummheit, von der der Briefſchreiber ſpricht, die damals in Wortgläubigkeit gegenüber der Stimmungsmache der Regierung und den „geſchichts-philoſophiſchen Anſchauungen“ der Alldeutſchen beruhte, lebt heute weiter in Dummgläubigkeit gegenüber der demokratiſchen Phraſe (nicht zu verwechſeln mit der demokratiſchen Idee). Demokratie iſt nicht etwa von allein und an ſich ein Heilmittel für Alles. Sie hat ſich zu bewähren, indem ſie die richtigen Männer an die Spitze ſtellt. Nicht das

Syſtem macht die Leiſtung aus, ſondern die Perſönlichkeit. Im übrigen werden wir auch ſpäter einmal wieder ernüchtert über die Demokratie hinauskommen zum organiſchen Volksſtaat, der den Individualismus des Einzelnen zur Grundlage ſeines Aufbaues macht und nicht das parlamentariſche Majoritätsprinzip.*

Gewiß war der Kaiſer imperialiſtiſch geſinnt und mit ihm die akademiſche Schicht des Volkes, die Induſtrie und das Heer. Es iſt weder ihm, noch dem deutſchen Volke ein Vorwurf daraus zu machen, ſie zogen die Konſequenzen der vorhergehenden Jahrzehnte genau ſo wie unſere Gegner, die heute als Sieger erſt recht nur imperialiſtiſch geſinnt ſind. Will man einen Vorwurf ausſprechen, ſo ſoll ihn jeder zu ſich ſagen: Tateſt du das deine, um Deutſchland ſeiner eigentlichen Aufgabe zuzuführen, die nicht auf dem Gebiete liegt, um Erze oder Exportmöglichkeiten Kriege zu führen? Deutſchland hat je und immer Partei für den Geiſt zu ergreifen.

Es iſt ein tragiſches Geſchick, daß Deutſchland nach Weltherrſchaft ſtrebte, ohne als politiſch unmündiges Volk dazu reif zu ſein. Es hatte eine falſche Verfaſſung, die nur auf Bismarck zugeſchnitten war und merkte es nicht einmal. Es merkte nicht, oder beſſer, es bekümmerte ſich gar nicht darum, daß der Kaiſer unfähig war, es zu einem ſiegreichen Imperialismus zu führen, weil es aus Byzantinismus auf eigenes Denken und Handeln verzichtete. Es iſt die ſchwere Schuld des deutſchen Volkes, daß nicht nur in den Zeiten des Bismarckſchen Reiches, ſondern ebenſo auch heute in der ſogenannten Zeit der Volksherrſchaft, der Einzelne ſich nicht verantwortlich handelnd für das Allgemeinwohl fühlte. Er trat dem Kaiſer nicht mit öffentlicher Kritik gegenüber. Zu ſeinem 25. Regierungsjubiläum erſchienen z. B. in der Preſſe nur mehr oder weniger byzantiniſche Aufſätze. Nur die „Tat" hatte den Stolz, in einer Sondernummer (Septemberheft 1913) mit Würde dem Kaiſer gegenüberzutreten und unter Anerkennung des guten Willens auf die problematiſchen Seiten ſeiner Veranlagung hinzuweiſen. In der Erkenntnis unſerer Schuld der Charakterloſigkeit darf uns keine Preſſe, kein mit Fichtes Gedanken durchſetzter Vortrag eines Univerſitätsprofeſſors täuſchen. Der Deutſche hat zurzeit aber auch noch kein Gemeinſchaftsgefühl (das beweiſt der Wucher), er wird es aber durch die kommende ſchwere Not erwerben.

Erſt wenn der deutſche Spießbürger in ſeinen einzelnen Exemplaren, wenn alle Wortgläubigen ihre eigene Schuld ſehen, wollen wir von der Schuld des Kaiſers ſprechen. Es wäre unvornehm, ihm dieſe oder jene Charaktereigenſchaft vorzuhalten. Vornehme Geſinnung (abgeſehen von gewiſſen Nachträglichkeiten) und Intelligenz beſitzt der Kaiſer wohl in größerem Grade wie jeder andere regierende Fürſt in Europa. Trotzdem hat er das Bismarckſche Reich zugrunde gerichtet, weil er ſich anmaßte, kraft einer myſtiſchen Gottesgnadenvorſtellung politiſcher Führer ſeines Volkes zu ſein, ohne zu erkennen, daß er nicht die Fähigkeiten dazu beſaß.

Die Aufgabe nicht nur eines Herrſchers, ſondern auch jedes Bankiers oder jedes großinduſtriellen Unternehmers iſt, aus rein ſachlichen Rückſichten heraus die richtigen Leiter an die Spitze ſeines Unternehmens zu ſtellen und jedes Jahr gewiſſenhaft die Bilanz zu ziehen. Der Kaiſer war kein Menſchenkenner, kein Mann nüchterner Selbſtkritik, ſondern ein Stimmungsmenſch, ein geiſtreicher Plauderer und Dilettant im unglücklichen Sinne. Er hat äußere Politik nur nach perſönlicher Stimmung getrieben, ohne Kenntnis der Realitäten, von Schönfärbern umſponnen.

* Vgl. Eugen Diederichs, Der Weg zum deutſchen Volksſtaat (Maiheft) und Ernſt Hörbt, Wahlrecht und Ökonomie der Kräfte (Oktoberheft).

Der Reichskanzler war nur ein Ausführer ſeiner Ideen. (Dies ließ ſich das deutſche Volk gefallen!) Nach dem Ausſpruch des Fürſten Bülow hatte ein Kanzler in der Regel das meiſte damit zu tun, politiſche Mißgriffe des Kaiſers wieder gut zu machen, oder zu verhüten.

Der Weltkrieg mußte kommen, aber er durfte nicht ſo kommen, daß wir gegen Rußland, Frankreich und England zugleich zu kämpfen hatten. Daß wir ihn verloren haben, iſt nicht die Schuld ungenügender militäriſcher Vorbereitung oder des Nachlaſſens der Kräfte im Volke, ſondern des Kaiſers, der vorher eine Politik getrieben hatte, die Deutſchland bündnisunfähig für Rußland und England machte. Man wollte Orientpolitik gegen Rußland treiben und bedrohte zugleich England, man trat ſeine Nachbarn auf die Hühneraugen und raſſelte mit dem Schwerte.

Warum war unſere Diplomatie ſo wenig leiſtungsfähig? Weil die Geſandtſchaftspoſten nicht nach ſachlichen Geſichtspunkten beſetzt wurden. Man machte Karriere durch ſeine Beziehungen zum Hofe. Warum wurde Lichnowsky Geſandter in London? Weil er — man ſtaune — goldenes Tafelgeſchirr beſaß und dem engliſchen Hochadel ein „Fürſt“ imponieren ſollte. Nicht nur die Diplomatie, ſondern auch andere Verwaltungszweige waren desorganiſiert durch das perſönliche Regiment des Kaiſers. Der deutſche Charakter aber ſank in der Schätzung des Auslandes, weil uns regieren gleich von oben herab kommandieren galt.

Jeder Großinduſtrielle kommt wenigſtens in Konferenzen mit den leitenden Köpfen ſeines Werkes und mit den unteren Inſtanzen zuſammen. Der Kaiſer aber repräſentierte das Gottesgnadentum, er kannte infolgedeſſen nicht einmal die Führer der politiſchen Parteien perſönlich, er kannte nicht die unbeamteten Führer des geiſtigen Lebens, kein freies, mannhaftes Wort des Widerſpruchs drang zu ſeinen Ohren. Es hat ſich am deutſchen Volk gerächt, daß die Mitglieder ſeiner Dynaſtien zur Leiſtungsuntüchtigkeit erzogen wurden, weil der Bürger zu wenig eigene Würde aus Untertanenbewußtſein beſaß. Welcher Deutſche hat je öffentlich gegen gewiſſe Mängel an Würde beim Kronprinzen proteſtiert, obgleich ſie allgemein bekannt ſind? Wer verbrannte ſich den Mund, wenn es ihm perſönlich ſchaden konnte?

Es iſt tragiſch, Wilhelm II., der Bismarck entließ, weil er ſein eigener Kanzler ſein wollte, hat Deutſchland um das Bismarckſche Erbe gebracht, weil er den Krieg unter dem Zwang ſeiner eigenen diplomatiſchen Niederlagen begann. Die ſogenannte Einkreiſung unſerer Feinde war erſt die Folge der kaiſerlichen Selbſtherrlichkeit auf dem Gebiete der auswärtigen Politik.

Es iſt eine ſchwere Schuld des Kaiſers vor der Geſchichte, mehr gewollt als gekonnt zu haben. Noch ſchwerer iſt die Schuld des deutſchen Volkes, byzantiniſch ſeiner Gottesgnadentum-Vorſtellung gegenüber gedacht und gehandelt zu haben, ſo daß *Reichstag wie Preſſe als Aufklärungsinſtanzen verſagt haben*. Der Deutſche dachte im allgemeinen nur daran, für ſich Geld zu verdienen oder Macht und Titel durch ein Amt zu bekommen.

Der Weltkrieg hat es deutlich gemacht: Das deutſche Volk hat trotz aller reichlichen patriotiſchen Phraſen in ſeinem Gemeinſchaftkeitsgefühl verſagt, die Leiſtungen ſeines Heeres dürfen uns nicht darüber täuſchen. Der Einzelne kannte nur ſich, ihm fehlte die Demut des Sichopfernwollens, der Dienſt an dem Geiſte im metaphyſiſchen Sinne.

Deutſchland muß in ſchwerer Arbeit ſich neu aufbauen. Dies iſt aber nur dann möglich, wenn jeder Einzelne ſtill in ſich einkehrt. Eugen Diederichs

Billige Schlagworte „Ich bin der wohlbekannte Sänger, der vielgereiſte Rattenfänger, den dieſe altberühmte Stadt gewiß beſonders nötig hat.“ Harden ſpricht in Berlin, in der Philharmonie, nach Wilſons Antwort auf das deutſche Friedensangebot, an der Wiege des jungen Demokratismus: — — „Es iſt vorbei, daß ein Vertrag ein Fetzen Papier war. Eine Falle brauchen wir nicht zu fürchten. Die Alleinherrſchaft beſtimmter Perſonen iſt ebenfalls vorbei. (Langanhaltender Beifall). Im Sinne der Eroberer mag es ein ſchlechter Frieden ſein. Ich aber ſage, es iſt der beſte, der ſeit Jahren von dieſem Unheil zu erwarten war. (Beifall). Er bedeutet nicht Ende, ſondern Anfang: Das Morgenrot. Wer von einem ‚Frieden der Unterwerfung‘ ſpricht, ſpricht aus Unverſtand. (Beifall). — Dieſe vier Kriegsjahre haben Deutſchland kennen gelehrt, was Militarismus iſt. Seine Zeit war; auch die der göttlichen Weltordnung. Jetzt bricht die Zeit der menſchlichen Weltordnung an; die alle Wirren der Zeit als einziges Ziel geſehen. Nur ſie führt zu Glück und Klarheit. — — Die Zeit des theoretiſchen Vertrauens iſt dahin — Volkswillen iſt — — Laſſet die Herzen hoch ſchlagen; die Sozialiſierung der Menſchheit hat begonnen!“ (Langanhaltender Beifall.)

Wie ſchön er das alles ſagt! Es iſt zu ſchön, um wahr zu ſein. Aber die politiſche Kinderſtube hört es gern.

Iſt jetzt Zeit, ſich an großen Worten zu berauſchen? Nüchternheit tut uns not; die Zähne zuſammengebiſſen, die Augen aufgemacht! Tag für Tag, Schritt für Schritt muß das Neue, das jetzt in Deutſchland werden will, erarbeitet, errungen, erlitten werden. —

Und wie tapfer und elegant ſein Fechterſtoß gegen Tirpitz und Capelle und den Militarismus, über die jetzt alles herfällt: „In welchen Händen waren wir! — — aber wir wollen allen verzeihen.“ (Rufe: Nein!) Mark Anton hätte das nicht beſſer gemacht. —

In weſſen Händen wir waren? Immer in unſeren eigenen! Aber ſchlecht verwahrt haben wir uns, ſchlecht aufgepaßt! Statt bei uns ſelber, jeder Einzelne, anzufangen, ſuchen wir nun den Sündenbock. Ein ſchöner „Anfang“! — — „Volkswille iſt?“ Hätte er noch geſagt: „wird“, „muß werden“! Am beſten aber: hätte er gar nicht geredet! Gerade dieſe Miſchung von Wahrheit, klingender Phraſe — und Bosheit iſt jetzt Gift für uns. So wird uns das herrliche Neue, das werden kann, gleich verfälſcht. Was ſich jetzt in uns zum Lichte ringt, ſei uns zu heilig, es gleich auf den Markt zu zerren, ihm Namen zu geben, namentlich aber, es mit den billigen Schlagworten der weſtlichen demokratiſchen Phraſeologie zu taufen. Zaunert

Bolſchewiki und Menſchewiki Die Namen Bolſchewiki und Menſchewiki entſtanden auf dem zweiten Parteitage der ſozialdemokratiſchen Arbeiterpartei Rußlands im Anfang der 1900er Jahre anläßlich einer Meinungsverſchiedenheit bei der Beratung des § 1 des Partei-Statuts. Die Radikalen (ſie bildeten die Mehrheit des Parteitages, Mehr = bolſche, daher iſt ihr Name Bolſchewiki) wollten, daß nur die zu der Partei gehörten, die das Programm anerkennen und in einer Parteiorganiſation arbeiten. Außer Anerkennung des Programms war alſo die Angehörigkeit zu der Organiſation gefordert. Der Zweck der letzten Forderung war reinliche Scheidung von allen opportuniſtiſchen, unbeſtimmten Elementen. Die Zugehörigkeit zu der Organiſation war natürlich mit einem größeren Riſiko verbunden, das Gefängnis und der Prozeß oder adminiſtra-

tive Verschickung war sicher. Diese Formulierung wurde von Plechanoff und Lenin verteidigt.

Die Opportunisten bildeten eine Minderheit auf dem Parteitag (Menschе — heißt weniger, daher Menschewiki, d. h. Angehörige der Minderheit). Als Bedingungen der Zugehörigkeit zu der Partei wollten sie nur die Anerkennung des Programms und die Hilfe für die Partei. Die Zugehörigkeit zu einer Organisation war nach ihrer Meinung nicht notwendig.

Die Meinungsverschiedenheit in dieser Frage war eigentlich unbedeutend. Der Unterschied der Richtungen war aber nicht in diesem Streite über § 1 des Parteistatuts, nicht im bösen Willen einzelner Literaten, sondern war tief in dem Wesen des Klassenkampfes der modernen kapitalistischen Gesellschaft begründet. Der Menschewismus ist durch die kleinbürgerlichen Vorurteile verderbter Sozialismus. Die Bolschewiki empfinden keinen Respekt gegenüber dem Bourgeois, die Menschewiki sind voll Ehrfurcht.

Noch im Jahre 1905 debattierten Bolschewiki und Menschewiki sehr viel über zwei eng zusammenhängende Fragen: über den Charakter der russischen Revolution und über die Teilnahme der Arbeiter an der Revolutionsregierung. Die Menschewiki meinten, die russische Revolution sei eine bürgerliche und keine sozialistische, darum müßte man der Bourgeoisie lassen, ihre eigene Sache selbst durchzuführen.

Das Bild des zukünftigen Rußlands, das den Menschewiki vorschwebte, war ein rein ideelles. Sie stellten sich vor, daß nach der Revolution in Rußland etwa die deutschen Zustände eintreten würden: die Industrie wird wachsen, das Kapital wird arbeiten, die Milliardäre werden sich bereichern, der bürgerliche parlamentarische Kretinismus wird sich in Rußland einnisten. Und mitten drin in dem Parlament werden die wackeren Menschewiki die sozialdemokratische Fahne hochhalten und glänzende rednerische Turniere ausfechten.

Die Bolschewiki waren anderer Meinung. Die Demokratisierung Rußlands, die Revolution die Bürgerlichen machen zu lassen, ist kein Marxismus, sondern Verrat gegen die Revolution. Die demokratischen Reformen müssen gegen die Bourgeoisie durchgeführt werden, deren einflußreichste Partei in Rußland die Kadetten waren. Jene entstanden im Sommer 1905 als die Partei der Konstitutionalisten-Demokraten. Ihr Name kommt von den Anfangsbuchstaben ihrer vollen Benennung Ka-De, die zu dem Wort Kadetten auswuchsen. Wladimir Adoratski

Tat twam asi

Tat twam asi — das bist du .. Es ist Krieg und Heer schlägt das Heer, Jubel braust auf und Schmerz durchwühlt ein Volk. Erinnerung flutet heran: vor einem halben Jahrhundert war's, da standen gleiche Völker widereinander, ein Heer schlug das andere Heer, der heute Weichende war der Sieger von damals. Jubel und wühlender Schmerz damals wie heute, nur in der umgekehrten Verteilung. In der Summe: gleiches Wesen in der gleichen Verflechtung. Und wer den einen Fall wie den andern aus einer Entfernung gesehen hätte, die ihm nur das allgemeine Bild geliefert, ihn aber nicht Partner und Gegenpartner hätte kennen lassen, oder wer das hätte bei Seite lassen wollen, als nicht wesentlich: für ihn wäre der eine Fall wie der andere. Qual bäumt sich empor und schreit auf: Aber es ist doch Gegenteiliges! Klarheit mit Erbarmen hinwiederum spricht leise: Es ist derselbe Fall. Warum tut ihr euch solches an, wieder und wieder? Warum tust du es, Mensch, dir? Da ist ja gar nichts andres als du, Menschheit,

Eine . . „Wir und die andern“? Du und der andere? Er iſt du und du biſt er, tat twam asi. In ihm ſchlugſt du dich ſelbſt, damals vor einem halben Jahrhundert, heute, indem er dich in den Schmerz niederwarf, ſchlägt nicht minder er ſich ſelbſt. Denn ihr ſeid eines: daß ihr's wißt! Daß ihr die Fälle, über das bißchen Zeitſpanne weg, zuſammenziehen möchtet, ſowie ſie wirklich dasſelbe ſind, und als dasſelbe betrachten — mehr: als eines fühlen! O, wollet es fühlen in wühlender Stärke! Nehmt als eure Seele, eure Tiefe, alles was euch möglich iſt an Einſicht und Klarheit, zuſammen, zwingt die Nebel nieder und erkennt, wie in allen der eine iſt! Und dann: tut darnach! Ihr ſollt ja nur Gegebenes gelten laſſen, nicht ein Wunder der Vorſtellung leiſten, nicht übermenſchliche Höhe erklettern: — ſie iſt, die Menſchheitseinheit in dem Menſchen! Es iſt kein anderes da als die Einheitsbeſtimmung und wollt ihr im Wahnſinn wider ſie wüten, ſo wütet ihr ins eigene Weſen hinein. Es iſt ein Irrtum: das ſtrömende Blut des andern; ſieh' doch genauer hin: es iſt ja deines! O all ihr Lebenden, ihr Lernenden, ihr allerlei Wiſſenden, ihr hüben und drüben Eingeordneten, lernet das: Tat twam asi — wie ihr einer, wie ihr eines ſeid! Wolltet ihr's nicht dem Frieden glauben, lehrt euch's nicht rieſenſtark der Krieg? Der Krieg mit dem Herfluten und Hinfluten des Völkerſchmerzes, der Allgegenwart des Menſchen- und des Menſchheitsſchmerzes? Tat twam asi: — wie iſt in dem Wort die Güte und die Weisheit, Erkenntnis und Pfadlehre! Die Güte, weil in ihm die Wahrheit iſt, und die Weisheit, weil die Güte es erkannte. Iſt da nicht alle Verſöhnung? Warum willſt du ſie nicht, Menſchheit?

Oskar Fäßler

Preußiſche Dichter? „Preußentum“ — heut' ſchüttelt ſich eine Welt, hört ſie nur das Wort nennen. „Preußen“, das iſt „Potsdam“; ſein Gegenpol in den Augen der Welt, der, ach, ſo alliierten, iſt „Weimar“, die Stadt des Geiſtes und der Kunſt (von ehemals). Und wahrhaftig gibt es auch in Deutſchland Leute genug, die umhergehen und verkündigen: wolle Deutſchland leben, ſo gelte es, „Potsdam“ zugunſten von „Weimar“ ſeiner Hegemonie zu berauben; ein Gedanke, der unter dem Druck augenblicklicher Not ſein Beſtechendes hat.

Aber laſſen wir das Politiſche beiſeite; es iſt immer weniger brennend als es ſcheint. Man kann mit ganzem Herzen ein Bayer, ein Sachſe, ein Württemberger oder aus dem Muſterländle ſein und braucht ſich doch der Erkenntnis nicht zu verſchließen, daß der politiſche Realismus, die Selbſtverleugnung im Dienſte der Idee, die organiſierte Dynamik, die feurige Liebe zur Tat, — daß alle dieſe Grundzüge preußiſchen Weſens im Entwicklungsprozeſſe Deutſchlands (in dem „Weimar“ nur eine Etappe war) eine enorm wichtige Rolle geſpielt haben, ſo daß heute ſchon offenbar ſcheint, daß, nachdem der ſpaniſch-jeſuitiſche, der franzöſiſche, der engliſche Weg ſich als unfruchtbar erwieſen, der preußiſch-deutſche Weg noch eine gute Strecke zurückzulegen hat, bis er an ſein Ende kommt. Und die Parole „Preußen in Deutſchland voran“ darf nur den erſchrecken, der ſich nicht ſtündlich vergegenwärtigt, daß Preußen, um Deutſchland zu dienen, bis zu jener äußerſten Grenze der Hingabe und Selbſtverleugnung gegangen iſt — und in unſern Tagen der Wahlreform wieder geht —, wo es Gefahr läuft, ſeine eigene Idee zu verlieren.

Aber nochmals: laſſen wir die Politik beiſeite. Dieſe Gedankengänge mögen hier zunächſt nur inſofern intereſſieren, als in ihnen gewiſſe Eigenſchaften „preußiſch“ genannt und anderen gegenübergeſtellt werden, die man „weimariſch“ nennen könnte

und die heißblütige Enthuſiaſten gern als ſpezifiſch „deutſch“ in die Welt hinauspoſaunen. Unſere Frage ſoll ſein, wie weit das geiſtige Klima Preußens, weſentlich unterſchieden von dem des „Reichs“, der Bildung und Entwicklung künſtleriſcher Perſönlichkeiten fähig oder zuträglich iſt — und in die Antwort eingeſchloſſen werden wir finden, wie nun der Künſtler, der Dichter ausſieht, der etwa in dieſem Klima zuſtande kommt.

Die Sache fängt damit an offenbar zu werden, daß der Norden eine recht beſondere Auffaſſung hat und proklamiert — vom Weſen der Kunſt ebenſo wie vom Prozeß ihrer Erzeugung. Aus dem Süden kommt uns die Anſchauung von der Kunſt als einer leichten, luſtigen, feſtlichen Angelegenheit, aus dem Süden kommt Minneſang und derlei fröhlich-poetiſches Getändel. Aus dem Norden klingen ernſte Heldenlieder, Totenklagen und nebelige Sagen, der Norden bildete die Geſtalt Friedrich Hebbels und all der Dichter vor ihm und nach ihm, die Kunſt als Not, Schrei, Bekenntnis empfanden und übten und daran zugrunde gingen, indes ihre „Brüder in Apoll“ an ſüdlichen Königstafeln ſchmauſten. Nein, wenn ein Nordländer und ein Südländer „Kunſt“ ſagen, ſo haben ſie einen ſehr verſchiedenen Geſchmack auf der Zunge, und eine Verſtändigung iſt kaum möglich. Dem nordiſchen Menſchen quillt die Kunſt aus Kampf und Zucht, ſie will abgetrotzt und errungen ſein — dem ſüdlichen kommt ſie, wie die Schaumgeborene, auf der Woge des Überſchwangs.

Es iſt, als habe uns Nordländer die karge Natur unſerer Heimat, die alles ſich mit ſaurem Fleiße abtrotzen läßt und nichts aus freiwilliger Güte ſpendet, zu ſolcher Strenge der Anſchauung erzogen; und doppelt, ja zehnfach ſcheint das der Fall in dem „hyperboreiſchen“ Preußen, das immer ein pauvrer Staat war und es ſeinen Bewohnern niemals leicht gemacht hat. Preußen iſt kein Land der Städte — das zünftig-frohe Treiben eines Frankfurt, Nürnberg, Augsburg kennt die preußiſche Geſchichte nicht. Es iſt ein Land der Bauern, die auf der Scholle leben und ſie mit harter Arbeit Jahr für Jahr umwälzen, ausgeliefert an die Gnade der Witterung, ohnmächtig gegen Hagel, Froſt und Regen. Auf dieſem Boden der Mühe erwuchs das Volk von ſehr beſonderer Struktur, das wir „Preußen“ nennen — und Preußens Könige taten ein übriges, um die charakteriſtiſchen Züge dieſes Volkes recht zu unterſtreichen und der Idee dienſtbar zu machen, für die ſie lebten. Sie ſchufen den preußiſchen Adel, das preußiſche Heer, das preußiſche Beamtentum — alles um des Staates willen, alles „geſchaffen“, nicht natürlich gewachſen, ſondern künſtlich gemacht, organiſiert, ſyſtematiſiert, ſtiliſiert. So entſtand, oberhalb des preußiſchen Bürgertums — das denn auch, ganz konſequent, nicht eigentlich preußiſch, ſondern eher liberal-deutſch empfindet und daher, wie wir's jetzt erleben, in natürlicher Oppoſition zum Adel ſteht — ſo entſtand oberhalb des von der preußiſchen Idee nicht durchdrungenen, weil nicht benötigten Bürgertums jene Schicht, die wir meinen, wenn wir von „Preußen“ reden, von den preußiſchen Vorzügen und den preußiſchen Fehlern.

Der preußiſche Menſch trägt Züge, wie ſie ſich auf unſerem Kontinent nicht wiederfinden. Bewegung — das iſt es, was ihn beherrſcht, und darum ſchon irren diejenigen, die Preußen heute laut als Hort der Reaktion verläſtern. Das iſt es nicht, iſt es nie geweſen: der preußiſche Menſch war immer der raſtloſe Menſch, der vorwärts will, der ſeinen ganzen Mechanismus und den Mechanismus ſeiner Umwelt, ſeines Staates auf ruheloſe Bewegung eingeſtellt hat. Der Kult der Bewegung iſt typiſch preußiſch — einer nüchternen, leidenſchaftlich-leidenſchaftsloſen, diſziplinierten, faſt ſchon

maſchinellen Bewegung und Beweglichkeit, die früheren Zeiten, dem „Reich“ und „Weimar“ unmöglich, — jedenfalls nie als erſtrebenswert, als lobenswert, als Größe erſchienen wäre. Warum iſt ſie heute für alle Welt, die feindliche ſelbſt, ein bewundertes, beneidetes, nachgeahmtes Zeichen von Größe? Weil nach dem langen, kontemplativen Traum des Mittelalters, von dem uns erſt die preußiſchen Freiheitskriege befreiten, die Menſchheit heute wieder ſo weit iſt, wie ſie ſchon in der Antike war, ſoweit, daß ſie an Aufgaben, Leiſtungen, Werke denkt, nicht mehr nur an Taten und Abenteuer.

Bewegung — Wachſinn — Mißtrauen gegen alles, was nicht Geſetz und Syſtem hat: das kennzeichnet das preußiſche Weſen. Wer da ſagt, Fähigkeit zur Subordination mache einen weſentlichen Teil des preußiſchen Charakters aus, der hat wohl Recht, aber anders als er meint; denn der blinde, gedankenloſe Gehorſam iſt nicht typiſch preußiſch — nicht die Subordination unter einen Befehl, ſondern die Subordination unter die Lage: — mit einem Worte: Realismus, Nüchternheit, Wirklichkeitsſinn, das iſt preußiſch. Und dazu geſellt ſich etwas anderes: Initiativgeiſt. „Allemal zuerſt attaquieren!“ lautet ein Befehl Friedrichs II., in der echt preußiſchen Sprache dieſes Monarchen, der nur ſchlecht Deutſch konnte...

Man ſieht aus alledem — und hier ſoll ja kein vollſtändiges Gemälde des preußiſchen Charakters entworfen werden, man möge mit Andeutungen vorlieb nehmen — daß das preußiſche Weſen erfüllt iſt von einem ewigen nüchternen Tageslicht (mag die Lichtquelle nun Kant heißen oder Bismarck), das aus Morgen und Abend den Tag macht und Zwiſchentöne, das clair-obscur ſeeliſcher Schwankungen nicht kennt. Grelles preußiſches Tageslicht erfüllt das letzte Jahrhundert, ſo daß die Augen davon ſchmerzen und wir Sehnſucht haben nach Dämmerung, in der ſanftere Geſtalten kommen...

Iſt es nun möglich, daß in dieſer ewigen Sonne, die zurückgeworfen wird von kahlen Kaſernenmauern und aufgefangen von ſchattenloſen Exerzierplätzen — daß in dieſem ſengenden Klima die zarte Blüte der Kunſt gedeiht? Nun, wenn ja, ſo muß es jedenfalls eine ganz beſondere Kunſt ſein, und das iſt ſie in der Tat. Wo ſind die preußiſchen Dichter? Man wird Kleiſt nennen — aber er gerade iſt das Beiſpiel eines Dichters, der an dem in ihm ſteckenden Preußen zugrunde ging, nachdem er ihm alles geopfert, was in ihm an Anlagen und Anſätzen zum ganz großen Dichtertum — von europäiſcher Geltung und Wirkung, im Gegenſatz zur nationalen — lebte. Weiß man übrigens, was der junge Körner, Sachſe von Geburt und Hoftheaterdichter zu Wien (wo damals wie heut die Kunſt eine fröhliche Sache war) bei der Nachricht von Kleiſts Selbſtmord am Wannſee über das preußiſche Weſen äußerte? „Überſpannt und eng“ ſei es... und das war zugleich eine Verurteilung des Kleiſtſchen Verzweiflungsſchrittes, die deshalb nichts von Wucht und Gewicht verliert, weil der verhätſchelte junge Dachs aus Wien nicht eigentlich zu ihr berufen ſchien...

„Überſpannt und eng“ — das Urteil iſt vielleicht hart, aber es ſieht ſcharf, wo der Fehler der preußiſchen Konſtruktion ſteckt, der verhängnisvolle Fehler, der das Erwachſen eines Dichters aus rein preußiſchen Inſtinkten ſozuſagen unmöglich macht. Überſpannt — das bezeichnet dieſe beſtändige Sucht, der Erſte zu ſein, immer und überall — das Leben mit der ewig geballten oder um den Degenknauf gekrallten Fauſt, die ſich nie zum freundlichen Willkomm öffnet. Ein Mangel an Menſchlichkeit iſt es, mit einem Wort, was Preußen von der Blutſteuer auf dem Altar der

Kunst fast gänzlich ausschließt — und daneben eine enge, ans Systematische, ans Schematische, ja, ans Maschinelle gebundene Auffassung der Welt, die von anonymen Gewalten, von den „Müttern" nichts weiß und nichts wissen will. Solches Hinabreichen bis ins Reich der Mütter aber gehört, beiläufig bemerkt, zu jeder menschlichen Größe — und so erklärt es sich auch, daß Preußen zwar eine stattliche Reihe Männer von historischer Größe hervorgebracht hat, aber keinen von der rein menschlichen Größe Goethes, der die Welt zu erlösen vermochte, indes jene Preußen sie nur im Trabe hielten und aus einer Kurve in die andere schleuderten.

Eine technische Bereicherung, eine Disziplinierung des Willens, eine Erziehung zum machtvollen Glauben, daß der Mensch will, was er kann — eine Überschätzung also des Könnens und somit des Erfolges — wurde erreicht auf Kosten einer menschlichen Verarmung. Und so gewiß Dichtung und Dichtertum eine Art Dunkelschöpfung ist, der das blumensegnende Mondlicht wohl, nicht aber die nüchterne Tagessonne frommt —, so gewiß kann aus dem preußischen Wesen keine Dichtung rinnen, die erquickt und erlöst. Die preußische Dichtung, so weit wir übersehen können, ist wie der saure Wein aus Posen; sie ist entweder Nachahmung — und scheidet als solche aus dem Bezirk des Schöpferischen aus — oder sie ist so „überspannt und eng", wie die Hohenzollerndramen Ernst von Wildenbruchs. Die göttliche Heiterkeit der gelassenen Masse und die Erdenschwere, wie sie sich in Goethes Dichtung finden, haben keine Stätte in der preußischen Kunst — und darum hat ein Dichter wie Goethe keine Stätte in Preußen. Preußens Goethe heißt Kant.

Muß das so sein? Es muß wohl; aber wenn es muß, so sollte man billig aufhören, Preußen darob zu schelten, daß es nicht aus seiner Haut heraus kann. Wie wenn es sich seiner Armut bewußt sei, macht Preußen, so lange es besteht, die krampfhaftesten Anstrengungen, sich zu verleugnen, aufzugehen in Deutschland, in ihm seine Heimat zu finden — eine Heimat mit neuen Göttern. „Preußen", so hat Niebuhr einmal geschrieben (und kaum gibt es eine bessere Waffe, diejenigen abzuweisen, die an „Prussophobie" leiden) „Preußen ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Eben dadurch hat Preußen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, daß der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüten Deutschlands zu schmücken." Diejenigen, die umhergehen und von einem Sturz der Potsdamer „Hegemonie" zugunsten von „Weimar" reden, mögen es sich gesagt sein lassen, daß Preußen viel bescheidener ist als sie, daß es aus seinem Mangel niemals ein Hehl gemacht hat, sondern bis zum heutigen Tage sich daran genügen läßt, auf einem Felde zu glänzen, auf dem es glänzen kann. Tausend Hemmungen in der preußischen Natur — die eigentlich keine Natur ist, sondern ein System, eine Konstruktion — stehen der Blüte der Kunst hindernd im Wege, das ist gewiß; aber nicht weniger gewiß ist, daß die Gegenden unseres größeren Vaterlandes, in denen die Kunst blüht, eines Schutzes und Schildes nicht entraten können, unter dem sie blühen kann. Preußen ist das Schwert Deutschlands — man sollte es deshalb eher loben als tadeln. Und sieht man denn nicht, wie das Preußischste in Preußen, Adel, Armee, Beamtenheer, sich immer mehr ins Preußische zurückzieht, während das politische Schwergewicht des Staates, verkörpert in seinem „Volk", längst nach dem Reiche gravitiert (fast ein bißchen beängstigend sogar für den, der in der alten preußischen Idee lebt, wie unser Adel) — dem Reiche, in dem es geistige Kultur und Dichter gibt?

Hans von Hülsen

Georg Simmel, der Menſch

Wollen die dazu Berufenen über die Lebensarbeit Georg Simmels urteilen, ſo können ſie ihr nur gerecht werden, wenn ſie in der wiſſenſchaftlichen Leiſtung des forſchenden Gelehrten auch das Bekenntnis des um ſeine Vollendung ringenden Menſchen erkennen. Die Arbeit an ſeinem Werke war für Simmel ſtets auch Arbeit an ſeinem Leben. Aus den Problemen ſeines Lebens erwuchſen ihm die Probleme des Lebens. Darin glich auch er wie andere Denker dem echten Dichter, der nichts anderes zu ſchaffen vermag, als was er im Innerſten erlebt hat, deſſen Dichtungen Selbſtbekenntniſſe ſind, verhüllt mit dem Schleier der Schönheit. Die Vertrauteſten wußten es, daß in ihm ein Stück vom Dichter ſteckte. In jüngeren Jahren ſchrieb er formſchöne Verſe von tiefer, wenn auch allzu ſehr vergeiſtigter Empfindung und zarte, kleine Seelenſkizzen. Von der Kunſtwiſſenſchaft ging ſein akademiſches Studium aus und zu äſthetiſchen Problemen kehrte ſein Geiſt während ſeiner wiſſenſchaftlichen Laufbahn immer wieder ein wie in ſeine geliebte Heimat. Die Verſenkung in einen Rembrandt beſeligte ihn wie die heilige Andacht den Herzensfrommen. Keine erquickendere Ablenkung fand der Erkenntnistheoretiker als in der Betrachtung und Sammlung kunſtgewerblicher Gegenſtände, ſei es, daß ſein Auge wie liebkoſend an einem Perſerteppich oder einer japaniſchen Schale oder einer alten Spitze hing. Jedes dieſer ſtummen Dinge offenbarte ihm ſeine Seele, erzählte ihm ſeine Geſchichte.

Aber nie war ſein Blick tiefer, ſein Ohr feinhöriger, ſeine intuitive Begabung offenbarer, als wo es galt, in die Seelen der Menſchen zu ſchauen, ihre leiſeſten Schwingungen zu vernehmen. Dieſe ganz ſeltene Gabe bewundernswerter Einfühlung in andere verlieh ihm eine ſeelenfängeriſche Wirkung, die ihm Bedürfnis und Genuß war; ſie machte ihn zum unerſetzlichen Freund, zum anregendſten Unterredner, der, trotz herber Enttäuſchungen niemals menſchenſatt, immer das Geſpräch alsbald aus der Niederung des Tages in die Höhe des Zeitloſen zu heben verſtand. Und weil er als teilnehmender Menſch, wie als forſchender Gelehrter ſtets im Zufälligen nach dem Geſetzlichen ſuchte, im ſcheinbar Selbſtverſtändlichen das Problematiſche ſah, im Einzelnen das Allgemeine und noch mehr im Allgemeinen das unendlich Differenzierte — ein charakteriſtiſches Lieblingswort von ihm —, ſo ging in Wort und Schrift, in Unterredung und Brief eine ſegnende Kraft der Anregung, Erweckung und Erleuchtung von ihm aus; ja eben in dieſer Kraft beſtand vornehmlich Wert und Wirkung ſeines raſtlos fragenden, prüfenden und deutenden Geiſtes.

Sein pſychologiſches Talent verlieh ihm eine gerade unter deutſchen Forſchern nicht häufige und ihrer Arbeit doch ſo nützliche Welt- und Menſchenkenntnis, die Gabe, im zunehmenden Stimmengewirr der Zeit jeden Ton, und gerade je leiſer er war, um ſo vernehmlicher zu hören und das beängſtigende Dunkel einer gährenden Übergangsperiode oft taghell zu erleuchten.

Was ſeinen Werken die Freunde, aber auch die Gegner, und beſonders ſeinem Wort die feſſelnde Wirkung brachte, das war, daß ſie neben ihrem erkenntniskritiſchen, analytiſchen oder ſynthetiſchen Werte, über den die Wiſſenſchaft urteilen wird, neben einer Unbefangenheit und Vorausſetzungsloſigkeit, die ſie vor ſo vielen auszeichnet, oft anmuteten wie die Phantaſieen eines Denkers über Motive und Probleme des Lebens, wie Schauungen des Geiſtes in ungeahnte Möglichkeiten, wie Gedankendichtungen, geformt in Begriffe und ſublimiert in Abſtraktionen. Kant, Schopenhauer oder Nietzſche, Rembrandt oder Goethe, er gab ſich ihnen hin, nur um ſie ſich anzueignen und zu bekennen, wie gerade er ſie geſehen, was gerade in ihm ſie ausgelöſt hatten

Weil er nur lehrte, was er erlebte, ſtrömte ihm die Jugend in ihrem inſtinktiven Verlangen nach dem Erlebnis auch in der Wiſſenſchaft von nah und fern zu, überfüllte ſeinen Hörſaal mit den Beſten aus ihren Reihen und ließ ſie treu zu ihm ſtehen, ſo groß auch die Anforderungen waren, die ſein Vortrag an ſie ſtellte. So wenig das Wort Profeſſor in der üblichen Bedeutung auf ihn paßte und ihm zuſagte, das Wort in ſeinem urſprünglichen Sinne traf auf ihn zu: er war ein Bekenner, der vor ſeinen Hörern ein Stück innerſten Lebens erſtehen ließ und formte. In ſeinen Werken, ja in jedem ſeiner Aufſätze, in ſeinen Vorträgen, ja in jeder ſeiner Vorleſungen ſchien er ſich ganz und oft ſein Letztes zu geben. Häufig haben ihn ſeine Nächſten, wenn er nach einem Vortrag noch mit fliegendem Puls, in allen Nerven bebend mit ihnen zuſammenkam, beſorgt gewarnt, falls er ſo fortfahre, werde er ſich vorzeitig ſeeliſch und körperlich aufreiben. Er konnte nicht anders; er wehrte ab, vielleicht im Bewußtſein, daß je mehr er gab, er nur um ſo reicher ſich fühlte.

Aber noch ein höchſtes Lebensziel, das nur der Wille zur ſittlichen Höhe ſich ſtellt, hat er erreicht: nicht nur lehrte er, was er lebte, allmählich lebte er auch, was er lehrte. Im Kampfe der Widerſprüche, im Feuer der Leidenſchaft, durch die der Menſch, will er ſich vollenden, ſchreiten muß, iſt er erſtarkt, hat er das Gold ſeines Weſens von Schlacken gereinigt. Das menſchlich Kleine, das uns allen anhaftet, ward mehr und mehr von ſeinem Willen zum Großen gemeiſtert. Am Tiſche des Lebens ein ſinnenfroher Gaſt, vereinfachte er ſchon früh bewußt ſeine Lebensführung, um ganz dem Weſentlichen zu dienen. In jungen Jahren überſprudelnd von geiſtvollem Witz, unterdrückte er ſpäter dieſe Begabung völlig, weil ſie in ihrer zerſetzenden und verneinenden Wirkung ſeiner Aufgabe widerſprach.

Am Ende ſeines Lebens ward der Meiſter der Philoſophie zum Philoſophen und ragte ſeine Höhe ſchon ins Jenſeitige. Vom Arzte verlangte er Aufſchluß über ſein letztes Leiden und empfing gelaſſen die Todesbotſchaft. Während die Freunde es noch nicht faſſen konnten, daß dieſe Fülle und Lebendigkeit eines ſchier ſchlafloſen Geiſtes ſchwinden ſollten, rüſtete er ſich bereits zur erſten und letzten Ruhe, überwand er ſeinen mächtigen Willen, ſeine glühende Liebe zum Leben, deſſen unerſchöpflicher Reichtum ihn erfüllt und entzückt hatte, ſah er nach ſeiner Lehre auch im Tode das Leben. Mit einer beinahe heiteren Ruhe und Klarheit ordnete er ſeinen Nachlaß, beendete er ſein letztes Werk, las deſſen Korrekturen, nahm Abſchied von ſeinen Nächſten, dankte ihnen für Liebe und Freundſchaft und bezeichnete ſich, mit ſeinem Loſe ausgeſöhnt, als einen Günſtling der Götter, weil ſie ihm vergönnt hatten, das Weſentliche, das ihm oblag, zu vollenden. Aber zutreffender auch auf ſein Leben ſchrieb er einmal in einem Brief aus jüngeren Jahren: „Das iſt die furchtbare Ampliſikation im Kampf ums Daſein, daß wir uns erſt die Stelle erkämpfen müſſen, von der aus wir kämpfen können.“ Nun hatte er verziehen und vergeſſen, nicht nur, daß er durch keine göttliche oder gar menſchliche Gunſt gefördert worden war, ſondern auch, daß er ſich den Weg zum Erfolg gegen zahlloſe Hemmungen eines oft widrigen, ja tückiſchen Schickſals, gegen engherzige Zurückſetzungen mühſam hatte bahnen müſſen: ein Mann von eigener Kraft und Gnade.

Er verläßt eine zerſchlagene Welt. Aber die Baumeiſter, die kommen werden, ſie von neuem aufzurichten, können aus ſeinem Werk das Wollen und Werden einer Zeit erlauſchen, der ſie das Haus heller, höher und mit mehr Raum für Eigenart zimmern wollen.

Hermann Goldſchmidt-Faber

Hermann Burte Er macht es uns ſchwer, ihn zu lieben. Sein Geiſt reißt aus den Uranfängen der Menſchheit Dinge mit, die wir nicht mehr verſtehen. Edelſtes Erz, riß er Steine hoch ohne Glanz und Klang. Es ſchillert bunt an ſeinen Wunden. Er leidet.

Doch er iſt Größe. Er ſteht vor uns, ein lotrechtes Mal. Er kommt von tief her und deutet hinauf, ein Finger der Zukunft. Stärker noch als ſein Werk iſt er ſelber, der Athlet mit dem Geſicht des Asketen. Es werden bei uns Leute auf den Plätzen der Städte ſtehen, die predigen. Er wird darunter ſein, ſchlagfertigen Mutes, ſtarken und zwingenden Wortes. Wir werden ihn hören.

Denn er iſt der Träger des Geiſtes, der kommt, des treibenden Geiſtes, der die Maſſe zu Einzelnen macht, der die Not der Deutſchen wendet, daß ſie heilig wird, herrlich und hehr!

Er ſtand im Schatten. Die, deren Geiſt nur die Horizontale kennt, ließen kein Licht an ihn. Nun beſcheint ihn die Sonne der Not. Wir werden Burte leſen in dieſem ſchweren Winter. Seine Bücher werden daſtehen, wo man ſie greifen kann. Wir werden die Stimme dieſes Mannes hören, die, vom zehrenden Zuviel durchglüht, ſchöne und ſtarke Worte ſpricht. Was uns abſtößt, werden wir überwinden. Denn wir *müſſen* zu ihm. Wir werden uns mit „Wiltheber“ bekennen lernen zum *reinen* Kriſt, dem zu ſittlicher Gradheit emporgeläuterten neuen Menſchen. Und wir werden mit „Simſon“ ſeine Tragik erleben. Wiſſen, daß wir am alten Menſchen in uns zugrunde gehen, doch, den Schein um das Haupt, noch die Kraft haben, die dumpfen Dächer über uns zu zerbrechen.

„Simſon“ wird nun in Berlin aufgeführt werden. Und die Händler im Geiſt werden Konfektion dieſer Ware beſtellen, nach der die Not Nachfrage ſchafft. Laßt es bleiben! *Das* macht ſich nicht nach! Das iſt Erz, das aus der Tiefe bricht! Es iſt auch nicht nötig. Wer Augen hat, der ſehe: es wächſt ehern herauf, überall. Und wer Ohren hat zu hören, der höre: *es tönt* in der Morgenſonne der furchtbaren Not!

Schmitt

Roſa Mayreder Die bekannte Wiener Schriftſtellerin, die am 30. November ihren 60. Geburtstag beging, iſt auch eine bedeutende Dichterin. Als ſolche iſt ſie freilich in Deutſchland (und wahrſcheinlich auch in Öſterreich) ſo gut wie unbekannt geblieben. Was umſo verwunderlicher iſt, als ihre dichteriſchen Bücher alle aufs engſte mit ihrer Perſönlichkeit zuſammenhängen, deren führende Bedeutung auf dem Gebiete der Geſchlechtskultur ſich einer unbeſtrittenen Anerkennung erfreut. Nicht nur bei uns! Ihre Eſſayſammlung „Zur Kritik der Weiblichkeit“* iſt in nahezu ſämtliche europäiſchen Kulturſprachen überſetzt. Der zweite Band dieſes Werkes („Zur Kultur der Geſchlechter“), ſeit 1912 beendet, wird nach dem Kriege erſcheinen.

Die „Kritik der Weiblichkeit“ unterſucht die Frage, ob das Seelenweſen des Weibes gattungsmäßig von dem des Mannes verſchieden ſei. Um das Ergebnis gleich vorwegzunehmen: die Verfaſſerin leugnet die angebliche Verſchiedenheit. Sie weiſt nach, daß dasjenige, was in ſeiner breiteſten Geltung „das Weſen des Weibes“ ausmacht, dem ſubjektiven Geſchlechtsidol der primitiven Männlichkeit entſprungen iſt. Ihre tiefdringenden und (wie mir ſcheint) unanfechtbaren Ergebniſſe würden zweifellos auch in der engeren Fachwiſſenſchaft der Hochſchulkreiſe eine ſtärkere Verbreitung

* Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. br. M 5.—, geb. M 6.50.

gefunden haben, wenn Roſa Mayreder ihre Ausführungen in ein philoſophiſches Syſtem gebracht hätte. Denn der „exakte“ Wiſſenſchaftler iſt nicht geneigt, aus loſe verbundenen Abhandlungen die tieferen Zuſammenhänge ſelbſt herauszulöſen. Sein Blick iſt (im logiſchen Sinn des Wortes) auf das Formale gerichtet. Durch dies allein iſt ihm die Möglichkeit kritiſcher Zuſtimmung oder Ablehnung gegeben. Aber — und das iſt das Bedeutſame! — die Autorin *will* gar nicht überzeugen. Sie ſpricht es in ihrem Vorwort deutlich genug aus. Es bleibt jedem Leſer überlaſſen, auf Grund ehrlichſter Selbſtprüfung ſich richtig in eine der drei aufgeſtellten Typen des akratiſchen, des iliaſtriſchen oder des ſynthetiſchen Menſchen einzuordnen, um dadurch Klarheit über die Grundbedingungen ſeines erotiſchen Weſens zu gewinnen. Wenn alſo Prof. *Bumm* in ſeiner Berliner Rektoratsrede (1917) ſagte, daß man trotz einer Fülle geiſtreichſter Bemerkungen nach beendigter Lektüre Roſa Mayreders Buch „mit ebenſo viel Bewunderung für die Urteilsſchärfe, die Sprachgewalt und ſelbſt die Objektivität der Verfaſſerin als in der Hauptſache unbelehrt“* aus der Hand lege — ſo überſieht er bei der Suche nach ſtatiſtiſch unanfechtbarem Beweismaterial *die ethiſchen Werte*, die ſich aus den „objektiven“ Gedankengängen des Buches ergeben. Auf dem ethiſchen Gebiet liegt von vornherein der Schwerpunkt. Es wird überzeugend erwieſen, daß die teleologiſche Geſchlechtsnatur des Menſchen bei ſeeliſch hochentwickelten Naturen überwunden iſt, ſo daß der Unterſchied zwiſchen einem Manne mit differenzierter und einem ſolchen mit primitiver Geſchlechtsnatur trotz der rein gattungsmäßigen Übereinſtimmung größer iſt, als der Unterſchied zwiſchen einem differenzierten Mann und einem differenzierten Weib. Auf der Grundlage dieſer Erkenntnis zeigt Roſa Mayreder, wie ſich die Beziehungen zwiſchen den Geſchlechtern (mit nichten durch eine unüberbrückbare Kluft von einander getrennt!) immer mehr zu einer im Reinmenſchlichen gipfelnden inneren Lebensgemeinſchaft entwickeln werden. Für die Zeit nach dem Kriege, wo viele Ehen nach jahrelanger Unterbrechung ſich neu zu bilden haben, kann dieſes gedankentiefe Buch eine weitgreifende, ſegensreiche Bedeutung erlangen.

Die perſönlichen Erlebniſſe, aus denen all dieſe wiſſenſchaftlich behandelten Probleme erwachſen ſind, fanden — getrennt davon — einen künſtleriſchen Niederſchlag in dem Sonettenbuch „Zwiſchen Himmel und Erde“ (Jena, Eugen Diederichs, br. M 3.—, geb. M 4.50) und in dem Roman „Idole“ (Berlin, S. Fiſcher). In dieſen Werken wird gezeigt, wie jede Liebe, die im Geliebten nur die Verkörperung des ſubjektiven Geſchlechtsidols ſucht und ſieht, zugrunde gehen muß, weil die Differenz zwiſchen der ureigenen Weſenheit des betr. Menſchen und dem Ideal, das er in den Augen des anderen verkörpert, ſich auf die Dauer auch unter den Roſenketten der Leidenſchaft nicht verbergen läßt. Beſonders in den „Sonetten“ iſt das erſchütternd zum Ausdruck gekommen. Man darf ſie nicht vom Standpunkt irgendeiner dichteriſchen Zeitſtrömung wie Naturalismus, Expreſſionismus oder dgl. beurteilen, ſondern man muß ſie als das Bekenntnis einer Seele hinnehmen. Kommt man dann vielleicht äſthetiſch nicht überall auf ſeine Koſten, ſo entſchädigt dafür die innere Bereicherung und Vertiefung, die man dieſen ihrer Form nach ſcheinbar ſo unperſönlichen Gedichten verdankt. Hätte die Dichterin nicht in wohlzubegreifender Scheu dieſe Sonette über ein Jahrzehnt verſchloſſen in ihrem Schreibtiſch ruhen laſſen — hätte ſie ihrem Freund Hugo Wolf, dem ſie den Text zu ſeiner einzigen Oper („Der Corregidor“) geſchrieben hat, ihre Gedichte gezeigt, ſo wären gewiß einige von ihnen — in ſeiner Vertonung — längſt Allgemeingut geworden.

* Ich zitiere den Bericht der „Voſſiſchen Zeitung“.

Dem proſaiſchen Erſtlingswerk („Aus meiner Jugend") ſchloſſen ſich 1897 die von Strindbergs „Heiraten" ſtark beeinflußten „Übergänge" (E. Pierſons Verlag) an. Es fallen darin Streiflichter auf allerlei Probleme der Frauenfrage. Die unzulängliche Erziehung der jungen Mädchen für Leben und Liebe, die Erſchütterung der ehemännlichen Selbſtherrlichkeit, die ſogenannte doppelte Moral — das ſind einige der geiſtvoll und witzig variierten Themen des inhaltreichen Novellenbuches, das zwar inzwiſchen ſeinen aktuellen, aber durchaus nicht ſeinen künſtleriſchen Wert verloren hat. Der bedeutendſte Roman iſt „Pipin" (2. Auflage, bei Hugo Heller in Wien) — ein Buch, das ſeiner merkwürdig frei gehandhabten Form wegen in der Geſchichte des Romans, nicht unbeachtet bleiben wird. — Daß trotz Mangels ſtärkeren äußeren Widerhalls und trotz ſchweren Mißgeſchicks im Kreiſe ihrer engſten Familie die Dichterin indeſſen noch die Kraft gefunden hat, zwei größere Dramen zu ſchreiben, erſcheint mir bewundernswert und iſt mir zugleich eine Gewähr dafür, daß ſie ſich noch durchſetzen wird. Wahrſcheinlich — wie in ſo vielen Fällen — erſt dann, wenn die Zeitungen ihr Nachrufe widmen.

Julius Kühn

Walter von Molos „Fridericus", Roman*

Walter von Molos geſchichtlicher Roman zeichnet ſich durch ſeinen Wagemut und ſeine Eigenart ebenſo ſehr aus wie die große Romanreihe, in der er das Lebensſchickſal Schillers zu geſtalten vermochte. Auch der Roman „Fridericus" iſt das Glied einer Kette, die dann weitere für die Geſchichte Deutſchlands bedeutende Geſtalten bringen wird. Bei Molo iſt eben der organiſche Aufbau eines Werkes von der allergrößten Bedeutung, er ſieht nicht den einzelnen Augenblick, ſondern ſtets das Ganze, ihm wird die Geſchichte des Einzelnen ſtets zur Weltgeſchichte der Menſchheit. Was das neue Werk von dem Schillerroman unterſcheidet, iſt eine größere Geſchloſſenheit im Aufbau und Beherrſchung in der Ausführung. In der Tat iſt die ſtraffe Zuſammenfaſſung des gewaltigen Stoffes eine Kraftprobe erſten Ranges, denn nicht allen iſt es gegeben, ein Menſchenſchickſal wie das Friedrichs des Großen in einer einzigen Nacht bannen zu können. So wie dieſer König ſich in der Nacht vor einer entſcheidenden Schlacht mit der feindlichen Übermacht uns zeigt, hat er viele grundlegende Züge gemeinſam mit dem Bilde, das wir von dieſem genialen Fürſten haben, Züge, die auf ein ſehr eingehendes Studium der Geſchichte ſelbſt zurückgehen. Aber noch anregender iſt die ganz perſönliche Auffaſſung Molos, die ſich in zwangloſer Weiſe mit den geſchichtlichen Zügen verbindet, und uns den König ſo nahe bringt, weil er hierdurch als ein moderner Menſch erſcheint. Dieſer Fridericus iſt der Held, der von dem eiſernen Pflichtbewußtſein durchdrungen iſt, daß er ſein eigenſtes Ich und ſein ganzes Volk opfern muß, um es am Leben erhalten zu können! Er iſt die Verkörperung des Preußentums, das von ſeiner eigenen Kraft und Unſterblichkeit überzeugt iſt und welches einfach kämpfen *muß* in dem unwiderſtehlichen Drange, ſich entwickeln zu müſſen. Nur mit der Hilfe ſeines hehren Idealismus iſt der König imſtande, die ungeheuren Schwierigkeiten des Siebenjährigen Krieges zu bewältigen, nur die ſittliche Macht ſeines Willens läßt ihn zuguterletzt über die vielen Feinde triumphieren. Aber in dieſem männlichen Charakter klafft ein Zwieſpalt, der ihm eine tragiſche Prägung gibt. Mit Trauer ſieht er ſich dazu verurteilt, den ſchweren Krieg zu führen, den er nicht *will*. In der Tiefe ſeines Herzens iſt er ein Erneuerer der Kultur, ein Staatsmann des fried-

* Albert Langen, Verlag, München 1918

lichen Wettkampfes — er will in erſter Linie ſeinem Lande die friedliche Entwicklung gönnen, für die er geſchaffen iſt, muß aber ſeinem Volke den ganzen Jammer und das Elend des Krieges aufzwingen.

Von Szene zu Szene ſchildert der Dichter die Stimmungen des Königs, ſeinen ganzen Kampf, ſich ſelbſt, ſeine Generäle und ſein ſchwankendes Heer in der Schickſalsſtunde aufrecht zu halten. Er muß einen ſchweren Schlag nach dem anderen über ſich ergehen laſſen, rafft ſich aber zuletzt immer wieder empor. Ein eiſerner, gefeſtigter Menſch, ein Menſch, der auch weich ſein kann, aber nicht darf — ein Charakter von erhabener Größe! Mit wachſender Spannung verfolgt man die Entwicklung des nächtlichen Dramas, das ſeinen Höhepunkt in den Geſprächen mit dem Vorleſer Catt und in dem gewaltigen Schlußakkord der Schlacht ſelbſt hat. Beim Leſen ſteigen einem dann plötzlich die Ereigniſſe, die uns jetzt mit Staunen und Grauſen erfüllen, vor die Augen und zu denen der Siebenjährige Krieg nur einen Auftakt bildet.

C. D. Marcus

Drei neue Nyland-Bücher

Kneips „Bekenntnis“* iſt ein überaus gutes, klares und reines Buch. Seiner ſcheuen Seele iſt eben ſchon „Bekenntnis“, das heißt innerlich aufgezwungene, aber ſchmerzhafte Enthüllung, von ſich ſelbſt überhaupt zu ſprechen. Er mag mehr als andere unter der Bewußtheit leiden, daß alle Kunſt ein Sichpreisgeben iſt, ein Ausliefern ſeines Innerſt-Menſchlichen an die tauſendſeelige Allgemeinheit — erzwungen, kaum aufgewogen von der Bewußtheit der Berufung zur Kunſt, welches iſt der Dienſt am Geiſte! Ihm mag es alle erglühende Verlegenheit des Liebenden bereiten, dieſe Lieder von ſeiner Liebe und ſeiner leidenſchaftlich Geliebten, der ſpröden und doch ſo mächtig wiederliebenden Heimat, in die raſche Welt zu ſchicken, die kaum Zeit und Luſt haben wird, ſich in die Tiefe dieſer Liebe zu verträumen. Ihm mag es einen harten Kampf gekoſtet haben, was dem Dichter leichteren Blutes Luſt, Rauſch und Glück iſt — ſich und die Gewalten zu zeigen, die aus dem „breitbeinigen“, grübelnden, erdverwandten, bangen Bauernbuben, mit ſeiner herzenstiefen Wald- und Wieſenliebe, den jugendſtarken Ringer und Sucher, den gequälten Verwerfer und Verneiner, den Finder und Reifen, den in Gott Ruhenden geſchaffen haben! Aber er tut es, trotz Kampf und Not, und ſo wird in dieſen heimatliebedurchſchauerten, ruhigen Rhythmen und Verſen der von Dichtermüſſen, Menſchenwollen zwiegeſpaltene Menſch lebendig. — Ich ahne ihn ſo: blauäugig und kindhaft, der das Buch voll Heimweh, Liebe und Gottſuchens Bekenntnis nennt. Auf Einzelheiten der ſchönen und zarten Lyrik Kneips kann ich hier nicht eingehen, wie ſie es verdiente. Das Buch iſt ein Ganzes und beſonders als ſolches intereſſant! Daß die heutige Zeit — und Kneip iſt einer der Allerjüngſten —, daß ſie ſolch ein Buch vermag, es iſt ſo erſtaunlich wie tröſtlich! Man iſt glücklich, daß es wieder einmal einen Dichter gibt, der ein ganzes Leben in Verſen geben kann! Wir wollen es ihm danken und ſeinem Genius, der ihm eine ſo reiche Dichterſtimme von genau ſo viel Modulationsfähigkeit gegeben hat, als für die vielfältige Einheit ſeines ſtarken, in die Tiefe tauchenden Lebens ohne gewaltige Außenkontur nötig iſt.

Was aber die dichteriſchen Stimmittel anbetrifft, da iſt allerdings ſein Werkbruder Winckler noch viel bedeutender ausgeſtattet. Ob es wohl unter den Werkleuten noch einmal zwei ſolche Gegenſatztypen gibt? Hier Kneip, der Lyriker der Feinheit und des Grübelns, der Wortkarge, der Weltfremde, der beim Anblick des

* Eugen Diederichs Verlag, Jena. Br. M 2.50, Pappbd. M 4.—.

Großſtadtpulsſchlages in höchſter Beklemmung ausruft: „Der Erdball raſt, der Erdball raſt!“ Da Winckler, der in den „Eiſernen Sonetten“ (Inſel-Verlag, Leipzig) den ganzen Induſtriewahnſinn mit einer ungeheueren Schauenskraft, wie mit Flammen durchdringt und zerſchmelzend läutert und umformt zu Bildern höchſter Kunſt!

Es liegt ein neuer, ſehr ſtarker Gedichtband von ihm vor: Ozean, des deutſchen Volkes Meergeſang.* Was man aus dem Titel vermuten kann, iſt es allerdings nicht: nicht ein einheitliches Werk, ſondern ein Band einzelner Geſänge von den Heldentaten der Marine. Alles an dieſem Buch iſt groß und ungeheuer: die Fülle der Geſichte vor allem, aber auch der Wortſchwall und die ungemein überflüſſigen Widmungen jedes einzelnen Gedichtes, die mit Gönnermiene an die in Fülle vorhandenen Freunde und Genoſſen verteilt werden. — Aber Winckler kann ſich ſchon allerhand Geſchmackloſigkeiten leiſten, es bleibt immer noch genug des Guten, Herrlichen, Unſterblichen.

Ich glaube, man muß, um das Eigentümliche dieſer Gedichte zu erfaſſen, eines können: ſich eine Weile über unſere Zeit hinausſchwingen in die nächſten Generationen. Dann, wenn Graf Spee, Luſitania, Baralong, und all die großen Menſchen und Ereigniſſe, mit denen wir heute leben, wachen und einſchlafen, geſchichtliche Helden und Zeitverklärte Bilder geworden ſind, erſt dann wird uns voll zum Bewußtſein kommen, wie großartig und unvergleichlich dieſe Balladen ſind. „Graf Douglas“ und ähnliche fallen uns ein, und es geſchieht ein Wunder mit Wincklers Balladen, wenn wir verſuchen, ſie mit jenen in eine Ebene zu ſtellen. Sie wachſen maßlos über alles, was es bis heute an Balladen gibt, ein fremdes Rieſengeſchlecht.

Winckler, der Dichter, ſteht außer Zeit und Raum: Er ſieht die Erſcheinungen der Gegenwart ſo, als wären ſie vor hundert Jahren geweſen, ſo daß wir fühlend ahnen: das Größte iſt zeitlos, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Seine Balladen von Menſchen und Taten der Gegenwart ſind ſchon heute hiſtoriſch, typiſch, ſymboliſch.

So ſieht nur der, dem das eigen iſt, was den Künſtler macht: der Blick aus der Ferne her, der alles klärt und in die richtigen Verhältniſſe bringt, der den Dingen das kleine Zufällige abſtreift und alles Lebende in ſeinem Weſenhaften ſieht.

Das iſt das eine Große und Fremde, das einem aus dem Meergeſang durchſchauert, daß dieſes Sehen hoch und weit außer aller Zeit ſteht! Und doch zugleich ſo mitten darin! Wie der Maler ſeinen Gegenſtand zuerſt aus allernächſter Nähe, ja von innen heraus, aus jedem Knochen und Muskel geradezu ſtudiert — dann aber hingeht und al frecso im Titanenſtil malt, ſo dieſer Dichter. Auge in Auge ſteht er noch den Ereigniſſen gegenüber und erfaßt ſie mit tauſendfach geſchärften Sinnen, nein er erfaßt mit jenem neuen und einzigen Sinn, dem Künſtlerſinn, der Lichtwirkungen in Lauten vernimmt und dem Töne wie Farben leuchten, deſſen Nerven die vollkommenſte Ruhe als furchtbarſte Kraft empfinden. Ton, Farbe, Bewegung, Kälte und Wärme werden durch ihn zu neuen unerhörten Nervenreizen. Der neue Sinn, deſſen Name und Weſen noch ungenannt iſt, deſſen Daſein aber aus ſeinen Wirkungen unbezweifelt Zeugnis erhält. Der neue Sinn — „das Schauen“ — könnte man ihn wohl nennen. Wir Menſchen empfinden die Mittagshitze taſtend, ein feinerer „ſieht ſie zittern“, und in einer ruhigen Stunde „hören“ wir ſie auch einmal. Winckler aber, der ſchaut die tropiſche Hitze:

Der Vogel Rock, der Vogel Greif
Mit roten Kralln und gleißendem Schweif

* J. Winckler, Ozean, des deutſchen Volkes Meergeſang. E. Diederichs, Jena 1918. Kart. M 5.—.

Fliegt durch die grelle Mittagsglut
Und ruft —
Klagend ruft ſein Durſt nach Blut . . .
Wer im Blaun ihn blitzen ſieht,
Dem ſchmilzt das Aug' unterm Lid,
Jäh von ſeiner Flügelſpitze
Trifft ihn Schlag in der Hitze
Und ſeine röchelnde Seele reißt der Alk in die Luft
Und führt ſie mit ſich, hoch, weit . . .
Der Vogel Rock, der Vogel Greif
Schießt durch die Welt mit flammendem Schweif
Und lockt und klagt . . . ſchreit, . . . ſchreit
Reg dich nicht —
Der Horizont zerſtäubt in Licht.

Was iſt dagegen alles, was man von der Tropenglut ſchon ſagen hörte! Aus dieſer dichteriſchen Scharfſinnigkeit, der gewaltigen Schauenskraft, entſteht das zweite Wunderbare dieſer Gedichte: Die ungeheuere, bedrückende und doch ekſtatiſch mitreißende Fülle der Bilder und Klänge, das rein Winckleriſche. Seine Poeſie iſt wild, feſſellosunbändig und ſchön, ein wildes, prachtvolles Tier, ein ſchauerliches Naturereignis. Ein gottkündendes Hochgebirgsgewitter, ergreift und durchſchüttert ſie die Seele. Die Worte und Bilder ſind Donnerſchläge, hundertfach gebrochen und verändert, von neuen Blitzen umleuchtet, zurückgeworfen an das Ohr, das kaum noch zu hören vermag. Doch ob man nicht mehr will, ob einem alle eigenen Sinne ſchwinden, ob man die eigene Stimme nicht mehr hört — nicht die des Verſtandes, der kaum noch mühſam mithaſtet, nicht die des alternden Gefühls von geſtern, das ſich gegen dieſe Poeſie empören will — es hilft alles nichts, man iſt von dieſem Geiſte beſeſſen und wird in den Hexentanz der Bilder und Rhythmen mitgeriſſen und tobt und raſt in aller Tollheit mit — — bis mit einem Male eine Stille wird, und ein paar Verſe von ganz altmodiſcher, geſetzter Schönheit die erſchöpfte Seele zur Beſinnung und neuem Staunen aufatmen laſſen! Das iſt Wincklers Kunſt.

Die Jünger müſſen das Gewiſſen der Meiſter ſein und ſo muß ich noch zurückkommen auf das oben Geſagte von der ungeheueren Fülle der Geſichte und Worte. Mir ſcheint, Winckler wüſtet mit ſeiner Kraft; weil er Worte und Bilder genug hat, drum muß alles, was in den letzten Jahren auf dem Waſſer geſchehen iſt, beſungen ſein. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſo manch ſchwaches und überflüſſiges Gebilde in der Reihe der ſchönen ſteht und das iſt ſchade: Daß ſo ſelten ein Dichter Kraft genug hat zur Selbſtkritik! daß — alles gedruckt ſein muß.

Die große Frage: Wird das Genie Wincklers ſich erſchöpfen und ganz ausgeben in kleinen Werken — räumlich geſprochen, oder wird er die Probe des Geiſtes ablegen in einem großen Werke?

Wäre es nicht die höchſte Zeit, daß er ſich ſelbſt das breite Bett der reinen lyriſch-epiſchen Subjektivität, in dem ſeine Kraft bis jetzt dahinſtrömt, einengte in das ſchmälere und tiefere des einheitlichen Werkes? Wenn man ſeine Produktivität bis heute betrachtet — man hat faſt Angſt, er möge ſich vielleicht morgen auf ein neues, noch unbeſungenes Gebiet möglichſt lärmenden Geſchehens ſtürzen und es mit all ſeinen Gaben unſterblich machen und dabei ſelbſt in Manier und Virtuoſität verſanden. Die ſtraffe Zucht des geſchloſſenen Werkes wäre ſeiner ſchrankenloſen Phantaſie aus beſtem Willen zu wünſchen! Oder werden wir uns mit Winckler, dem lyriſchen Epiker, zufrieden geben müſſen?

Dieſes aber, was Winckler und Kneip nicht gegeben iſt, von vornherein die pſychologiſchen Zuſammenhänge der Ereigniſſe, kurz Handlung zu ſehen, das kann der Dritte der heute vertretenen Werkleute umſo beſſer. Von Vershofen ſind bereits drei Bücher bekannt geworden, namentlich der „Fenriswolf", der eine der genialen künſtleriſchen Taten der letzten Zeit darſtellt und „Das Weltreich und ſein Kanzler". Sein neueſtes Büchlein nennt ſich „Amerika, Drei Kapitel der Rechtfertigung"*. Auch in dieſen kurzen drei Kapiteln kommt die dichteriſche und menſchliche Merkwürdigkeit des Verfaſſers voll zum Ausdruck: Die Fleiſchwerdung eines Organiſatorgeiſtes durch Dichterphantaſie. Es ſind wiederum ſozialpolitiſche, kapitaliſtiſche Pläne und Probleme, die ſich die Geſtaltung und tragikomiſche Verklärung durch Vershofens eigenartige Dichtkunſt gefallen laſſen müſſen.

Im Peter Camenzind ſagt Heſſe: „Es war mir, als müßte ich dereinſt der ſtummen Natur Ausdruck verleihen in großen dichteriſchen Werken. Wie bei den Dichtern von ſonſt Liebe zur Natur und zum Weib Ausdruck ſucht, ſo bei Vershofen die Liebe zum Problem. Er muß dem Problem an ſich zum Leben verhelfen. Er nimmt, wiederum mit dem Dichterſinn des „Schauens", die Ereigniſſe der Welt in ſich auf. Aber er ſchaut nicht das einzelne Bild, nicht die Schönheit und Poeſie einer einzelnen Handlung, ſondern umfaßt breite Flächen und weitverzweigte Zuſammenhänge auf einen Blick. Dann, wenn er das Ganze aufgefaßt hat, fragt er, wie kommt das, welche Kräfte haben das geſchafft? Wenn ſein organiſatoriſcher Geiſt klar iſt, wird er Dichter und baut uns, die wir es ſonſt nicht ſähen und verſtünden, hübſch behaglich mit Witz und Humor, mit Bildern gelegentlich freundlich geſchmückt, aus den ſcheinbar ſo gemütloſen ſozialen, wirtſchaftspolitiſchen Stoffen ein ſtarkes und freies Kunſtwerk.

Heſſe meint, er müſſe Föhre und Felshang, See und Wolke von ihrer Stummheit zum Leben erlöſen. Vershofen fühlt, wie in den ſcheinbar ſeelenloſeſten Wirtſchaftsbeziehungen Seele lebt, wie es, nachdem Baum und Waſſer längſt die Zunge gelöſt iſt, ſo daß ſie laut von ihrer Seele zeugen können, nun an der Zeit iſt, zu zeigen, daß auch das Wirtſchaftsproblem lebt, beſeelt iſt von tauſend ſtummen Kräften. Er ringt darum, den großen neuen Ereigniſſen von heute, dem Kapitalismus, Truſtwillen, amerikaniſchen Geſchäftsprinzipien Zunge und Stimme zu leihen in ſeinen Werken.

A. Kupfer

Ein Dichterprophet Jede neue Zeit weckt auch ihre Propheten wieder aus den Gräbern. Sie redet nicht nur mit ihrer eigenen Stimme, ſie läßt auch wieder laut werden die Stimmen ihrer Vorverkündiger, jener, die zu ihrer Zeit Unzeitgemäße waren und nun erſt ihren Tag erleben. Denn alles Werden, und ſei es noch ſo umſtürzend und neuſchaffend, muß irgendwo verankert ſein in Vergangenheit und Menſchheitsſehnſucht, um hineinzuwachſen in Erfüllung und Zukunft. So klingen uns heute neu, jung, mitreißend lebendig die Sturmlieder der alten Achtundvierziger, eines Freiligrath, Prutz, Herwegh. So iſt ein ganz Heutiger, einer der Unſern Laſalle mit dem prachtvollen Schmettern ſeiner rhetoriſchen Fanfaren. So ſteht im grellen Feuerſchein der Gegenwart ſeltſam wirklich und erſchreckend ſtark des jungverſtorbenen Georg Büchner großes Revolutionsdrama: Dantons Tod.

* Wilhelm Vershofen, „Der Fenriswolf". 3. Tauſend. br. M 2.50, geb. M 3.80. „Das Weltreich und ſein Kanzler". 2. Tauſend. br. M 3.50, geb. M 4.80. „Amerika. Drei Kapitel der Rechtfertigung". br. M 1.30, Pappbd. M 1.80. E. Diederichs Verl. in Jena.

Aber nicht nur aus Gräbern braucht die neue Zeit ihre Propheten zu wecken. Der Warner und Künder ſind mehr geworden, ihre Stimmen dringlicher, je näher die Zeitwende rückte. Es leben uns heute noch Dichterpropheten, die mit Augen ſehen, was ſie verkündigt haben. „Und als die Zeit erfüllet war."

Da lebt in Dänemark ein Dichter, der in den letzten Jahrzehnten reif und ein großer Schenkender geworden iſt. Martin Anderſen Nexö heißt er und kommt aus den Tiefen des Volkes, wo alle geſunde unverbrauchte Kraft heraufquillt. Ein kleiner Tagelöhnersjunge, der ſeine arme und doch reiche Kindheit auf dem Dorfe lebt. Den die Stadt einſchluckt wie Tauſende und ihm ein Proletarierſchickſal bietet wie Tauſenden. Dem aber aus dieſem Schickſal und ſeiner Not heraus — wie Tauſenden mit ihm — der rebelliſche, ſtrebende, kämpferiſche, erlöſende Gedanke geboren wird, eine neue gerechtere Welt zu ſchaffen, auch wenn ſie erſt ſpäte Generationen erleben ſollten, und der dieſem Gedanken ſeine Kraft und ſein Leben gibt.

Das etwa iſt es, was Martin A. Nexö erlebt hat. Aber das eben iſt Laſt und Begnadung des Dichters, daß er nie ſein Geſchick nur für ſich erlebt, ſondern für die Tauſende, denen er Mund und Stimme, denen er Erlöſer werden ſoll. So iſt jedes echte Dichterſchickſal ein Chriſtusſchickſal, weil über all ſeinem Erleiden und Kämpfen das Wort „Für Euch" ſteht.

M. A. Nexö hat aus ſeinem Erleben heraus dem däniſchen Volke den Roman „Pelle der Eroberer" geſchrieben. Nur ein Proletarierſchickſal mit all ſeinen Sorgen, Laſten, Hoffnungsloſigkeiten und Kämpfen. Und doch mehr als ein Einzelſchickſal. Die Geſchichte eines Menſchen, die zur Geſchichte eines Volkes wird. Die Entwicklung der ſozialiſtiſchen Idee und Bewegung in Dänemark ſpiegelt ſich in dieſem Buch. Aber nicht abſtrakt und doktrinär. Alle Theorie iſt in dieſem echten Kunſtwerk ganz Farbe, Leben, Stimme, ganz Menſchentum geworden, und wie ein heißer Strom geht durch das Buch die Liebe zum Volk, die Liebe zu allem Leidenden, Bedrückten, das Leitwort der neuen Zeit, die uns heute aufgehen will: Brüderlichkeit.

Das däniſche Volk hat dem Dichter ſeine Liebe gedankt. Unzählige däniſche Arbeiterkinder tragen heute den Namen Pelle, dem „Eroberer" ſeines Buches zu Ehren. Nexö iſt in Dänemark der geiſtige Repräſentant des Arbeiterſtandes geworden.

Er hat dieſes reiche und ſtarke, dieſes zukunftsfreudige Buch aber nicht nur ſeinem eigenen Volk geſchenkt, ſondern dem arbeitenden Volk der ganzen Welt. Seit 1912 beſitzen wir es in der deutſchen Überſetzung des Inſelverlages, ohne daß es in weiteren Kreiſen bekannt geworden wäre. Heute ſollten wir es leſen. Wir ſpüren darin, wie das Heute mit all ſeinem Werden, ſeinem ringenden Chaos und ſeiner Zukunftshoffnung aus der Not und glühenden Sehnſucht des Geſtern erwachſen iſt. Wir ſpüren, daß dieſes Heute eine zwingende innere Notwendigkeit der Menſchheitsgeſchichte iſt. Und wir lernen mit dem Dichterpropheten glauben an das Morgen, das hinter dem kämpfenden Heute aufſteigt. Lulu von Strauß und Torney

Der Wille zum Typus*

Wir ſtehen in einer Zeit der Organiſation. Organiſation und Normaliſierung — das ſind Schlagworte, die uns heute überall entgegenklingen. In den Kriegsorganiſationen auf der

* Elſe Meißner ſtellt ein Programm der Vereinheitlichung der Typen auf, das ſie in ihrem Buche: „Der Wille zum Typus, ein Fortſchritt deutſcher Kultur und Wirtſchaft" (Eugen Diederichs Verlag, Jena, broſch. M 3.—) ergänzt und zu einem Syſtem erweitert.

einen Seite, im Normenausſchuß der deutſchen Induſtrie auf der anderen Seite finden ſie ihre ſichtbarſte Verkörperung. Der ihnen innewohnende wirtſchaftliche Gedanke der Verbilligung und Vereinfachung des geſamten Wirtſchaftslebens entſpringt aus der Not der Zeit, die ſeine Verwirklichung erzwingt. Da gibt es kein Wollen oder Nichtwollen mehr. — Nur: gewinnen oder verlieren wir dabei, bringt uns die Vereinheitlichung eine Vertiefung oder eine Verödung unſeres Kulturlebens? Das iſt die Lebensfrage der deutſchen Kultur, die dabei aufſteigt.

Eine Verödung bringt ſie uns, wenn der wirtſchaftliche Gedanke der einzige bleibt, der die Bewegung leitet, wenn willkürlich hergeholte Normen dem Volke aufgezwungen werden. Eine Vertiefung aber kann dieſe Bewegung dann bringen, wenn aus der verwirrenden Vielheit der Erſcheinungen, die uns vor dem Kriege auf allen Gebieten entgegentrat, nur diejenigen erhalten bleiben, in denen ſich das beſte Wollen unſeres Volkes verkörpert, die für unſere Zeit und unſere Arbeit typiſch ſind. – Wir brauchen viele Kleinwohnungen nach dem Kriege und müſſen ihre Formen aus Sparſamkeitsgründen vereinheitlichen: nun wohl, ſorgen wir, daß die wenigen Formen, die wir behalten, der Nachwelt von unſerem Weſen ſprechen. — Wir können es uns nicht mehr leiſten, daß in jeder Fabrik alljährlich oder gar halbjährlich eine Unzahl von neuen Muſtern in Beleuchtungskörpern, in Waſchgeſchirren, in Kaffeekannen, Taſſen, Milchtöpfen, in Tiſchen, Stühlen, Schränken hergeſtellt werden. Die Kraft, die früher im Anpreiſen der vermeintlichen Vorteile all dieſer unzähligen Muſter, im Kampf um den Abſatz aufgezehrt wurde, dieſe Kraft muß jetzt aufbauender Arbeit zugewendet werden. Aber wir müſſen fordern, daß die wenigen Muſter, die beibehalten werden, Zeugnis ablegen von dem Beſten, was wir zu leiſten vermögen. — Die eiſerne Zeit, in der wir leben, verlangt von dem Einzelnen die Einordnung in das Große und Allgemeine: die Organiſation, der wir uns beugen müſſen, kann nicht alle kleinen Sonderwünſche berückſichtigen. Aber ſie kann der Ausdruck deſſen ſein, was für unſere Zeit, für unſer Volk, für unſer Streben charakteriſtiſch iſt. —

Der Wille zum Typus! Er muß geweckt werden und muß ſich durchſetzen allem nur-wirtſchaftlichen, nur-ſchematiſchen Denken, aber auch allem Überindividualismus und aller Eigenbrödelei gegenüber. Iſt erſt der Wille da, ſo wird ſich auch der Weg finden: Weiß der Käufer, was er will, dann iſt es dem Erzeuger ein Leichtes, ihm gerecht zu werden. — Iſt eine Volksklaſſe erſt zum klaren Bewußtſein ihrer Eigenart, zu typiſchen Lebensformen gelangt, ſo gehört kein Schöpfergeiſt mehr dazu, ihr die entſprechende Form der Organiſation zu geben. — Und endlich findet auch die Kunſt ihre höchſte Vollendung dann, wenn es dem Künſtler gelingt, aus dem Wirrwarr des Zufälligen und Individuellen das Allgemeine herauszuſchälen und es durch die künſtleriſche Form dem unmittelbaren Verſtändnis nahezubringen.

Elſe Meißner

Charles Péguy: „Aufſätze"

In der Reihe der Aktionsbücher der Äterniſten (Berlin-Wilmersdorf, 1918; Verlag „Die Aktion") erſchienen die „Aufſätze" von Charles Péguy, „einem Richter, dem Politik nicht mehr verſtändig geſchäftsmäßiger Beruf, ſondern ein Rauſchen des Blutes iſt". Wem Charles Péguy nicht nur ein Name iſt — der Name eines Helden, der im Weſten fiel —, wer einmal hier oder dort einen jener Aufſätze geleſen hat, die von tiefem, ſozialen Empfinden erfüllt ſind, wird mit Freude zu dieſem Buche greifen. Gibt es doch Zeugnis von dem Denken eines ſeltenen Menſchen, der die

„Cahiers de la Quinzaine", „Die Hefte", herausgab. (Romain Rollands Werke erſchienen auch zuerſt in den „Heften".) Wundervoll iſt aber auch ein jedes der „Hefte"! Péguy ſagt ſelbſt von ihnen: „Mein Leben gehört ganz den ‚Heften'. Aber ich habe neben mir — oder beſſer geſagt — es arbeitet an den ‚Heften' eine Reihe junger Leute mit ... Sie ſind keineswegs berühmt. Sie laufen dem Ruhme nicht nach. Doch ſie ſind ernſt. Und ſie haben die Tugend, welche in den modernen Zeiten am allerſeltenſten geworden iſt: die Treue ... Sie wiſſen, welche Kriſen, welche Nöte die ‚Hefte' ſeit fünf Jahren durchgemacht haben: nicht einer meiner Mitarbeiter hat mich im Stich gelaſſen. So etwas iſt mehr Wert als alles, was ich veröffentlicht habe. Es iſt zweifellos das erſte Mal ſeit dem Beginn der dritten Republik in Frankreich, daß ſo etwas vorkommt" (1905). Jene Jungen wußten den wohl zu ſchätzen, der ſie mit ſicherer Hand führte und ihnen die Wege wies. — So wollte Péguy ein Führer der Maſſen ſein, und ſeine Worte beſaßen die Wucht und Präziſion, um tief in die Maſſenſeele einzudringen.

Die „Aufſätze" zeigen den ſtarken Willen des Verfaſſers; immer forſchend und eindringlich greifen ſeine unaufhörlichen Fragen in das politiſche und religiöſe Denken der Menſchheit ein. Als Suchender und doch ſtets Hoffender ſteigt er die ſozialen Rangſtufen hinunter. In kurzen, feſten Strichen ohne jedes Beiwerk zeichnet er Perſönlichkeiten wie Zola, Renau, Clemenceau (im Anfang ſeiner politiſchen Laufbahn). Plaſtiſch, mit ſcharf aufgeſetzten Lichtern ſehen wir ſie vor uns. — Doch der ganze Adel dieſes Menſchen offenbart ſich in dem Aufſatz über Jaurès. Er verſucht, die durch politiſche Entwicklung zwiſchen Jaurès und ſich bedingte Trennung zu überbrücken. Um Treue und Freundſchaft kämpft er gegen innere Entfremdung, und dieſer Kampf hat etwas ſo Rührendes in ſeiner ſchlichten, geraden Wahrheit. Bis zum letzten Atemzug blieb Péguy ſich treu. Hannah Szabs

Neudruck der Septemberbibel

Am 4. Mai 1521 wurde Luther auf der Heimreiſe von Worms durch Reiter ſeines Fürſten nach der Wartburg in Sicherheit gebracht. Zehn Monate lebte er dort in der Waldſtille, atmete auf von den Stürmen des Reichstags und nun nahm er das Neue Teſtament vor und verdeutſchte es. In einem großen Zuge ſchrieb er das Ganze hin. Quellfriſch und rein brach eine neue Sprachkunſt heraus, die deutſche Proſa gebar ſich in dieſer lebendigen, innigen, klaren, ſtrömenden Seele zu freieſter Form. Im September 1522 erſchien dies Neue Teſtament Luthers und wird daher die „Septemberbibel" genannt. Sein ganzes Leben lang beſſerte Luther dann an jeder neuen Auflage, die Gewiſſenhaftigkeit des Gelehrten, die Treue des Theologen wollten einen möglichſt fehlerfreien Text herſtellen. Das war ja gewiß Luthers Pflicht. Aber manches wurde ſo auch ernüchtert, geſchliffen durch Kritik und Melanchthon-Geiſt. Der helle ſprudelnde Rhythmus des erſten Wurfes mußte hie und da geſtört werden.

Auch in Einzelheiten hat dieſe erſte Faſſung oft eine köſtliche Naivität und Friſche. So heißt es in unſerer heutigen Bibel Matth. 1, 18 von Joſef in bezug auf Maria: „ehe er ſie heimholte", die Septemberbibel ſchreibt: „ehe ſie miteinander zu Haus ſaßen". Das Spottwort der Kriegsknechte lautet heute Mark. 15, 18: „Gegrüßet ſeiſt du, der Juden König"; zuerſt ſchrieb Luther: „Gott grüß dich, lieber König der Juden." Sehr ſchön iſt auch die erſte Überſetzung der berühmten großen rhetoriſchen Hymne an die Liebe (1. Kor. 13), z. B. ſtatt des heutigen „die Liebe treibt nicht Mutwillen" ſteht reizend: „die Liebe ſchalket nicht". Ganz eng dem Wortfall

der Vorlage ſchließt ſich Luther an, wenn er Jeſus zum Teufel ſagen läßt: „Heb dich, Satan!“ ſpäter wurde das verdeutlicht durch: „Heb dich weg von mir, Satan!“ Auch in der Weihnachtsgeſchichte (Luk. 2) heißt es urſprünglich plaſtiſch-malend von Maria „die ging ſchwanger“, was dem Original weniger entſpricht als das jetzige einfache „die war ſchwanger“, aber wie paßt die Vorſtellung des ſchweren, mühſamen Ganges ſchwangerer Frauen ſo gut zu der ganzen Erzählung.

Es iſt daher ein trefflicher Gedanke, dieſen Urquell unſeres heutigen Proſadeutſches in einem Neudruck herauszubringen und jedem zugänglich zu machen. Der Furche-Verlag in Berlin hat das Werk verlegt (es koſtet M 25.—), den Druck leitete F. H. Ehmcke, deſſen Schwabachertype auch verwendet wurde. Das Buch hat ſo ganz den alten friſchen Hauch behalten, ein Kunſtwerk und feines Geſchenk, ein ewiges Denkmal unſeres Weſens.

Denn wo ruht das Weſen reiner als in der Mutterſprache! Dieſe köſtliche, klare Milch tranken alle unſere Dichter und Denker. Das Lutherdeutſch ging ihnen ſo von Kindheit an über in Blut und Mark; ſie wuchſen heran unter der Zucht dieſer hellen, ſchlichten, gewaltigen Worte.

Unſere großen Dichter und Denker? Ja, alle. Unſer deutſches Volk? Nein, leider nur ein Teil von ihm. Ich weiß nicht, ob man ſchon ſo recht empfunden hat, welche einzigartige Tragik in dieſer Feſtſtellung liegt. Sehen wir hier von allem Dogmenſtreit ab: die größte Schöpfertat deutſcher Sprache wird einem beträchtlichen Teile des deutſchen Volkes ferngehalten. Nie iſt etwas Ähnliches in einem anderen Volke geſchehen. Deutſchland iſt an der geiſtigen Wurzel entzweigeſchnitten. Millionen deutſcher Kinder erziehen ſich nicht an der Lutherſprache. Das grundlegende deutſche Sprachgenie bleibt ihnen unbekannt.

Aber nie hat ſich ſchneller und furchtbarer eine Sünde gegen den heiligen Geiſt des bildenden Wortes gerächt. Es kamen die großen deutſchen Dichter: Brockes, Klopſtock, Leſſing, Wieland, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, Hölderlin: lauter Proteſtanten. Es kamen die großen deutſchen Denker: Böhme, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel: lauter Proteſtanten. Sie alle eint der Muttergeiſt des lutheriſchen Wortes.

Und darum klingt doch auch beim Leſen dieſer Septemberbibel neben Dankbarkeit und Freude ein leiſer Unterton mit von Wehmut und Schmerz.

Rudolf von Delius

Hans Thoma der Dichter

Wollte einmal ein Freund der Kunſt in ſeiner Bücherei alle die Bücher zuſammenſtellen, die von deutſchen Künſtlern des Mittelalters und der Neuzeit geſchrieben worden ſind, er würde eine eigenartige Sammlung ſchaffen. Er würde die Bände in „Kunſttheorie“, „Kunſtlehre“, „Technik“, „Pamphlete“, „Lebenserinnerungen“, „Aufzeichnungen“, „Bekenntniſſe“ und „Dichtungen“ zu ordnen haben und hätte ſo eine Arbeit geleiſtet, die noch in keiner deutſchen Bibliothek vollſtändig als Sammlung zu finden iſt. Nun kennt man ja wohl den Wert, den alle dieſe Schriften als Quellen für eine Kunſt- und Kulturgeſchichte haben und weiß auch die literariſchen Kunſtwerke der Dichter unter den Malern und Bildhauern zu ſchätzen, doch fehlt noch der rechte Genuß und Gebrauch.

Von allen dieſen Büchern gehören neben die herrlichen Lebenserinnerungen von W. v. Kügelgen, L. Richter, L. E. Grimm, F. Wasmann und Luiſe Seidler vor allem die Schriften Hans Thomas in jedes gute deutſche Haus.

Thomas Wert und Weſen als Meiſter der Malerei und Graphik, als „Dialektmaler“ der deutſchen Seele, iſt ja längſt anerkannt, doch hat man, wie mir ſcheint, den Schriftſteller vergeſſen, der als Dichter ſeine Erlebniſſe, Bekenntniſſe und Lehren in wundervolle Worte geſtalten konnte. Noch immer ſcheint man bei uns nicht ganz zu verſtehen, was es heißt, den einzigen wahrhaft deutſchen Künſtler, der das große Erbe des Mittelalters noch verwaltet, als Mitbürger, Landsmann und Zeitgenoſſen in Stadt und Land zu beherbergen. Das Licht der Sterne braucht allerdings lange genug, bis es von den ſterblichen Augen erkannt wird. Es muß vielleicht erſt ganz Nacht geworden ſein. Und die Nacht iſt hoffentlich noch ferne. Mag es manchem auch vermeſſen ſcheinen, wenn ich einen ſo ſichtbaren Stern zu deuten verſuche, ſo ſehe ich doch überall um mich her, wie nötig es iſt, da die Begriffe der Kunſt, deutſcher Kunſt und Art, ebenſo verworren ſind, wie die der Weltanſchauung, der Philoſophie und Religion. Nach Goethes Lehre die Menſchen ſo zu behandeln, als ob ſie wären, wie ſie ſein ſollten — dies iſt ja wohl die Weisheit der Sterndeuter und Menſchenfreunde. Darum ſeien im folgenden die Schriften, die uns Hans Thoma als Menſch und Dichter geſchenkt hat, beſprochen und gedeutet.

Thomas Werk, das ſich heute ſchon in dem Sammelbande der „Klaſſiker der Kunſt“* ſtaunend überblicken läßt, iſt in ſeinem großen runden Werdegange ein ſo reifes und folgerichtiges Ganzes, wie es ſelten einem Künſtler werden durfte. Ihm, der ſich immer durch Kampf und Ungunſt treu blieb, iſt auch der Genius treu geblieben, der uns noch heute beſchenkt und beglückt. Geiſt und Art finden wir in dem Mikrokosmos ſeiner Schriften ebenſo wie in dem Makrokosmos ſeiner Kunſtwerke geſtaltet, weſentlich und wahrhaft deutſch. Immer iſt es die gleiche Fülle ſeines Weſens, die ihm Zeichnung und Bild, Schrift und Vers, männlich, eigen und deutſch durchglüht und durchformt, immer iſt es die gleiche Mitte, die alles durchſtrahlt und belebt. Wer jemals Grünewald oder Dürer, Runge oder Friedrich, Richter oder Schwind als die Söhne einer Heimat, als die Prieſter eines Gottes erkannt hat, weiß, daß auch Thoma einer dieſer großen Meiſter iſt, die wie Geſtalten der Volksſage fortleben. Alle ſind ſie aus dem Volke und mit dem Volke erwachſen und haben das Geheimnis des Blutes in ſich, das Kunſt und Leben, Traum und Glauben geſtaltet und ausdeutet bis ins Wunderbare der Poeſie. Alle ſind ſie Dichter und und Träumer, Greiſe und Kinder in einem, die unbewußt wie im Spiele den Stein der Weiſen finden. Der iſt immer derſelbe! Er iſt klein und herzförmig, leuchtend wie Blut in Gold, und trägt die Zauberzeichen des Gottes, der Welt, des Volkes und des eigenen Namens. Sein Schimmer leuchtet für den, der ſehen darf, auch in den Büchern und Heften Hans Thomas. Wollen wir nun dieſe Schriften ordnen, ſo werden wir mit der zeitlichen auch die ſachliche Folge wahren, iſt auch alles aus dieſer Feder „eine große Konfeſſion“.

In dem Sammelbande, der „im Herbſte des Lebens“** erſt 1909 erſchien, iſt das Mannigfache beiſammen, was der Meiſter bis dahin öffentlich und insgeheim, gelegentlich und insbeſondere geſchrieben hatte. Neben ſeinen köſtlichen Jugend- und Lebenserinnerungen finden wir Aufſätze über die ſüddeutſche Heimat, über Kunſtleben, Kunſtkritik, Kunſtlehre und Technik, Betrachtungen, Rundfragen — Antworten, Reden, ſchließlich Gedichte, Verſe und Sprüche. Die gleiche heitere Anmut,

* Thoma. Des Meiſters Gemälde in 874 Abbildungen. Herausgegeben von Henry Thode. Stuttgart, Leipzig 1909. Klaſſiker der Kunſt XV. ** Im Herbſte des Lebens. Geſammelte Erinnerungsblätter von Hans Thoma. München 1909.

ſichere Wortkraft, gelaſſene Klarheit, findet ſich in allem, Fülle und Poeſie einer Seele, die Erinnerung und Gegenwart, Wiſſen und Wollen, verſchönt und veredelt. Und obwohl er beſcheiden abwehrt: „Will nicht Dichter ſein, das liegt mir fern. In Sprach und Spruch nur ſpiel ich mit den Worten gern“, erweiſt ſich doch überall der wahre Dichter, der gerade, weil er es nicht will, Dichter ſein muß. Denn Dichten heißt doch nicht gleichfüßige Vierzeiler reimen oder fertige Versmaße mit Worten füllen, Dichten heißt doch ſeine Seele zu Zeichen werden laſſen, mit oder ohne Reim, ohne Wiſſen und Bedacht, Dichten heißt doch mit ſeinem Engel ringen bis er Segen des Wortes wird! Dieſer Herbſt des Lebens hat goldene Blätter zuſammengeweht. — Alte Pläne, die er mit dem feinſinnigen Bayersdorfer einſtens in München zuſammen hegte, die einer Neuausgabe von Dürers Schriften (über Meſſung und von menſchlicher Proportion) galten, regten Thoma immer wieder zu Hinweis und Aufruf an, bis ſchließlich ſeine Mahnung die alte Erbſchaft zur Auslöſung brachte. Alfred Pelzer gab 1909 Albrecht Dürers Unterweiſung der Meſſung mit Thomas Einleitung neu heraus* und bereicherte ſo die Bücherei der Akademie wie der Kunſtfreunde. Thomas Bekenntnis zu Dürers Art und Weſen, Kunſt und Praktik, beſtätigt immer wieder die Weſensverwandtſchaft mit dem großen Deutſchen, der wie er Künſtler und Dichter in Farbe, Linie und Wort war. Wer Maß und Ordnung in Welt und Werk, in Sein und Sinn ſuchen und ſehen will, wird immer wieder von Kunſt zu Religion, vom Schaffen zur Schöpfung, von Welt zu Gott aufſtreben. Ihm wird Einfalt, Ehrfurcht und Andacht im Werke wie im Gebete nicht fehlen, ihm wird die Kunſt jener goldene Kelch ſein, aus dem das Volk im Hauſe Gottes Blut und Leben trinkt. „Die Kunſt iſt ja nur ein Inſtrument, wie kann denn ein Inſtrument der Zweck ſeyn?“ Dieſe Worte des Malers Runge könnten wohl von Thoma ſtammen, der am Ende des 19. Jahrhunderts, wie jener am Anfange, der größte deutſche Künſtler war. Runges Schriften gehören ja auch zu den ſchönſten Erlebniſſen, die es im Bereiche deutſchen Geiſtes, deutſcher Kunſt und Religion gibt. Solchen Geiſtern ſchließt ſich dieſe zerſplitterte Welt noch einmal zum ganzen Runde. Ihnen iſt Erde und Sternenhimmel ein vertrauter Garten, in dem man dankbar und kindlich zu Gaſte iſt. Das Sternenjahr wie das Kirchenjahr ſchließt ſeinen magiſchen Kreis um die menſchliche Mitte. Eine fromme Aſtrologie, ein chriſtlicher Aberglaube durchwaltet die große Sphära und umſpielt die goldene Ordnung des bäuerlichen „immerwährenden Kalenders“, der 1911 erſchien.** Hier läßt ſich am beſten erweiſen, wie Thoma als der Letzte des alten Geſchlechtes noch einmal die mittelalterliche Welt belebt, die in den köſtlichen Kalendarien und Hausbüchern Himmel und Erde, Planeten und Planetenkinder, Jahresgötterwelt und chriſtliche Paſſion zu einem großen Ganzen dichtet. Den „Gebildeten“ fehlt zu ſehr der echte naive Sinn, um das phantaſtiſche Schnörkelwerk in Schrift und Zeichnung, in Vers und Spruch ganz zu genießen und die bildliche Einheit einer ſolchen Handſchrift zu preiſen. Doch ſollte jenen gerade vor dieſen Blättern klar werden, warum die deutſche Schrift, wie die Frakturletter, unſerem Weſen ſo ganz entſpricht, mögen auch Antiquare und Schreibfederfabrikanten immer wieder das Gegenteil behaupten! Thomas Handſchrift, Zeichnung und Vers iſt eben deutſche Schrift, alſo Weſensausdruck, nicht „ſchöne“ Form. In dieſen ſpieleriſchen ahndungsvollen Verſen lebt

* Albrecht Dürers Unterweiſung der Meſſung. Herausgegeben von Alfred Pelzer. Auf Veranlaſſung und mit einem Vorwort von Hans Thoma. München 1909.
** Chronos. Immerwährender Bilderkalender von Hans Thoma. Karlsruhe 1911.

ein Dichter, der wie Sachs oder Hebel die Sprache seines Blutes traumwandlerisch beschwört. Hebels tiefsinnige Bauernweisheit findet hier ihren einzigen wahren Erben. Thomas alter Traum, das christliche Jahr der Jahr- und Tageszeiten, des Monatskreises, der Tierkreis- und Planetenzeichen, in symbolischer Verbindung mit den kirchlichen Festen der Passion in einem Raumganzen darzustellen, hatte sich 1909 in jener Galleriekapelle erfüllt, die noch heute, unverstanden, die alten Karlsruher von Anno 1869 kopfschütteln sieht. Doch scheint Hänschen schon zu wissen, was Hans nimmermehr lernt — und Meister Hans lächelt dazu. Diesen Kapellenkreis, den einzigen im neuen Deutschland, brachte der Festkalender 1914 mit erklärenden Versen, die wieder alle Kraft und Fülle naiver Dichtung haben.* Das Sentimentale, das in Deutschland so oft dem hellenisch-klassischen oder dem altdeutsch-nazarenischen Elemente zustrebte, fehlt dem ganz, der seine eigene uralte Welt in Seele und Heimat gefunden hat. — Dem Alter, das soviel Weisheit und Liebe fand, scheint das Leben in Wohl und Wehe, Licht und Dunkel, Hier und Dort trotz inniger Gewißheit voll Möglichkeit zu sein. Die stürmische Einseitigkeit der Jugend läutert sich zu stoischer Gelassenheit, zu wägender Milde, die von stiller Höhe Leben und Welt überschaut. Unparteilich deutet der Weise immer wieder auf das Eine und Letzte, das Immergültige, das, wie in Lessings orientalischem Nathanmärchen, die streitenden Brüder auf den Vater, die gleichen Ringe auf den gütigen Geber, die Kirchen auf das Göttliche verweist. Der wahre Greis ist immer Nathan der Weise! Solche Weisheit finden wir nun in den letzten Schriften Thomas in edle Gleichnisse verdichtet. „Allerlei Möglichkeiten" nannte er seine Betrachtungen, die er 1917 herausgab.** Entschiedener aber als Dichtung und Bekenntnis liegen nun als ein Ganzes die beiden Hefte vor uns, die unter den Titeln „Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele"*** und „Seeligkeit nach Wirrwahns Zeit"† 1917 und 1918 bei Diederichs in Jena erschienen. Der reine Frakturdruck und der zeichnerische Schmuck entsprechen dem edlen Sinn, der diese Bekenntnisdichtung schaffen konnte, die zum Wertvollsten gehört, was während dieser Kriegszeit in deutscher Art nnd Sprache erschienen ist. Aus dem Chaos der kriegerischen Welt weist das Gewissen der lebendigen Seele auf die ewige Weltseele, in ein Christentum voll Friede, Ruhe und Gottvertrauen. Die Christophoruslegende wird das Gleichnis jeder Seele, die Gott erkennt und Jesum in sich trägt. Das Gebet, das alte Vaterunser, wird Trost und gläubiges Bekenntnis der Seele. Wer solch herrliche, rhythmische Prosa schreibt, die zuweilen in höchste Poesie übergeht, wer solche Gleichnisse schöpferisch gestaltet (besonders Kapitel 10 und 12), der ist trotz aller dynamischen, aktivistischen und expressionistischen Lyrik unserer heutigen Jugend in jenem alten Sinne ein deutscher Dichter, wie Luther, Runge oder Nietzsche auch. Das letzte Heft (zweiter Teil) deutet noch einmal des Daseins Rätsel aus Kinderseele, Traum und Tod. Die Heimat der Seele wird mit letzten Worten und Symbolen in Gott empfunden, Jesus wird als das Bild der Seele, dem Historischen enthoben, eine symbolische Offenbarung, die Bibel als die Geschichte der Seele erkannt, alle Religionen werden im „Versgestammel" als die

* Festkalender von Hans Thoma. E. A. Seemann. Leipzig 1914. ** Hans Thoma. Allerlei Möglichkeiten. Blätter zur Pflege überparteilich religiösen Lebens. Herausgegeben von Karl Anton. 1. 2. Heft. Darmstadt 1917. *** Hans Thoma, Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele. 13. Tausend. Kart. M 2.—. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1917. † Hans Thoma, Seeligkeit nach Wirrwahns Zeit. Der „Zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternden Seele" zweiter Teil. 10. Tausend. kart. M 2.—. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1918.

eine Kirche „für Gottes heiliges Wehen“ geprieſen. Als letztes Siegeslicht winkt der Seeligkeit nach Wirrwahns Zeit des Kreuzes Zeichen, wie es uns Caſpar David Friedrich in ſeinem Altarbilde unvergeßlich gemalt hat, Friedrich, der vor hundert Jahren der deutſche Thoma war.*

Dieſe Weisheit, wie ſie uns in den Schriften Thomas als Letztes und Höchſtes erſcheint, was der Menſch dem Menſchen zu ſagen hat, innig wahr und deutſch in Geiſt und Form, will uns wie der ferne Vollmond mit lichter Fülle überfluten. Unten freilich murmeln die Waſſer und die Bäume rauſchen im Dunkel der Welt, aber oben hat ſich ſchon ſelige Stille gerundet in himmliſcher Höhe. Thomas letztes Vollmondbild iſt das ſchönſte Gleichnis ſeines menſchlichen Lebens! Kurt Karl Eberlein

Das Hakenkreuz, ein altes, neuerwachtes Symbol

In der heutigen Zeit begegnet man ſehr häufig einem Symbol, einem Zeichen, ähnlich dem chriſtlichen Kreuze, nur mit vier kleinen Armen verſehen, die rechtwinklig zu den großen Kreuzesarmen ſtehen. Man nennt es, ſeinem Ausſehen gemäß Hakenkreuz 卐, auch Swaſtika. Dieſes Zeichen iſt gegenwärtig beſonders auf Zeitſchriften, Briefumſchlägen, auch Schmuckſachen zu finden, die in enger Beziehung zu germaniſchen Verbänden, deutſch-religiöſen Gemeinden und allen ſolchen Vereinen ſtehen, die das Deutſchtum betonen und zu finden ſuchen.

Was iſt die Erklärung für dieſes Symbol, woher kommt es und was ſagt es uns?

Das Hakenkreuz iſt ein vorwiegend ariſches Sinnbild und findet ſich in allen ariſchen Ländern auf Graburnen, Altären, Opfergeräten und als Attribut eines Gottes, auf Bildern und Münzen, Schmuckſtücken und Waffen als Amulett, ſogar auf Spinnrädern und häuslichen Geräten. Sein häufiges Auftreten lenkte die Aufmerkſamkeit auf ſich und regte zu weiteren Forſchungen an. Als älteſten Fund bezeichnet man den Hakenkreuz-Fund auf Hiſſarlik, wo das Kreuz auf dem Leibe eines Götterbildes ſich vorfand. (Die Trojaner waren ja ariſcher Abſtammung.) In Thrakien prangte das Hakenkreuz auf Goldmünzen neben oder unter dem Sonnenwagen des Helios. Weiter fand ſich das Symbol auf einer ſchleſiſchen Tonſchale, auf Spangen aus der Schweiz, auch auf Gewandnadeln, die an Größe und Selbſtändigkeit alle übrigen Funde überragten und für prieſterliche Abzeichen erkannt wurden. In nicht-ariſchen Ländern, wie China und Japan, hat man das Hakenkreuz gar nicht gefunden oder ſo, daß Übertragung durch Arier nachgewieſen werden konnte. Im ariſchen Indien dagegen genoß das Swaſtika hohe Verehrung; es iſt u. a. mehrmals auf den ſogenannten „Fußtapfen Buddhas“ gemeißelt. Nach alledem ſieht man, daß dem Hakenkreuze eine große Bedeutung und Verehrung zukam.

Was bedeutet es nun?

Einige Forſcher erklären ſeine Geſtalt aus einer Zuſammenſetzung von Pali-Buchſtaben, die „Swaſtika“, d. h. Drehfeuerzeug, bedeuten und ſehen die Erklärung des Wortes in der ſcheinbar kreiſenden Bewegung des Hakenkreuzes enthalten. Als heiliges Werkzeug genoß das Swaſtika höchſte Verehrung. Andererſeits iſt es das Segenszeichen, das den Buddhiſten auf die Stirn gezeichnet wurde. Auf einigen Funden ſind zwiſchen den Schenkeln des Hakenkreuzes je vier Buckel ſichtbar: 卐 und man deutet dieſe als die vier Nägel, die das Swaſtika, das Drehfeuerzeug, in

* Der ſtille Garten. Deutſche Maler der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Karl Robert, Langewieſche, Königſtein im Taunus, 1908. Tafel 17.

ſeiner Lage feſthielten. Das Feuer wurde entzündet mit einem Holzquirl, dem ſogenannten „Pramantha“, der in den Mittelpunkt des Kreuzes geſetzt und ſo lang herumgewirbelt wurde, bis das warme Holz Funken gab, mit denen man das heilige Opferfeuer entzündete. Dies ſcheint auch die richtige Deutung des Hakenkreuzes zu ſein, wenn man ſich der indiſchen Mythe erinnert, nach welcher der Feuergott Agni in der Radwiege geboren ward, ſo wie das Opferfeuer aus dem Swaſtika geboren wird. —

Verſchiedene Hiſtoriker ſind der andern Anſicht, daß das Hakenkreuz ein Symbol des Sonnengottes ſei und faßten es als Sonnenrad auf, da es ſich auch manchmal mit gerundeten Schenkeln vorfindet: ⍏. Dabei dachten ſie des gewöhnlichen Sonnenſymbols, des Kreuzes im Kreis, ähnlich einem Wagenrade: ⊕. Sie beriefen ſich auf das häufige Vorkommen des Hakenkreuzes auf Münzen neben dem Wagen des Sonnengottes oder auf Bildern des Sonnengottes. Dann findet ſich das Zeichen auch als ſogenannte „Thriskele“, wo die Kreuze zu laufenden Beinen, fliegenden Adlern oder ſpringenden Löwen — alles Wahrzeichen des Sonnengottes — wurden. In dieſer Form trifft man es auf Münzen aus Pamphylien, Piſidien und Iſaurien, die dem fünften Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung entſtammen. Den ſemitiſchen Phönikern, die das Zeichen von den Ariern übernommen hatten, war es ein Symbol Baals, des Himmels- und Sonnengottes; ſie brachten es nach Spanien. Bei den Griechen trifft man es häufig auf Münzen in Verbindung mit Helios. Aber auch die Germanen kannten das Hakenkreuz als heiliges Zeichen Odins, der zu einer gewiſſen Zeit die Natur auch des Sonnengottes in ſich vereinigte. Das erklärt ſich aus manchen Münzen, wo die Thriskele Pferdeköpfe trug und unter ihr Helm und Schwert, die Zeichen Odins, ſich befanden.

Jedenfalls iſt die Deutung des Hakenkreuzes als Feuerzeug und Symbol des Feuergottes die urſprünglichere, wie ja auch der Feuerkult der Sonnenverehrung voranging. So iſt alſo das einfache gradſchenkelige Hakenkreuz das ältere und die Deutung des Symbols als Wahrzeichen des Sonnengottes, und die Umgeſtaltung des Kreuzes zu Sonnenrad und Thriskele daraus hervorgegangen.

Als Heimat des Hakenkreuzes wird gewöhnlich Thrakien bezeichnet; jedoch iſt ſein Daſein und ſeine Verehrung bis in den höchſten Norden hinauf nachweisbar. In Litauen verehrte man einen Gott mit Namen Sweiſtiks (alſo Swaſtika!), dem auch Wenden und Polen huldigten. Er war der Feuer-, Zauber- und Heilgott.

Das iſt in Kürze die Geſchichte des Hakenkreuzes, wie ſie Krauſe in ſeinem „Thuiskoland“ dargelegt hat. Es iſt eines der älteſten, verbreitetſten Symbole neben dem chriſtlichen Kreuze, das auch urſprünglich ein Zeichen des Feuer- und Sonnengottes war. Daher der Strahlenkranz Chriſti am Schnittpunkt der Arme, weil da die Stelle war, wo die Flamme herausſchlug.

Es iſt ſicher kein bloßer Zufall, daß das Hakenkreuz gerade in unſeren Tagen ſo viel Verbreitung und Anerkennung findet, beſonders in den deutſch-völkiſchen und ihre germaniſche Herkunft betonenden Kreiſen, bei allen denen, die, vom Chriſtentum unbefriedigt, Halt und neues Leben in der alten urwüchſigen Weltanſchauung unſerer Vorfahren ſuchen, kein Zufall auch, daß das Hakenkreuz zum chriſtlichen Kreuz in Gegenſatze ſteht, eines der älteſten Symbole gegen ſein Bruderzeichen. Und es iſt ſicher auch nicht ohne Bedeutung, daß alle, die ſich vom dualiſtiſchen Gott des Chriſtentumes abgewendet haben, gewollt oder ungewollt, mit oder ohne Abſicht, ſich alle wiederfinden in dem Glauben an den all-einen innerweltlichen Gott, den ſchon die Myſtiker verkündigt haben. Dieſe Bewegung zu einer umfaſſenderen, inner-

licheren, kraftvoll-neuen Religion iſt in den letzten Jahren immer lebendiger und einheitlicher geworden, und ihre einzelnen Vertreter ſtimmen in ihren Grundanſichten ganz augenfällig überein, trotzdem meiſt keine Verbindung unter ihnen beſteht. Da ſind einige Gemeinden, die mehr den germaniſchen Urſprung betonen, wie die deutſch-religiöſen oder germaniſchen Gemeinden; und andere, die mehr das Religiöſe herausheben, wie die freireligiöſen Gemeinden. Die einen leiden an allzu großer und gewollter Rückkehr zum Germaniſchen, wodurch vieles geſucht und künſtlich aufgearbeitet wirkt, darin nun der myſtiſche Gottgedanke hineingeſchachtelt wird; die anderen haben den Nachteil, zu unbeſtimmt zu ſein und ihrer Weltanſchauung keinen genügenden Hintergrund zu geben. Aber beide finden ſich darin wieder, daß ſie, vom Chriſtentume abgewandt, den neuen wahren Gott in der Welt ſelber und im Menſchen ſuchen und das Leben hier auf der Erde ſchon zum göttlichen Heilsorte machen, nicht erſt auf ein Jenſeits hoffen, alſo ſich zu einer ausgeſprochenen Diesſeitsreligion bekennen. Sollte nicht eine Vereinigung beider Parteien möglich ſein, da eine Weltanſchauung die Ergänzung der andern iſt? Und könnte dieſe Vereinigung nicht unter dem alt-heiligen Symbol des Hakenkreuzes geſchehen? Wie die Chriſten freudig zu ihrem Kreuzeszeichen ſchwören, ſo ſollten auch wir alle, die wir uns zu der neuen Religion bekennen, uns zuſammenfinden unter dem gemeinſamen Zeichen des Hakenkreuzes. Wie viele, die bis jetzt noch zaudern und nichts von unſern freien Gemeinden wiſſen, würden dann erſt aufmerkſam werden; und auch für die Glieder einer ſolchen Gemeinde wäre ein Sinnbild ein ſtärkendes, erhebendes Zeichen. Die freien Gemeinden — wie ich ſie allgemein zum Unterſchiede vom Chriſtentum nenne — ſind bis jetzt aller Orten verſtreut, eine kleine zerſplitterte Schar, die mutig und ſelbſtbewußt ihren Weg geht. Wie würden ſie erſt erſtarken, aufleben und blühen, wenn eine Einigung unter den verſchiedenen, im Grunde weſensgleichen Parteien ſtattfände und ſie zum Symbol das jetzt ſchon beliebte alte Hakenkreuz annähmen! Es würde ſicher eine begeiſterte, tatenfrohe und glaubensſtarke, große Gemeinde werden, die es wagen darf, das Hakenkreuz dem chriſtlichen Kreuze entgegenzuſtellen.

Was für eine Bedeutung kann aber das alte Feuerzeichen für uns Neu-Gläubigen haben? Wie kann ein uralter Feuerentzünder uns Symbol ſein?

Die neugläubigen Gemeinden lehnen alle ihren Gottgedanken an die deutſche Myſtik an, beſonders an Meiſter Eckeharts Gottesbegriff. Spricht aber nicht Eckehart immer von dem „Seelengrunde“, dem „Fünklein“, aus der alle ſchöpferiſche Kraft entſpringt? Spricht er nicht immer von der Tiefe unſrer Seele, in welcher Menſch und Gott miteinander verbunden ſind und eins werden, wo Gott aus dem Innerſten in uns, darin er Wohnung hat, uns mit Kraft erfüllt, daß wir ſchöpferiſch werden und ſeinen Willen tun? Der tiefſte Grund der Seele, darin Gott ſeinen Sitz hat und den Menſchen zu kraftvollen Taten entflammt, gleicht er nicht dem Mittelpunkte des Hakenkreuzes, in den der Quirlſtab geſetzt wird und daraus das Fünklein entſpringt, durch welches das heilige Opferfeuer entflammt wird? Iſt da nicht auch der Sitz einer geheimen Kraft — die Wiege Agnis, wie die Inder meinten —, der wunderbaren Kraft, die, in lodernden Gluten aufflammend, den Menſchen Segen bringt, der Punkt, wo die Schöpferkraft des Fünkleins herausbricht zu heller Flamme? Erinnere dich der heiligen Kraft in dir, heißt das Gebot des freien neuen Glaubens, werde inne, daß tief in deinem Inneren das Fünklein Gottes ſchlummert und ſich nach Entfaltung, nach Erhaltung ſehnt! Laß das Göttliche aus dir herausleuchten als heilige ſegnende Flamme, aus dir, dem Träger des Lichts, der ſeines In-

halts bewußt ward! Darum kann uns das Hakenkreuz, wie kein anderes Zeichen, mahnen und zurufen, die heilige Flamme in uns zu entzünden, daß wir Opferfreude des Höchſten werden. Feuerträger, Wiege des lodernden Gottes, war das Zeichen bei den uralt-vergeſſenen Völkern. Wir Nachkommen, wir zuverſichtlich-frohen Gottſucher, ſollen ebenſo Feuerträger ſein, Wiegen bereiten in unſerm gläubigen Herzen für den allgegenwärtigen All-Einen! Und betrachten wir das Hakenkreuz als Sonnenzeichen, ſo mahnt es uns, Sonne und Frohmut in uns zu wecken durch den Glauben an die göttliche Kraft in uns und außer uns, mahnt uns, ſonnige, tatenfrohe Menſchen zu werden, die höheren Zwecken ſich weihten, um den Willen Gottes zu verwirklichen durch ſegenbringende Taten, uns und der Menſchheit zum Heile. Ein heiliges Zeichen war den ariſchen Völkern das Hakenkreuz, und ſie zollten ihm hohe Verehrung: denn durch die Erfindung des eigenen, ſelbſt zu bereitenden Feuers, dem Helfer und Wärmer und Leuchter der Urvölker, war ihnen Segen zuteil geworden und Macht gegeben, die von entſcheidender Bedeutung für die ganze nachfolgende Menſchheit war. Und denken wir an das Hakenkreuz als Sonnenzeichen, mit dem Lichtrade verbunden, ſo hängt damit die Erfindung des Rades, des Wagens zuſammen, des Wagens, mit dem die Arier fähig waren, die Länder zu durchſtreifen, mit dem ſie nach Indien einwanderten! So iſt das Hakenkreuz auch ein Symbol der aufſteigenden Kultur, der Entwicklung, und es mahnt uns, in dem Sinne an der Entwicklung der Menſchheit teilzunehmen, zu arbeiten an großen Zielen, die dem Wohle des Ganzen dienen.

Wieviel vermag uns dies Bundeszeichen in ſeiner einfachen, edlen Form zu ſagen! Es iſt ein glücklicher Zufall, daß die deutſch-völkiſchen Gemeinden ſchon lange gerade dieſes vielſagende Zeichen zu ihrem Symbol erwählten. Leider trifft man es allzu häufig in der umgekehrten, falſchen Form an, daß nämlich die Haken nicht nach rechts, ſondern nach links weiſen: 卐. In dieſer Form hat das Symbol die Bedeutung des abſteigenden Lebens, des Todes, da ſeine Drehung dem Uhrzeiger entgegengeſetzt und auch dem Laufe der Sonnenbahn widerſprechend iſt. So iſt es ein Todeszeichen, während es im anderen Falle das Lebenszeichen iſt. Darauf iſt bis jetzt zu wenig Wert gelegt, auch iſt das Symbol vielfach verkehrt gedeutet worden. Sicher iſt, daß das Hakenkreuz ein uralt-heiliges ariſches Wahrzeichen des Feuergottes und ſpäter des Lichtgottes war und dem chriſtlichen Kreuze als Gegenſymbol würdig zur Seite ſtehen kann.

Aber auch in Beziehung auf die einzelnen Jahreszeiten hat das Swaſtika eine große Bedeutung. Das germaniſche Jul(Rad)feſt iſt ein Feſt des Feuers. Alle Sonnenfeſte ſind Feſte des rollenden, glühenden Rades und können durch das Hakenkreuz verſinnbildlicht werden. Alle Feſte ſind entweder Freuden- oder Trauerfeſte und erhalten durch die eine oder die andere Kreuzform ihren Ausdruck. Mit einem Worte: Das Swaſtika iſt, wie kein anderes Zeichen geſchaffen, ein ausreichendes, einfaches, aber weitgehendes Symbol des neuen Glaubens zu werden, ein Symbol, deſſen ſich kein Träger zu ſchämen braucht, ein Erkennungszeichen allen, die gleichen Glaubens ſind, ein Siegeszeichen des neuen innerweltlichen Gottes. Mag das chriſtliche Kreuz von allen Kirchen weit in das Land hinausfunkeln: wir richten ein anderes Kreuz auf und ſammeln unter dem alten Heilszeichen Kämpfer zum Streite für den geiſtigen Gott, der die Welt beſeelt. Unter dem alt-ariſchen, bedeutungsvollen Hakenkreuz vollziehe ſich die Vereinigung aller derer, die vom kirchlichen Zwange ſich freigemacht haben und bisher, verſtreut und verloren, haltlos in der

Welt ſtanden! Bedeutungsvoll werde für uns das heilige Zeichen, bedeutungsvoll hoffentlich für die Menſchheit ſeine Wiedererweckung aus tauſendjährigem Schlafe zu neuer ſiegvoller Kraft. Über den Häuptern einer freien kraftvollen Gemeinde ſoll es ſchwingen und ſingen den alten Siegesſang: „In maiorem gloriam dei nostri!“ („Zur höheren Ehre unſeres Gottes!“)

In dieſem Sinne dürften auch alle Bedenken der Freireligiöſen und Freidenker gegen ein ſolches ausgeſprochen germaniſches Zeichen wegfallen, da das Hakenkreuz ein uralt-heiliges Symbol iſt und eine viel tiefere als bloß völkiſche Bedeutung hat. Im Gegenteil, wir können den germaniſch-völkiſchen Gemeinden dankbar ſein, daß ſie ein vergeſſenes Symbol zu neuem Leben erweckten und zu ihrem Zeichen machten. Möge es auch unſer aller Zeichen werden! Ilſe Alma Drews

Vom Körpergefühl Aus dem Wirrwarr der in unſerer Zeit ſich regenden neuen Kräfte, Vorboten einer neuen Weltzeit, hebt immer deutlicher eine Linie ſich heraus: das Verlangen der Menſchen, ein wirkliches lebendiges Verhältnis zu ihrem Körper, ihrem Leib zu bekommen. Der von unten her zu dieſem Ziele treibenden Kraft, wie ſie aus allen Erſcheinungen der Jugendbewegung ſpricht (Guſtav Wyneken war der erſte, der das richtige ſah; vgl. „Freie Schulgemeinde“, Jahrg. VI, Heft 1/2) kommt von oben die Arbeit einzelner entgegen, die an der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung und an dem Ausbau eines Bildungsplanes zur Erfaſſung und Reinigung der noch unklar ſich äußernden Anfänge arbeiten. All das geſchieht in der Stille, fern von aller Öffentlichkeit. Auch an den Stellen, wo beide Linien, die von oben und unten, ſich getroffen haben, bei den Gruppen jugendlicher Menſchen, die mit der Ausgeſtaltung des neuen Gefühls bei ſich methodiſch begonnen haben und erſtaunt vor den nie erwarteten Ergebniſſen ſtehen, geſchieht das alles ohne großes Geſchrei. Und das iſt gut ſo. Mündlich und beiſpielhaft verbreitet ſich, wie eigentlich alles Beſte, ſo jedenfalls dieſes am wichtigſten und wirkſamſten.

Aber allmählich dringt auch Kunde in die weitere Öffentlichkeit. Von einem ſolchen Büchlein ſoll hier kurz die Rede ſein. Und zwar in einem beſonderen Sinne: als eine Art Zurechtrückung oder Ergänzung. H. Hackmanns Schrift „Die Wiedergeburt der Tanz- und Geſangskunſt aus dem Geiſte der Natur“* handelt von der Wiedergeburt eben nur der Kunſt, oder ſcheint es wenigſtens zu tun. Dadurch wird gerade verhindert, was erfolgen müßte, wenn einmal in der Öffentlichkeit von dieſen Dingen geſprochen wird: daß nämlich nicht nur Aſpiranten der Tänzer- und Sängerlaufbahn die Schrift mit eigenem Nutzen leſen, und daß auch die anderen Sterblichen die dort aufgezeigten Wege, als für ſie ſelber beſtimmt, verſtehen. Hackmann zeigt, wie Tanz und Geſang durch eine Neubelebung der körperlichen Zentralorgane aus den Elementen aus Leib und Blut heraus neugeboren werden können. Aber er ſpricht von den Höchſtformen dieſer Künſte ſo, daß man nur an Schauſtellung und Hörerſchaft denkt. Nicht aber daran: daß das lebendig Weſentliche bei Geſang und Tanz in der Selbſttätigkeit liegt. Und mehr: Bei Hackmann ſcheint es, als ob die Ausbildung jener innerſten Körpertätigkeiten durch bewußtes Atmen und Auslöſung des urſprünglichen Wechſelgangs Luſt-Unluſt nur für diejenigen in Frage käme, die eine höhere Form der Kunſtleiſtung anſtrebten. So wird der Hang des modernen Leſers, alles Geſchriebene nur als An-

* Eugen Diederichs Verlag in Jena. br. M 2.50. Vgl. hierzu A. Kurella, Das Körpergefühl und ſein Ausdruck („Tat“, Oktober 1918, S. 508) und A. Kurella, Körperſeele („Freideutſche Jugend“ 1918, Heft 7).

regung oder gar Schauſpiel an ſich vorübergehen zu laſſen, ſtatt die nötigen Folgerungen für ſein eigenes Leben daraus zu ziehen, unterſtützt. Und das darf hierbei nicht der Fall ſein. Denn jene neue Körperbildung iſt für jeden Menſchen nötig, damit er überhaupt richtig Menſch werde; ſie braucht nicht durchaus in Tanz und Geſang Geſtaltung zu finden, ſondern in einer neuen Haltung des Lebens einen neuen Rhythmus in den alltäglichen körperlichen Verrichtungen überhaupt. Und wo das Bedürfnis nach beſonders geformter Bewegung und Stimme ſich regt, braucht nicht gleich an eine zur Schauſtellung geeignete Höchſtform gedacht werden, ſondern an beſcheidenere Übung zu eigenem Bedarf, in Selbſttätigkeit; im Rahmen des häuslichen Lebens oder dem der Gemeinſchaft.

Dieſer Hinweis auf die Allgemeingültigkeit der „Bildung der inneren Form, bei der die Triebkraft in geordnete Bahnen gelenkt iſt“ durch die „Formung aus dem inneren durch die Atmung bedingten Rhythmus“ ſchien mir notwendig, um das Buch in weiterem Maße fruchtbar zu machen.

Denn das verdient es. Die Ausführungen Hackmanns über die Zuſammenhänge des Atems mit dem Zentralnervenſyſtem; über den „Körperwillen“, der dem „Verſtandeswillen“ gegenüberſteht und von uns nach wohl jahrhundertelangem Schlaf ins Bewußtſein gehoben, neu geſpeiſt und ſo ſeiner eigentlichen Beſtimmung aufs neue zugeführt werden will — und ſoll; über den Rhythmus, den urlebendigen Wechſel Spannung — Entſpannung; über die tiefe kosmiſche Bedeutung von Luſt und Unluſt — alle dieſe Ausführungen ſind in ihrer einfachen anſpruchsloſen Diktion ganz ausgezeichnet. Die folgenden Abſchnitte über Tanz und Geſang im beſonderen ſind etwas ſpezieller und fordern in einzelnen Teilen (z. B. der Beurteilung des Syſtems Dalcroze, das in Deutſchland — dem „Lande der Muſik“! — immer noch ſo wenig verſtanden wird) zu Widerſpruch heraus. Doch auch in dieſen Abſchnitten ſtehen Sätze von größter Bedeutung: „Denn der beſeelte Leib gibt uns ja die engſte Fühlung mit der Urkraft allen Seins, mit dem hinter der Welt der Erſcheinungen liegenden Letzten und Einen, der Harmonie beider Elemente, dem Geiſte der Natur. An ihm wird das Leben wie auch die Kunſt immer geneſen können. Die Harmonie des Körperlichen und Geiſtigen beſaßen die Griechen zur Zeit der Hochblüte ihrer Kultur und verloren ſie im Augenblick des Niedergangs. Sie wiederzugewinnen iſt unſere zukünftige Aufgabe.“

Man hört oft, ſolch „heiteres Hellenentum“ tauge nicht für uns nordiſche Menſchen. Was für ein dummes Gerede iſt das! Man ſehe ſich einmal die deutſchen Menſchen an, die dieſe Wege beſchreiten, man gehe z. B. einmal nach Schloß Bieberſtein, wo im Seminar für klaſſiſche Gymnaſtik Ähnliches (wenn auch in den Grundlagen vielfach anders) begonnen iſt. Gibt es denn in der nordiſchen Welt nur Trottel und Hexen — ſind nicht gerade ihr auch die Geſtalten der Elfen entſprungen?

Und iſt es ſo ganz unausdenkbar, daß in abſehbarer Zeit überall im deutſchen Lande Spielſchulen ſich erheben, den antiken Gymnaſien gleich, wo eine freie Jugend täglich Stunden in Übung des Körpers verbringt — zu einer Bildung, nicht wie es die obere Behörde verlangt und regelt, als Schulung zum beſſeren Handgranatenwerfen, ſondern wie der Körper mit ſeinen elementaren Trieben es fordert, zur Harmonie von Geiſt und Leib!?

Vielleicht kommt allmählich die Zeit, wo die tiefe Erkenntnis Nietzſches vom Weſen des Körperlichen nicht mehr Monopol mißverſtehender Nurvegetarier ſein wird; wo die Geiſtigſten gerade es richtig verſtehen, was gemeint iſt mit den Worten Nietzſches:

„Man ſoll ſich in der Methodik nicht vergreifen: eine bloße Zucht von Gefühlen und Gedanken iſt beinahe Null (— hier liegt das größte Mißverſtändnis der deutſchen Bildung): man muß den Leib zuerſt überreden... Es iſt entſcheidend über das Los von Volk und Menſchheit, daß man die Kultur an der rechten Stelle beginnt — nicht an der Seele (wie es der verhängnisvolle Aberglaube der Prieſter und Halbprieſter war); die rechte Stelle iſt der Leib, die Gebärde, die Diät, die Phyſiologie, — der Reſt folgt daraus." Alfred Kurella

Gedanken zur Zeit

Lewwer duad üs Slaav! Die Primaner und Sekundaner des Helmholtz-Realgymnaſiums zu Berlin-Schöneberg rufen durch ein Rundſchreiben alle Deutſchen der Jahresklaſſen 1901 und 1902, insbeſondere die Schüler der höheren Lehranſtalten, auf, als Kriegsfreiwillige oder im Hilfsdienſte „dem Rufe des Vaterlandes zum letzten Kampfe zu folgen." Die jungen Leute ſollen ihrer Bereitwilligkeit öffentlich Ausdruck geben und den Aufruf allenthalben verbreiten, damit die Führer des Volkes gerade jetzt Vertrauen zum Volk gewinnen. Sie ſollen denen nacheifern, die 1914 als Freiwillige bluteten und ſtarben. „Wir wollen frei ſein, wie die Väter waren; lieber den Tod als in Knechtſchaft leben!"

Solche Dinge pflegen ſo anzuheben: Ein Lehrer beeinflußt einige agitatoriſch befähigte Schüler. Dieſe drücken auf die Klaſſe, bis ſie „mitmacht". So wird es auch wohl diesmal gegangen ſein. Ich erkläre unbedenklich, daß mir ſolch Vorgehen ebenſo bedauerlich wie ſinn- und nutzlos erſcheint. Wenn der Staat ruft, werden die Wehrpflichtigen folgen müſſen. Noch jüngere Jahrgänge wird man ſchwerlich ruinieren, d. h. Freiwillige im Sinne von 1914 wird man nicht ſcharenweiſe einſtellen, wenigſtens iſt das zu hoffen. Daß die 16- und 17-jährigen Knaben nach vier Kriegsjahren noch ein Recht hätten, dem deutſchen Volke durch ihr „Beiſpiel" klar zu machen, was es ſich und ſeiner Ehre ſchuldig ſei, ſcheint mir unbeweisbar. Daß ein Volk nach dieſen Gigantenkämpfen noch durch Nachgibigkeit an ſeiner Ehre leiden könnte, klingt beleidigend vorwitzig. Es iſt die Parteianſicht alldeutſcher Pädagogen, die dieſe Todesattacke deutſcher Knaben organiſieren möchte. Sind wir der Indianerſtamm der Krähenfüße, der im Verzweiflungskampfe reſtlos zugrunde gehen will und kann? Sind wir ein Wandervolk wie die Cimbern und Teutonen, um mit Weib und Kind in unſerer Wagenburg niedergemetzelt werden zu können? Der mörderiſcheſte „Endkampf" könnte uns nicht unter 60 Millionen hinunterſchrauben und die würden dann ja doch wohl jede Bedingung, noch viel ſchlimmer nach ſolcher Schlußmetzelei, den ſiegreichen Feind als Beſatzung im letzten Dorf, hinnehmen müſſen! Das deutſche Volk kann nicht reſtlos vernichtet werden. Was heißt „Lieber den Tod!"? Das heißt: „Mögen die Frauen, Kinder und Krüppel dann irgendwie verderben, wir (Wir!) ‚Helden' ſtarben in ſtolzer Poſe!" — Niemand kann für die wundervolle Todestragik des Heldenſchickſals mehr Bewunderung haben als ich. Aber wir ſind keine Amokläufer! Jene vielen Tauſende deutſcher Offiziere, Hunderttauſende deutſcher Krieger, die ſich übermächtigen Heeren ergaben, wenn Gegenwehr ſinnlos ward, waren keine Memmen; ſie ſind ebenſo rühmenswert wie die Toten. Der Tod der Leonidasſchar bei den Thermopylen iſt unſterblich. Aber ſie ſtarben an einem ohne Verrat uneinnehmbaren Paß, ſie ſtarben, denn ſie wußten, hinter ihnen rüſte ſich Griechenland, das frei ſein werde. So ſtürbe jetzt unſere Jugend nicht. Die Verteidiger von Kolberg wußten, was eine uneroberte Feſtung für die Friedensbedingungen bedeutete. Schill konnte ſich mit einer Streifſchar opfern und er hoffte, ſein Zug werde den

Volksaufſtand auslöſen. Allenthalben Hoffnung! Und hier? Sind das die beſten Freunde Deutſchlands, die nach ſolcher Jugendverwüſtung noch einige Jahrgänge verbluten laſſen wollen? Oder glauben ſie auch nur an Deutſchlands Zukunft? Wir Paziſiſten ſind da die „Kanadier". Wir ſind der Zukunfts- und der Menſchheitsaufgaben Deutſchlands ſicher und wir möchten unſere jungen Männer jetzt, wo uns ſchon die halbe Geburt dreier Jahre fehlt, unſeren gewißlich erhabenen Kulturaufgaben erhalten. Ob wir von allen leitenden Stellen in Deutſchland ſagen können: „in Ehren" iſt fraglich, ſicher aber, daß wir von deutſchen Volkes Kampf ſo urteilen müſſen. Unſere Ehre iſt nicht mehr in Gefahr, ſoweit ſie Schwerterſchlag retten kann. Aber unſere Zukunftsblüte, wenn unſere Adern blutleer laufen! Mich dünkt: Wer Verantwortung fühlt, muß unſerer Jugend jetzt andere Pfade weiſen als den zum Hades. Nicht alldeutſcher Erobererwille, nicht verzweifelter Selbſtmord eines Volkes: Abſchließen, ſich beſinnen, ſich ermannen, neu erbauen und in ſelbſtbewußter Arbeit ſich neue Geiſtes-, Kultur- und Ziviliſationsgebiete in der Menſchheit „erobern"! Das iſt die rechte Jugenddeviſe! Die Jugend ſoll arbeiten, fürs Leben! Nicht in den Tod taumeln!*

Paul Oeſtreich

Der neue Volkstanz
Eine Bitte

Ich möchte Äußerungen über den alten Volkstanz hören. Ich bitte zumal diejenigen, die den Volkstanz (die alten deutſchen, ſchwediſchen und däniſchen Bauerntänze) am eigenen Leibe erlebt haben, und nicht nur das — nein, die in dem ernſten Suchen nach unſerem ureigenen Tanz, aus einer inneren Not heraus zu den alten Bauerntänzen griffen, Befreiung ſuchend und findend.

Vielleicht gelingt es dem einen oder anderen, das Befreiende irgendwie in Worten feſtzuhalten.

Wir wiſſen aber alle, daß unſerem heutigen Menſchen in den Tänzen vergangener Kulturperioden etwas fehlt. Sie gehen nicht ans innerſte Mark. Worin dies Fehlende beſteht — auch deſſen ſich bewußt zu werden — das könnte uns helfen.

Ich weiß wohl, es kommt letzten Endes auf das Bild des Menſchen an, das wir vor uns hinſtellen, an das wir heranwollen. Nun gut, wo ſteht dies Bild des Tanzes Was erfüllte der Volkstanz, was nicht.

Vielleicht muß es eine Frau ſein, die ein ſolches Bild hinſtellt, eine Frau, die ihre innerſte Geſetzmäßigkeit geſpürt hat, und ſie darum auswirken kann. Solche Frau wird nicht mit dem Manne in Wettbewerb treten wollen — ſondern wird ihre Welt ausleben. Sie wird ſein. Wie? Das zeige die Frau. Darauf wartet die Menſchheit mit betenden Händen.

Wenn wir einmal bekennen, wo zwiſchen uns und dem von uns getanzten Tanz ein Widerſpruch, ein Sprung, ein Mißklang, eine Lächerlichkeit, eine Lüge uſw. beſteht, dann ſind wir auf dem Wege zum neuen Volkstanz. Solche Augenblicke hat jeder beim Tanzen erlebt, wenn auch ſelten und untergetaucht in Rauſch. Einer kann vielleicht vielen helfen.

Darum bitte ich um Aufzeichnungen ſolcher Art.

Max Tepp, Hamburg 26, Lohhof 23

* Dieſe am 1. November niedergeſchriebene Abwehr iſt nun überflüſſig geworden: Der Friede kommt, anders, als ihn der ſchwärzeſte Peſſimiſt erwartete; die Alldeutſchen warf die Revolution aus dem Sattel! Doppelt gilt jetzt aber der Ruf an die Jugend: Politiſiert euch, erfaßt die Aufgaben des demokratiſchen und ſozialiſtiſchen Volksſtaats, damit die Republik eine Wohnung der Wahrheit und des Geiſtes werde! Deutſchland ſteht nun vor ſeiner größten, weltbedeutenden Umſtellung; ſeid der Stunde würdig!

Kulturpolitischer Arbeitsbericht

Kriegsbeschädigtenfürsorge als Tat

Es gibt kaum einen zweiten Wohlfahrtszweig, der gegenwärtig so tätig ist, wie derjenige, der sich mit den Kriegsbeschädigten befaßt. Von allen Seiten her ist die Sorge für die Kriegsbeschädigten als eine Tat aufgefaßt worden, welche nicht bloß den Dank für unsere Kriegsbeschädigten zum Ausdruck bringt, sondern ihnen auch zum Recht verhelfen will, welches denen werden muß, die für uns geblutet und gelitten haben. Die Zersplitterung auf dem Gebiete der Kriegsbeschädigtenfürsorge ist leider auch eine Tat, aber keine günstige und trotz der Bundesratsverordnungen, welche die öffentlichen Sammlungen von der staatlichen Genehmigung abhängig machen, konnte die Zersplitterung nicht völlig beseitigt werden. Eine einheitliche, über das ganze Reich sich erstreckende Sammlung will die Ludendorff-Spende für Kriegsbeschädigte ins Werk setzen.

In dem Wirrwarr von Ausschüssen, Ämtern und Verbänden kehren immer dieselben Namen wieder. Nur der Eingeweihte weiß, daß Reichsausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge, Reichsverband zur Unterstützung deutscher Veteranen und Kriegsbeschädigten und Reichsbund der Kriegsbeschädigten etwas ganz anderes bedeuten. Der Reichsausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge ist eine amtlich-bürgerliche Organisation, welche den an die Landesversicherung angeschlossenen Kriegsfürsorgestellen eine einheitliche Richtung gibt. Der Reichsverband zur Unterstützung deutscher Veteranen und Kriegsbeschädigten gehört zur freien Liebestätigkeit und trägt keinen amtlichen Charakter. Der Reichsbund der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer ist eine freie Vereinigung solcher, welche die wirtschaftliche Hebung der Kriegsbeschädigten ins Auge faßt.

Wir sehen also, daß von sehr verschiedenen Stellen aus die Kriegsbeschädigtenfürsorge getätigt wird, und es fragt sich, ob es nicht jetzt schon an der Zeit ist, in diese zersplitternde Verwirrung Einheitlichkeit hineinzubringen. Ein kurzer Überblick über die Tatsachen der gegenwärtigen Kriegsbeschädigtenfürsorge mag hier Platz finden. Die Tatsache der Kriegsbeschädigtenfürsorge zerfällt in: die Rentenfürsorge, die Heilsfürsorge und die Arbeitsfürsorge. Nur die Rentenfürsorge ist bis jetzt gesetzlich geregelt. Darüber ist sich aber wohl alles einig, wie es auch im Aufruf der Ludendorffschen Spende gesagt ist, daß das Rentengesetz von 1906 heute unzulänglich ist. Die Rentenerhöhung als solche wird eine der wichtigsten Taten der Zukunft sein müssen, aber wenn die Rente selbst noch so hoch ist, wird sie nicht imstande sein, dem Kriegsbeschädigten den festen Rückhalt im Erwerbsleben zu geben, den er für seinen erschwerten Daseinskampf braucht. Auch die Ergänzungsrenten aus dem Härteausgleichsfonds können keine ausreichende Abhilfe schaffen, weil ihnen schematische Grenzen gezogen sind. Die Rente allein kann den Kriegsbeschädigten nicht glücklich machen. Als weitere Tat muß die Heilfürsorge eintreten. Sie wird militärischerseits bis zu einem bestimmten Punkte gewährt, darüber hinaus müssen andere Organisationen eintreten, und so wird die weitere soziale Fürsorge für unsere Kriegsbeschädigten nach einem Erlaß des Kriegsamtes der bürgerlichen Kriegsbeschädigtenfürsorge zufallen. Die Hauptfürsorgeorganisationen sind in Preußen an die Provinzialverbände, in den Bundesstaaten an die Landeszentralbehörden im Sinne des Selbstverwaltungsrechtes angegliedert. Wir besitzen also ein lückenloses Netz örtlicher Fürsorgestellen über ganz Deutschland und hier ist die Einheitlichkeit der Arbeit von dem Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge als gemeinsame Spitze sichergestellt. Das Wesentliche dieser Organisation liegt in der Arbeitsfürsorge, die alle Beschädigten nach Möglichkeit zu tätigen und erwerbstüchtigen Gliedern ihres früheren Berufs macht und sie wenigens wirtschaftlich auf so festen Boden stellen will, daß sie die ihnen verbliebenen Kräfte nutzbringend ver-

wenden können. So klar dieser Grundgedanke ist, so schwer hält es, ihn überall in die Tat umzusetzen. Sö ist denn der Aufgabenkreis der Hauptfürsorgeorganisation außerordentlich vielgestaltig. Das Wesentlichste ist die Berufsberatung, welche schon in den Lazaretten einsetzt. Kann der Beschädigte infolge seiner Verletzung seinem früheren Beruf nicht mehr nachgehen oder muß er einen neuen Beruf ergreifen? Ist eine Berufsumschulung notwendig und wie kann die Ausbildung dieser Berufsumschulung bewirkt werden? Wie kann der richtige Arbeitsplatz ausfindig gemacht werden? Das sind alles vielgestaltige Fragen und mannigfache Wege zu dem Ziel, den Kriegsbeschädigten auf einen Arbeitsplatz zu führen, welcher seine Leistungsfähigkeit nutzbringend für ihn und die Allgemeinheit verwenden läßt. Die Einreihung des Kriegsbeschädigten in die bürgerliche Gesellschaft und in den wirtschaftlichen Betrieb ist das Wesentliche einer Kriegsbeschädigtenfürsorge als Tat. Auch muß für diejenigen gesorgt werden, denen aus gesetzlichen Gründen eine Rente nicht zusteht, auch die unheilbar sind und erwerbslos bleiben. Hier wird wesentlich die freie Liebestätigkeit als Tat einsetzen als ergänzende Fürsorge an Stelle der gesetzlichen, und wo die amtlich bürgerliche nicht eingreifen kann, so z. B. das Rote Kreuz mit seinen vielfachen Organisationen, die die Vaterlandsspende, die Kriegerheimbewegung und Ansiedlung von Kriegsbeschädigten. So sehen wir ein weites Feld der Betätigung auf dem wichtigen sozialen Gebiet der Kriegsbeschädigtenfürsorge und der Grundgedanke sollte in erster Linie alle Organisationen leiten: Hilf dem Kriegsbeschädigten so, daß er sich selber helfen kann, dann hilfst du ihm ganz. Die Kriegsbeschädigtenfürsorge als Tat soll den Charakter des Almosens und der Armenpflege möglichst vermeiden, weil dem Kriegsbeschädigten zweifellos ein Recht auf Hilfe zusteht, die nicht wie früher von der Gnade des Staates abhängig ist. Wenn die Vereinigungen der Kriegsbeschädigten selbst, wie sie sich gebildet haben und verschiedene Namen tragen, auch von diesem Grundzug durchdrungen sind, so wird eine gemeinsame Mitarbeit aller beteiligten Faktoren sich ermöglichen lassen zum Nutzen für den einzelnen und zum Heil für das Ganze. Diese soziale Tat ist dann eine Krönung unserer sozialen Wohlfahrtsgesetze. Denn auf ihnen, die vorbildlich geworden sind für andere Staaten, die uns darum beneiden, beruht auch die heutige Kriegsbeschädigtenfürsorge, die noch ausgebaut wird. Die gesetzliche und amtlich-bürgerliche Fürsorge ist der Grundstock, an den sich die freie Liebestätigkeit anschließt. Sie soll nicht ausgeschlossen werden. Sie schafft einen Ausgleich, weil die gesetzliche Fürsorge notwendig etwas Starres, Schematisches in sich trägt, sie bildet eine segensreiche Synthese der Wohlfahrt als Tat. Behördliche Führung und freiwillige Liebestätigkeit müssen zusammenwirken, sie sind nach Dr. Paul Posener die Angelpunkte, um welche sich das Wohlfahrtswerk dreht. Den privaten Organisationen haftet eine gewisse Schwäche an, weil sie in einen Wohlfahrtsdilettantismus ausarten können, wie dies treffend Fehlisch in seiner Neuordnung der Menschenliebe dargetan hat. Die Kriegsbeschädigtenfürsorge als Tat befindet sich auf dem richtigen Wege, wenn die gesetzlich-amtliche Wohlfahrtsverwaltung die private Wohlfahrtspflege zu gemeinsamer Arbeit in systematischen Zusammenhang bringt.

Generaloberarzt Dr. Neumann

Die Neuerscheinungen des Verlages S. Fischer zeigen in wahrhaft bewundernswerter Weise die großartige, ungebrochene Kraft unseres geistigen Lebens und schließlich auch unserer Wirtschaft, die dieses geistige Leben in materielles Gut (nämlich in Bücher, die gekauft werden) umzusetzen vermocht hat. Wir empfehlen den beiliegenden Verlagsprospekt allgemeiner Beachtung.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 5.—, durch die Postanstalten M 5.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 5.45, Ausland M 5.75. Probenummern versendet der Verlag gegen Einsendung von 90 Pf.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

10. Jahrgang | Heft 10 | Januar 1919

Eugen Diederichs
Die deutsche Revolution

Die deutsche Republik ist gewissermaßen wie eine reife Frucht vom Baum gefallen. Noch zwei Tage vorher hielt Professor Max Weber, der theoretisch-politisch schärfste Kopf der Liberalen, in München eine große Rede, in der er erklärte, die deutschen Revolutionäre sollten sich blos nicht einbilden, sie könnten in Deutschland über Nacht das alte System stürzen. Da machten 2—3000 Menschen in München eines Nachts Bayern zu einer Republik und ganz Deutschland folgte innerhalb zwei bis drei Tagen nach.

Wie war das so schnell möglich? Mechanistisch gesprochen, war es der russische Rubel, der vorher zu wandern anfing, und der Telegraph; psychologisch gesehen, war es der verlorene Krieg. Die Masse hatte das Vertrauen zu den bisher führenden Schichten verloren, sie wollte den Krieg selbst zu Ende bringen. Was war einfacher, als einen sozialistischen Staat zu errichten und die sozialistische Bewegung in andere Länder zu übertragen und damit den fremden Kapitalismus zu stürzen, der uns durch seine Friedensbedingungen versklaven will.

Ob aber diese Rechnung stimmt, erscheint mehr wie fraglich: diese Art Psychologie wird nicht der Volksindividualität der einzelnen Nationen gerecht, auch nicht der deutschen, denn sie ist rein materialistisch orientiert. Das Wesen der Dinge ist aber nur dem schauenden Auge sichtbar, nicht dem rechnenden Verstande.

Deutschland war sich seit der Revolution 1848, die nur ein unvollkommener bürgerlicher Putschversuch war, in seinem Geiste untreu geworden. Es hatte sich veräußerlicht und war in das Schlepptau westlicher kapitalistischer Zivilisation geraten. Die in diesem Heft veröffentlichte Planckſche Prophezeiung des Weltkrieges spricht das so trefflich aus, daß

nichts hinzuzuſetzen iſt. Wir haben in den letzten Monaten ein zweites Jena in unſerem Staatsleben erlebt. Das Bürgertum verſagte völlig, dumpf und ſtumpf ſtand es in der Ecke und dachte an ſein Beſitztum und an Kriegsanleihezinſen, die ſogenannten führenden akademiſchen Schichten und Beamten waren aber ganz aus den Wolken gefallen. Volksinſtinkte waren ihnen etwas ganz Neues, trotzdem ſie während des ganzen Krieges teils ſelbſt Vorträge über den „deutſchen Geiſt" gehalten hatten, oder eifrige Zuhörer geweſen waren. Von den Fürſten aber verteidigte keiner ſeine Rechte mit Einſatz ſeines Lebens, ſie klappten zumeiſt würdelos vor einem Unteroffizier des Soldatenrates zuſammen oder flohen wie der deutſche Kaiſer.

Überhaupt muß man fragen, wo ſtak der deutſche Geiſt in dieſen Tagen? Exiſtiert er überhaupt in Wirklichkeit, oder lebt er nur in der Sehnſucht unſerer Beſten? Goethe hat einmal vom deutſchen Volk geſagt: „In den einzelnen Perſonen iſt es ein Volk von erhabener Größe, als Maſſe iſt es nichtswürdig". Wollen wir ſtreng gegen uns ſein und das iſt nach dem patriotiſchen Gerede der vier Kriegsjahre beſonders nötig, müſſen wir Goethe Recht geben, und noch hinzuſetzen, unter Maſſe iſt der größte Teil unſerer Gebildeten zu rechnen, vom General, Miniſter und Univerſitätsprofeſſor an, bis zum Kommerzienrat und dem Honoratioren der Kleinſtadt. Zur Maſſe zählt nicht der Künſtler, der Bildner und Organiſator des Lebens in jeder Geſtalt, zählt nicht der Handwerker und der Bauer. Einzelne wirkliche Deutſche gibt es aber heute unter den Arbeitern gewiß ebenſoviel wie unter den ſogenannten Gebildeten.

Der Leiter eines Arbeiterrates in einer Univerſitätsſtadt ſagte mir kürzlich: „Sie glauben gar nicht, welche Würde- und Charakterloſigkeit ich bei den beſten Namen der Stadt innerhalb vierzehn Tagen erlebt habe. Ich ſchäme mich, ſie zu nennen." Mußte ſich doch in Jena die Univerſität erſt vom Soldatenrat anbefehlen laſſen, den Bretterverſchlag von dem Hodlerſchen Bild des Auszuges 1813 zu entfernen, ein Kunſtwerk, das kaum wie je ein anderes berufen iſt, den deutſchen Geiſt in ſeiner tiefſten Enthuſiasmusfähigkeit zu verkörpern. Wo ſehen wir denn heute Führertum in den bisherigen herrſchenden Schichten? Man ſitzt tatenlos hinter ſeinen vier Wänden, man verleumdet hinten herum, man duckt ſich.

Man ſehe ſich doch die Preſſe darauf an, was ſie gelernt hat. Es iſt noch immer dasſelbe Sich-herumdrücken-um-die-Dinge. Man ſchiebt den Zuſammenbruch Deutſchlands auf das Erlahmen des Siegeswillens, auf die Parteiſucht des Gegners und müßte doch gelernt haben, daß nur Überheblichkeit und Willensüberſpannung uns die Augen vor den Tatſachen ſchloß. Statt klaren Erkennens herrſchte die Michelei der Gefühlsduſelſeligkeit. Aber dieſe einſeitige Gefühlsduſelei geht heute

weiter dank dem Mangel an Verantwortungsgefühl unſerer Preſſe. Warum hört man in ihr immer nur bezahlte Zeitungsſchreiber reden? Wo ſteckt denn die deutſche Intelligenz? Wo ſteht etwas Neues, Hartes in uns gegenüber der Schwätzerei auf, wo verbiſſener Trotz gegen unſere Vergewaltiger? Nirgends ſieht man Größe.

Meine Seele ſehnt ſich nach Sichtbarkeit deutſchen Weſens. Warum iſt es gerade in dieſen Tagen in Unſichtbarkeit verhüllt? Wo findet man in der Öffentlichkeit ein männliches Wort, das gegen offenbare Mißſtände der neuen Regierung auftritt und deſſen Bekenner ſeine bürgerliche Exiſtenz aufs Spiel ſetzt? Deutſchland droht zu zerfallen, teils infolge Berliner Unverſtandes, teils durch klerikale Wühlereien, teils aus materiellen Eigenintereſſen beſtimmter Bevölkerungsſchichten. Man möchte ſich vor den kommenden Steuern und der Vermögensabgabe drücken, denn man hat kein Gemeinſchaftsgefühl zu ſeinem Volke. Es iſt geradezu grotesk-tragiſch. Zuerſt benutzte der Geldſtandpunkt das alldeutſche Ziviliſationsideal, um ſeine Intereſſen zu verfechten, und all die harmloſen, inſtinktfremden Idealiſten gingen auf den Leim, faſt alle deutſchen Univerſitäten, die Oberlehrerſchaft, die Beamtenſchaft, die Offiziere waren alldeutſch verſeucht und glaubten damit dem Idealismus, der Ausbreitung deutſchen Weſens zu dienen. Jetzt hat der gleiche Geiſt die alldeutſche Maske abgeriſſen, es klingt unglaublich, aber es iſt wahr, in der kerndeutſchen ſich ſo oft an patriotiſchen Reden berauſchenden Rheinpfalz herrſchen ſtarke Strömungen, ſich an Frankreich anzuſchließen. Der Grund iſt: die Angſt vor der kommenden Armut und den Steuern. Das iſt nichtswürdiger Volksverrat, das iſt Maſſengeiſt, dem gegenüber wir nicht den Phariſäergeiſt beſchwören wollen, (wie manche erſehnen nicht den Einzug unſerer Feinde, damit ſie den Sozialismus los werden können), dem gegenüber müſſen wir die Kraft der Einzelnen, die im deutſchen Geiſt leben, ſetzen.

Darum müſſen wir den neuen Machthabern (das ſind nicht etwa die ſehr einſichtigen Scheidemann, Ebert u. a.), d. h. dem Maſſengeiſt und der hinter ihm ſtehenden demokratiſchen Phraſe zu Leibe gehen. Die Arbeiter- und Soldatenräte ſind desorganiſierende Elemente, die deutlich zeigen, daß die Menge an ſich nicht regieren kann. Trotz ihnen hat die Demobiliſierung und der Rückzug der Front nicht verſagt, aber ſie haben viele unnötige Störungen gebracht und viele hunderte Millionen des Nationalvermögens ſind durch ſie verloren gegangen. Am ſchimpflichſten hat der deutſche Name in Warſchau gelitten, er iſt zum Kindergeſpött der Polen herabgeſunken. 15000 deutſche Soldaten innerhalb Zitadellen und mit Kanonen ſind vor 500 polniſchen Legionären in das Mauſeloch gekrochen. Das geht noch weit über Jena.

Die Arbeiter- und Soldatenräte ſind aus dem Bolſchewismus als

außerparlamentariſches Regiment übernommen. Sie ſind äußere Konzeſſionen an das demokratiſche Bewußtſein, ſie ſind in dieſem Sinne unerläßliche Übergangsformen des revolutionären Umſturzes. Aber je eher ſie verſchwinden, deſto beſſer iſt es, denn ſie ſind Atomismuserſcheinungen des Zerfalls, aber keine aufbauenden Staatsformen. Dieſe können nur Vertretungen aller Berufsformen ſein und darum brauchen wir baldigſt eine Nationalverſammlung, die die Organiſation der Berufsſtände in die Hand nimmt.

War nicht die ganze Revolution in ihrer äußeren Form oft genug leider ein Faſching, bei dem in der Hauptſache die jungen Leute beiderlei Geſchlechtes eine Rolle ſpielten? Wie würdelos war das Anbiedern mit den Kriegsgefangenen! Wie wenig war man ſich des Ernſtes unſerer Lage, des Vernichtungs- und Demütigungswillens der Franzoſen bewußt, deren feſter Abſicht, unſere Lebensbedingungen zu vernichten! Unſere Flotte wurde abgeliefert, zur ſelben Stunde amüſierte ſich das Volk in Kinos und öffentlichen Tanzvergnügungen. Nur ja nicht ſeinem Schickſal männlich feſt ins Geſicht ſehen, ſcheint die Parole zu ſein, aber dafür ſich in Illuſionen berauſchen. Der deutſche Michel bleibt immer derſelbe.

Regieren will gelernt ſein, es verlangt einen weiten Horizont haben und ein Denken an die Zukunft über die Gegenwart hinaus. Die heutige ſozialiſtiſche Regierungskunſt beſteht darin, vor der Maſſe Kotau zu machen und für „gute Stimmung" zu ſorgen (ſie iſt in der Stimmungsmache von der Ludendorffſchen Regiekunſt gar nicht unterſchieden). Ein deutliches Beiſpiel iſt die überſtürzte Einführung des achtſtündigen Arbeitstages, die ganz der Denkungsweiſe eines mechaniſtiſch gerichteten Intellektuellen entſpricht. Statt organiſch überleitend vorzugehen, wird das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet. Deutſchland, das mehr wie je nötig hat zu arbeiten, wird nach Schema F in der Ausnützung ſeiner Arbeitskraft gehemmt. Die Kohlennot, die an ſich ſchon herrſcht, wird dadurch verſtärkt; Berufe, die die Körperkraft wegen ihrer Einförmigkeit aufzehren, werden gleichgeſtellt mit Berufen, in denen die Arbeit Kräfte etweckt.

Es wird verantwortungslos mit Staatsgeldern gewirtſchaftet, weil man an der Staatskrippe ſitzt und ſich endlich auch einmal ſelbſt die Taſche füllen will. Für die Arbeiter an der Kieler Werft wird z. B. ein Tagelohn von 17—20 Mark feſtgeſetzt, das macht im Monat 5—600 Mark. Ei, wer möchte da noch Holzfäller, Fiſcher, Pferdeknecht, unterer kaufmänniſcher oder ſtaatlicher Beamter zu den Lohnſätzen von etwa 5 Mark pro Tag ſein? Aber es muß ja Stimmung in Kiel aufrecht erhalten werden! Die Schreibmaſchinenfräuleins bekommen im Vollzugsrat in Berlin gleichfalls 600 Mark und noch mehr den Monat. Die Arbeitsloſen in Stuttgart bekommen 8—10 Mark täglich Unterſtützung. Der Staat bezahlt es ja. Zu was haben wir die Noten-

preſſe? Nun, warum ſollen die anderen weniger haben? Alſo fordern wir es, wir ſind ja die Maſſe. — Das Reſultat wird ſein, alle Produkte der Arbeit ſteigen in gleichem Maße, Deutſchland wird das teuerſte Land der Welt, man lebt von der Arbeit der vergangenen Generationen, bis alles Kapital verſchwendet iſt. Unterdeſſen ſind die „Einzelnen" längſt ausgewandert oder verdorben, weil ſie keine Exiſtenzbedingungen hatten, der deutſche Geiſt iſt dann gleich „Maſſe".

Damit möchte ich aber nichts gegen den Sozialismus ſagen, im Gegenteil, ich halte ihn heute für nötiger wie je, damit die Menſchheit zu einem anderen Eigentumsbegriff kommt, und ich glaube, daß Deutſchland berufen iſt, dieſes Geſchenk der Welt zu bringen. Aber der deutſche Sozialismus ſcheint jetzt an dem Mangel an Führerſchaft zu verſagen, er bleibt darum wahrſcheinlich nur ein Vorfrühling. Die Situation iſt folgendermaßen: Die Sozialdemokratie hat nicht genug Intelligenzen, um die Regierung zu führen, ſie iſt auf die Mitarbeit des Bürgertums angewieſen. Sie erfährt auch keinen Zuwachs durch die Jugend, denn dieſe landet bei den Unabhängigen, wo ſie ſich zuſammenſetzt aus Enthuſiaſten und pſychopathiſchen Literaten. Die Mitarbeit des Bürgertums iſt ihr aber während der Revolution aus Angſt vor den Unabhängigen fatal. Darum läßt man alles gehen, wie es geht. Man fühlt ſich ja nur als Volksbeauftragter, aber nicht als Führer, man will ſein Amt bei einem Meinungsſtreit hinwerfen wie bei einer Parteiſitzung. Darum iſt man auch bereit, die entehrendſten Bedingungen der Entente wie ein ſchickſalsergebener Sklave anzunehmen. Man macht ſich nicht einmal Gedanken über die kommende Verelendung.

Die kommende Verelendung aber wird ungeheuerlich ſein, wenn wir außer unſeren eigenen Kriegsſchulden noch 2—300 Milliarden an die Feinde zahlen ſollen. Es iſt ein Wahn, auf den baldigen Sieg des Sozialismus bei unſeren Feinden zu hoffen. Dieſer Wahn darf uns nicht die Hände in den Schoß legen laſſen. Wenn die Regierung verſagt, muß das Bürgertum den moraliſchen Widerſtand der Nation gegen Zerſtückelung und Verſklavung organiſieren. Je mehr wir Vergewaltigung als etwas Unabänderliches hinnehmen, deſto mehr ſteigert die Entente ihre Forderungen ins Ungemeſſene. Warum ſchläfſt Du, Deutſchland? Schrei doch in die Welt hinaus, was Recht iſt, was die inneren Grundlagen jedes Volkslebens ſind, was ſoziales und geiſtiges Leben für materielle Exiſtenzbedingungen haben müſſen.

An Stelle des Wertes von Sachgütern muß in jeder höheren Menſchheit der Wert der menſchlichen Einzelſeele treten. Sozialismus iſt aber nicht Endziel der Menſchheitsentwicklung, denn er kann nur letzten Endes Ziviliſation bringen. Der Sinn alles Menſchentums iſt aber Kultur, iſt geiſtige Ariſtokratie, iſt Führertum des Einzelnen gegenüber der Maſſe. Kultur kann nur kommen durch Verantwortungsgefühl für

ſich und andere, durch Ehrfurcht und ein Verhältnis zu dem Überindividuellen, durch ſinnvolle Lebensordnungen, die die Kräfte auf- und abſteigen laſſen. Eine der größten Gefahren unſerer Tage iſt der Intellektualismus, der beſonders ſtark in der jüdiſchen Raſſe ausgeprägt iſt, und der Schlagwortbetrieb des ſubjektiviſtiſchen Literatentums. Auch das läßt ſich in den äußeren Erſcheinungen der Revolution deutlich verfolgen.

Alle Außenſeiternaturen, und die vertritt die „Tat" mit naturgegebener Notwendigkeit, ſagen aus innerem Drang ein freudiges „Ja" zur Revolution, denn ſie fühlen deutlich, wie der Geiſt unter dem alten Regime der Beamtenperſpektive gehemmt war. Galt doch das ganze Titelweſen der Täuſchung, daß ein betitelter Mann richtigere Anſichten habe und ihm daher mehr Einfluß gebühre, als einem einfachen Bürger mit noch nicht geaichtem Staatsgeſicht. Jeder neue Gedanke ſcheiterte an dem Bequemlichkeitsbedürfnis der Autoritäten von Rang und Würde und konnte ſich nicht durchſetzen. Iſt doch ein Haupthemmnis für die Entwicklung des Deutſchen ſein Hang zur Syſtematik, um das Beſtehende durch Theorien zu verewigen. Der deutſchen Treue fehlt die notwendige Ergänzung durch eine Portion Skepſis. Darum iſt Deutſchland auch während des Weltkriegs am meiſten in der Fähigkeit klaren Denkens geſunken und bedarf einer Erneuerung. Freilich nicht in dem ziviliſatoriſchen Sinn der Münchener alldeutſchen Monatsſchrift durch den Machtgedanken des Imperialismus, ſondern aus dem Kulturgeiſt heraus.

Jeder Deutſche hat jetzt in ſich Einkehr zu halten. Unſer Volk hat das Siegen nicht vertragen können, weder in der Heimat, noch in der Front. Dort hat ſich gerächt, daß das Volksheer nach den Grundſätzen der Leibeigenſchaft behandelt wurde. Das Offizierkorps iſt durch ſeine Herrenſtellung zu einem großen Teil demoraliſiert worden, es hatte kein Selbſtverantwortungsgefühl gegenüber der Volksgemeinſchaft im Ethos. Es ſollen ſpäter noch die typiſchen Erſcheinungen des Verſagens unſeres Militarismus hier zu Worte kommen. Das berührt aber nicht die perſönliche Tapferkeit, die die Kaſte mit Recht forderte. Auch die Heimat hat verſagt, trotz unzähliger Aufopferung der Einzelnen, in der Gier ihres Erwerbsgeiſtes. Der deutſche Geiſt war nicht durch Führertum ſichtbar, er war eine Phraſe in dem Munde der Stimmungsmacher und ihrer ahnungsloſen Gefolgsleute.

Das Schickſal, das wir auch Gott nennen können, hat ihn gewogen und hat ihn zu leicht befunden. *Aber immer noch iſt das deutſche Bürgertum ahnungslos, daß es vor einem Gericht ſteht.* Es hat auch heute noch kein Gemeinſchaftsgefühl, noch immer beherrſcht es trotz Kriegsnot ein kraſſer Materialismus. Es kennt keine andere Lebensauffaſſung als „Geſchäft iſt Geſchäft". Die Bindung durch das Gewiſſen iſt unter oberflächlicher Genußſucht verſchüttet, die die Begleiterſcheinung zu jederlei Erwerbsgier iſt. Es ruft dadurch das

Schickſal auf ſich herab, daß es noch durch viel mehr Not gehen muß, daß der deutſche Michel noch viel mehr Ohrfeigen bekommen muß, damit der Urgrund deutſchen Weſens ans Licht ſteigt und jene Güte, Menſchlichkeit und weiten Blick erzeugt, der den ſchöpferiſchen Kräften der Seele die letzte Schönheit der Form gibt. Schönheit und Sittlichkeit ſind im letzten Grunde eins. Wie es Schiller in ſeinem Gedicht an die Künſtler ausdrückt:

Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegengehn.

Ernſt Liſſauer / Aufruf

Wir haben viel getan und viel verfehlt,
Nun iſt die Stunde, mit uns ſelbſt zu rechten.
Wir dünkten uns geprüft und auserwählt, —
Nun gilt nur eins: der Geiſt iſt nicht zu knechten.
Deutſchland in Stücken? Deutſchland in Kerkerhaft?
Wir hatten längſt verlernt, zu beten.
Wir wollen zueinander treten,
So wird uns erhören die eigene Kraft:

Der du die Seelen aufwärts reißt,
Fahr' auf, fahr' auf nun, Schöpfer Geiſt!
Brich Brunnen heiß aus Volksgeſtein!
Fege Glanz durch Blut und Gebein!
Entbinde du, entbinde
Die Flammen und die Winde!

Wir wirkten viel, wir haben mehr verfehlt,
Die Zeit birſt auf, das Letzte ſei getan.
Wir dünkten uns geprüft und auserwählt,
Doch ſcheide nun vom Werke ſich der Wahn.
Wir ſind der fernſten Enkel eingedenk.
Wir wollen Deutſchland neu für ſie empfangen
Vom eignen Geiſt als ein erkämpft Geſchenk,
Drum wollen wir beginnen und nicht bangen:

Der du die Seelen aufwärts reißt,
Fahr' auf, fahr' auf, du Schöpfer Geiſt!
Brich Brunnen heiß aus Volksgeſtein!
Segne die Stirnen mit Feuerſchein!
Entbinde
Die Flammen und die Winde!

Blätter zur neuen Zeit!

Gegen die Vergewaltigung!

Wem die unſerem Volke angetane Schmach ebenſo heiß in der Seele brennt wie mir, der erhebe in Wort und Schrift ſeine Stimme gegen die unerhörte Vergewaltigung, die feindliche Rachſucht und Siegestrunkenheit über die Heimat verhängt haben durch Auferlegung erniedrigender Waffenſtillſtandsbedingungen, die unſer nationales Leben in ſeinen Grundfeſten bedrohen.

Er mahne den Präſidenten der Vereinigten Staaten an ſein gegebenes Wort, einen Rechtsfrieden zu wollen und einen Völkerbund zu erſtreben, in dem ſich Deutſchland wie jedes andere Land und Volk ſeiner Eigenart entſprechend unter Wahrung ſeiner Lebensbedingungen ungehindert entfalten kann.

Er weiſe daher den Präſidenten mahnend hin auf die hiſtoriſchen und tatſächlichen Grundlagen, auf denen Deutſchlands Daſein ruht und deren Verletzung dieſes Daſein und die Gerechtigkeit gleichermaßen zerſtören würde.

Er zeige dem deutſchen Volk, welches durch die Wucht der plötzlich hereingebrochenen Ereigniſſe wie gelähmt ſein Schickſal erwartet, daß es jetzt unbedingt nötig iſt, ſeinen nationalen Stolz und ſeine Ehre zu wahren und würdig ſeiner Größe und Bedeutung als freies Volk ſein Recht auf Selbſtbeſtimmung und Lebensmöglichkeit zu fordern.

Unſere Waffen ſind uns aus der Hand geſchlagen, aber der deutſche Geiſt und der deutſche Charakter leben noch. Mit ihnen müſſen wir Deutſchlands Anſehen und Selbſtändigkeit bis zum Äußerſten verteidigen, uns ſelbſt die Treue wahrend, wie unſere tapfere Armee bis zum letzten Augenblick treu die Heimat vor feindlichem Einfall behütet hat.

Baden-Baden, Nov. 1918. Max, Prinz von Baden

Mehr Würde!

Das deutſche Volk iſt tief erniedrigt. Erbarmungslos, von Haß und Rachſucht mißleitet, ſetzt ihm der Feind den Fuß auf den Nacken.

Wir leiden nicht ohne unſere Schuld. Denn wir hatten über der Freude am wirtſchaftlichen Können die ſittlichen Kräfte, hatten Freiheit und Gerechtigkeit über dem Streben nach politiſcher Macht vergeſſen. Wir wollen uns ſelbſt unſere Fehler nicht verſchweigen, ſondern aus ihnen lernen und ſo den Weg zu neuem Aufſtieg ſuchen.

Aber wir wollen auch nicht vergeſſen, wer unſere Vorfahren waren, und was ſie der Welt gegeben haben. Wir wollen nicht vergeſſen, was unſer Volk in vier unſagbar ſchweren Kriegsjahren an Heldenmut und Opferfreude geleiſtet hat. Das Schickſal hat uns tief genug erniedrigt. Aber ehrlos ſind wir nicht geworden!

Schmach häuft auf ſich, wer, um ſich zu retten, die Verantwortung des eigenen Tuns einem anderen zuſchiebt. Schmach über ein Volk, das beſiegt ſeine früheren Führer als allein Schuldige preisgibt, nachdem es ihnen in Jahren des Sieges die Gefolgſchaft nicht verweigert hat! Wir lehnen es ab, vor dem Richterſtuhle ungerechter Feinde zu erſcheinen. Wir weigern die Auslieferung derer, die uns im Kriege geführt haben. Wir allein wollen richten über uns und ſie. Und wir wollen unerbittliches Gericht halten. Aber ehrlos wollen wir nicht werden!

Wer heute den Feinden, die ſelbſt ſchwere Schuld zu ſühnen haben, unſere Schuld bekennt, nur um einen günſtigen Frieden zu erbetteln, der handelt ehrlos. Wer heute um Gnade fleht bei Gegnern, die einen unmenſchlichen Hungerkrieg gegen uns geführt haben, der macht ſich und ſein Volk verächtlich.

Wir legen feierlich Verwahrung ein gegen ſolches würdeloſes Tun! Wir verlangen von unſeren Führern, daß ſie auch in dieſer höchſten Not unſeres Volkes die Würde wahren. Wir rufen jedem Einzelnen aus unſerem Volke zu: Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt!

Tübingen W. von Blume

Ich widerſpreche Euch!

Ich empöre mich gegen Euer billiges Denken von Beſitz und Partei! Ich empöre mich dagegen, daß Ihr wagt, ein Volk zu richten und es zu teilen in Haß und Beſitz! Daß Ihr Euch anmaßt, Sozialiſten zu heißen, und alles ſtille und alles andere Denken als Bürgertum ſtempelt! — Man kann nicht Bürger heißen eines Volkes, nur eines Landes. Im Volk aber iſt ein jeder Menſch: Was wollt Ihr unſerem Volkstum geben? Was verheißt Ihr uns Menſchen?

Und Ihr erſt, Befreier! Wer befreit von dem Sklaventum wüſter Geſinnung? Wir müſſen nun alle unſerer Entfaltung Zuchtmeiſter ſein. Euch aber, die Ihr im Geiz des Beſitzes verharrt, ſchlage die Wucht des Gewiſſens.

Du Mann, von Deiner Hände Arbeit, was gab man Deinem Gemüt! Nichts. Und nun ſollſt Du Dich frei bewähren. — Sieh, die Zeit fragt nicht nach dem Preis ihrer Siege. Müſſen wir aber durch dieſes alles hindurch, dann mit Wucht, daß wir Raum gewinnen für unſere Verantwortung.

Ich widerſpreche Euch, die das Unmögliche verlangen, um das Mögliche zu erreichen. Verlangt das Mögliche um Eures Menſchentums willen.

Verlangt nicht, errichtet!

Volk, errichte einen Bau, dein Menſchentum würdig zu hüten.

Brüder ſeid Ihr, Kinder eines Bodens; errichtet Euch ein Vaterland, darin Begier und Zank nicht zu beſtehen vermögen.

Dann iſt unſer Menſchentum zur Entfaltung erlöſt.

Herchheim a. Rh. J. Ruhhauh

An das Bürgertum!

Ihr ſprecht von der „Gefahr", die ihr nicht zu nennen wagt, und die Furcht ſteht auf euren Geſichtern. Ich aber ſage: es iſt das Gewiſſen, das euch ſo ängſtet, und die größte Herausforderung der Gefahr liegt in euch ſelber! In eurer Untätigkeit und Verſtocktheit iſt ſie verankert.

Da unten beim Volke, das ihr ſo oft verachtet, da iſt Leben, da iſt Bewegung! Da iſt — über allen tieriſchen Inſtinkten — der Drang nach edelſter Freiheit und Menſchlichkeit. Aber ihr! Euch fehlt der Wille zum Neuen und Großen! Ihr ſeid mit dem Alten zufrieden, ihr geht nicht vorwärts, ihr wollt nicht über euch hinauswachſen! Wollt ihr denn ewig durch eure Gedankenträgheit das hemmende Rad in der Geſchichte der Völker bleiben? Ein Steinchen am Wege hält euch auf! Ihr erſtickt in der Sklaverei der Phraſen und Begriffe, die längſt verjüngt und veredelt werden müßten!

Ihr, denen das Leben alles willig gab, was es geben kann: Geſundheit, Muße, Sorgloſigkeit und Freiheit, habt ihr ſeine Gaben zu eurem und aller Segen benutzt? Habt ihr euch jemals gefragt, ob ihr der Gaben würdig wart? Fiel jemals von euren Lippen das Wort: Domine, non sum dignus! Herr, warum gerade ich, wo tauſend andere ſchmachten?

Ihr nahmt hin, ohne zu fragen, und euer Gewiſſen rief euch nicht auf, erſt zu verdienen, was euch gegeben war!

Beſinnt euch wenigſtens jetzt, wo ihr in Gefahr ſteht, daß es euch — mit Recht — genommen werde!

Seid ihr dem Volke geweſen, was Eltern ihren Kindern ſein ſollen? Habt ihr jemals den grauſigen Zufall des Lebens verwünſcht, der vielen Millionen Sonne und Geiſt und Freiheit verwehrte?

Nein, ihr konntet ſogar das Elend mit trocknen Augen ſehen — ſo abgeſtumpft war euer Gewiſſen!

Die Eitelkeit hatte es abgeſtumpft, die Selbſtgefälligkeit! Ihr wart ſo ſehr zufrieden mit eurer Kultur! Ihr prahltet mit eurer allgemeinen Bildung, als wolltet ihr wandelnde Lexika werden! Und wenn ihr etwas zulerntet, ſo war es nur, um noch ſtolzer zu werden, noch abgeſchloſſener gegen das „Volk", in dem doch eure Brüder ſind! Ihr dachtet nicht daran, daß eure Höhe euch verpflichtete, auch andere zu ihr zu erheben! Ihr hattet keine Selbſtloſigkeit.

Ja, der geringſte Opferſinn fehlte euch, ſobald es nicht um Phraſen, nicht um Haß, nicht um Zerſtörung ging, ſondern um etwas Wahres, um liebende, aufbauende Arbeit!

Wo heute etwas Neues werden will, da ſeht ihr keine Geburt, ihr ſeht nur Unordnung und Unruhe darin. So wenig Vertrauen habt ihr! So ſehr fehlt euch der Glaube!

Es iſt euer ſelbſtſüchtiger Wille, der euch den Glauben nimmt; es iſt auch eure gelehrte Verblendung! Ihr habt zuviel ſtudiert, um das Leben von Angeſicht zu Angeſicht zu kennen.

Ihr denkt nicht an die Zukunft und ſeid die Knechte der Gegenwart, obwohl ihr es leugnet. Hohe Ziele verſpottet ihr, weil ſie Zeit brauchen zu ihrer Verwirklichung, und nie ſchweiften eure Augen bis zum Letzten, Unendlichen! Euch iſt Entwicklung ein toter Begriff, weil ihr ſelbſt nicht lebendig ſeid!

Ja, euer Leben iſt Schlaf. Wacht endlich auf! Und wenn euch die Menſchheit noch nicht reif, noch nicht gut genug erſcheint für die Ziele unſerer Zeit, die über das eigene Volkstum ſogar hinausgehen, ſo denkt daran, daß ſie trotzdem aufgeſtellt werden müſſen, und ſeien ſie noch ſo fern. Denn nur das Ziel kann uns die Richtung geben, und es genügt, wenn die Richtung da iſt.

Wißt, daß längſt vor unſeren Tagen verſucht wurde, ſie euch zu geben. Eure Großen verſuchten es, die ihr heute nur noch auf den Lippen, nicht mehr im Herzen tragt! Goethe und Schiller haben bis jetzt noch immer umſonſt gelebt! Noch hat ihre Nation nicht wahrhaft ihre Botſchaft vernommen, nicht ihren Kern erfaßt, nicht ihre menſchliche Größe verſtanden. Der Kopf verſtand wohl, aber noch nicht das Herz, noch nicht das ganze, ganze Sein!

Soll euch das Volk beſchämen? Erinnert euch vor ihm eurer Großen, ringt euch zu ihnen durch, ſie können noch heute Führer ſein!

Und lernt endlich die Freude kennen, mitſchaffen zu dürfen an einer neuen Zeit! Lernt euch ſelbſt vergeſſen in der Hoheit dieſer Freude. Denn die alte Zeit der Evangelien will wiederkommen, die der Engel mit den Worten begrüßte und verkündete:

Ehre ſei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen!

Berlin eand. med. H. Lubowski

An das Proletariat

Ihr predigt den Klaſſenkampf, ihr wollt eurem Stande ein beſſeres, würdigeres Los bereiten. Das habt ihr verdient! Das iſt euer Recht als Menſchen, die ſich ſelber achten!

Aber warum vergeßt ihr, daß ihr weit größere Aufgaben habt? Daß euer Stand, als Ganzes, *der einzige Träger der Ideale der Zukunft iſt*! Aus eurer Not wurden ſie geboren, aus dem harten Zuſammenprall mit der eiſernen Wirklichkeit des Lebens. Denn *ihr* leidet, wenn im Lande brutaler Wirtſchaftskampf geſtattet iſt, wenn die natürlichen Schätze des Bodens einigen wenigen zur Ausbeutung überlaſſen werden. Ihr leidet am erſten unter der politiſchen Unfreiheit, die euch entmündigt, unter der verſteckten Politik zwiſchen den Staaten, unter dem Mangel an Völkerrecht, unter den Weltkriegen!

Doch Not lehrt beten, und ſo lehrte ſie euch die Gebete der wirtſchaftlichen Gerechtigkeit, des ſozialen Gewiſſens, des Völkergewiſſens, des Völkerfriedens.

Das ſind *eure* Ideale, ja, eure eigenen! *Das iſt das Große, das ihr der Welt zu geben habt*. Bedenkt, ihr, die Armen, ihr ſollt die Gebenden ſein! Denkt daran, ſobald ihr empfangen wollt! Denkt daran, ſobald ihr mit Forderungen an das Bürgertum herantretet! Ihr ſollt ihm auch *geben*!

Aber ſie wollen nicht *nehmen*, antwortet ihr.

Woher wißt ihr das? Habt ihr es ſchon verſucht?

Reißt das Bürgertum mit euch fort durch die Macht eurer Begeiſterung! Glaubt an das Menſchentum in ihm! Ihr ſeid die erſten, die zu dieſem Glauben verpflichtet ſind; denn ihr wißt durch euer eigenes Beiſpiel, wie unausrottbar ſtark es iſt! Schickt eure ſachkundigen Führer aus, daß ſie gütlich mit den verhaßten Kapitaliſten, mit den Leitern der Großbetriebe beraten! Steht ihnen als Menſchen vertraulich gegenüber! Jetzt, in der Stunde der Not, in der Stunde unſäglicher Gefahr, *jetzt müſſen ſie euch hören*! Sie werden es tun! Überzeugt ſie, wenn anders eure Überzeugung richtig iſt. Sendet Menſchen, die nichts als ihre Sprache und ihren reinen Willen mitbringen, zu all denen, die im Eigennutz erſtarren; auf daß ſie von euch erfahren, wie unglücklich ſie eigentlich ſind, auf welche menſchliche Hoheit ſie verzichten! Viele tun es nicht bloß um ihrer leiblichen Genußſucht willen, ſie tun es aus kindiſchem Trotz, aus Unkenntnis des Lebens! Viele von ihnen warten auf eure wahre Stimme, die unverſtellt von Haß, von brutaler Kampfesgier zu ihnen ſprechen ſoll.

Freiwillig ſoll das Bürgertum zu euren Fahnen ſtoßen; das wäre der ſchönſte Sieg des Proletariats!

Aber dann iſt nichts gewonnen, wenn ihr nur die Stelle der herrſchenden Klaſſen einnehmen, wenn ihr nur einen einfachen Wechſel vollziehen wollt! Das wäre die Verleugnung eurer Ideale! Das iſt die Gefahr für euch, für alle!

Hütet euch vor der ſklaviſchen Nachahmung, vor der Verbürgerlichung! Laßt euch nicht verlocken von den täuſchenden Reizen der bürgerlichen Kultur! Wiederholt nicht alle Fehler, die das Bürgertum begangen hat! Wir haben das Alte gründlich ſatt!

Bringt uns das Neue, wir warten darauf! Mit euch zuſammen wollen wir eine neue Kultur aufbauen, in der das Recht herrſcht ſtatt der Gewalt, das Menſchheitsgewiſſen ſtatt der Raubgier, lebendiger Kampf mit geiſtigen Waffen ſtatt des unmenſchlichen Krieges und ſeiner Verwandten.

Es iſt ein ſtolzes Wort: Wir wollen! Es zwingt die Zukunft!

Berlin cand. med. H. Lubowski

Der deutſche Sieg

„So lange ich atme, ſo lange ich Gott glaube, weiß ich, daß Deutſchland ſiegen muß!“ ſo ſprach ich im Herbſt 1914.*

Und nun?

Noch atme ich, lebendiger als je. Dieſe vier Jahre waren wohl dazu angetan, uns innerlich lebendiger zu machen. Noch bin ich gottgläubig, inniger als je, — aus lichteren Tiefen als damals hole ich mein Schauen von geiſtlebendigen Welten-Ich. Dieſe vier Jahre Welterfahrung waren geeignet, die ewigen Allzuſammenhänge tiefer zu enträtſeln. Und noch weiß ich, daß Deutſchland ſiegen muß.

Zwar erlebte ich inzwiſchen, wie mein Volk auf der Höhe erfolgreicher Offenſiven Machtſinn und Geldgeiſt in ſich wachſen ließ. Da wußte ich in meiner großen Not nur eins: Zu dem richtenden Gotte der Weltgeſchichte zu flehen: „Lieber ſoll dies Volk, für das ſo heilige Opfertaten vollbracht werden, lieber ſoll es untergehen, als in Machtgier und Geldſinn verderben!“

Nun aber kam die heimſuchende Hand Gottes und zerſtörte uns Macht und Reichtum und all die glitzernde Herrlichkeit. Und wie ich hineinlauſche in die Tiefen der deutſchen Seele, höre ich neue Stimmen – verheißungsvoll.

Deutſchland iſt jetzt auf dem Wege zu ſeinem Siege.

Denn ein ganz anderer, wichtigerer Kampf wird gekämpft, als wo Nationen um Vorherrſchaft in der Welt der Rohſtoffe ringen. Geiſtige Gewalten ringen, eine neue Welt will herauf.

* Gertrud Prellwitz, Durch welche Kräfte wird Deutſchland ſiegen? Religiöſe Vorträge. br. M 2.—, geb. M 3.—. Eugen Diederichs Verlag in Jena.

Der Geiſt will wiederkehren nach der langen Tyrannei der Mächte der Erſtarrung, nach der langen Herrſchaft der dumpfen Zwecke, der dunklen Gebundenheit an den öden Stoff.

Was war es denn, was wir lobten? „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte“ und „Geld regiert die Welt“! Der Wahnſinn der Einzelheit ſchwang ſeine Geißel in teufliſcher Tyrannei. Und die Folge: der Weltkrieg — dem niemand ein Ende zu ſchaffen vermag, der demſelben Teufelswahnſinn dient.

Aber der Geiſt will wiederkehren! Aus gottlebendigen Tiefen will er den Menſchen wieder faſſen, will ihn lehren, die Einheit alles Menſchlichen zu fühlen, der Einheit zu dienen, die Einheit zu wollen, ſchaffend auszuwirken die Einheit in aller menſchlichen Ordnung.

Durch alle Völker geht ſie, dieſe innere Front, auf der der Kampf des Geiſtes gekämpft wird. Da ſtehen auf derſelben Seite alle die Menſchen, die in ihrem Herzen ſchon die Forderung gottvertiefter innerer Lebendigkeit tragen. Und mit ihrer lichten Forderung anſtürmen gegen die immer dunkleren Gewalten, immer eiſigeren Fröſte der Seelenerſtarrung, des geiſtigen Todes.

Wenn aber vom Siege des Lichts die Wirklichkeit umgeordnet werden ſoll, ſo müſſen nicht nur die einzelnen Reinen in allen Völkern, ſo müſſen auch die Völker als ſolche den Kampf aufnehmen mit den Mächten der alten Nacht und das Licht erringen. Ein Volk wird das erſte ſein müſſen, das den Durchbruch ſchmerzenvoll wagt. Ein ſchaffendes Volk, beladen mit der Laſt der inneren Berufung. Ein Volk wird es ſein, deſſen eigentliches Weſen darin beruht, daß ihm ſeine Kraft aus Innerlichkeit quillt und das doch die Wirklichkeit ſehen und wollen lernte, und das die gefährliche Lockung der Macht kennt und das ſie geiſtbewußt überwindet im Drange eines erziehenden Schickſals, im Feuer einer umſchaffenden Not. Das deutſche Volk ſoll es ſein. Anlage und Schickſal berufen es zu dieſer Schaffenstat. Das wird der deutſche Sieg ſein.

Im Auguſt 1914 waren wir ſchon auf dem Wege zu dieſem Siege. Damals durchfuhr es die Deutſchen wie eine Ahnung, daß es eine ganz andere Welt geben kann, als die, in der „Jeder ſich ſelbſt der Nächſte iſt“ und „Geld die Welt regiert“. Es kann eine Welt geben, in der jeder das Ganze meint, und ungeheure Kraft und Freude ſtrömt ihm aus ſolchem Lebenszuſammenhange zu. Es gibt ein Glück, das gar nicht darin beſteht, daß man rafft, ſondern daß man opfert — in eine ganz andere Sphäre gerieten die Menſchen und ſtaunten, was ſie alles ertrugen, und freudig ertrugen — Eine neue Welt dämmerte herauf.

Aber die alte Welt war noch zu mächtig. Darum glaubte man nur den Sieg erringen zu können, wenn man den groben Egoismus und den Geldſinn in ſeinen Dienſt einſpannte, und gab denen, welche dem Heere treulich liefern ſollten, einen großen Gewinn als Lohn. Jeder iſt

ſich ſelbſt der Nächſte und Geld regiert die Welt! Da trat an die Stelle der Opfertat der Kriegsgewinn, da fielen die Menſchen aus ihrer lichten Sphäre wieder zurück in den ekeln Dunſt des niederen Alltags, des gierigen Geſchäfts. Und die Viſion der reineren Welt, wo man aus einer Liebe diente, die erlöſte Selbſtliebe iſt und das Glück bedeutet — ſie verſank. Grauſiger als je herrſchte die gemeine Selbſtſucht und der niedere Zweck.

Und da es nun zum Frieden zu gehen ſchien, da fing man an zu feilſchen. Da fingen Deutſche an zu ſagen: „Wenn wir nicht Macht und Reichtum einheimſen, wofür ſtarben dann unſere Söhne?“ Das war die Niederlage.

Man ſage jetzt nicht, unritterlich und ungerecht: „Dieſe oder jene waren ſchuld.“ Die alte Welt war ſchuld. „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte“ und „Geld regiert die Welt“ war ſchuld. Wir alle waren ſchuld.

Das iſt Volksſchickſal, daß die, die ſchon das Schauen von morgen haben, zu einer organiſchen Einheit verwoben ſind mit denen, die noch das Müſſen von geſtern ausleben. Das iſt Volksſchickſal, und will gelebt ſein.

Da nun aber der richtende Schlag Gottes kam, wollen wir jetzt wieder klagen über die verlorene Macht? den verlorenen Reichtum? Deutſchland! Deutſchland! die Menſchheit ringt mit dem Tode, mit dem Geiſtuntergange, mit der Seelenvergletſcherung, und du, die du die Kraft haſt und das erziehende Schickſal, den Durchbruch zu wagen zu den Sieggewalten des neuen Tages, du blickſt zurück und klagſt, daß du Macht und Reichtum verloren? Macht und Reichtum haſt du gehabt, Jahrzehnte lang. Und ließeſt Tauſende deiner Kinder an Unterernährung ſterben, und ließeſt die Seelen darben und deine Kulturkraft verdorren. Wer war denn glücklich?

Denn Macht und Reichtum wollen, das tötet alle Kultur; aber echte Kultur aus Seelenvertiefung wollen, das Leben durchklären mit der Ordnung aus gottlebendiger Einheit, die Wirklichkeit durchtränken mit der Kraft des Urquellwiſſens, das ſchafft neue, erlöſte Macht aus reinem Sein. Das haſt du nun, Deutſchland, zu leben!

Der deutſche Sieg, das iſt der Sieg des höheren Lebens in uns! der Sieg der ſchaffenden Kräfte in uns!

Es kommt jetzt auf, zu ſagen: Die alten Machthaber haben uns ins Unglück geſtürzt. Ins Unglück ſtürzte uns Gott, damit wir unſeren Willen wenden und unſere Gedanken umdenken. Da wir als Volksganzes nicht zur Zeit abſagen konnten den Gewalten der alten Welt, welche lehren, das eigene Heil durchzuſetzen auf Koſten des Wohles der Brüder — nun ſind wir in ihre Hand gegeben, und ſie dürfen ſich an uns austoben. Damit wir ſie erkennen und mit bewußtem Willen in uns ausrotten jede Fähigkeit, ihnen wieder zu dienen. Damit wir unſere Herzenskräfte ausſenden, die neue Welt zu entdecken, welche das Heil

des Gliedes ſucht im Wohl des Ganzen und das Wohl des Ganzen im Gedeihen aller Glieder. Die reine Erſtlingstat ſollen wir noch vollbringen, unſere Wirklichkeit der neuen Wahrheit darzubringen zum Dienſt; das tiefſte Leiden wird uns die Kraft dazu geben.

Aus der tiefſten Vermählung mit den Höllengründen, in denen er dem allebendigen Gotte begegnet, muß der Menſchengeiſt den Aufſtieg nehmen und ſeinen neuen Tag heraufführen.

„Aber Deutſchland ſtirbt an Entkräftung!“ Es gibt Tiefen der Kraft in der deutſchen Seele, welche noch ganz unverbraucht ſind, welche überhaupt noch nicht zur Auswirkung kamen. Die Eisesmaſſen der alten Welt deckten ſie zu. Die werden jetzt alle quellenhaft heraufbrechen.

Ein jeder tue ſeine Pflicht, welche heißt: „Von innen nach außen leben, der inneren Weiſung folgend.“ Man rufe nicht ſo ängſtlich nach Führern, nach Führern von außen. Zu dem Urquell uns haltend, ſeiner Führung müſſen wir folgen lernen, ſo werden wir Weiſung empfangen, wie wir ſie brauchen, und alle zu demſelben Ziel. Die Kraft der Innerlichkeit muß von allen gemeinſam erarbeitet werden, ſonſt beherrſcht ſie nicht das Ganze. Wenn ein Einzelner ſie hat, und lehrt ſie mit flammenden Worten, das hilft den anderen nichts, wenn ſie ſie nicht ſelbſt erringen. Und ſie ſoll zum ganzen Volks-Ich kommen.

Wir haben jetzt nur die eine Pflicht: in unſerer kleinen beſcheidenen Welt das neue Gute zu ſchaffen. Dann kommt das andere von ſelbſt.

Denn der Geiſt will wiederkehren, — die Herzenskräfte, die ihn herbeiziehen, laſſen nicht ab — er naht, er naht: aus gottlebendigen Innenwirklichkeiten will er hineinwachſen in die Außenwirklichkeit — ſein Nahen iſt es, davon die Grundfeſten der Welt ſo beben, daß mit dumpfem Dröhnen und fürchterlichem Höllengetöſe die Mauern der alten Welt zerbrechen, und er wird nicht ablaſſen, alles wird ſich wandeln, der neue Tag kommt herauf, — und er wird Blühen und Gedeihen bringen dem Volke, das wach und wahrhaftig, mit lebenstiefem Willen ſeinen Sieggewalten dient.

Dann werden die Völker ſchaffende Glieder ſein der einig-lebendigen, ſchaffenden Menſchheit. Es kommt nicht darauf an, ob jetzt ein einzelner Menſch den Willen oder die Macht hat, dies neue Gute durchzuſetzen. Das neue Gute kommt, unaufhaltſam, weil ſeine Zeit erfüllet iſt. Der Geiſt kehrt wieder und verwandelt ſich die Welt. Wohl dem, der mit tiefer Wahrhaftigkeit ihm zu dienen vermag.

Aus dem Geiſt-Wiſſen von der lebendigen Einheit des Menſchengeſchlechts werden ſie heraufſteigen, die Sieggewalten des neuen Tages, die uns das Reich wieder bauen. Der Völkerbund, der die Rohſtoffe der Welt ordnungsgemäß verteilt und jedem gibt nach dem Bedarf ſeiner Kraft, wird dann eine Wirklichkeit geworden ſein; und eine

Wirklichkeit das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker. Und das umgewandelte Deutſchland in ſeiner reinen Kraft, mitten in ſeiner Armut reich an edler Selbſtgenügſamkeit ſchaffender Kulturtat, wird dann das Vertrauen der Völker gewonnen haben. Alles, was ſtammverwandt iſt, wird ſich dann liebend zu ihm drängen. Deutſcher Art Weltentraum wird ſich dann noch erfüllen. Die alte Kaiſeridee wird, edel verjüngt, auferſtehen. Meine Seele grüßt den dienenden Kaiſer der Zukunft. — Noch iſt es nicht Zeit, davon zu reden. Erſt muß die Verneinung durchlebt werden; damit aus verjüngten Tiefen die deutſche Volksſeele ſich neu die Richtung hole auf ihr ewiges Ziel. —

Es iſt jetzt unſere erſte Pflicht, die Gedanken loszulöſen aus der alten Welt, die um uns verſinkt, und zu neuen Ufern auszuſenden.

Es iſt etwas Ungeheures, wenn ein ganzes Volk plötzlich ſeine Gedanken umdenken muß. Da hilft uns nur, daß wir unſere Herzenskräfte tief vertrauensvoll einſenken in den ewigen Lebensgrund, aus denen uns dann neue, blühende Möglichkeiten aufſteigen werden.

Denn er iſt unerſchöpflich, der Menſch! Der in ſeinem Weſen ein Teil iſt, und ein lebendiges Abbild werden ſoll des großen, wunderreichen Kosmos, des geiſtlebendigen!

Ob ich noch an den deutſchen Sieg glaube? So lange ich nur immer tiefer leben muß, ſo lange ich nur immer freudiger Gottes Weltenwalten erſchaue; ſo lange ich Brüder habe, die mir gleich, ſo lange muß ich glauben, daß in Deutſchland Quellen der Kraft ſind, die ihm den deutſchen Sieg, den Sieg der Innerlichkeit, wirken werden!

So lange ich ſehe, daß der Gott unſeres Schickſals Deutſchland nicht umkommen läßt in armen äußeren Siegen und Überhandnehmen von Machtſinn und Geldſinn, ſondern es heimſucht mit umſchaffender Not, ſo lange werde ich wiſſen, daß Deutſchlands edel geläuterte Kraft das gottverklärte Menſchheitsbild des neuen Weltentages aus ſeinen Leiden erzeugen wird.

Weimar Gertrud Prellwitz

Friedrich Stieve / Wer iſt ſchuld?

In dieſen ſchweren Tagen, da jeder Deutſche in ſeinem Innern einen Trümmerhaufen von zerbrochenen Hoffnungen und zerſchellten Träumen in ſich herumträgt, da er mit unſagbarer Wehmut das ganze große Gebäude zuſammenſinken ſieht, das die Politik von Jahrzehnten aufzubauen bemüht war, in dieſen Tagen, da unſer aller Soll im Vergleich zum Haben einen erſchreckenden Umfang annimmt, ſtellt ſich jeder die eindringliche, aus dem Schmerz der Stunde geborene Frage: Wie konnte das kommen? Wer iſt ſchuld daran? Es

iſt ja ein Grundgeſetz der menſchlichen Natur, angeſichts von Unglücksfällen nicht nur nach den Urſachen zu forſchen, ſondern auch nach der Schuld. Hier offenbart ſich vielleicht am deutlichſten der naive angeborene Glaube an die Freiheit des Willens. Nur Naturereigniſſen gegenüber hat man ſich allmählich daran gewöhnt, moraliſche Wertſchätzung auszuſchalten, während man früher auch hier Sündenböcke brauchte und dazu die Götter zu Hilfe nahm. Es iſt die Frage, ob man hiſtoriſchen Vorgängen auf den Grund ſieht, indem man ſie ethiſch zu werten verſucht und es will mir manchmal ſcheinen, als ob man auch hier der Wahrheit näherkommen würde, wenn man ſich entſchließen könnte, wenigſtens nicht bei den üblichen Sündenböcken ſtehen zu bleiben, ſondern unbekümmert um die Tatſache, daß auf dieſem Gebiete Menſchen das Material des Geſchehens bilden, wenigſtens von dem Einzelnen zu dem Ganzen der Volksgeſamtheit hinabzuſteigen. Denn dort unten lauern im Dunkeln die alles beſtimmenden Kräfte, deren Geheimniſſe kein auch noch ſo großer Führer reſtlos zu offenbaren vermag.

Wenn man heute die Deutſchen befragt, wer die Schuld an ihrem traurigen Erleben trägt, ſo wird man in der Regel, je nach der Stellungnahme der Befragten, eine zweifache Antwort erhalten. Die einen ſagen: Unſer Unglück war das große Hauptquartier. Es miſchte ſich in alles hinein, was es nichts anging, und beſonders der Generalquartiermeiſter Ludendorff herrſchte wie ein Diktator. Dadurch waren alle beſonnenen Kräfte ausgeſchaltet und der Bogen wurde ſoweit überſpannt, daß er ſchließlich zerſpringen mußte. Die andere Gruppe urteilt folgendermaßen: Der ganze Fehler liegt bei der politiſchen Leitung. Sie war überall und immer zu ſchwach und konnte ſich nicht zu Entſchlüſſen aufraffen. Das Überhandnehmen der Militärpartei wäre völlig unmöglich geweſen, wenn auf der anderen Seite ſtarke Kräfte geſtanden wären, die ihrerſeits auf einem großen, wohldurchdachten Plan beſtanden hätten. So aber lag die deutſche Politik in den Händen von Männern, die niemals eine Initiative ergriffen und ſich außen wie innen einzig und allein auf die Abwehr beſchränkten.

Man wird mir ohne Widerſpruch Recht geben, wenn ich die beiden Richtungen, die antimilitariſtiſche und antidiplomatiſche, als die hauptſächlichſten in bezug auf die Schuldfrage hinſtelle. Dieſe beiden Richtungen beſtanden unter der Decke ſchon vom Anfang des Krieges an und bekämpften einander unabläſſig, ſo daß es kein Wunder iſt, wenn ſie jetzt angeſichts des Zuſammenſturzes ihre Gegnerſchaft auch noch in der Beantwortung der Schuldfrage dokumentieren. Es beſteht aber gar kein Zweifel, daß keine von ihnen die volle Wahrheit für ſich in Anſpruch nehmen kann. Ich pflege auf die jeweiligen Angriffe der einen und der anderen Seite immer zu antworten: Was ſind die Militärs

und was ſind die Diplomaten? Die erſteren ſind Menſchen in einer grauen Uniform, die letzteren ſolche in einem ſchwarzen Rock. Beide entſtammen derſelben Raſſe, beide ſind Deutſche. Es muß alſo zwiſchen ihnen eine tiefgehende Gleichheit beſtehen und die Fehler müſſen hier wie dort brüderlich verteilt zu finden ſein.

Durch die einfache, ja geradezu banale Feſtſtellung, daß es ſich bei den „Schuldigen" um Deutſche handelt, ſtellen wir aber die ganze Frage auf eine breitere Baſis; wir erweitern das Unterſuchungsgebiet, ohne freilich die Unterſuchung ſelbſt zu vereinfachen, denn wir rühren dadurch an Probleme, die, von unſerem Heute gewiſſermaßen losgelöſt, einen zeitloſen oder auch überzeitlichen Charakter tragen. In dem Augenblick, da wir erkannt haben, daß ein Ludendorff oder ein Bethmann-Hollweg als Sündenböcke nicht mehr taugen, weil ſich in ihnen oder dem von ihnen vertretenen Syſtem nur allgemein wirkende Weenszüge äußerten, in dieſem Augenblicke ſind wir ganz von ſelbſt gezwungen, uns um mehr zu kümmern als nur um einzelne Tatſachen und eng begrenzte Rätſel der Gegenwart. Und auf dieſe Weiſe wird es uns vielleicht eher gelingen, zu jener letzten Wahrheit über die Schuld vorzudringen, die uns augenblicklich ſo bitter nottut. Denn was bleibt uns bei unſeren Mißerfolgen noch für eine andere Rettung als die Wahrheit ganz allein? Wer glücklich iſt, wem das Auge von Siegen geblendet wird, der bedarf keiner Wahrheit. Er berauſcht ſich am Schein der Umgebung, die er bezwingt, die, ſich hingebend, in ſein Inneres hereinſtrömt und alles mit ihren willig geſpendeten Gaben ausfüllt. Wer aber verlaſſen ſteht, auf ſich ſelbſt zurückgeworfen iſt, vor dem wächſt aus dem leeren Raum um ihn und in ihm die bange Frage nach dem Sinn des Seins empor. Ihm bleibt nur eine Eroberung noch übrig: die ſeines eigenen Weſens, die man Selbſterkenntnis nennt. Er iſt der Wahrheit Aug in Auge gegenübergeſtellt.

Es kann hier natürlich nicht meine Abſicht ſein, die ganze Wahrheit zu ergründen. Dazu genügt das Gehirn eines einzelnen Menſchen nicht im Entfernteſten. Unſere Einſicht wird immer ein Stückwerk ſein, auch wo ſie ſich auf das eigene Ich bezieht. Ich müßte außerdem viel zu weit ausholen, um den Dingen auf den letzten Grund zu gehen. Hiſtoriſch geſehen, müßte ich zu Bismarck und über ihn hinaus zurückgreifen und würde dann vielleicht irgendwo in der Vorzeit auf die eigentlichen Wurzeln des Geſchehens von heute ſtoßen. Das aber verlangt eine lange Unterſuchung, eine ſchwere und im Hinblick auf den Ausgang traurige Lebensarbeit, der ich mich gar nicht gewachſen fühle. Nein, ich will mit meinen Anmerkungen mich nur auf die Jahre des Weltkrieges beſchränken und da in aller Kürze meine perſönlichen Gedanken und Beobachtungen zuſammentragen, um ein kleines Scherflein zu jener großen Schuld beizutragen, die ich die Schuld an die Wahr-

heit nenne. Noch tappt man ja bei den meiſten Fragen im Dunkeln und was ich ſage, kann nur den Wert rein allgemeiner, ſtark perſönlich gefärbter Erwägungen haben, aber es war mir vielleicht vergönnt, manches plaſtiſcher zu ſehen, weil ich auf meinem Poſten in der Fremde den deutſchen Dingen gewiſſermaßen von außen gegenüber ſtand.

Als der Krieg begann, waren unſere leitenden Männer zweifellos von der Zahl der Feinde überraſcht. Sie hatten mit Rußland und Frankreich gerechnet, aber mit England nicht. Dafür iſt die bekannte erregte Szene zwiſchen Bethmann-Hollweg und dem britiſchen Botſchafter in Berlin Beweis genug. Der ſpontane Gefühlsausbruch des erſteren iſt ein klares Eingeſtändnis des Irrtums. Bei Geſchäften — und hierzu gehört ja in erſter Linie auch die Politik — wird immer derjenige moraliſch, der ſich übervorteilt ſieht. Auf der anderen Seite zeigte der Dreibund ſofort ein empfindliches Leck: Italien ging nicht mit, ſondern blieb zunächſt neutral. Uns blieb alſo nur Öſterreich-Ungarn, deſſen gebrechliche innere Struktur ſchon ſeit Jahren das geheime Geſpräch der Eingeweihten war. Der Kampf mußte ſomit vom erſten Augenblick an ein völlig ungleicher ſein. Im modernen Krieg der Maſſen war die Übermacht an Menſchenmaterial zweifellos auf der Gegenſeite. Zu der politiſchen Fehlrechnung geſellte ſich ſofort — um das Gleichgewicht zwiſchen den zwei oben genannten Richtungen herzuſtellen — eine militäriſche. Die Abſicht war — das iſt deutlich und erklärt allein den Einfall in Belgien — erſt Frankreich zu überrennen und ſich hernach gegen Rußland zu wenden. Aber man hatte den Feind im Oſten unterſchätzt. Man hatte geglaubt, er werde Wochen brauchen, um ſein Heer auf die Beine zu bringen und unſere Grenzen zu bedrohen. So kam es zu dem franzöſiſch-ruſſiſchen Sieg an der Marne, der vor allem dadurch zuſtande kam, daß wir unſerer ſtürmiſch vordringenden Weſtfront bedeutende Einheiten entziehen mußten, um Oſtpreußen und Schleſien vor der ſlaviſchen Invaſion zu bewahren. Dadurch entſchied ſich, daß wir nicht nur die Zahl, ſondern auch die Zeit gegen uns hatten: es mußte ein langes Ringen werden.

Von dem Tage an der Marne verwandelte ſich Deutſchland mit ſeinen Bundesgenoſſen in eine belagerte Feſtung. Der Franzoſe hielt ſtand, der Ruſſe ſtellte eine, wenn auch wankende, ſo doch einheitliche Front auf, der Engländer blockierte das Meer und von Süden her ſchloß bald der Italiener den gewaltigen eiſernen Ring. Die eigentliche Handlungsfreiheit, die ſelbſtändige Beſtimmung über den Gang der Ereigniſſe war uns entriſſen, wir waren ein für allemal auf die Defenſive angewieſen. Die Tat war ſcheinbar auf unſerer Seite, aber die große Initiative hatte der Gegner in der Hand. Deutſchland ſpielte auf Jahre die Rolle eines edlen Tieres, das, eingeſperrt in einen Käfig, bald hier bald dort gegen die Gitter anläuft, um auszubrechen. Die

Rechnung der Gegner war einfach genug. Sie war ſo brutal einfach, daß wir in unſerer Abgeſchloſſenheit ſie gar nicht begreifen wollten. Wer draußen ſtand, begriff ſie und mußte unbedingt vor ihr erſchrecken. Sie hieß, wie ich ſchon angedeutet habe: Zahl und Zeit.

Ich ſage: wer draußen ſtand, mußte vor ihr erſchrecken und ich habe das tief genug ſelbſt erlebt. Ich bin während des Krieges oft genug hinaus- und wieder hereingefahren, um dieſes Erlebnis genau beobachten zu können. Wenn ich daheim war, dann ſtand auch ich ganz unter dem Eindruck der rieſigen Kraftentfaltung meines Volkes. Alles Denken und Trachten ging gewiſſermaßen in einer Richtung, nach oben, wenn man will, oder nach rechts und links, wohin wir gerade ſtürmten. Und jenſeits unſerer Schützengräben wußte man nur die feindlichen, die den unſeren an Länge entſprachen, aber was dahinter war, ahnte man kaum. Doch dann, ſobald man die Grenzen wieder überſchritt, empfand man etwas ganz anderes, was einen auflöſte und nach der ſtrammen Zuſammenraffung zuhauſe gewiſſermaßen zertrat: die Welt ſtürmte auf einen herein. Das weite Meer, das der Brite beſaß, die Unmaſſe der Länder, die uns umlagerte. Dann bekam Deutſchland ſelbſt ein anderes Geſicht. Es wurde zur glühenden, ſtählernen Kuppel inmitten einer unendlichen, ruhelos anbrauſenden Flut. Und man begriff auf einmal die unheimliche Drohung von Zahl und Zeit. Man erkannte, daß auch das kleine Bulgarien und die todkranke Türkei nur eine Erweiterung der Feſtung war und daß die Belagerer geſonnen waren, ihre einfache Rechnung mit platter Logik und zäher Geduld zu Ende zu führen. Darum führten ſie ein Volk nach dem anderen gegen uns heran, darum konnten ſie es, weil ihre Rechnung dem Außenſtehenden unbedingt einleuchtete, darum ſchadeten die geopferten Nationen ihrem Anſehen nicht, darum war der größte Teil der Zuſchauer auf ihrer Seite. Mich hat ſo mancher Deutſche gefragt: Wie kommt es, daß die Entente bei den Neutralen ſo viele diplomatiſche Erfolge erzielt, während wir meiſtens mit leeren Händen daſtehen? Ich antwortete immer: Geben Sie mir das Weltmeer und die Erdkugel mit Ausnahme jenes mittleren Fleckchens im kleinſten Erdteil, Europa, und ich werde die gleichen Erfolge erzielen. Das war ſo klar, daß die meiſten es für einen ſchlechten Witz hielten und lachten.

Aber die tatſächliche Lage war ſo, wie ich ſie hier geſchildert habe. Und die deutſchen Handlungen entſprachen ihr heillos unbewußt. Militäriſch beſtanden ſie darin, daß wir mit wachſender Erbitterung einmal hier und einmal da an die geſchloſſenen Eiſentore pochten. Ach, unſere vielen „glücklichen" Offenſiven! Ich habe mich keiner wirklich freuen können. Schon ganz früh im Kriege ſagte ich einem erſtaunten Freunde, als er mir die Nachricht von einem erfolgreichen, groß angelegten Vorſtoß brachte: Wir haben unſeren Feinden wieder einen

rieſigen Gefallen getan. Dasſelbe Gefühl beſchlich mich jedesmal. Denn ich kannte ja die Rechnung: Zahl und Zeit. Ich wußte, daß die anderen, auch teilweiſe geſchlagen, doch in der großen Summe einen neuen Fehlbetrag auf unſer Konto ſetzen durften, einen Fehlbetrag an Menſchenleben und Material. Und wenn wir eroberten, dann war der Fehlbetrag doppelt, dann gingen für uns neben Toten und Verwundeten auch noch die Beſatzungstruppen des zu verwaltenden Gebietes ab. Wie konnten kühle Beurteiler glauben, daß wir die Überhand gewinnen würden? Hat nicht unſer Ubootkrieg noch die letzte Großmacht, die Vereinigten Staaten, auf die Seite der Gegner gebracht? Hat nicht unſere letzte gewaltige Offenſive an der Weſtfront die Amerikaner wahrhaft über den Atlantiſchen Ozean herübergeſogen? Und doch ließen wir uns auf dem Papier mit ſicheren Ziffern beweiſen, daß wir ſiegen müßten. So wenig erkannten wir das Geſetz von Zahl und Zeit, das wider uns war!

In der Tat! Von außen beſehen iſt das deutſche Geſchick im Weltkrieg furchtbar einfach; ſimpel möchte man es nennen, lächerlich einleuchtend und notwendig, ſo einfach, daß man jede Achtung vor der vielfach gerühmten Kunſt der Staatsmänner Englands und der übrigen Entente gründlich verliert. Denken wir uns einmal, wir hätten einen Krieg mit einem auch noch ſo glänzend gerüſteten Staate in Südamerika und kämpften dabei verbündet mit allen Großmächten der ganzen Welt. Der Staat in Südamerika würde etwa zwei, drei Bundesgenoſſen an ſeiner Grenze gewinnen, aber wie könnte uns das beirren, zumal er vielleicht gleich uns ſeinen Bundesgenoſſen, um ſie am Leben zu halten, ſtändig von ſeinem Blut zupumpen müßte? Wir würden ihn ruhig einſchließen und belagern und wir würden ſagen: wehre dich nur, jemehr du Blut vergießt, deſto ſchneller wirſt du überwunden und was du auch tuſt, die Stunde kommt, da wir deinen Widerſtand brechen. Denn für uns iſt die Zahl und die Zeit. So klar iſt das deutſche Schickſal vom Abſtand, von der Ferne, von außen betrachtet.

Nun aber, nachdem wir die äußere Wirklichkeit feſtgelegt haben, kommt die zweitgrößte Frage: wie war unſere Haltung? und wenn man ſo will, wo liegt unſere Schuld? Man iſt bei der Beantwortung dieſer Frage natürlich wiederum verſucht, zum Ausgang zurückzugehen. Man fühlt inſtinktiv, daß man doch zuerſt ergründen müßte, wie es denn dazu kommen konnte, daß wir uns von vornherein in einen ſo durchaus ungleichen Wettſtreit einließen, deſſen Beginn ſchon den Keim des für uns unglücklichen Endes in ſich trug. Wie ich oben bereits angedeutet habe, gehört die Unterſuchung dieſes Problems natürlich in erſter Linie zu der ſchweren Arbeit um die Wahrheit. Aber ich habe die Grenzen meiner ſkizzenhaften Darlegung enger geſteckt und bin für

heute entſchloſſen, mich einzig und allein auf den Krieg ſelbſt zu beſchränken.

Wenn wir uns die Lage Deutſchlands, wie ſie nun einmal ſeit dem Sommer und Herbſt 1914 war, vor Augen halten, ſo müſſen wir von ſelbſt zu dem Ergebnis gelangen: ein Volk, von allen Seiten bedroht, abgeſperrt und umlagert, hat nur ein Mittel, um ſich zu behaupten, das iſt die reſtloſe Anſpannung all ſeiner Kräfte; ihm bietet ſich ganz natürlicherweiſe nur eine Hilfe: das iſt das Schwert und immer wieder das Schwert. Etwas anderes war logiſcherweiſe gar nicht möglich. Daraus erklärt ſich aber ſofort ein wichtiger Umſtand. Die Leitung mußte, beſonders je länger der Kampf dauerte und je ausſchließlicher im Erfolg der Waffen das Heil zu liegen ſchien, auf die Militärmächte übergehen. Wenn wir immer wieder auf die Kriegskarte verwieſen und betonten, der Ausgang des gewaltigen Ringens werde allein auf den Schlachtfeldern Europas entſchieden und nicht draußen in der Welt, ſo war das eine Anſchauung, die mit pſychologiſcher Notwendigkeit aus der Not unſerer Stellung entſprang. Sie war natürlich irrtümlich, denn in Wirklichkeit wurde die Entſcheidung draußen getroffen, auf dem Weltmeer durch die Blockade und auf den anderen Erdteilen durch die Hilfstruppen, die unabläſſig von überallher gegen uns herangeführt wurden. Aber wir konnten das nicht erkennen, ja wir durften es nicht erkennen, nachdem wir einmal zu dem Streit des Kleinen gegen den Großen entſchloſſen waren. Darin liegt unbedingt ein Hauptmoment des geſamten geſchichtlichen Vorganges.

Die Stärke des Hauptquartiers und die Schwäche der politiſchen Führung waren alſo beide geradezu geſetzmäßig bedingt. Auch für einen Politiker von der Größe und dämoniſchen Geſchmeidigkeit eines Bismarck, nach welchem man ſich ſo oft aus dem dunklen Gefühl heraus, auf falſcher Bahn zu wandern, mit der ganzen Leidenſchaft des Verirrten geſehnt hat, wäre hier gar kein Spielraum zur Betätigung ſeiner Fähigkeiten geweſen. Auch ihm wäre im großen Ganzen nichts anderes übrig geblieben, als die Kanone ihre Sprache ſprechen zu laſſen und ſich ausſchließlich auf dieſe Sprache zu berufen, deren Wortführer eben die oberſte Heeresleitung war. Das Schickſal Deutſchlands hing tatſächlich, wie die Dinge nun einmal lagen, in unheilvollem Maße von den militäriſchen Aktionen ab. Die ganze Entſcheidung war zu einſeitig auf Gewalt eingeſtellt, um für diplomatiſche Berechnungen den Weg noch offen zu laſſen. Daher iſt die Klage, daß wir keine bedeutenden Politiker hätten, im Grunde müßig. Auch unſere militäriſchen Führer waren keine überragenden Genies und haben nicht deshalb die Oberhand gewonnen, weil ſie geiſtig den zivilen Kräften überlegen waren, ſondern weil die Lage von Anbeginn ſo

war, daß, wenn überhaupt ein günſtiges Ende erzielt werden konnte, dies nur durch das rückſichtslos dreinſchlagende Schwert geſchehen konnte. Wenn man von einer Übermacht umſtellt iſt, die beſchloſſen hat, einen niederzuringen, ſo gibt es für Verhandeln, geſchicktes Lavieren oder Überreden keine Gelegenheit mehr. Ich kann dann nur gegen die gefährliche Umkreiſung anſtürmen und verſuchen, ob ſie nicht vielleicht hier oder dort an irgend einer Stelle undicht iſt und mir die Möglichkeit gewährt, auszubrechen. Genau ſo hat es ja auch die oberſte Heeresleitung gemacht und es wäre ſicherlich falſch, ihr daraus einen Strick drehen zu wollen. Auch ſie ſtand unbewußt unter dem ehernen Geſetz der Situation. Was ich aber hier in erſter Linie betonen will, iſt nur: es war kein Wunder, wenn die Militärs die Leitung an ſich riſſen und wenn, je länger deſto mehr, ihnen dieſe Leitung von der anderen Seite auch überlaſſen werden mußte. Darin liegt zweifellos die Tragik dieſes Krieges für das deutſche Volk, denn ein Krieg gegen eine erdrückende Übermacht, der nur mit den Waffen geführt werden kann und gar nicht mit anderen, ſubtileren und daher für den Gegner unberechenbaren Kräften, iſt eben ein unglücklicher Krieg. Das ändert aber nichts daran, daß dieſe Tragik eine tief notwendige war.

Wie aber kam es, ſo wird man unwillkürlich fragen, daß wir unſere Lage nicht einſahen und rechtzeitig daraus die Konſequenzen zogen? Zweifellos nähern wir uns jetzt der Schuldfrage immer mehr. Denn wenn man die Dinge einfach und klar an der Hand der Tatſachen betrachtet, ſo muß man doch eingeſtehen, daß es geradezu unbegreiflich erſcheint, warum nicht in irgendeinem Augenblick eine ſtarke Stimme auf der Fahrt nach dem Abgrund hin Halt gebot, bevor es gänzlich zu ſpät war. Wer verſäumte oder verhinderte das? Auch in dieſem Punkte iſt die landläufige Antwort bekannt. Wir ſtoßen abermals auf die zwei oben gekennzeichneten Richtungen. Die einen erklären ohne Umſchweife: Die Militärs ließen es nicht zu. Sie glaubten blind an ihre Gewalt und machten alle Verſuche zum Einlenken durch ihren Widerſpruch zunichte. Die anderen erwidern kurzerhand: Die Diplomaten waren zu ſchwach, ſie wurden deshalb beiſeite gedrängt und von den Willenskräftigen überſtimmt. Ihre unſelige Entſchlußloſigkeit hat auch hier den Grund zu allem Unheil gelegt. Betrachtet man dieſe zwei Äußerungen nebeneinander, ſo kommt man leicht zu dem Schluß, das ſie eigentlich nur die poſitive und negative Seite ein und derſelben Entſcheidung ſind. Denn wenn in der gleichen Sache der Spieler will und der Gegenſpieler ihn nicht hemmen will oder kann, ſo folgen ſie beide im Grunde demſelben Geſetz. Die Bejahung und die Nicht-Verneinung decken ſich in einem ſolchen Fall. Für die Haltung beider muß der nämliche Grund beſtimmend ſein. Bei unſerem

Problem war es die reſtloſe Hingabe oder die, wenn auch zögernde, Verneigung vor dem Schwert. Hüben wie drüben entſchied im Grunde der Appell an die Waffengewalt, die einen forderten, die anderen kapitulierten. Schickſalsgebietend war für jeden dieſelbe unwiderſtehliche Macht.

Daß ſich dieſe unwiderſtehliche Macht, nämlich die Hoffnung auf das Schwert, aus der Lage ergab, habe ich oben bereits ausgeführt. Man wird mir natürlich die bekanntgewordenen Vorfälle entgegenhalten. Man wird mich daran erinnern, daß damals eine Möglichkeit beſtand, durch Wilſons Vermittlung Frieden zu erhalten und daß man ſogar ſchon von der Geneigtheit der Gegenſeite unterrichtet war. Es liegt mir ſelbſtverſtändlich fern, Verfehlungen im Einzelnen und von Einzelnen hier irgendwie beſchönigen oder in Schutz nehmen zu wollen. Das iſt keineswegs der Zweck dieſes Aufſatzes. Ich möchte auch hier wieder nur eine tiefere Erklärung anſtreben, als die landläufige, die ſich an beſondere Perſönlichkeiten in vorgeſchobener Stellung klammert, um dadurch die billige Löſung der Rätſel eines Völkerſchickſals zu finden. Schließlich muß doch ſelbſt der erbittertſte Feind der politiſchen oder militäriſchen Leitung zugeben, daß es ſich in beiden Fällen immerhin nicht um Menſchen handelte, die bewußt und abſichtlich ihre Nation ins Verderben trieben, ſondern um ſolche, die mit ihren jeweiligen Ratſchlägen dem Vaterlande nach ihrer Weiſe auf beſtmögliche Art zu dienen beſtrebt waren. Daß ſie dabei verblendet waren, iſt eine andere Sache und wenn man ſich gleich mir zu dem Satz bekennt, daß in der Politik Verblendung die größte Sünde iſt, ſo mag man ſie immerhin auch Sünder nennen. Aber man hat damit den Grund zu ihrer Gemütsverfaſſung, alſo die eigentliche Schuld, noch lange nicht aufgedeckt.

Wollen wir uns darüber Klarheit ſchaffen, ſo begegnen wir auf unſerem Wege zur Wahrheit einer pſychologiſchen Erſcheinung, die von allergrößter Bedeutung iſt. Gerade inbezug auf den Entſchluß zum verſchärften Ubootkrig hörte ich aus dem Kreiſe der Eingeweihten, alſo ſolcher, die dabei waren, immer wieder folgendes Argument anführen: wir mußten zu dieſer Waffe greifen, wir waren dazu gezwungen, weil wir ſonſt vor dem Bankerott geſtanden wären. Es war alſo eine Verzweiflungstat, vielleicht die erſte auf der abſchüſſigen Bahn zum Verderben. Das iſt nicht nur eine ſichere Verſion über den Gang der Dinge, ſondern, was mehr bedeutet, auch eine durchaus glaubwürdige. Ich werde ſogleich ausführen, warum, ich möchte zuerſt nur noch kurz darauf hinweiſen, daß auch diesmal wieder Forderung und Nachgeben auf die gleiche Wurzel zurückweiſen. Die Feinde des Ubootkrieges wichen vor dem gleichen Glaubensſatz zurück, auf den die Anhänger des Ubootkrieges ſchwuren. Sie erkannten ihn alſo

gewiſſermaßen negativ als unwiderleglich an, denn ſonſt hätten ſie ſich doch mit der letzten Faſer ihrer Energie dagegen geſträubt. Freilich war ihre Poſition auch von vornherein überaus ſchwach, denn — und nun kommen wir zu dem pſychologiſchen Moment — das eigenſinnige Feſthalten an dem Vertrauen auf die Gewaltmittel wuchs, je mehr es abwärts ging. Es war ſchon kein Vertrauen mehr, ſondern ein Anklammern, ein Sich-Verbeißen und um keinen Preis von dem einmal angebeteten Abgott Laſſenwollen.

Auch das iſt für den ſachlichen Beurteiler logiſch begreiflich. Wir haben bereits feſtgeſtellt, daß der Krieg gegen die erdrückende Übermacht von Anfang an durch das Schwert allein möglicherweiſe günſtig entſchieden werde konnte. Wir haben weiterhin feſtgeſtellt, daß dadurch von ſelbſt und innerlich notwendig die Leitung an die Militärpartei, die das Schwert führte, überging. Nachdem dieſe nun einmal herrſchte, verſuchte ſie, um ihr Ziel zu erreichen, mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Energie, das geſamte Volk auf dasſelbe einzuſtellen. Sie rief nicht nur, was gehen und ſtehen konnte, unter die Fahnen und führte außerdem noch den Hilfsdienſt ein, ſondern ſie organiſierte die Menſchen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, auch ſeeliſch, indem ſie inbezug auf die Nahrungsſchwierigkeiten und andere herbe Sorgen raſtlos zum Durchhalten mahnte, bis ihr endlich der errettende Schlag gelungen war. Je mehr das Blut aus dem Volke wich, jenes Blut, das ihm all die geglückten Offenſiven, die Aufrechterhaltung der wankenden Bundesgenoſſen und die engliſche Hungerblockade von Monat zu Monat ſichtlich aus den Adern zog, deſto unerbittlicher mußte die natürliche, angeborene Kraft durch eine künſtliche Überſpannung des Geiſtes und der Nerven erſetzt werden und ſo entſtand zum Schluß eine pſychiſche Verfaſſung, die, weit entfernt normal zu ſein, einem heroiſchen, aber krankhaften Hinhorchen, Hinhoffen und Hinſehnen nach der endgültigen Entſcheidung der Waffen glich.

Ich habe das oft in Deutſchland empfunden, wenn ich aus dem neutralen Auslande auf kurzen Beſuch zurückkehrte. Ich habe zu manchem meiner Freunde geſagt: Ihr ſeid nicht mehr geſund. Ihr ſeht die Welt nicht mehr. Ihr könnt ſie gar nicht mehr ſehen, weil ihr wie gebannt auf eines ſtarrt, auf den ſchließlichen Waffenſieg, der irgendwo in der Ferne winkt. Was ich damals nicht verſtehen konnte, weil ich mich eben mehr draußen als drinnen aufhielt, war die innere Bedingtheit dieſes Symptoms. Auch dieſe Hypertrophie der Entſchloſſenheit war durchaus notwendig, ſie entſtieg, ſo unnatürlich ſie war, doch tief organiſch der Unmöglichkeit unſerer geſamten Lage. Wir konnten uns auf der ſchiefen Ebene nur halten, indem wir reſtlos und ohne Erbarmen alle Kräfte anſpannten. Daß wir über dieſer täglich und ſtündlich vollbrachten Arbeit ganz und gar vergaßen, auf der ſchiefen Ebene

zu ſein, war eben das pſychologiſche Phänomen, das aber keineswegs rätſelhaft iſt. Denn auch die Verblendung iſt eine Art der Betätigung des Selbſterhaltungstriebes. Der Schlafwandler ſtürzt erſt von einem ſteilen Dache, wenn er erwacht und die Tiefe unter ſich ſieht.

Der Hauptvollſtrecker dieſer Überſpannung der Kräfte war zweifellos — wir wiſſen es alle — niemand anders als Ludendorff. Er ſtellte alles auf den ſchließlich doch noch zu erringenden Erfolg der Gaſe, Kanonen und Gewehre ein. In ihm erreicht der unverſchuldete Irrtum eines ganzen Volkes ſeinen Gipfel. Er ſchob jede andere Möglichkeit der Löſung auf die Seite. Und bei ſeinem Glauben an die allein ſeligmachende Wirkung der Gewalt wurde es ſchließlich zum Verhängnis, daß er, dieſem Glauben gänzlich verfallen, vor der wachſenden Gewalt der anderen ſo erſchrak, daß er die eigene unterſchätzte. Das iſt die letzte Tragik dieſer ganzen ſeeliſchen Verfaſſung, in der die Nation ihre Kräfte immer mehr emporſchraubte, bis ſie an der eigenen Überdehnung zerſprangen.

Nach meiner Anſicht wäre es falſch und wider die Wahrheit, die wir jetzt ſuchen und ſuchen müſſen, um unſerer ſelbſt willen, wollten wir dem einen Manne oder auch ſeinen Gegenſpielern, die ihn gewähren ließen, die Schuld für uns alle aufbürden. Es kann nicht oft genug geſagt werden, daß er ſchließlich nur die innerſte Mitte oder die Spitze eines großen Syſtems war, in deſſen Maſchen wir uns alle verfangen hatten. Und dieſes Syſtem war gegründet auf den Glauben an die Gewalt. Es könnte an dieſer Stelle ausſehen, als wollte ich einen Beitrag zu dem Feldzug der Worte liefern, den die Entente gegen unſeren „Militarismus“ geführt hat. Nichts aber liegt mir in Wahrheit ferner, als mich jenen wohlfeilen Gedankengängen anzuſchließen, die man in der Preſſe der Welt anwandte, um die öffentliche Meinung der Welt gegen uns mobil zu machen, denn ſie würden uns keinerlei Aufſchlüſſe über die tieferen Gründe des hiſtoriſchen Geſchehens unſerer Gegenwart bieten. Auch iſt es ja ganz klar, daß die Gegenſeite ihre Rechnung im Grunde auf nichts anderem baſierte, als auf dem gleichen Glauben und zwar ihrerſeits mit Erfolg, ganz einfach deshalb, weil ſie bei dieſem Wettſtreit von Gewalt gegen Gewalt ſchließlich, infolge ihrer von Anfang an beſtehenden Übermacht, die Oberhand behalten mußte. Ich habe ſchon vorhin auf das innerſte Geſetz des Weltkrieges inbezug auf die endgültige Entſcheidung aufmerkſam gemacht. Es handelt ſich nicht um ein geiſtiges, ſondern um ein rein materielles. Brutal wirkende Kräfte gaben den Ausſchlag. Die Zahl und die Zeit und das Mehr an Rohmaterialien, um Mordmaſchinen herzuſtellen. Damit rücken wir dem eigentlichen Weſen des Weltkrieges auf den Leib: Es war ein Kampf der Materie, bei dem die menſchlichen Werte letzten Endes keine Rolle mehr ſpielen,

ſondern Tanks, Luftzeuggeſchwader, Gaſe, ſchwere Geſchütze, Uboote, Ubootfallen die Entſcheidung herbeiführten, ſodaß der als Sieger davon gehen mußte, der über die meiſten Vernichtungsmaſchinen verfügte. Hier gab es nicht nur keinen Raum für den Politiker, ſondern eigentlich nicht einmal für den großen Feldherrn, denn die rohen Mächte, die aufeinander prallten, litten keinen feineren Plan, ſondern gehorchten nur plump dem Gebot der Maſſe, das eigentlich alles beſtimmte.

Die furchtbare Einfachheit dieſer Tatſache, der man unerſchrocken ins Auge ſehen muß, führt uns nach meiner Überzeugung dem Kern des ganzen Problemes näher als alles Gerede über Recht oder Unrecht, Geſchicklichkeit oder Ungeſchick. Die Maſchine, das Kind des neunzehnten Jahrhunderts, hat das Weltringen zu Beginn des zwanzigſten Jahrhunderts entſchieden. Sie hat ſeinen Verlauf im Innerſten nicht nur beeinflußt, ſondern auch beſtimmt, denn der Aberglaube an ſie war den Menſchen bewußt oder unbewußt ein oberſtes Geſetz. Aber noch mehr: der Krieg von 1914 iſt gewiſſermaßen ein Ergebnis der Maſchine, denn ohne ſie hätten die leitenden Syſteme bei den einzelnen Völkern niemals zu jenem verzweifelten Mittel der Gewalt greifen können, weil ein derart gigantiſches Unternehmen, wie der Kampf aller gegen alle ohne eine raffiniert brutale Macht der Maſchine unmöglich geweſen wäre. Wie ich hier das Wort „Maſchine" gebrauche, ſo meine ich damit all jene verfeinerten techniſchen und materiellen Hilfsmittel, die ſich der Menſch im Laufe der letzten Generationen geſchaffen hat und ich meine zugleich ſeeliſch jene ganze Welt, die dieſen Schöpfungen entſtieg, jenes Syſtem, wie ich mich oben ausdrückte, in dem wir ſamt und ſonders verfangen waren. Der Glaube an das Materielle, an die äußere Gewalt, an die Maſchine, mit all ſeinen negativen Begleiterſcheinungen der Amerikaniſierung, Veräußerlichung und Entgeiſtigung, er war die Atmoſphäre, der der Weltkrieg entſtieg. Eine hiſtoriſche Kraft wie nur irgendeine, und letzten Endes die eigentliche Urſache zu dem, was nunmehr mit tauſend Schrecken und Verheerungen hinter uns liegt.

Hier haben wir die wahre Schuld. Sie drückt natürlich auch den Ereigniſſen vor dem Krieg ihren Stempel auf. Und zugleich läßt ſie uns die tiefe, ja, man kann ſagen, organiſche Notwendigkeit des Ganges der Dinge erkennen. Eine hiſtoriſche Periode hat aus ihrer beſonderen Eigenart den Weltkrieg geboren. Die Einzelnen waren nur Erzeugniſſe und Werkzeuge des Geſamtzuſtandes, logiſche Folgeerſcheinungen und Vollſtrecker einer allgemeinen Dispoſition. Unbewußt geſündigt haben alle, bewußt keiner; auch geſchichtliche Ereigniſſe ſind Naturereigniſſe und darum iſt hier wie dort die Jagd nach Sündenböcken ein Unfug. Die, welche ſich führen ließen, ſind nicht freier von Fehl

als diejenigen, welche führten, im Gegenteil, die letzteren beſitzen wenigſtens das Verdienſt, das verderbliche Syſtem auf die Spitze getrieben und dadurch dem Untergang geweiht zu haben. Denn das iſt nun einmal ein Grundgeſetz der Menſchennatur, daß ſie nie und nirgends, im Guten wie im Böſen, die letzten Konſequenzen verträgt.

Das Zeitalter der Materialiſierung und Maſchiniſierung verriet ſeine Geiſtesarmut am klarſten dadurch, daß es aus ſich heraus keinen großen Revolutionär oder Reformator gebar, der ſeine Schäden erkannte und darum rang, ſie zu beſeitigen. Es duldete, ſeinen eigenſten Geſetzen treu, überhaupt keine ſtarken Perſönlichkeiten. Wie oft hat man während des Krieges nach dem ſtarken Mann gerufen, der die Menſchheit erretten ſollte. Er war nicht da und konnte nicht da ſein, weil die Materie, die die Welt beherrſchte, ihm keinen Platz ließ. Und ebenſo bedeutungsvoll und richtig wie dieſe Tatſache iſt auch das Ende der gewaltigen Kataſtrophe „Weltkrieg". Wer empört ſich, wer erhebt ſich mit elemtarer Kraft und ſtreckt die Hände aus nach Erlöſung, wer befreit ſich mit der Gewalt eines Sturzbaches? Die Maſſen! Eben jene Maſſen, die unter der Herrſchaft der Maſchine und Materie ſeufzten und bluteten, nicht die letzten vier, ſondern die letzten ſechzig und achtzig Jahre; der ſtille und leidende Heros des vergangenen Jahrhunderts. Das blutige Abendrot einer verſinkenden Epoche gebärt aus ſeinem Schoß das blutige Morgenrot einer neuen Zeit. Und die bange Frage der Menſchheit iſt nur die: Wird das Kommende den Weg zum Geiſte wiederfinden, den das Vergangene mit tauſend böſen Hinderniſſen verſtellt hat?

Gert von Natzmer
Politik und Weltanſchauung / Eine Kritik der kulturellen Strömungen unſerer Zeit*

Dem Klarblickenden kann es kein Geheimnis mehr ſein, daß ſich auf allen Gebieten des geiſtigen, kulturellen und ſozialen Lebens ein Umſchwung vorbereitet. Aus dem Chaos unſerer Zeit will ſich etwas Neues, noch Namenloſes herausgebären. Sind auch die Anſätze noch taſtend und unſicher, ja gehen ſie ſicherlich noch oft in die Irre, ſo iſt das Ringen um einen neuen Lebensinhalt, um neue Ideale doch unverkennbar. Hier hat der große Vernichter Krieg den

* Dieſe Zeilen wurden in den erſten Frühlingsmonaten des Jahres 1918 geſchrieben. Seitdem hat ſich Umwälzendes vollzogen. Niemals aber ſcheinen mir Inſichgehen und Selbſtbeſinnung nötiger zu ſein, als in dieſen Tagen des Gärens und der Ungeklärtheit. Der Verfaſſer am 11. November 1918

Boden für die Aufnahme neuer Gedankenkeime bereitet, indem er nicht allein ganze Länder verwüſtete, ſondern auch den geſamten, einſt ſcheinbar ſo geſicherten Beſtand unſeres Kulturbeſitzes aufwühlte. Vieles erſcheint jetzt in ganz veränderter Beleuchtung, und bisher ungeahnte neue Aufgaben haben ſich ergeben.

Es iſt lehrreich zu beobachten, wie politiſche Probleme ſich immer mehr zu Fragen der Weltanſchauung erweitern und von ſich aus dann die Stellungnahme im geſamten Meinungskampf der Gegenwart bedingen. So muß es als bezeichnend angeſehen werden, daß die grundlegende Frage nach der Geſtaltung des Friedens und den künftigen Lebensformen der Menſchheit immer mehr zum Brennpunkt aller politiſchen, kulturellen und ſozialen Gegenſätze unſererZeit geworden iſt. In der in dieſem oder jenem Sinne ausfallenden Beantwortung vollzieht ſich die große Scheidung der Geiſter, und in ihr findet zugleich der Gegenſatz verſchiedener Weltanſchauungen ſeinen prägnanteſten Ausdruck. Die hiermit gegebenen Probleme ſind alſo ein Gegenſtand allgemeinſter Anteilnahme. Dafür ſorgt allein ſchon die Tagespreſſe aller Richtungen, die jene Streitfragen verwäſſert mit Parteiphraſen täglich jedem Zeitgenoſſen zu Gemüte führt und ſie bis ins fernſte Dorf trägt. Schroff erhebt ſich Meinung gegen Meinung, Dogma gegen Dogma, und jeder behauptet, im Beſitz der Wahrheit zu ſein. Dem Tieferdenkenden fällt es gegenüber all den ſich widerſtreitenden Anſichten und angeſichts der ſich gegenſeitig aufhebenden Argumente oft ſchwer, zu einer endgültigen Stellungnahme zu gelangen. Es muß aber jedem ein Bedürfnis ſein, in dieſen Fragen klar zu ſehen, da die Art ihrer Beantwortung über unſere Stellung zu den großen Lebensproblemen entſcheidet. Deshalb müſſen wir verſuchen, eine Klärung zu erreichen. Die vorliegende Arbeit möchte nun hierhin mitwirken. Auf Grund einer Unterſuchung der uns gegenwärtig beſchäftigenden Probleme und der von ihnen ihren Ausgang nehmenden kulturellen Beſtrebungen ſoll es weiter unternommen werden, zu einer prinzipiellen Klarlegung des Verhältniſſes zwiſchen Welterkenntnis und politiſchem Verhalten zu gelangen. Im Gegenſatz zu den meiſten von ähnlichen Geſichtspunkten ausgehenden Abhandlungen, die, ſoweit mir bekannt, ſtets doch letzten Endes auf eine Verteidigung der einen oder der anderen Anſicht hinausliefen, will ich dem Kern des Problems ſelbſt auf den Leib rücken, um den man bisher gar zn gern wie die Katze um den heißen Brei herumgeſchlichen iſt. Es wird ſich dann ergeben, daß beiſpielsweiſe wir keineswegs berechtigt ſind, *eine* von zwei ſo entgegengeſetzten Anſchauungen, wie ſie etwa von den Anhängern einer Machtpolitik einerſeits und einer Verſtändigungspolitik andererſeits vertreten wird, kurzerhand als irrig zu bezeichnen. Vielmehr muß ſich uns die Frage aufdrängen, ob nicht beide Anſichten teilweiſe im Recht ſind. Das hieße alſo, keine von beiden wäre im abſoluten Sinne

des Wortes „wahr". Dieſe Formulierung bedeutet nun aber nicht, daß wir zwiſchen zwei Geſichtspunkten die Mitte zu halten hätten, ſondern ſie ſoll ſagen, daß wir beſtrebt ſein müſſen, einen höheren Standort zu gewinnen, von dem aus betrachtet ſich die Gegenſätze auflöſen. Jene Uneinheitlichkeit der Weltauffaſſung, welche darin zum Ausdruck kommt, daß aus gleichen Tatſachen die widerſprechendſten Folgerungen gewonnen worden ſind, daß alſo aus denſelben Blüten die verſchiedenſten Säfte geſogen werden, wird ihre Erklärung in der jeweilig abweichenden Stellungnahme zu den Dingen finden, welche wiederum durch die Richtung des Denkens bedingt iſt. Weiter werden wir erkennen müſſen, daß all dieſe Widerſprüche letzten Endes in unſerem eigenen Weſen begründet ſind. Können doch die Dinge unter zwei einander ſchroff entgegengeſetzten Geſichtspunkten betrachtet werden, die gleicherweiſe berechtigt ſind: nämlich dem rein natürlichen, alſo hier dem biologiſch-ſoziologiſchen und dem ethiſchen. Allein die Selbſtbeſinnung, alſo mit anderen Worten die philoſophiſche Verſenkung in das Rätſel der Welt und unſeres Ichs, kann uns aus der Wirrnis emporhelfen und zur Erkenntnis führen.

Der Hauptvorwurf, welcher gegen die meiſten Verſuche erhoben werden muß, die ſich mit den kulturellen und ſozialen Verhältniſſen der Menſchheit auseinanderſetzen, iſt der, daß in ihnen die Wirkſamkeit des rationalen Elements im Leben der Völker bedeutend überſchätzt wird. Dies iſt der Fehler faſt ſämtlicher Weltverbeſſerungstheorien und der verwundbare Punkt aller Beſtrebungen, die darauf hinzielen, uns glücklichen und harmoniſchen Zuſtänden entgegenzuführen. *Wir erkennen ſomit die Frage, wieweit die Lebensformen der Menſchheit willkürlich abänderungsfähig ſind, als das Grundproblem unſerer Unterſuchungen.* Jede Weltverbeſſerungstheorie ſetzt ſtets mehr oder minder bewußt voraus, daß alle Zuſtände, die wir heute vorfinden, auch durch einen Willensakt ohne weiteres abgeändert werden können, da ſie nach der ungeſchichtlichen, aber ziemlich allgemein verbreiteten Anſicht ja auch nur der Willkür einzelner Perſonen oder Klaſſen ihr Entſtehen verdanken. Wie völlig unwiſſenſchaftlich iſt das gedacht! *Die Organiſation der Menſchheit iſt, wie alles Lebendig-organiſche, etwas Gewordenes und damit auch den Geſetzen des Lebens unterworfen.* So erhalten alle Erſcheinungen und Verhältniſſe des Völkerlebens ihre Begründung in vorangegangenen Zuſtänden, aus denen ſie ſich notwendig entwickeln mußten. Wenn es auch über den Rahmen dieſer Abhandlung weit hinausführen würde, wollten wir die Bedeutung biologiſcher Momente im Leben der Menſchheit näher erörtern, ſo muß doch zum Verſtändnis des Folgenden kurz hervorgehoben werden, daß die gleichen Faktoren, welche bei der Entſtehung und allmählichen Herausbildung der ſozialen Gliederung

innerhalb der Staatsorganismen ſowie bei der Entwicklung ihrer Beziehungen untereinander wirkſam ſind, auch die Lebensregungen des ganzen Organismenreiches beherrſchen.* Alles ſtrebt im Leben der Völker einer immer weitergehenden Vereinheitlichung zu. Die allgemeine Entwicklungtendenz geht von einem Nebeneinander immermehr zu einem organiſchen Miteinander hin. Die zwiſchen einzelnen Gruppen beſtehenden Gegenſätze weichen dann gemeinſamen Intereſſen. Immer weitere Kreiſe umſpannen jene Lebensgemeinſchaften, und an Stelle eines urſprünglichen Kampfes aller gegen alle tritt allmählich eine andere Form des Wettbewerbes, der ſog. friedliche Konkurrenzkampf. Die einzelnen Glieder eines ſolchen Intereſſenverbandes verwachſen damit zu einem organiſchen Ganzen, in dem alle irgendwie voneinander abhängig ſind. Immer zahlreichere Fäden knüpfen ſich herüber und hinüber, und alle werden auf dieſe Weiſe mit der Zeit zu Teilen eines übergeordneten Organismus. Je weiter dieſe Entwicklung fortſchreitet, deſto weniger Intereſſengruppen ſtehen einander noch gegenüber. Waren einſt kriegeriſche Verwicklungen an der Tagesordnung, ſo werden dieſe immer ſeltener, dafür ballen ſich aber in ihnen immer größere Entſcheidungen zuſammen, und ſie ziehen immer weitere Kreiſe, ja endlich die ganze Menſchheit in ihren Strudel hinein, wie wir das in den letzten vier Jahren erlebten. Dieſer ganze Prozeß iſt dem Weſen nach der gleiche, wie der, welcher auch im Organismenreich alle zu immer engeren Zuſammenſchlüſſen hinführt. In dem Entwicklungsgang der organiſchen Natur erkennen wir deshalb einen prinzipiell ähnlichen Weg, wie in dem der menſchlichen Staatengebilde.

Alles Lebendige ſtrebt danach, ſich durchzuſetzen, zu leben. Das führt erſtmal zum Kampf aller gegen alle, dann aber mit Notwendigkeit zur Bildung von Lebensgemeinſchaften, in denen ſich Weſen mit gleichlaufenden Intereſſen zuſammenfinden. In ihnen herrſcht eine gewiſſe Arbeitsteilung, und alle ſind irgendwie voneinander abhängig. So ſind die mehrzelligen Organismen aus bloßen Kolonien einzelliger Lebeweſen allmählich zu untrennbaren Einheiten geworden, deren verſchiedene Organe nur noch einem großen Zweck, der Erhaltung des Ganzen, dienen. Die Mehrzeller, jene Lebensgemeinſchaften zahlloſer Zellindividuen, bilden nun ſelbſt wieder Glieder übergeordneter, organismenhafter Gebilde. Dieſe ſymbiotiſchen Verbände, wie ſie z. B. im weiteſten Sinne auch der ſoziale Verband eines Waldes darſtellt, beruhen auf dem gleichen Prinzip der Arbeitsteilung und einer damit Hand in Hand gehenden morphologiſchen Differenzierung, wie die mehrzelligen Organismen ſelbſt, die ſie zuſammenſetzen. So tritt auch im Reich der Lebeweſen an Stelle des offenen Kampfes immer mehr ein ge-

* Näher ausgeführt in meiner Abhandlung „Das organiſche Prinzip". Die „Tat", X. Jahrgang, Heft 7, 1918.

ſchicktes gegenſeitiges Sichanpaſſen und eine raffinierte Ausnutzung gegebener Verhältniſſe. Die Organismenwelt iſt demnach das Ergebnis eines prinzipiell ähnlichen Entwicklungsganges, wie er dem heutigen Zuſtand der Menſchheit zugrunde liegt. Es iſt *ein* großes Prinzip, welches alles organiſche Geſchehen beherrſcht, das wir hier als wirkend anerkennen müſſen! Im Organismenreich wie in der Menſchheit geht alles einer immer weiter fortſchreitenden Vereinheitlichung entgegen, und immer weniger Intereſſengruppen ſtehen einander iſoliert gegenüber, denn alle verwachſen allmählich, aber nach unabänderlichen Geſetzen, zu einem organiſchen Ganzen. So iſt es gerade der urſprüngliche Kampf der Weſen, welcher notwendig zum Zuſammenſchluß, zu Kompromiß und Verſtändigung führt.

Kampf und Vereinigung liegen alſo auf einer Linie; ſie ſtehen einander nicht als zwei gegenſätzliche Welten gegenüber, ſondern in ihnen äußert ſich der alles durchdringende Willen zum Leben nur auf verſchiedene Weiſe.

Alle Staatenverbände ſind etwas Gewordenes, wie das alle Lebensgemeinſchaften der Natur ſind, und ſie erhalten damit ihre notwendige Begründung im Weſen des Menſchen und des Lebens ſelbſt. Entgegen der rationaliſtiſchen Denkungsweiſe vieler Weltverbeſſerungstheoretiker, Pazifiſten uſw., die noch ein rechtes Erbe der Aufklärungszeit iſt, muß immer wieder klar hervorgehoben werden, daß der *wollende* Menſch, d. h. der innerſte Kern ſeines Weſens, als letzte Urſache für alle Geſchehniſſe und Äußerungen des Völkerlebens eingeſetzt werden muß. Hiermit findet auch eine Frage ihre Beantwortung, welche begreiflicherweiſe in unſeren Tagen immer wieder geſtellt wird, nämlich die Frage: wer trägt die Schuld an dieſem furchtbaren Morden? Das allgemeine oberflächliche Denken möchte ſich auch bei derartigen doch offenbar elementarſten Geſchehniſſen des Völkerlebens gar zu gern an einzelne Perſonen oder Intereſſengruppen halten, die es reſtlos für das alles verantwortlich macht. Man mißverſtehe mich nicht: Wohl ſoll der oft entſcheidende Einfluß einzelner Perſönlichkeiten auf den Lauf der Dinge nicht geleugnet werden. Wir dürfen aber nicht an der Oberfläche haften bleiben und uns mit dieſer Feſtſtellung beruhigen, ſondern wir müſſen den Erſcheinungen tiefer auf den Grund gehen. Bezeichnen wir einzelne Männer oder Klaſſen als verantwortlich, ſo trifft dies in einem gewiſſen objektiv-empiriſchen Sinne zu, es erfaßt aber nicht den Kern des ganzen Problems. Der Menſch, wie er geboren wurde, iſt letzten Endes ſelbſt die Urſache aller ſeiner Leiden, während ſein Bewußtſein davon nichts weiß und ſich als Opfer übergewaltiger Mächte fühlt. In Wahrheit ſind dieſe nicht außerhalb des Individuums zu ſuchen, ſondern ſie ſchlummern in ſeinem innerſten Weſen ſelbſt. Die noch immer vorherrſchende flach-

rationaliſtiſche Denkungsweiſe rechnet nicht mit realen Tatſachen, ſondern ſetzt an ihre Stelle künſtlich konſtruierte Verhältniſſe. Der einzig gangbare Weg, vom Boden praktiſcher Politik aus die Beziehungen der Staaten untereinander mehr und mehr durch Verſtändigung zu regeln und ſomit kriegeriſche Verwicklungen immer mehr auszuſchalten, kann nur der ſein, daß man jene bereits gegebenen ſymbiotiſchen Tendenzen des Völkerlebens, wie ich ſie nennen möchte, bewußt fördert. Das Beſtreben einer wiſſenſchaftlich-organiſchen Staatskunſt ſoll ſomit darin beſtehen, dieſe natürlichen Entwicklungsrichtungen zu begünſtigen, nicht aber dem Naturgewordenen Gewalt anzutun.* Das Wirſchaftsleben unſerer Zeit leitet ja ohne Zweifel zu einer immer enger werdenden Völkerſymbioſe hin. Der Weltfriede oder, wie wir beſſer ſagen, ein möglichſt geſichertes friedliches Zuſammenleben aller Staatengebilde der Erde iſt ſomit nichts Erzwingbares, das ſich auf Grund von Wahrheitsbeſchlüſſen verwirklichen ließe, ſondern es kann ſich nur allmählich organiſch herausbilden. So entwickelt ſich die Menſchheit zweifellos aus dem urſprünglichen Zuſtand eines Nebeneinanders ihrer Teile zu dem eines organiſchen Zuſammenlebens hin. Erſt mit deſſen Anbeginn hebt eine einheitliche Menſchheitsgeſchichte an. Damit tritt auch gegenſeitige Anpaſſung allmählich an Stelle von Kampf und Gewalt. Oftere Rückfälle in frühere Stadien können über dieſe allgemeine Entwicklungstendenz nicht hinwegtäuſchen. Ein Zuſtand, den wir als allgemeinen Völkerfrieden bezeichnen können, wächſt ſomit aus dem Leben der Menſchheit empor, wie eine Pflanze aus der Knolle ſich herausſchält. Damit iſt aber nicht geſagt, daß Kriege von nun an ausgeſchloſſen wären, denn es kann vorkommen, daß ſich innerhalb dieſes Staatenorganismus Spannungen anſammeln, die ſich wieder in furchtbaren Paroxismen entladen.

Auf Grund der biologiſch-ſoziologiſchen Geſetze, welche der Menſchheit wie allem Lebenden innewohnen, wird ſich zweifellos einmal ein allgemeiner Gleichgewichtszuſtand unter den Völkern herausbilden. Ob dieſer alle Staaten der Erde umfaßt oder ob ſtets einige verſchiedene Intereſſengruppen einander gegenüberſtehen werden, ja, von wie langer Dauer ſolch ein Zuſtand überhaupt ſein würde, läßt ſich natürlich nicht ſagen. Jedenfalls käme er dem erſtrebten Weltfrieden wenigſtens zeitweilig ſehr nahe.

Hiermit haben wir aber nur die eine Seite dieſes Problems, das die Menſchen immer wieder beſchäftigte und das beſonders in unſerer Zeit heiß umſtritten iſt, betrachtet! Denn das Ideal des Völkerfriedens ſtellt ſich uns nicht nur als ein Zuſtand dar, der ſich nach Naturgeſetzen ebenſo wie alle Erſcheinungen unſeres ſozialen und wirtſchaftlichen Lebens ent-

* Als eine für die Klärung dieſer Fragen ſehr bedeutſame Neuerſcheinung nenne ich F. W. Foerſter, Weltpolitik und Weltgewiſſen, München 1919.

wickelt, ſondern er beſitzt den Charakter einer ſittlichen Forderung! Wir dürfen an ſolchen Regungen nicht mit einem Achſelzucken vorübergehen, bilden doch Selbſtverleugnung und Nächſtenliebe, die mit der elementaren Tatſache des Völkermordens unvereinbar ſind, den Hauptgehalt aller wahren Religionen, des Chriſtentums wie des Buddhismus. In dieſe Welt der Auswirkung des Willens ſtrahlt damit der Abglanz einer anderen, ſozuſagen überweltlichen, Ordnung der Dinge hinüber. Wir gelangen ſo zu einer neuen Wertung des Seins: war die Welt bisher nur als Auswirkung von Naturkräften erſchienen, die durch ihr bloßes Daſein gerechtfertigt ſind, ſo betrachten wir ſie nun unter einem ganz neuen Geſichtspunkte, dem ethiſchen. Wie ſind dieſe beiden Betrachtungsweiſen nebeneinander möglich? In dieſer inhaltsſchweren Frage liegt ein Hauptproblem aller Philoſophie umſchloſſen; ſeine Bewältigung hat den denkenden Menſchengeiſt immer wieder beſchäftigt. Nach Aufrollung des ethiſchen Geſichtspunktes zeigen ſich uns alle Dinge von einer ganz neuen Seite, ſie kehren uns ein völlig verändertes Antlitz zu. Während die Welt und alle Weſen Auswirkungen des Willens ſind, vollzieht ſich nun im Menſchen das große Myſterium, welches das Chriſtentum als Selbſtverleugnung, Schopenhauer aber als Verneinung des Willens bezeichnet, und welches die indiſchen Veden mit den höchſten Worten preiſen. Das erkennende Subjekt, in dem ſich der Wille gewandt hat, durchſchaut das allbeherrſchende Prinzip der Individuation, vor ſeinem inneren Blick zerteilt ſich der Schleier der Maja und ihm eröffnet ſich die Einſicht in den wahren Zuſammenhang der Dinge. Der zur Erkenntnis gelangte begreift, daß alles Streben und Drängen in der Natur nur ein endloſes Sichſelbſtverzehren des in ſich zerſplitterten Willens iſt. Doch ſo klar das alles im Sichverſenken auch erfaßt wird, in allem Handeln und Wirken des Menſchen wird doch faſt ſtets das Wollen in ihm den Ausſchlag geben. Eine Ausnahme machen hier allein die Geſtalten jener verehrungswürdigen Heiligen und Asketen, die in einſamer Größe durch die Jahrhunderte gehen. Noch viel elementarer als für den Einzelnen gilt das eben Geſagte für die Menſchheit als ſolche, für das Leben der Völker. *Eine von Ethik getragene, alſo nicht rein biologiſch entſtandene Organiſation der Menſchheit würde ſomit eine völlige Umwandlung des inneren Menſchen vorausſetzen. Ob dieſes Ziel je erreicht werden kann, iſt gleichbedeutend mit der Frage, ob einmal die Erkenntnis nicht allein dem Einzelnen, ſondern auch dem Ganzen der ſozialen Gemeinſchaft zum Motiv des Handelns werden wird.* Die Widerſprüche, die ſich daraus ergeben, daß wir einerſeits ſagten, die Menſchheit iſt biologiſchen Naturgeſetzen unterworfen, andererſeits aber aus dem ſittlichen Bewußtſein die Forderung der Selbſtbeſtimmung ableiteten, finden ihre Auflöſung mit der

Unterſcheidung zwiſchen empiriſchem und intelligiblem Charakter, die Kant zuerſt geltend machte und durch deren Ergründung Schopenhauer das Problem der Willensfreiheit klärte. Der Unkenntnis dieſes Weſens der Dinge ſind auch alle nie endenden Verſuche entſprungen, jene Tendenzen, die auch allen Gegenſätzen im äußeren Leben der Menſchen und der Völker zugrunde liegen, miteinander irgendwie zu vereinen. Hierhin gehören die ewig fruchtlos bleibenden Bemühungen, die furchtbare Tatſache des Krieges mit den Lehren der Religion in Einklang zu bringen oder mit einem ſelbſtgeſchaffenen Idealbild der Kultur zu verſöhnen. Dieſe oft aus tiefſter Herzensnot geborenen und mit wärmſter Teilnahme vorgetragenen Konſtruktionen werden nie den großen ſich hier auftuenden Zwieſpalt ausfüllen können, ſie ſind alle einer völligen Verkennung des Weſens der Dinge entſprungen. Dies macht auch alles Disputieren über jene Fragen ſo fruchtlos; es wird da über etwas geredet und geſchrieben, über deſſen fundamentalſte Grundvorausſetzungen man ſich völlig im Unklaren iſt, und an das man ſchon mit vorgefaßten Meinungen herantritt. Erſt die philoſophiſche Selbſtbeſinnung kann hier Klarheit ſchaffen; erſt in ihrem Strahlenkreis ſondern ſich die dunkelverflochtenen Gewebe dieſer Welt. Eine ſolche Klärung zu erreichen war der Zweck der vorangegangenen Ausführungen.

Ich gelangte im Lauf meiner Unterſuchungen erſt einmal zu der Feſtſtellung, daß vom biologiſch-ſoziologiſchen Standpunkt aus betrachtet Macht- und Verſtändigungspolitik, jene oft gegeneinander ausgeſpielten Tendenzen des Völkerlebens, durchaus nicht abſolute Gegenſätze ſind, ſondern, daß die letztere nur eine andere Form der erſteren darſtellt. Der eine Wille zum Leben ſucht ſich auf äußerlich verſchiedene Weiſe durchzuſetzen. Andererſeits mußte ich erkennen, daß die ethiſche Forderung der Völkerverſtändigung mit jenen utilitariſtiſch-ſymbiotiſchen Tendenzen in keinem Zuſammenhang ſteht. Gehören letztere (im weiteſten Sinn des Wortes) der Phyſik an, ſo die erſtere der Metaphyſik. Eine Kluft tut ſich auf zwiſchen dem handelnden Menſchen als einem biologiſchen Weſen und dem Menſchen als reinem Subjekt des Erkennens. Gelangt er vielleicht als rein erkennender Geiſt zu einer Überwindung jenes Zwieſpaltes in ſeinem Selbſt, ſo doch nicht als fühlendes und leidendes Weſen, das ſtrebt und begehrt. Er iſt als ſolches nun einmal jenem tragiſchen Zwieſpalt verfallen, der dieſe Welt durchzieht und den keine Dialektik hinwegdisputieren kann. Die ewige, nie voll lösbare Aufgabe der Menſchheit wird es aber dennoch ſein, das Natürliche in unendlichem Wendeprozeß zu vergöttlichen! Dazu muß ſich in jeder Einzelſeele eine innere Reformation vollziehen, denn jede Veränderung äußerer Formen bleibt für ſich allein machtlos.

So oft man auch ſchon verſucht hat, jene großen Probleme im Daſein der Menſchheit zu klären, faſt ſtets waren die Unterſuchungen nur auf eine Betrachtungsweiſe, z. B. den Menſchen als natürlich-biologiſches Weſen eingeſtellt. Man gelangte dann zu Ergebniſſen, die in ihrer Verallgemeinerung ein ſchiefes Bild der tatſächlichen Verhältniſſe boten und höchſtens als halbwahr bezeichnet werden konnten. Mein Beſtreben war es nun, den ganzen Umkreis der Probleme zu erfaſſen und einheitlich zu behandeln. In Anbetracht der Unklarheit und Verſchwommenheit, die gerade hinſichtlich der eigentlich weſentlichen Kernpunkte dieſer nachgerade brennend gewordenen Fragen herrſcht, erſchien mir das als eine dringende Forderung unſerer Zeit!

Reinhold Planck
Karl Chr. Planck an das deutſche Volk in Staat und Kirche

1

Der äußere und innere Zuſammenbruch, den das deutſche Volk am Ende des alten Jahres erlebte, iſt letztlich darauf zurückzuführen, daß es lange zuvor ſchon von ſeinem Staat um ſein volles wirkliches Recht und von ſeiner Kirche um die Wahrheit betrogen wurde.

2

Da das Recht ſeinem Weſen nach nichts anderes als der Vollzug der Wahrheit ſein kann, ſo iſt die Schuld der Kirche wie die frühere, ſo auch die tiefere.

3

In der heute allgemein gewordenen Loſung: Trennung von Staat und Kirche, drückt ſich das unmittelbare Volksempfinden aus, daß die Kirche für Volk, Staat und öffentliches Leben nichts Bedeutſames mehr zu ſagen habe.

4

Der Grund dieſer offenkundigen Unfruchtbarkeit liegt darin, daß ſich die katholiſche Kirche mit der Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes, die evangeliſche mit derjenigen der Bibel auf zeitlich beſchränktes Geiſtesgut feſtgelegt haben.

5

Weisſagung, Wunder und Wiederkunft Chriſti ſind die Schalen, in denen der Gottesgeiſt auf Erden ſich ſeiner Selbſtändigkeit, Freiheit und ſeines abſoluten Wortes bewußt werden mußte. Heute

ſind die drei genannten Glaubensgegenſtände zu Schutzhüllen geworden, worin träge und feige Gläubigkeit einem Einſiedlerkrebs gleich ſich verſteckt und den Gebrauch ihrer natürlichen Sinne und Glieder vollends verlernt.

6

Die beiden Kirchen hätten von der Wiſſenſchaft zu lernen gehabt, daß die ewige unbedingte Wahrheit immer wieder von den Schlacken der Zeitlichkeit gereinigt werden muß. Die ewige Kraft der Wahrheit wirkt ſich ja eben darin aus, daß ſie ſich die ganze wechſelnde Welt irdiſcher Bedingtheit zu ihrem Ausdruck und zu ihrem Gefäß in fortgehendem Kampfe umſchafft.

7

Ebenſo wie das Licht die dumpfe Macht der Schwere und den blind treibenden Drang der Wärme mit ſeiner ſelbſtloſen Klarheit täglich neu durchbricht, ſo muß die Wahrheit den Druck der Erdennot und den wilden Sturm des Blutes, wie ſie in Armut und Reichtum der Menſchheit Geſtalt gewinnen, ſiegreich überwinden.

8

Auf dieſem Wege muß die Wahrheit ſich zuerſt all der äußeren Bedingungen geiſtig bemächtigen, an die das Daſein der Menſchheit geknüpft iſt, und zugleich den Mißbrauch aufdecken, den dieſe mit den ihr anvertrauten Gütern bisher getrieben hat.

9

Die Chriſtenheit hat die Aufdeckung dieſes allgemeinen Menſchheitsverbrechens verſäumt, indem ſie dieſelbe dem jüngſten Gericht zuſchob, ihre Glieder aber nichtsdeſtoweniger daran teilnehmen ließ. Dies machte ſie unfähig, ein ernſthaftes Zeugnis dagegen aufzubringen. Was in den Tagen des Martyriums der Reformation höchſte Spannkraft war, iſt ſo der Grund völliger Erſchlaffung geworden.

10

Hat die Chriſtenheit den Spiegel der Wahrheit verloren, den ihr ihr Meiſter mit ſeinem Kreuzestod übergab, ſo entſchwand ihr damit die Fähigkeit, Recht und Unrecht zu unterſcheiden und Staat und Volk demgemäß zu weiſen. Ihre Predigt traf nicht mehr ins Schwarze, und ihre Sündenvergebung ward zum neuen Ablaß.

11

Die chriſtliche Glaubenslehre verlor immer mehr die Fühlung mit der lebendigen Wirklichkeit, wuchs nicht mehr aus ihr heraus, ſondern ward als bloße Überzeugtheit zum frommen Überzug über eine innerlichſt geiſtloſe Weltanſchauung. Der Gott der Wahrheit und des Rechtes, der *in* den Dingen waltet, wurde zum willkürlichen Götzen, der ohne durchſichtigen Grund begnadigt und verdammt je nach zufälliger Zuſtimmung zu ſeiner „Wahrheit“ oder Ablehnung ſeines „Heilswegs“.

12

Da dieſer Rückfall in jüdiſches Denken ſchon mit der ſogenannten apoſtoliſchen Lehre begann, ſo iſt das ewig lebendige Samenkorn echter Buße und wahren Glaubens dem Worte Jeſu als der Vollendung der Prophetie Iſraels unter Abſtreifung des ſchon gezeichneten zeitlichen Gewandes zu entnehmen.

13

Hiermit ſind die Bedingungen für die Wiedergeburt einer deutſchen Kirche gegeben. Ihre Wirkungs- und Lebenskraft hat ſie vor allem dadurch zu erweiſen, daß ſie der Kunſt als dem techniſch vollendeten Spiegel menſchlicher Gefühls- und Anſchauungswelt die volle Wahrheit der natürlichen und ſittlichen Geſamtwirklichkeit ins faſſende Auge gibt und als eigentliche einzig wertvolle Lebensleiſtung ihr ins Gewiſſen ſchiebt.

14

Die Wahrheit, die zunächſt in richterlicher Gewalt ſich kundgibt, beſtätigt ihre Vollmacht dadurch, daß ſie zugleich Richtung gebend, Wege weiſend, endlich neues lebendiges Recht ſchaffend, auftritt.

Hierdurch wird ſie in Einem zur Seele des Volkes und des Staates.

15

Auch dieſe neue Kirche wird eine chriſtliche ſein. War der Beruf des Chriſtus die Wahrhaftigkeit ſelbſt, ſo iſt die Aufgabe ſeiner Kirche, alle irdiſch bedingten Berufe auf ihre Wahrhaftigkeit zu prüfen und alle die falſchen Geheimniſſe aufzudecken, mit denen die verſchiedenen Erwerbsarten bis heute das eigene Volk wie die Fremdvölker als an grauſamen engen Stricken feſtgehalten haben. Dem Staate muß ſie in lebendiger Anſchaulichkeit die Stellen zeigen, wo neues Recht einzuſetzen hat und der bürgerlichen Geſellſchaft die Lücken, die bisher die Sitte gelaſſen, damit der lebendige Zuſammenhang brüderlicher Gemeinſchaft nach allen Seiten hin geſichert werde.

16

Der Glaube an die Macht der Ewigkeit kann nicht anders geſtärkt werden, als daß ſie ſich lückenlos im ganzen Leben geltend macht, und dadurch mehr und mehr zu lebendiger Auswirkung in Fleiſch und Blut kommt.

Hiermit iſt die Aufgabe der Kirche beendigt. Was über die Welt irdiſcher Bedingtheit hinausliegt, iſt Sache des allwirkſamen wie ewig lebendigen Gottesgeiſtes. Ihm durch Menſchenworte vorzugreifen, iſt geiſtliche Unkeuſchheit und leere Vertröſtung.

17

Die neue Kirche iſt in ihrem Kern evangeliſch mit ihrem Glauben, daß die Wahrheit allein frei und froh macht. Sie iſt proteſtantiſch, weil der Proteſt gegen die Vergötterung des Menſchlichen ihr Lebenselement iſt.

Wenn dieſer tägliche Kampf in Treue geführt wird, nur dann bleibt ihr der Sieg geſichert. In der unbedingten Einheit des inneren unendlich geiſtigen und des natürlich beſchränkten und irdiſch bedingten Berufes findet der Einzelmenſch ſeine Verſöhnung, findet Volk und Menſchheit den Frieden wahrer ſittlich ſeeliſcher Gemeinſchaft. Deren ſichtbarer Ausdruck wird wieder die hohe feſtliche religiöſe Feier ſein.

18

Der Kerngedanke der neuen Kirche iſt nicht mehr der des bloßen Glaubens, der durch ſein Hinabgleiten ins bloße Bewußtſein ſich unfähig zur Tat erwieſen hat, ſondern der des Berufes, in dem die individuelle Beſtimmung Wirklichkeit wird.

Ihr geſchichtlicher Quellort iſt nicht mehr die zeitlich bedingte Lehre, weder die Jeſu noch Luthers, ſondern deren Tat: die wahrhaftige Erfüllung des Berufes, durch die Zeit und Ewigkeit ſich eint.

Briefe einer wandernden Märchenerzählerin

Die Schreiberin dieſer Briefe iſt ein junges Mädchen, Liſa Tetzner, eine phantaſievolle Künſtlerin und zugleich ein warmherziger Menſch, der Kinder und Erwachſene zu gewinnen verſteht. Darum iſt ſie eine geborene Märchenerzählerin, der dazu noch der Schalk aus den Augen ſpricht. Als Schülerin unſeres leider verſtorbenen beſten deutſchen Vortragskünſtlers, Profeſſor Milan, hat ſie ihrer Kunſt eine beſtimmte Aufgabe geſtellt. Indem ſie im vergangenen Sommer in Thüringen von Dorf zu Dorf zog, nur mit dem Rucksack beſchwert, hat ſie den Kindern und Leuten aus dem Volke ihr altes poetiſches Erbe der Volksmärchen wieder lebendig gemacht. Trotz aller Zeitungen, Zeitſchriften und Bücher, trotz allem Schulunterricht leidet unſer Volk an geiſtiger Not, weil niemand die Hand ans Werk legt, daß ſich in ihm Quellen ſeines Gemütes öffnen. In Süddeutſchland beginnt jetzt endlich eine kräftig einſetzende Volkshochſchulbewegung auf dem Lande, es gibt aber auch noch andere Wege und einen dieſer Wege beſchreitet Liſa Tetzner.

Nichts fällt auch dem begabten Menſchen in den Schoß und vor allem, er muß ſich die Form ſeines Wirkens erſt ſchaffen. Statt Aufmunterung zu ihrem Plan erhielt ſie von den meiſten nur Einwände. Wie kann ein gebildeter Menſch von den Zehnern der Kinder leben, wurde ihr entgegengehalten? Werden Sie körperlich aushalten? Man wird nicht verſtehen, was Sie wollen, die Menſchen ſind dem Neuen gegenüber ſchwerfällig und darum mißtrauiſch, ſagten andere. Nun, es mußte probiert werden. Ein kleiner privater Kreis in Jena, vor dem ſie Probe las, trat ihr mit einem empfehlenden Schreiben zur Seite, ſie ſelbſt verfaßte einen Sendbrief an die Kinder zum Anheften an die Schultür, in dem ſie ihnen verſpricht, „daß ſie mit einem Sack voll Märchen zu ihnen kommt. Ihr dürft Euch wählen, was Ihr am liebſten hören wollt, ob von Zauberern, böſen Tieren, Teufeln und allerhand Ungeheuern, oder guten Feen, Prinzeſſinnen und verwunſchenen Schlöſſern. Zwiſchendurch, da wollen wir miteinander Rätſel raten.“ (Dieſer Sack ſpielt dann in der Phantaſie der Kinder immer eine große Rolle.) Beides wurde dann als Druckſache ein paar Tage vorher an den Lehrer und Pfarrer des betreffenden Dorfes geſchickt

— und wirklich, es ging. Sie verhungerte nicht, wie ihr zuerſt prophezeit wurde, nicht allein Türen und Tore öffneten ſich ihr, ſondern auch Menſchenherzen, ſie fand viele Freunde. Sie wurde nicht reicher an irdiſchen Gütern, aber an innerem Gewinn.

Warum ich nun einige Briefe von ihr an mich veröffentliche, der Leſer wird es merken, die Briefe gewinnen ihn. Nicht nur für die Künſtlerin, ſondern auch für ihre Aufgabe. Möge ſie recht bald Nachfolgerinnen finden. Gar manche Tatleſerin ſucht anregenden Briefwechſel, wäre es nicht beſſer, den Weg Liſa Tetzners zu gehen und ſich Anregung aus dem Verkehr mit dem einfachen Volke zu ſuchen? Ihr jungen Mädchen, die Ihr nicht wißt, was Ihr mit Euch anfangen ſollt, und die Ihr vielleicht geborene Märchenerzählerinnen ſeid, macht doch wenigſtens einmal den Verſuch, es Liſa Tetzner abzugucken! Nicht ſie zu kopieren, es wird ſchon bei jeder etwas anderes herauskommen. Aber beſchäftigt Euch doch mal mit dem Handwerk, vielleicht gibt Euch Liſa Tetzner oder Gottfried Haaß-Berkow, von dem in der „Tat“ ja öfters die Rede war, die theoretiſche Unterweiſung, wenn Ihr an ſie herangeht. Ihr aber, die Ihr vom deutſchen Volkstum redet und nach Heilmitteln ſucht, wie wäre es, wenn Ihr Liſa Tetzner einmal in Eure literariſchen Geſellſchaften oder zu Euren Feſten einladen würdet? Keinem Künſtler kommt es aufs viele Geld an, aber auf warme Herzen, auf einen fruchtbaren Boden, in dem der ausgeſtreute Samen hundertfältig Frucht trägt. Darum will ich die Anſchrift der „Lügenmutter“ verraten (ſie iſt mir hoffentlich darum nicht böſe). Jeder Brief erreicht ſie durch ihren Vater, Sanitätsrat Dr. Tetzner in Zittau. (Der Herausgeber)

Seit ich jetzt hier durch Thüringen ziehe, ſind mir in dieſem unmittelbaren Wirken von Menſch zu Menſch erſt all die Geſtaltungsmöglichkeiten meiner Kunſt ſo recht erwacht. Und denke ich dann dagegen an einen Vortragsabend in der Berliner Winterſaiſon, mit den ganzen dazu nötigen Vorbereitungen an Reklame, Tamtam, Preſſe und Berliner Publikum, ſo erſcheint mir das als etwas ganz Armes, Kaltes und Gebundenes, als käme dort meiſt zuerſt die Abſicht, von ſich reden zu machen, „bekannt zu werden“, und dann erſt der Zweck, Freude zu bringen. Und ich zweifle, ob man dabei wohl auch ſo ſein Beſtes geben kann, ob dabei dieſe Wärme und Liebe, aus der das Beſte entſpringt, aufkommen kann.

Sehe ich dagegen hier die Kinderſchar, die mich meiſt ſchon auf der Straße erwartet und mir dann nicht mehr von der Seite geht, ſehe ich ihre urſprüngliche, oft ſo elementare Freude und vor allen Dingen ihre gläubigen, ungetrübten Augen, dann lebe ich jedes Mal ſelbſt ſo wie ſie in den alten Märchen und finde immer wieder neue Schönheiten oder geheimnisvolle Verbindungen zum Leben darin, ſo daß ſie mir gar nicht mehr wunderbar oder unmöglich erſcheinen. Und zum Schluß bin ich vielleicht diejenige, die am feſteſten daran glaubt.

Und das ſind nicht nur die Kinder, die mir dann nah ſind und lieb werden, ſondern auch all die Burſchen und Mägde, die dann gerade von ihrer Arbeit kommen und im Vorbeigehen ſtehenbleiben und zuhören. All die dicken behäbigen Wirte und Wirtinnen, die mich mehr oder weniger gut verſorgen, die Pfarrers- und Lehrersfamilien, die dann meiſt das ganze Haus abſchließen und mit Kindern und Dienſt-

mädchen zum Zuhören kommen. Vor allem aber die Pfarrer und Schullehrer ſelbſt. Manchmal ſind es ſo heimliche feine Menſchen, von einer ſo lieben Welt umgeben, daß es einem leid iſt, ſo ſchnell vorüber zu gehen. Oder ſie ſind ſo etwas Altmodiſches wie aus einem Spitzwegbuch mit einem ganz leiſen Anflug zur Karrikatur. — Ich traf einmal einen, der trug eine Hornbrille vorn auf der Naſe, ſchielte oben drüber hinaus und nahm bei klarem Sonnenhimmel einen großen altmodiſchen Regenſchirm, deſſen Schwarz in Grau überging, unter die Dorflinde mit. Auch trug er einen grau- und lilamelierten, etwas verſchoſſenen Anzug und das Kopfhaar fiel hinten über den Kragen. Ein anderer hatte die ganze Zeit über einen langen, dünnen Rohrſtock bei ſich und tippte jeden, der zu aufgeregt wurde, von hinten auf die Schulter — was die Kinder aber gar nicht ſtörte. Ein Dritter hielt unter der Dorflinde eine Rede auf mich, die er ausgearbeitet hatte, vom Konzeptpapier ablas und die begann „Mitten in dieſen kriegeriſchen Zeiten".

Ich könnte noch manch Nettes und auch Luſtiges von ihnen erzählen, aber käme es dann einem zu Ohren, ſo verargt er es mir womöglich und iſt böſe drum. Das Angenehme war ja, daß man immer nur 1—2 Tage mit ihnen zuſammen war, darum ſah man immer nur das Gute und Luſtige an ihnen und Mängel und Fehler waren noch nicht behindernd.

Bei all dem aber iſt es mir, als ginge ich mit ausgebreiteten Armen durch alles hindurch. Als ſei alles Komplizierte und Problematiſche vom Leben abgefallen und ein Vers vom Elſäſſer Dichter Heinz Karl Abel kommt mir nicht aus dem Sinn, wie ein Dorfbrunnen ſein Leben beſchreibt:

So ſchön und einfach iſt mein Leben,
Geben, immer nur Geben.

Vier Tage bin ich ſchon hier, ich komme noch nicht fort, jeden Tag taucht eine neue Gruppe auf, die erzählt haben will. Nun gibts bald in W.... keinen Menſchen mehr, der die Märchenerzählerin nicht gehört hat. Aber das richtige Einwirken beginnt ja dann erſt und ich bin froh drum. — Da muß ich Ihnen was Luſtiges erzählen: Ich komme gegen Abend in Gedanken durch eine kleine Hinterſtraße, gerade hatte ich einem kleinen verwöhnten Töchterlein von Kriegsgewinnlers erzählt und war fürſtlich gelohnt und dachte noch an das Daſein dieſer Menſchen, da tippt mich von hinten etwas an das Kleid und ein ſchmutziger Barfußbub fragt: „Sind Sie nicht die Märchenerzählerin?" Wie ichs bejahe und aufſchaue, da bin ich auch ſchon von einer ganzen Schar umgeben, Mütter mit Kindern auf dem Arm, auch Männer ſtehen in den Haustüren, laſſen die Arbeit ruhen und ſchauen dem Vorgang zu. Nun beginnt der Sturm „Ach erzählen Sie doch uns

jetzt mal ne Geſchichte". „Ja, uns Katholiſchen, Sie gehen doch nur in die evangeliſchen Schulen", (eine Äußerung die mich beleidigt). Wie im Chor entgegnen ſie aber auf meine Antwort: „Ja, die Evangeliſchen haben geſagt, Sie erzählen nur ihnen". „Wir bezahlen auch" ruft eine neue Stimme und ſtreckt mir einen Groſchen hin. Und eine, ach ſo ärmlich ausſehende Mutter mit dem Kinde auf den Armen ſagte „Ja, wir würden auch mal ſo gern was hören — machen Sie, los!" Ich war ſo müde, hilfeſuchend ſehe ich mich nach einem Ausſchlupf um, denn allmählich war der Kreis ſo groß geworden, daß der Straßenverkehr ins Stocken kam. Nun denn, ich nehme ſie alſo bis zu dem kleinen Kirchplatz mit mir. Rufe in offene Türen und nach rückwärts „Kommt nur, ſie erzählt". Ein alter Mann läßt ſeinen Karren auf offener Straße ſtehen, die Hände in den Hoſentaſchen bleibt er bei mir. Fenſter öffnen ſich und ich komme mir vor wie der Leierkaſtenmann im Hofe eines großen Hauſes, nur mit dem Unterſchied, daß ich mir keine Zehner zum Fenſter herabwerfen laſſe, ſondern wenn ich fertig bin, gehe ich ohne dem weg. Aber ein Bub kommt mir nachgelaufen. „Sie haben ja das Geld vergeſſen" und er reicht mir einen Zehner. Als ich ihm nun erkläre „Ich ſchenke Euch die Geſchichte und morgen komme ich auch zu Euch in die Katholiſche Schule und da könnt Ihr mir Geld mitbringen", will der Jubel gar kein Ende nehmen.

Mein Zimmer hier in W. . . . iſt immer belagert von kleinen Kindern. Entweder ſie wollen mir nur mal „guten Tag" ſagen, oder ſie wollen mich runter haben zum Rätſelraten.

Ich glaubte, es könnte mir nichts Neues mehr begegnen und wäre alles immer das Gleiche! Aber in W. . . . dorf kam doch etwas ganz Neues. Zugleich mit mir hatte ein Seiltänzerehepaar den Einzug ins Dorf gehalten und ihr Seil von Scheune zu Scheune gerade über den Dorfplatz geſpannt. Am Sonntag Nachmittag ſollte die Vorſtellung beginnen. Das war eine gefährliche Konkurrenz. Der Mann beſaß noch dazu eine Trompete, mit der er durchs Dorf zog und die Kinder an ſich lockte. Zum Glück hing mein Brief ſchon am Schulhaus, die Märchenerzählerin wurde alſo erwartet. Aber es war mir doch bange, ob das Seil und der Mann mit der Trompete nicht größere Anziehungskraft hätten als ich. Als ich kaum eine halbe Stunde im Dorfgaſthaus ſitze, kommt der Wirt — es war einer von den kleinen dicken mit einer Pfeife im Mund: „Herr Ernſt Wendler möchte das Fräulein ſprechen" — das war der Herr Seiltänzer, der ſich mir ſo feierlich melden ließ. Da ſtand er auch ſchon in ſeinen kurzen Hoſen, die Trompete unterm Arm, den Hut in der Hand. Einige Kinder waren mit zur Tür hereingeſchlüpft. „Ich habe ſchon vom gnädigen Fräulein gehört" begann er zögernd „und da wollte ich mir er-

lauben", nochmals feierliche Vorſtellung und wir reichten uns kameradſchaftlich die Hände. „Sie ſind ja auch wandernde Künſtlerin" fuhr er fort, „ſehr ſchöne, originelle und neue Idee, die mir noch nirgends begegnet iſt und ſicher ſehr dankbar". Während er ſo weiter ſprach, ſtand er immer in gebückter Haltung, denn er war ſehr groß und ſchlank, die Trompete hielt er feſt an ſich gepreßt. Ich forderte ihn zum Sitzen auf und nun legte er die Trompete fort. Sofort begannen die Kinder ſie zu unterſuchen, als hätten ſie noch keine geſehen.

Allmählich erfuhr ich auch den Zweck ſeines Kommens.

— Wann ich „aufzutreten gedächte" wollte er wiſſen und ob es nicht ratſam wäre, wenn wir uns auf eine Zeit einigten, damit wir nicht „in Konkurrenz mit einander gerieten". Entweder gleich hintereinander ſozuſagen im Zuſammenhang mit dem gleichen Publikum, oder der eine am Nachmittag und der andere am Abend. „Selbſtverſtändlich" und damit ſtellte er ſich wieder in jene devote Haltung, den Arm einladend nach vorn geſtreckt — „wir laſſen Ihnen den Vortritt".

Ich belehrte ihn nun möglichſt vorſichtig, ohne ihn zu verletzen, daß ich es nicht für paſſend hielte, zuſammen aufzutreten. Es würde mir lieb ſein, wenn er ſeine Vorſtellung auf den Abend verlegte und mir den Nachmittag ließe. Im übrigen hoffte ich, ihn und ſeine Frau als Zuhörer zu haben. Jedenfalls würde ich mich freuen ihn, zu ſehen.

Dieſe Bitte ſei ganz auf ſeiner Seite, entgegnete er. Und dann machten wir noch ein wenig Konverſation. Über die ſchlechten Zeiten, den täglichen Verdienſt, die Verpflegung unterwegs. Er gab mir den heimlichen Rat, immer beim Schlächter oder Bäcker in Quartier zu gehen. Und zum Schluß erzählte er mir noch — um ſich ein höheres Anſehn zu geben — früher ſei er übrigens mit dem Wagen gereiſt und habe eine eigne Truppe gehabt. Aber da ſei einer nach dem andern eingezogen worden und mit den Frauen auf dieſem Gebiet ſei nicht viel los. Ich geleitete ihn zur Tür. Draußen erwartete ihn ſeine Frau. Ich glaube, ſie hatte eine blonde Perrücke oder ihr Haar war gefärbt. Jedenfalls war das das Auffallendſte an ihr und die Kinder, die um ſie herumſtanden, ſtarrten immer über das Geſicht hinaus nach dem „blonden Haar". Ihr Ehegatte bot ihr galant den Arm — unter dem andern trug er wieder die Trompete. Ich konnte es mir nicht enthalten, ſie noch ein Stück zu begleiten. Die Kinder folgten uns. Doch dadurch kam ich wohl in den Ruf, zu den Seiltänzern zu gehören. Denn als ich eine Stunde ſpäter außerhalb des Dorfes am Waldrand liege und eine Schar Kinder frage, wo ſie hingehen, entgegnen ſie mir ſtrahlend „nach W. . . . dorf, da werden heute Nachmittag Märchen erzählt. Nachmittags für die Kleenen und abends für die Großen". „Erzählt ſie denen auch Märchen?" frage ich „Nee, für die tanzt ſie Seil" entgegnen ſie einſtimmig.

Hinzufügen möchte ich noch, daß Herr Wendler mit Gattin dem Märchenerzählen zuhörte. Er war sehr begeistert und lachte hellauf, während sie mit strengem unbeweglichem Gesicht daneben saß und starr geradeaus sah, so als müßte sie die ganze Zeit auf dem Seil balancieren.

Am Abend war ich Zeuge ihrer Vorstellung und zum Schluß machten wir einander immer Komplimente und waren sehr entzückt von der Kunst des anderen.

Von W.... aus nach T.... Da das Schulhaus so grau aussah und die Klingel zur Rektorwohnung so schrill klang, sah ich schon den grimmigen Schulrektor heraustreten, der mir ob und aber in den Weg legt. Es kam aber eine alte liebe Frau, die mit Blick auf Rucksack sofort verständigt war und mich in Abwesenheit des Rektors (vielleicht wär' er doch grimmig gewesen) zum Kantor wies. — Na, hier ging es dann ohne Erregung. Die Kinder blieben scheu und zurückhaltend. Nur ein Bub wollte durchaus Räubergeschichten und auf mein scheues Geständnis, daß ich gar keine Räubergeschichten wüßte, stellte er sich breitbeinig vor mich hin, die Hände in den Hosentaschen und sagte geringschätzig, „In dem ganzen Sack keene eenzige Räubergeschichte!!" Von da ab war ich für ihn erledigt und nur durch Versprechen, bis zum nächsten Mal welche zu wissen, ließ er sich herab, zuzuhören. Erwähnenswert ist noch, daß ich einen Eierkuchen aß, bei dem ich mir hinterher das Fett nur so vom Munde abwischen mußte.

In der Bahn nach Z.... lernte ich eine Bauersfrau aus Langen-W.... kennen, die mich noch am selben Abend verleitete, mit nach ihrem Dorf zu gehen. Ich lief also durch Z.... durch und mit ihr nach L.-W.... Sie fühlte sich furchtbar wichtig und erzählte jedem Vorübergehenden auf dem Wege, wer ich sei, kaufte ein Pfund Kirschen und schenkte sie mir. Meine Anwesenheit in L.-W.... war natürlich sofort bekannt und hier sah ich so recht, was es ausmacht, wenn der Lehrer den Boden gut vorbereitet hat. Die Frau, die mir wie eine Trompete vorauslief, verständigte alle sofort und hinter mir bildete sich ein beweglicher, schwatzender Schwanz. Der Herr Lehrer empfing mich mit den Worten, „Gott sei dank, die Kinder waren gar nicht mehr zu bändigen". Jeden Morgen fragten sie, „wann kommt denn die Märchen-Mutter nun endlich". Er, froh, mal etwas zu haben, was über das Alltägliche hinausgeht, entwarf gleich große Pläne. Nicht genug, daß ich den Kindern erzähle, ich muß am Sonntag auch den Erwachsenen erzählen. — Am Abend sitzen bereits die Kinder um mich rum, sagen „Du" und fragen mich, „Du, ich denke, Du wärst ganz alt". „Und ich, ich dachte, ganz furchtbar groß". „Ja, und ich dachte, Du würdest so sprechen"

— und die Kleine flötet in den höchſten Tönen —. Am Abend ſchlafe ich wieder einmal auf einem Strohſack in bunten Bauernbetten, unter denen ich faſt zu erſticken fürchte vor Hitze. Drei Tage blieb ich da von jedem gekannt. „Die Märchentante", ſchrieen die Kinder ſchon von weitem, ſahen ſie mich. Am Sonnabend Nachmittag zogen wir nun einer Wallfahrt gleich zum Dorf hinaus unter eine alte Eiche auf einer abgemähten Wieſe. Das Nachbardorf war bereits da und wurde zuerſt lebhaft begrüßt. Dann waren ſie alle ſehr bei der Sache. „He, das geht aber mal ſcheen" war das dritte Wort. Als wir dann am Abend ins Dorf heimkamen, ſteht der junge Schmiedegeſell vor der Schmiede. „Lügenmutter" ruft er mir ſchon von Weitem entgegen und haut dabei auf das Eiſen. „Alte Lügenmutter." Die Kinder überfielen ihn mit einem Entrüſtungsſchrei, ſo daß er flüchten mußte. —

Am Sonntag kamen dann die Erwachſenen zur Eiche — es waren aber leider nicht viele und mehr wieder nur die Kinder. Nachher war ich in Klein-W.... bei den Schwiegereltern vom Lehrer zum Kaffee eingeladen. Im großen Zimmer unten war der Tiſch gedeckt, mit gutem Goldrandgeſchirr, weißen Napfkuchen und Sahne. Der Bauer, eine Prachtfigur, ſtand breitſpurig im Türrahmen, ſah uns zu und die Bauersfrau lief immer auf und ab, „ob auch nichts fehlt?" Von draußen durchs Fenſter guckten die Kinder vom Dorf und ſahen zu, wieviel Stück ich aß. Dann ſpannte der Bauer den Wagen an und der Knecht Paul mußte mich nach K.... hinüber fahren. Das ganze Haus ſtand rings um den Wagen und vor lauter Verlegenheit ſprach keines ein Wort, ſo daß die Abfahrt ordentlich etwas Feierliches erhielt. Unterwegs fühlte Paul ſich verpflichtet, eine paſſende Unterhaltung mit mir anzufangen und ſuchte in ſeinem Gedächtnis nach allerhand Märchenerinnerungen. Es kam aber nur ſehr ſpärlich. Er war dann ſehr erleichtert, als eine Freundin von ihm die Straße entlangkam und wir ſie zum Aufſitzen aufforderten. Mit der hat er dann viel geſchwätzt!

In K.... war ich ſo froh, daß mich hier mal noch keins kennt, denn da gabs keine Schule und ich wurde nicht erwartet. Doch kaum lag ich eine Zeit am Waldrand, da ſtehen ein paar Kinder vor mir, fangen an zu tuſcheln, bleiben erwartungsvoll ſtehen und gehen nicht. Als es mir allgemach zu lange dauert, frage ich, was ſie wollen. Verlegenes Achſelzucken und leiſes Flüſtern. „Na, kennt Ihr mich vielleicht?" frage ich nun. Zuerſt wieder verlegenes Lächeln und eins ſchielt das andere an, doch dann ſagt ein kleines Mädel, „Ja, die Märchenerzählerin". „Ach, Ihr habt mich wohl ſchon mal erzählen hören?" „Nein, aber die Lautenſchlägers Lene in M...." „Ja, aber woher kennt ihr mich denn dann?" „Weil, weil, weil Du ſo ein blaues Kleid anhaſt und ſolche Zöpfe über'n Ohren."

Am Abend auf einem herrlichen Bauernhof und Dorfwirtshaus.

In Ermangelung eines andern Kameraden ging ich mit einem alten Handelsmann ein Stück durch die Wieſen, der mir von dem Schickſal ſeiner elf Kinder erzählte, und wie's der liebe Gott immer ſo gut mit ihm gemeint habe, und da führte er alle Beiſpiele an, deren er ſich entſinnen konnte. So ſchön nun der große Bauernhof mit dem Miſthaufen in der Mitte war, ſo ſchlecht ſchlief ſich's da unter den ſchweren Betten mit den vielen Fliegen im Zimmer. Und nur die ſchöne dicke Milch und die Rieſenbutterbrote am andern Tage ſtimmten mich verſöhnlich.

Am nächſten Tag kam aber auch etwas, was mir's Herz warm gemacht hat.

Auf dem Weg nach A.... kam ich durch M.... Eins dieſer kleinen Dörfer, durch die ich jetzt ſo viel gekommen bin. Rings um große Teiche ein Ring von kleinen Bauernhäuſern mit ſo ſchönen altertümlichen Türen und Farben. Das Gaſthaus hat ein buntgemaltes Schild; eine Blutwurſt im Sauerkraut, und heißt „Gaſthaus zum fröhlichen Dorfleben". Es iſt noch früh am Morgen, aber die Kinder ſtehen mit ihren dicken Frühſtücksbroten ſchon vorm Schulhaus und ſpähen nach mir. Verlegen verſchwinden ſie bei meinem Erſcheinen. Dann kommt der braun verbrannte, derbe Kantor, mehr Bauer als Lehrer, zur Tür heraus. Als er mich ſieht, iſt er zunächſt verlegen ob ſeiner alten Jacke und läuft wieder ins Schulhaus zurück. Dann kommt er in der guten Lüſterjacke und rupft nnd zupft noch an ihr herum, ſchüttelt mir ſehr kräftig die Hand und verſichert mir ſeine Freude, daß ich zu ihm gekommen bin. Und ich ſehe, daß ich auch hier bereits lange erhofft wurde und ich muß denken, in wievielen Dörfern ich dieſen Sommer umſonſt erwartet werde, denn ich kann ja gar nicht ein jedes beſuchen.

Dann gehen wir in das große Schulzimmer. Zuerſt müſſen aber die Gänſe von der Schwelle getrieben werden. Darüber wird der Kantor etwas verlegen und entſchuldigt ſich. Sie hätten eben noch keine Schule gehalten, da die Kinder mich erwarteten. In der einen Zimmerecke liegen Berge von Laub, in der andern Spielzeug von den Kantorskindern. Dann kommen auch die Kantorskinder die Treppe runter gepurzelt und die Mutter mit dem Flickkorb und das Mädchen mit den Rüben zum Schaben. Alle ſetzen ſich in eine Ecke und dann erzähle ich. An der Wand die roten und blauen Kopftücher der kleinen Mädels, die blühenden Geranien am Fenſter, alles ringsum hört zu. Die Kinder atmen kaum, ſeufzen nur manchmal leiſe. Die einzige Unterbrechung bringen die Gänſe, die wieder ins Zimmer dringen, denn wir hatten der Hitze halber die Tür offen gelaſſen. Nun, ſie werden energiſch eingeſperrt. Zum Schluß reichten mir die Kinder — es waren kaum 40 — nicht nur Fünfer und Groſchen, nein, 20 bis 40 Pf. und als ichs ihnen wehre und ſag', es ſei zu viel, ſagen ſie: „Ach, da täten wir gern noch

mehr geben, bloß damit Sie bald wiederkommen.“ Und der Herr Kantor ſchüttelte mir diesmal gleich beide Hände. Die Kinder dürfen mich bis zum Waldrand geleiten.

„Kommt mir aber dann ja wieder. Wir wollen dann gleich noch unſere Schule halten“ ruft der Kantor ihnen nach.

Was nun hier aus dem Augenblick entſtand und ſchön war, wurde in A. . . . forciert.

Der Rektor, ein Mann mit viel Begeiſterung, hatte ſich alles zurecht gedacht und vorbereitet. Er wanderte mit der ganzen Schule auf eine Waldwieſe. Ich mußte ſchon da ſein und aus einer kleinen Hütte treten. Vorher gruppierte er die Kinder, dann ſang hinterm Gebüſch eine Klaſſe ein Lied als Einleitung. Anſchließend trat ich unter die Menge, konnte mich aber ſchon von Anfang an nicht des Gefühls erwehren, alles ſei gewollt, gemacht! Die Kinderſchar war ſo groß und weitläufig gruppiert, daß keine Heimlichkeit entſtand, ſogar die Kleinkinderſchule war darunter! Bald weinten die Kleinen, die großen Buben machten Bocksprünge. Die, die bei der Sache waren, drängelten zu mir heran. Von den 400 Kindern hatte ein gewiſſer Teil aber doch etwas, und der kam am Abend noch mal zu mir, und ich habe ihm abſeits von der Schule noch erzählt.

T. . . . verlief glatt. Ein ſehr feinfühlender verſtändiger Rektor, der auch „ſchon lange gewartet hatte“. Hier iſt's mir bißl ſchwer worden, bei brütender Julihitze mit dem ſchweren Rucksack heimatlos in der fremden Stadt umherzuirren und voll Sehnſucht nach einem Schattenfleck zu ſuchen, wo ich bis Zugabfahrt bleiben kann. In der Nähe von Rangiergleiſen fand ich dann ſo etwas ähnliches. Dann habe ich mir immer vorgeſtellt, wie's wäre, ich könnte in ein Seebad tauchen — — uſw.

In W. . . ., wo ich am Abend mein Gepäck holte, kamen die Kinder von allen Seiten geſprungen und hörten im Spielen auf: „Die Märchentante iſt wieder da“ und überall grüßte es und nickte.

Z. . . . Zum erſten iſt's hier ſehr ſchön!

Ein heißer, ſummender Julitag. Und das Blühen an dem Wegrand und in den Straßengräben wird immer üppiger und betäubender in Duft und Farben. Und das Geſurr der hunderttauſend Inſekten beherrſcht bald die ganze Luft. —

In der Schule nun ſchickt mich der Lehrer zum Oberpfarrer, der wünſche mich zu ſprechen! Nun glaubte ich, zu einem netten alten Herrn zu kommen! Statt deſſen wurde es mir aber ſchon im Pfarrhaus ſo froſtig zu Mute. Halb wars Kellerſtimmung, halb Muſeum. Er ſelbſt ſehr offiziell in ſeinem Gebahren, mit der Haltung „verſchlucktes Lineal“, wollte von mir „eine Erläuterung“ meines Tuns—, trotzdem es ſchwarz auf weiß vor ihm lag. Ohne eine Miene zu verziehen, mit würdiger

Gebärde hörte er zu. Und da hat's mich doch gar zu sehr gereizt. Ich habe es dem alten Herrn so recht anschaulich geschildert, wie ich heute da sei, morgen dort, am Morgen nicht wüßte, wo ich am Abend schlief. Er sah nachdenklich vor sich hin und da fühlte ich doch: er war etwas entsetzt über diese allein herumstrolchende Jungfer und nahm mich darum sofort in seinen christlichen Schutz. „Nun bleiben Sie mal heute nicht im Schützenhotel, sondern" — und dann wies er mich zu einer Kriegerswitwe, die nur Damen in Pension nimmt, „Sehen Sie, daß Sie sich dort anschließen können, denn für alleinstehende Damen! — —"

Während er mir nun eine Menge würdiger Ermahnungen gab, deren Ende immer war „alleinstehende Damen — —", überlegte ich immer, wie er wohl heißen mag und wie seine Frau ist. Als eine Antwort drauf ruft eine langgezogene helle Stimme durchs Haus „Johannes!" „Friederike" antwortete er gelassen eine Tonart tiefer und öffnete das Gemach. Friederike war dick, aber gerade so steif und kühl, und sie hatte dürftiges blondes Haar, das zu einem Knausch im Nacken geschlungen war. Ach was bin ich für ein schreckliches Geschöpf, er meinte es ja so gut mit dem kleinen Märchenteufel.

Durch den Herrn Pfarrer war die Formalität aber noch nicht erledigt. Der schickte mich erst, „es ist korrekter", zum Bürgermeister!! Im Amtszimmer sitzt etwas behäbig eine uniformierte Amtsfigur und auf meine Frage nach dem Herrn Bürgermeister lädt er mich mit so hoheitsvoller Miene ein, Platz zu nehmen, so daß ich nicht anders glaube als „er ist es"! Und ich wundere mich nicht mal über diese etwas primitive Gestalt. Nachdem ich nun in wohlgefügter Rede ihm mein Anliegen dargebracht habe, „weil ich heute Abend im Walde den Kindern Märchen erzählen wollte usw.", sagte er lakonisch: „Eine Treppe höher, da ist der Herr Bürgermeister." Am liebsten hätte ich ihm meine Drucksachen um den Kopf gehauen.

Der „Herr Bürgermeister" nun ist sehr jung, eine Referendarfigur. Er ist verlegen und weiß nicht, wo er mich einreihen soll, und wir stehen zunächst beide etwas ratlos voreinander. Er liest die Drucksache und muß lächeln, dann aber räuspert er sich, um sich ein Ansehen zu geben, und sagt: „Ja, ich erteile Ihnen also gern die Erlaubnis zum Märchenerzählen." Ich verneige mich ein wenig und sage: „Das ist sehr gütig von Ihnen!"

Plötzlich muß er zum Fenster hinaussehen und ich studiere angelegentlich das Stadtwappen, um einander nicht das Lachen zu zeigen. Wir fanden beide die Situation sehr komisch. Retten sie aber dann dadurch, daß wir einander kurz entschlossen über den Amtstisch weg die Hand reichen zur Verabschiedung und uns verständnisvoll zunicken.

Damit waren nun die Formalitäten erledigt, und ich konnte am Abend im Walde den Kindern Märchen erzählen. —

Am Abend wanderte ich dann nach L.... durch das ſchöne obere Saaletal.

Das iſt der Ort, der mir nicht gefällt. Badebetrieb und zwar im kleinen Stil, da iſt zwiſchen mir und den Kleinen doch eine Kluft. Ich bekomme kein Verhältnis zu den Kindern, zu den Gäſten ſuche ich es nicht. Wohl gäb's manch' netten Moment auch hier, den ich erzählen könnte, auch aus E...., wohin ich von hier aus gewandert bin! Schön und mir lieb iſt dann die Gegend nach W.... hinauf, wo ich an einem Sonntagmorgen, wieder mit kleinem Wägelein, diesmal war's ein junger Fleiſcher, hinauffuhr. Dort werde ich auch beſonders herzlich aufgenommen, vor allem ſeitens des Oberlehrers S., deſſen Familienkreis mir gut gefällt. Da es hier ein Sonntagnachmittag iſt, ſo kommen auch viel Erwachſene, was mich beſonders freut. Bin zu Gaſte in der Lehrersfamilie!

Am Montag in der Früh hinauf auf den Berg nach dem kleinen Dorf O...., auch hier vom Lehrer bewirtet und herzlich aufgenommen. Je kleiner und entlegener die Orte ſind, umſo feſtlicher wird mein Erſcheinen. Da ich hier mit einem Paket am Arm kam, und mich der jüngſte Lehrersbub ſchon von weitem abgelauert hatte, lief er wieder zur Mutter und ſchrie laut durchs Dorf: „Die bringt ein ganzes Paket voll mit, kommt nur ſchnell, ſchnell!" Und nun begann ein Laufen und Rennen im Dorf zur Schule hin.

Am Nachmittag von da wieder runter nach W...., wo mir auch bereits die Kinder entgegen kamen und mich bettelten, nochmal zu erzählen. Ich ſetzte mich alſo nochmal eine Stunde mit ihnen zuſammen und tat ihnen den Willen. Dann begleitete mich die ganze erſte Klaſſe auf die andere Höhe hinauf nach H.... Sie trugen meine Sachen und brachten mir dies Mal auch Eier und Käſe, da ich geſagt, ich hätte am nächſten Tag eine Reiſe vor. Kurz vor dem Ort verabſchiedeten ſie ſich dann und während ſie mir noch immer und immer ein „Auf Wiederſehn" zuriefen und winkten, lagen links am Straßengraben ſchon die erſten Horchpoſten von H...., die gleich bei meinem Nahen auf mich zuſtürzten. „Biſt Du die Märchenfrau?" und als ich's bejahte, mit mörderlichem Hallo und hoch erhobenen Armen ins Dorf zurückrannten und meine Ankunft verkündeten. Nun ſah ich auch ſchon die große Schar vorm Schulgebäude, und bald kamen mir Pfarrer und Lehrer zum Dorfeingang entgegen.

Hatte ich geglaubt, H.... im Vorbeigehen, kurz vorm Zug zu begrüßen und höchſtens 2 bis 3 Märchen zu erzählen, denn ich hatte mich erſt am Morgen raſch angemeldet, ſo fühlte ich ſofort, daß das nicht ging, ich mußte den Zug vorbeifahren laſſen und da zur Nacht bleiben.

Denn hier war dieſe Stunde zum Feſt geworden! Die Kinder hatten Sonntagskleider an. Wir gingen auf eine ſchöne Waldwieſe, und dort

ſind wir von 7 bis 9 geblieben, ich habe ein Märchen nach dem anderen erzählt und es nie ſo ſchön gefunden als da oben auf dem Waldberg in der Dämmerung. Ein alter weißhaariger Bauer, der vom Felde kam und dabei ſtehen blieb, ſagte zuletzt nach einem Märchen ganz ernſthaft: „Ja, ja, das kann ſchon irgendwo vorkommen," und dabei ſah er ſo verlangend über die Berge hinüber, als läge da hinten dieſes „irgendwo", in dem ſolche Dinge geſchehen und vor ſich gehen, und wußte nicht, daß er in ſich hatte, was er hinter den Bergen ſuchte.

Umſchau

Nachruf auf die Zenſur. Vier Jahre und einige Wochen war die „Tat" heimlich mit ihrem Mann, der Zenſur, verheiratet. Er iſt jetzt ſelig entſchlafen — de mortuis nihil nisi bene — es ſoll nichts Schlechtes über ihn geredet werden. Aber eine Grabrede ſoll er bekommen.

Die junge Ehe fing wie alle Ehen mit vielem guten Willen beiderſeits an. Nur kam ſie zu plötzlich. So fehlte die heimliche Freude im voraus aufeinander, die das gegenſeitige ſeeliſche Ergründen in der Verlobungszeit gibt. Die Flitterwochen dauerten etwa ein halbes Jahr, in dieſen wurden die Rechte der Individualität des weiblichen Teiles durchaus anerkannt. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Beſuches auf einem Generalkommando, dem die „Tat" nicht unterſtellt war, und der freimütigen Ausſprache mit ſeinem Leiter. Ich konnte nicht unterlaſſen, ebenſo freimütig in unſrer Ehe zu ſein und dem Ehemann zu überbringen, daß er den Ruf hätte, die engſte Seele unter den militäriſchen Volkspädagogen ſeinesgleichen zu ſein. Mein guter Mann beſtritt aber, überhaupt ein Schulmeiſter zu ſein, er vertrat nur, wie er ſagte, „militäriſche Intereſſen". Und ſo glaubte er nicht, daß ein anderer von ihm ſo hätte reden können.

Nur in den Flitterwochen beichten ſich Eheleute gegenſeitig. Später herrſchen in einer Ehe nur reale Intereſſen. Wie konnte mein lieber Mann ſich nur ſo verändern und aus einem ſo höflichen Kavalier ein ſo ekliger Haustyrann werden! Ich durfte ſchließlich ohne ſeinen Willen nicht mehr ausgehen, im Mienenſpiel meines Geſichtes, in Haltung, kurz, überall fand er Gelegenheit, zu erziehen. Beim heiligen Fichte, muß denn jeder Deutſche ein Beſſerwiſſer aus Prinzip ſein und ein bevormundender Schulmeiſter werden? — Aber ein Gutes möchte ich doch von meinem lieben Mann nicht verſchweigen. Er war zwar ein Tyrann, aber ohne Brutalität, alle ſeine Erziehungsmaßnahmen ſuchte er zu begründen. Er hätte es nicht ausgehalten, mit einem ſchlechten Gewiſſen zu Bett zu gehen. Nun liegt er in der Erde, denn er ſtarb plötzlich an gebrochenem Herzen. Requiescat in pace. Möge das neue Deutſchland ihm nicht auf ſeiner Seele laſten. Die Tat

Epilog des Herausgebers

Es iſt eine Lüge, daß wir Deutſche Organiſationstalent während des Krieges bewieſen haben. Nein, wir hatten nur Talent zu einem öden Mechanismus, weil wir die gottverfluchte Anlage haben, mit Wonne gegenüber dem Kommandieren von oben gehorſam zu ein. In allen unſern Verwaltungszweigen, vom Militär angefangen

bis zu Ernährungsämtern und der Zenſur, hat durchgängig das Schema F Orgien gefeiert. Wollte man z. B. einen geiſtig bedeutenden Mann reklamieren, der nicht felddienſtfähig, aber für die kulturelle Heimarbeit am Volkstum beinahe unerſetzlich war, hatte man an das Generalkommando ein Geſuch einzureichen. Im militäriſchen Betrieb hatte aber die Entſcheidung über ſolche Fälle nicht ein einſichtiger Menſch, ſondern die unterſte Inſtanz, der Herr Gefreite. Schrieb der aus Bequemlichkeit oder aus ſonſtigen perſönlichen Gründen auf das Geſuch, der Mann iſt unabkömmlich, ſo konnte nicht einmal ein General dagegen etwas machen, nicht einmal der zukünftige Regent des Landes. Beiſpiele kann ich nennen.

Genau ſo war es mit der Zenſur. Es handelte ſich bei ihr um Auslegung der erlaſſenen Verordnungen und dem daran ſich knüpfenden Inſtanzenweg, aber nicht um geiſtige Entſcheidungen. Die Individualität einer Zeitſchrift wie die „Tat" exiſtierte für ſie als ſolche nicht, ſie wurde ganz ſchematiſch in eine Linie mit den die Stimmungen für die Maſſe fabrizierenden Zeitungen geſtellt. Ja, die „Tat" war nicht einmal bei der oberſten Inſtanz in Berlin gut angeſchrieben. Sie und ihr Verlag galten wohl wegen der ablehnenden Haltung gegenüber dem Pſeudodeutſchtum der Alldeutſchen als „pazifiſtiſch". So lange Bethmann Hollweg am Ruder war, war es erfreulich, in ſeinem Chef der Reichskanzlei Hamann einen Mann zu finden, der auf geiſtige Dinge in der rechten Weiſe eingeſtellt war (mehr wie die theologiſche Fakultät einer gewiſſen Univerſität, die ſich nicht einigen konnte, ob ſie geiſtige Dinge vertreten ſollte). Ich kann nur mit Dankbarkeit den ſchnellen Erfolg mehrerer Eingaben an den Reichskanzler konſtatieren.

Mit dem Einſetzen der Ludendorffſchen Diktatur nach dem von ihm veranlaßten Sturz Bethmann Hollwegs war man als Herausgeber und Verleger mit Haut und Haaren den militäriſchen Rückſichten ausgeliefert. Man fühlte ſich völlig geknechtet. Schon unter Bethmann Hollweg ſtand ich tatſächlich mit der „Tat" unter Vorzenſur (offiziell wurde dieſe immer geleugnet). Kein Aufſatz konnte gedruckt werden, ohne daß er vorher kontrolliert wurde und bald auch kein Buch. Das politiſch wichtige Buch von Hugo Preuß, dem jetzigen Miniſter, über den Obrigkeitsſtaat konnte ich noch, ohne es vorher vorzulegen, herausbringen. Ich bekam nur hinterher einen Verweis, auf den ich kühl erwiderte, meines Erachtens handle es ſich bei ihm nicht um „militäriſche Dinge". Das Netz der Kontrolle zog ſich aber immer enger und enger zuſammen. Die genialſte Erfindung in der Knebelung war der Zenſurſtempel für Bücher und Zeitſchriften mit Rückſicht auf die Auslandsausfuhr (zu der auch Öſterreich mitgerechnet wurde). Der letzte Triumph aber war, daß man auch im Inland kein Buch ohne Zenſurſtempel verkaufen durfte, ganz egal, ob es ein platoniſcher Dialog oder Meiſter Ekkehart war. Jede Buchanzeige am Schluß des Werkes mußte vorgelegt werden, jeder Proſpekt, jeder Katalog, ſogar die Reklamebinde. Nicht der militäriſchen Geheimniſſe wegen, aber Worte wie „Uboot-Illuſionen", „Hindenburg-Anbetung" wurden unweigerlich geſtrichen, man hatte in das große allgemeine Horn mitzututen.

Das eigentlich Unanſtändige an dem Zenſurgebaren war aber die verlogene äußere Biederkeit. Niemand ſollte merken, daß die Zenſur eingriff. Man durfte bei Streichungen keine weißen Stellen laſſen, überhaupt nichts von ihnen erwähnen. So kam es, daß ich bei Gelegenheit einer Lauenſteiner Tagung konſtatieren konnte: wenn man zu Deutſchlands Intelligenz von der allgemeinen Verlogenheit, die durch die Zenſur eingeriſſen ſei, ſprach, ſah ſie einen verſtändnislos an. Sie hatte es nicht gemerkt. Bei Beſchwerden im Reichstag nahm dieſer das allgemeine Geſchwätz

von Wallraff als etwas Unabänderliches hin. O, lieber Reichstag, wann hätteſt du je einmal Rückgrat beſeſſen!

Künſtleriſche Menſchen konnten es in der Leitung des Zenſurbetriebes auf den Generalkommandos, wenn ſie dazu kommandiert waren, nicht aushalten. Es fehlte ihnen dort die Möglichkeit, ihre Arbeit zu individualiſieren. Es kam ſo weit, daß die Lebensbedingungen des geſamten deutſchen Buchhandels von den Anſichten eines jungen Leutnants abhingen, der auf dem Leipziger Generalkommando die zufällige Entſcheidung hatte. Es kam ſo weit, daß wir Verleger einmal über vier Wochen lang keine Korrekturen an unſre Autoren ins Ausland mehr ſchicken konnten, einfach weil ſich zwei amtliche Reſſorts nicht einigen konnten, wer dieſe Sendungen zu kontrollieren habe. Gerade als die militäriſche Bureaukratie auf dieſer Höhe war, kam ihr Sturz. Wenn die Entwicklung noch ſo weiter gegangen wäre, wäre das Erwerbsleben auf dem Gebiete des Buchhandels an den ſogenannten militäriſchen Intereſſen zugrunde gegangen, die aber, richtiger geſagt, „Metternich'ſches Syſtem der Volksbevormundung" waren.

Der Terror intellektualiſtiſcher Fanatiker, die das Wort Freiheit nur im Munde führen, droht uns. Er iſt nicht der Weg zum Volksſtaat. Vielleicht erſcheint uns noch einmal innerhalb des Machtbereichs der Arbeiter- und Soldatenräte die Zenſur der Vergangenheit als etwas beſſeres wie die Freiheit der Gegenwart. Wir wollen aber auch dann dieſer Stimmung nicht nachgeben, vor uns ſteht der Deutſche, deſſen erſte Forderung an ſich iſt: Verſchließe dich nicht dem Werden des Lebens! Duck dich nicht vor irgendeinem Machthaber! Sei wahrhaftig aus innerem Stolze! E. D.

Föderalismus oder Zentralismus?

Die gleiche Frageſtellung würde ſich ergeben aus der Gegenüberſtellung Süddeutſchland — Berlin, oder organiſche Geſtaltung — Mechaniſierung. Keineswegs würde ſie übereinſtimmen mit der für die Zukunft des deutſchen Weſens entſcheidenden Frage: Einheitsſtaat oder Auflöſung des Reiches in Einzelrepubliken. *Föderalismus im Sinne organiſchen Aufbaus will Einteilung des deutſchen Reiches in Kulturprovinzen, und damit keine ſchweizeriſche Kantönliwirtſchaft, ſondern die Grundlagen kultureller Selbſtverwaltung ſchaffen.* Darüber ſteht verbindend das ganze Reich. Deutſchland hat nach der Entſcheidung des Weltkrieges nicht mehr imperialiſtiſche Ziele in der Welt ſondern die Aufgabe, die höchſte, dem Geiſte Freiheit gewährende Form des ſozial orientierten Berufsſtaates zu bilden und ſie der kapitaliſtiſchen Demokratie der großen Weltreiche entgegenzuſetzen.

Bisher lebte das deutſche Reich in den Verſteinerungsformen geſchichtlich gewordener kleiner Dynaſtien, die in Süddeutſchland dank Napoleon ſich ſchon einigermaßen organiſchen Formen, d. h. ſtammeseinheitlichen und wirtſchaftlich-geographiſchen Bedingungen genähert hatten. Zum Beiſpiel Schwaben und Neckarhinterland fällt faſt mit Württemberg zuſammen. Aber in Norddeutſchland atomiſierte das Schwergewicht Preußens die Kleinſtaaten zu kulturell unlebensfähigen Gebilden. Was hat je Mecklenburg für eine kulturelle Note in Deutſchlands geiſtiges Leben gebracht? Haben nicht die thüringiſchen Kleinſtaaten ihre alten kulturellen Traditionen verlaſſen und ſind, abgeſehen von einigen perſönlichen Liebhabereien ihrer Fürſten, hinter Preußen hergehinkt? Hat etwa das Königreich Sachſen ein kräftiges Stammesleben zur Ergänzung des Preußentums entwickelt? Lebte nicht die zen-

tralſte preußiſche Provinz, die Provinz Sachſen, ganz ungeiſtig im Schatten von Berlin?

Jetzt gilt es, die natürlichen Formen deutſchen Stammeslebens zu entwickeln; lebenskräftige, nicht zu kleine Einheiten nach Flußgebieten und Berglandſchaften zu bilden und um Stammes-Einheiten zu konzentrieren. Darum müſſen wir wieder den Blick auf natürliche Formen zu Anfang der deutſchen Geſchichte wenden. Wo ſaßen Thüringer, Cherusker, Sachſen, Chatten, wo war ſächſiſches Kolonialland?

Die neue Einteilung der Reichstagswahlkreiſe hat bereits bei Thüringen inſtinktiv das Richtige getroffen, indem ſie zu den thüringiſchen Kleinſtaaten den Regierungsbezirk Erfurt dazu zog und damit ein Gebiet von zwei Millionen Einwohnern gewann, ſo daß Thüringen die Lande bis zum Harz einnimmt und Erfurt mit ſeinen alten Traditionen die natürliche Hauptſtadt Thüringens wird. Dagegen iſt das Königreich Sachſen zu klein, es müßte als Oberſachſen das Gebiet zwiſchen Elbe und Saale umfaſſen. Sachſen-Altenburg, Reuß, Anhalt und der Regierungsbezirk Merſeburg in der Hauptſache gehören noch mit dazu, es iſt das Kolonialland der ſächſiſchen Kaiſer. Dann müßte Niederſachſen wiederhergeſtellt werden. Der Harz mit ſeinen Vorlanden bis Magdeburg und Hannover, das Land zwiſchen Elbe und Weſer. Vor Niederſachſen lagert ſich dann am Meer das frieſiſche Gebiet von der holländiſchen Grenze bis Hamburg vor. Rheinland-Weſtfalen hat ſich bereits als Einheit empfunden. Das Heſſenland iſt gleichfalls im großen und ganzen eine Wirtſchafts- und Stammeseinheit. Das ſlaviſche Kolonialland öſtlich der Elbe teilt ſich in der Hauptſache nach den preußiſchen Provinzen. Mecklenburg dürfte zu Pommern gehören; Schleſien, Brandenburg, Poſen, Preußen bilden natürliche Einheiten.

Die Stunde hat geſchlagen, daß Preußen in Deutſchland aufgeht und Süddeutſchland im Verein mit den öſterreichiſchen Stammesgenoſſen die Führung der inneren Kultur übernimmt. Norddeutſchland mit ſeinen Induſtrie-, ſowie Kohlenſchätzen, ſeinen Flußmündungen und Meeresküſten, iſt auf Weltgeltung und Welthandel gerichtet. Den Ausgleich muß die Ausbildung eines ſtarken Mitteldeutſchland bringen: Oberſachſen, Thüringen, Heſſen, legen ſich wie ein Gürtel zwiſchen Süden und Norden und ſind beiderlei Weſen zugetan.

Was iſt aber die Aufgabe dieſer Kulturprovinzen, und wie ſtehen ſie zu dem Reiche, den Vereinigten Staaten Deutſchlands? Ich habe dieſe Frage bereits in meinem Aufſatz „Der Weg zum deutſchen Volksſtaat“ (Maiheft 1918) beantwortet und formuliere ſie unter den heutigen Verhältniſſen noch einmal in kurzen programmatiſchen Worten ſo:

Der deutſche Volksſtaat, mag er ſich Republik oder Monarchie nennen, iſt auf dem Prinzip der Selbſtverantwortlichkeit der Einzelnen für den Staat und der autonomen Selbſtverwaltung aufzubauen. Er muß ſich zu einer natürlichen, ſtarken Einheit gliedern. Darum braucht er für ſeinen geiſtigen Inhalt entſprechende organiſche Formen. Der geiſtige Inhalt muß in möglichſt ſelbſtändigen Provinzialformen individualiſiert ausgebildet werden, dagegen haben die Wirtſchafts- und Verkehrsformen, ſowie die entſprechenden Geſetze die zu einer parlamentariſchen Form zuſammengefaßte Zentralgewalt auszubilden. Das kulturelle Leben der Kulturprovinzen beruht in der Hauptſache auf einer Vertretung der Berufe. Es iſt theoretiſch an die unausgeführten Pläne des Freiherrn vom Stein, an Ideen der Frankfurter Nationalverſammlung von 1848 und an den ſchwäbiſchen Philoſophen Karl Chriſtian Planck anzuknüpfen.

Eugen Diederichs

Zum hundertſten Geburtstage Karl Chriſtian Plancks (geboren am 17. Januar 1819)*

Der Idealzuſtand wäre, daß die philoſophiſchen Lehrſtühle unſerer Univerſitäten alle mit wirklichen Philoſophen, eigenrichtigen Denkern, beſetzt wären. Daß dem nicht ſo iſt, weiß jeder. Die paar wahrhaft philoſophiſchen Geiſter, die wir haben, würden dazu auch gar nicht ausreichen, und es iſt immer hundert gegen eins zu wetten, daß, wenn wieder einer auftaucht, er nicht dahin gelangt, weil er entweder äußerlich oder innerlich außerhalb der Zunft der gewerbsmäßig Philoſophietreibenden ſteht. Wir ſind ſchon beim Fall Planck. Man kann ſich eines Gefühls der Bitterkeit nicht erwehren, wenn man über den Mann, der einer der ſtärkſten und lebensvollſten Denker in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war, im Vorwort den Herausgeber zu ſeinem abſchließenden Lebenswerk** ſchreiben ſieht: „Denn alle die beſten und kräftigſten Jahrzehnte ſeines Lebens hindurch, bis in ſein Alter herein, hat es (das Vaterland) ihm ja nicht einmal ſeinen Beruf gegönnt, deſſen unauslöſchliches Siegel trotz aller Hinderniſſe ſein ganzes Leben und Wirken trug, und die eigene engere Heimat hat noch vor kurzem erſt das beginnende fünfte Jahrhundert ihrer Hochſchule damit eingeweiht, daß ſie ihre einzige ſchöpferiſche philoſophiſche Kraft vom Lehrſtuhl ausſchloß!“ Aber ſeine Heimat war ja auch Schwaben, das Exportland der Geiſter! Als im Jahre 1877 der philoſophiſche Lehrſtuhl an der Univerſität Tübingen frei wurde, wurde Planck, der damals 25 Jahre als Lehrer an württembergiſchen Gelehrtenſchulen verbracht und ſeine philoſophiſchen Hauptwerke ſchon veröffentlicht hatte, verſchmäht, wahrſcheinlich zugunſten eines Mannes, deſſen Namen heute niemand mehr kennt. Plancks Antwort war ſein „Teſtament eines Deutſchen“, das „Vermächtnis einer Lebensarbeit, die reſtlos den höchſten Erkenntnis- und Lebenszielen des Menſchen zugewandt war“, deſſen Veröffentlichung (1881) er nicht mehr erlebte.

Iſt heute die Zeit für dieſes Teſtament gekommen? Wer einmal am Schluß von Plancks Hauptwerk die Vorausſagung des großen Weltzuſammenſtoßes, unter deſſen letzter und bitterſter Auswirkung wir nun ſtehen, geleſen hat, der weiß, daß dieſe Zeit gekommen ſein muß. Kein anderer, als derjenige, deſſen Einſicht in die menſchlichen Dinge (in ganz nüchterner Denkarbeit) bis zum Seheriſchen ging, ſo daß er auch unter dem Glanz des ſcheinbaren Aufſchwungs nach 1870 die tiefe Desorganiſation des deutſchen und europäiſchen Lebens erkannt hatte, kein anderer kann uns heute beſſer die Wege zur Geſundung, zur wahrhaften Wiedergeburt, wie er es gerne nennt, weiſen.

Keiner hat ſo deutlich wie Planck die Urſache der modernen Auflöſung und Zerſetzung als in der europäiſchen Seelenverfaſſung begründet erkannt, die an dem jahrtauſendalten Zwieſpalt von Geiſt und Natur, religiös-ſittlichen und weltlich-natürlichen Antrieben krankt, und ſo zwiſchen einſeitigem Idealismus und einſeitigem Materialismus hin- und hergetrieben wird, ohne zu einer organiſchen, weil weſenhaften Verbindung beider Gebiete, wie im Bewußtſein, ſo in der geſamten Lebensordnung, zu kommen. Dieſer Zwieſpalt ſtammt im weſentlichen aus der chriſtlichen Kultur, ihrem orientaliſch-altteſtamentlichen Erbteil, nämlich ihrem rein jenſeitig-außerweltlich orientierten Gottesbegriff und der damit verbundenen „einſeitig-idealiſtiſchen

* Soeben erſchien von der Tochter des Philoſophen: Mathilde Planck, Der Berufsſtaat nach der Rechtslehre Karl Chr. Plancks. Eugen Diederichs, Jena. br. M 3.50.

** Karl Chriſtian Planck, Teſtament eines Deutſchen, Philoſophie der Natur und Menſchheit, herausgeg. von Karl Köſtlin. 2. Ausg. Eugen Diederichs, Jena 1912.

Loslöſung des menſchlichen Weſens aus ſeinen Naturbedingungen". Dieſe ſo geſchaffene Trennung zwiſchen dem religiöſen Leben und den natürlichen Aufgaben der Menſchenwelt, oder, mit anderen Worten, die Ablöſung des Religiös-Sittlichen vom Wirtſchaftlich-Politiſchen, bedeutet das folgenſchwerſte Verhängnis unſerer Kultur. Keine Reformation hat dieſen Zwieſpalt zu überbrücken vermocht. Wir haben jenes „Staat" genannte Gebilde, das, ohne tiefere Begründung auf die innerlich-ſittlichen Kräfte der Volksgemeinſchaft, ſich damit begnügt, einer nur natürlichen Antrieben überlaſſenen Wirtſchaft und Geſellſchaft, die ſich auf rein ſelbſtiſches Erwerbsſtreben aufbaut, eine gewiſſe hiſtoriſch-rechtliche Sanktion zu geben: notdürftige äußere Feſtigung innerer Ordnungsloſigkeit. Und wir haben jenes „Kirche" genannte Gebilde, das ohne organiſche Verbindung mit dem wirtſchaftlich-politiſchen Leben in einſeitig-religiöſer Inzucht der Erſtarrung und Verdumpfung verfällt, trotz aller von Zeit zu Zeit neu erwachender Lebenstriebe.

Eine Neuordnung dieſer Dinge kann jedoch nur aus einer Neuordnung des Bewußtſeins oder, moderner: der Weltanſchauung kommen, und zwar aus einer Weltanſchauung, die ſich nicht einſeitig dem Geiſt oder der Natur verpflichtet, oder haltlos zwiſchen beiden hin- und herſchwankt, ſondern nach einer Verſöhnung von beiden trachtet, die, von der Erkenntnis der Natur und Wirklichkeit ausgehend, das Geiſtige nicht als etwas Weſensfremdes, ſondern nur als höchſte und innigſte Form des Naturweſens erkennt: Plancks idealiſtiſcher Realismus. Nur eine Anſchauung, in der der Geiſt der Natur nicht fremd gegenüberſteht, ſondern in ihr „die lichte innere Heimat ſeines Weſens" erkennt, nur die iſt geſchützt vor den beiden bisher verſuchten Möglichkeiten: entweder die wirtſchaftlich-geſellſchaftliche Ordnung ihren natürlich-ſelbſtiſchen Antrieben einfach zu überlaſſen und nur ſcheinbar zu organiſieren, oder den untauglichen Verſuch zu machen, ihr ein weſensfremdes Ethos aufzudrängen. Nur ein „idealiſtiſcher Realismus", für den auch das höchſte Sittliche aus dem Naturgrund herauswächſt, vermag die Form zu finden, nach der ſich die natürlichen Kräfte des wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Lebens organiſch zur ſittlich beſtimmten Gemeinſchaft ordnen. Hier treten die beiden Grundkonzeptionen Plancks ein: die Ideen des Rechtsſtaates und des Berufsſtaates. Mit untrüglich realiſtiſchem Inſtinkt vermeidet es Planck, mit allerhand ſittlichen oder religiöſen Ideen am Staat herumzukurieren, ſondern er nimmt für ihn ein eigenes Mittelgebiet zwiſchen dem Religiös-Sittlichen und dem Weltlich-Natürlichen in Anſpruch: das des Rechts. Ordnung der wirtſchaftlichen oder geſellſchaftlichen Kräfte nach dem „Rechtsgeſetz", oder wie wir ſagen würden: nach der Forderung der Gerechtigkeit: damit gewinnt die höchſte religiöſe Idee unmittelbar im Staate Geſtalt. Dieſe Ordnung kann aber nur organiſch erfolgen von dem Punkt aus, an dem der Menſch ganz unmittelbar aus dem Natürlichen ins Geiſtig-Sittliche emporwächſt: dem Beruf. Der Rechtsſtaat verwirklicht ſich als Berufsſtaat, der ſich aus einem lückenloſen Gefüge von Berufsgenoſſenſchaften zu ſeinem Rechtszweck zuſammenordnet; denn die Berufsgenoſſenſchaften ſind nicht nur die Vertretungskörper für den Einzelnen, durch die er den Staat gleichſam ſelbſt bildet, ſondern ſie ſind dem Einzelnen gegenüber auch Vertreter der gemeinſchaftlichen Rechtsidee, indem ſie die Organe der gemeinſchaftlichen Produktions-, Arbeits- und Preisregelung bilden. Die ſoziale Gerechtigkeit wird im Berufsſtaate nicht auf mechaniſchem Wege durch Vergeſellſchaftung aller Produktionsmittel hergeſtellt, ſondern durch gegliedert-organiſches Zuſammenwirken der Berufskörperſchaften, deren Grundlage allerdings die Anerkennung des urſprünglichen Grundeigentums

jedes Menſchen bildet. Aus den Berufskörperſchaften geht dann die eigentliche Volks-Vertretung in Gemeinde und Staat hervor. Dem bloß formalen gleichen Wahlrecht ſtellt ſich das materiell auf Leiſtung in der Berufsgemeinſchaft gegründete Recht der Vertretung im Staat gegenüber, das Staatsbürger-Recht iſt mit Berufs-Verantwortlichkeit unmittelbar verbunden. Ziel: der Staat nicht als künſtliches Gebilde neben dem Geſellſchaftskörper, ſondern als Ausdruck ſeiner rechtlich-organiſchen Ordnung, politiſches Leben nicht mehr in unfruchtbarer Ablöſung vom natürlichen Berufsleben der Gemeinſchaft, ſondern in enger Verbundenheit mit ihm. Ein ſolcher Staat hat nicht mehr eine Organiſation des Religiöſen neben ſich nötig, ſondern er ſelbſt iſt ſchon Ausdruck der höchſten religiöſen Idee und erhält in ihr ſeine letzte Krönung. Das Religiöſe wird vom breiten ſtaatsbürgerlichen Leben getragen und erhält in ſeinen Feiern, ſeinen Veranſtaltungen, den Kunſtwerken, die es erzeugt, ſeinen Ausdruck: die eigentliche und wahre Laienkirche.

Vielleicht finden die „praktiſchen" Politiker, daß Plancks Ideen — eben Ideen ſind. Gott ſei Dank! Nichts tut uns heute ſo not, wie große, tiefe, politiſche Ideen! Sei gegrüßt, Karl Chriſtian Planck, aus dem Stamme Platos!* W. Rößle

Eine Prophezeihung des Weltkrieges

Im Jahre 1880 ſtarb der ſchwäbiſche Philoſoph Karl Chriſtian Planck. Kurz vor ſeinem Tode beendete er ſein Hauptwerk „Teſtament eines Deutſchen". Die letzten Seiten, S. 676 u. ff., enthalten folgende Sätze: (Leit.)

Alles, was ſich hiergegen für die angebliche Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit des Krieges ſagen läßt, und was man von der jetzigen niedrig peſſimiſtiſchen Auffaſſung der Dinge und des Völkerlebens aus dafür vorbringen mag, iſt doch nur aus der Unwahrheit der bisherigen Entwicklung und der traurigen Unvollſtändigkeit ihres Rechtsbewußtſeins herausgeſprochen. Wohl iſt von der ganzen Natur der bisherigen Geſchichte der Krieg noch unzertrennlich; allein ſie zeigt uns eben auch durchweg nur die Unreife der ſelbſtiſch idealiſtiſchen Entwicklung, im Altertum noch die rein nationale Bildungs- und Religionsform (da ja ſelbſt die altteſtamentliche Gottesanſchauung noch mit dem rein nationalen Zweck dieſes einzelnen Volkes verknüpft wird), in der chriſtlichen Entwicklung aber noch die idealiſtiſche Abkehrung von den wahrhaften vollen Rechtsbedingungen. Denn auch die jetzige Geſellſchaftsform iſt ja nur die letzte gleichmäßigſte Durchführung des bloßen freien Eigenrechts Aller, in all der ſelbſtiſch unorganiſchen und rein geſchichtlichen Zufälligkeit ſeines Daſeins. Der Kampf der beſonderen Geſellſchaftselemente, der im Mittelalter noch als offene Fehde vorhanden iſt, wirkt auch jetzt noch als ihre ſelbſtiſch regelloſe Konkurrenz fort, und zieht den höheren Zweck des Staates noch in die ſelbſtiſche nationale Unwahrheit hinein. Alles alſo, was für die ſittlich wohltätige und erneuende Macht des Krieges ſich ſagen läßt, daß er der ſelbſtiſchen Verſumpfung und Verknöcherung der Geſellſchaft in ihren kleinlichen Eigenintereſſen entgegenwirke, das hat ſeine Wahrheit nur eben von jenem ſelbſtiſch faulen Rechtsprinzip der Geſellſchaft aus.

Und keine Zeit hat jene verherrlichende Apologie des Krieges ſchärfer Lügen geſtraft, als eben dieſe letzte, dieſe Zeit unſrer geprieſenen Wiedererhebung, wo unmittelbar auf all den Ruhm großartigſter Siege und opferungsvollſter Hingebung all die ſchwindelhafte und ſchmachvolle Verderbnis entfeſſelten Erwerbsjagens nach-

*Planck's „Teſtament eines Deutſchen" iſt zurzeit vergriffen und wird erſt im Sommer wieder erſcheinen können. Pfarrer Umbeid hat aber kürzlich im Verlag der Naturwiſſenſchaften Leipzig einen ſehr gut orientierenden Auszug unter dem Titel „Als die Zeit erfüllet war" herausgegeben.

folgte. Denn ſo ſehr in jenem Verteidigungskampf die angeſammelte ideale Kraft der früheren deutſchen Entwicklung nachgewirkt hat, ſo ſehr war doch in ihm ſchon und in der unmittelbar vorausgegangenen Umwälzung die verſtändig äußerliche Richtung der Zeit, die einſeitige Hinwendung auf das Nationale und praktiſch Empiriſtiſche wirkſam, mit all ihrer Abſtumpfung gegen die tieferen menſchlich univerſellen Aufgaben, und eben dieſe Wendung kam nun zum vollen Siege. Nicht bloß im Leben, im Treiben und Jagen der Erwerbsgeſellſchaften, ſondern auch in der Wiſſenſchaft feierte ja jetzt die Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit, die Erklärung des Organiſchen aus mechaniſchem Zuſammenwirken der äußerlichen Stoffe, und die Ableitung des menſchlich Univerſellen aus ſelbſtiſch tieriſchem Stamme, ihre Triumphe.

Keine ſchnödere und bittere Selbſttäuſchung als das, daß aus ſolchem Nationalkampf, wie einſt für Griechenland nach den Perſerkriegen, auch für uns ein „Perikleiſches Zeitalter“ folgen werde! Denn nur für den Griechen war jener Kampf in vollem und ungeteiltem Sinne eine höchſte Tat ſeiner Bildung und ſeines Volksgeiſtes. Ihm fiel ja der höchſte ſittliche und religiöſe Zweck noch mit dieſem nationalen und ſeinem Siege über die Barbaren zuſammen; und ſo konnte auf jene Kämpfe der höchſte geiſtige Aufſchwung des ganzen Volkslebens in Staat, in Kunſt und Wiſſenſchaft folgen. Ganz anders iſt es mit unſrer Nation, deren wahres Bildungsziel von den Tagen des Mittelalters an das menſchlich univerſelle geweſen iſt, und die in ihrem jetzigen verſtändig äußerlichen und bloß nationalen Streben, wie in ihrer ganzen jetzigen Geſellſchaftsform, noch in ſchärfſtem Gegenſatz zu jenem Ziele ſteht. Hier alſo ſind jene rein nationalen Kämpfe und Siege nicht, wie einſt für die Griechen, die unmittelbare Einleitung zum wahrhaften Ziele, ſondern ſie ſind vielmehr nur die letzte blutige Tragödie, mit welcher all die Unwahrheit der bloßen Erwerbsgeſellſchaft und ihres ſelbſtiſch auf ſich beſchränkten National- und Militärſtaats für immer zu Ende geht. Nur der äußerliche Vorbote alſo iſt dieſe jetzige Wiedererhebung für eine ganz andre, menſchlich tiefere und umfaſſendere Wiedergeburt. Nur darum ſind gerade wir Deutſchen es jetzt, die in der gründlichſten Weiſe die Übel und Widerſprüche der reinen Erwerbsgeſellſchaft und ihres Militärſtaates durchmachen, damit wir ſie endlich für immer durch den wahrhaften Berufsſtaat tilgen.

Ein ſcharfes Gefühl geht jetzt durch die Völker, daß jener frühere menſchlich-kosmopolitiſche Mittelpunkt verſchwunden iſt, daß auch der Deutſche zum ſcharf und ſpröd nationalen Ganzen ſich zuſammengeſchloſſen hat, ja daß gerade hier jetzt ein verſtändig äußerlicher Sinn herrſcht, durch welchen tiefere und allgemeine Probleme, für die auch anderweitig ein reges Gefühl da iſt, zurückgedrängt ſind, und daß ſo gerade der Deutſche zum Anlaß geworden iſt für die einſeitigſte, geſteigertſte und drückendſte Form militäriſch nationaler Zuſammenfaſſung. Scharf und treffend ſind ſchon vom Auslande her ſolche Stimmen an uns ergangen: „Löſet die ſoziale Frage, welche Frankreich nicht gelöſt hat! Reformieret die Kirche oder ſetzet etwas an ihre Stelle!“ Ja, lauter als bei uns ſelbſt, in ſo unreifer Form es auch ſein mag, ſpricht ſich anderwärts derzeit dieſes Bedürfnis einer kommenden menſchlichen Verſöhnung, eines bleibenden friedlichen Bandes der Nationen aus. Und um ſo unwiderſtehlicher wird dieſe Erneuung, die von uns Deutſchen einſt ausgehen ſoll, auch nach außen hin wirken, je furchtbarer und unmenſchlicher die nationalen Kämpfe ſein werden, welche dem noch vorausgehen müſſen, und je unnatürlicher und ſchneidender der Widerſtreit iſt, in welchem ſie mit der übrigen univerſellen Geſtaltung des Völker-

verkehrs und ihrem aufeinander angewieſenen Zuſammenhang ſtehen. Das ſelbſtiſch natürliche Rechtsprinzip des bloßen freien Eigenrechts aller hat einſt die franzöſiſche Revolution den Völkern zugebracht, mit greller ſelbſtiſch harter Gewalt hat ſie es gegenüber von den anderen vertreten; ein ganz anderes menſchlich erneuendes Rechtsbewußtſein, das die Wiedergeburt der ganzen Kultur in ſich birgt, das nicht mehr ſelbſtiſch äußerlicher und weltlicher Art iſt, ſondern der Rechtsausdruck des menſchlich univerſellen Zweckes, ſoll der Deutſche den Völkern bringen. Von neuem ſoll, wie einſt am Ende der alten Welt, aber in gegenbildlicher echt menſchlicher und rechtlich univerſeller Form, das veräußerlichte und verweltlichte Sonderleben der Nationen vom innerſten ſchaffenden Mittelpunkt aus durchdrungen und zum organiſch ineinander wirkenden Geſamtleib geſtaltet werden.

Denn gerade darin wird die für immer abſchließende Bedeutung dieſer Kämpfe liegen, daß es das vor anderen zu univerſeller Beſtimmung angelegte Volk iſt, das in dieſem letzten verſtändig äußerlichen und einſeitig nationalen Durchgangspunkte ſeiner Entwicklung zum Anlaß deſto umfaſſenderer und verderblicherer Kämpfe wird, und eben hierin aus der Unwahrheit des bloßen Nationalſtaates und ſeiner Erwerbsgeſellſchaft zur echt menſchlichen Ordnung des Berufsſtaates hingeführt werden ſoll. Denn gleich keiner anderen Nation ſind ja wir Deutſche das zentrale Volk, das durch die ganze Natur ſeiner Geſchichte nach allen Seiten hin durch Übergangsglieder mit dem Fremden verknüpft iſt, mit einer ganzen Reihe von Nationalitäten, mit dem ſlaviſchen, ungariſchen, italieniſchen Elemente durch Öſterreich, gegen Frankreich hin durch die Schweiz und durch Elſaß Lothringen, gegen Norden durch Schleswig und nach Nordoſten durch die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, während endlich in den Niederlanden ſozuſagen ein ſelbſtändiger Ableger unſerer Nationalität (aber wieder mit fremdem gemiſcht) ſich gebildet hat. Wenn nun ein derartig univerſaliſtiſches, ſchon ſeiner natürlichen Lage nach zentrales Volk im ſchärfſten Gegenſatz zu ſeiner früheren Geſchichte ſich zum reinen Nationalſtaat zuſammenfaßt und für alle andern zum Vorgang geſteigertſter militäriſcher Rüſtung wird, was anderes kann in einer Zeit geſteigertſten Nationalſtrebens die Folge ſein, als ſchließlich der umfaſſendſte Zuſammenſtoß? Iſt es doch nicht bloß der Gegenſatz politiſcher Intereſſen, der ihn hervorrufen muß, ſondern, wie es immer deutlicher jetzt hervorzutreten anfängt, vor allem auch der Widerſtreit der Erwerbsintereſſen in ihrer noch ſpröd nationalen, aller höheren Geſamtordnung noch unorganiſch widerſtrebenden Geſtalt.

1880 Carl Chriſtian Planck

Das Inſtrumente-Stimmen Man rüſtet zu den Wahlen. Zu dieſem Behufe werden dem deutſchen Volk ſchnell ein paar Lektionen in allerneueſter Geſchichte erteilt. Noch iſt der Weltbrand nicht gelöſcht, noch ſind die Akten über ſeine Entſtehnng nicht geſchloſſen, noch kein Weißbuch iſt erſchienen — aber die Herren Populariſtoriker, die in den Verſammlungen dozieren, wiſſen alles. Wie einfach iſt die Sache! „Wilhelmsll. Pangermanismus, ſeine vermeintliche gottgewollte Sendung zur Schaffung eines Reiches der Hohenzollern, deſſen äußerer Glanz aber nur Schein war, hat den Zündſtoff zum Weltkrieg geſchaffen.“ — Ja, wie iſt mir denn? Schallte es von denſelben Kathedern herab nicht früher: Einkreiſungspolitik des perfiden Albion, franzöſiſcher Revanchegeiſt, zariſtiſche Ländergier, panſlaviſtiſcher Deutſchenhaß uſw.? Das 55 Millionenvolk der Briten, das 50 Millionenvolk der Japaner,

das 40 Millionenvolk der Franzoſen dürfen Weltmachtpolitik treiben, das 70 Millionenvolk der Deutſchen aber nicht! — Menſch, biſt du ſchwer von Begriff! Völker werden nicht gezählt, ſondern gewogen. Wir ſind gewogen und zu leicht befunden. „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.“ Das heißt auf Engliſch (denn Engliſch wird jetzt wieder Mode): Der Erfolg richtet die Taten, er macht ſündenrein, ſpricht heilig. „Gottgewollt“ iſt die angelſächſiſche Weltherrſchaft. Davor beugt ſich die deutſche Demokratie in Demut. Ja, ſie gibt ſich dazu her, die — immerhin unangenehmen — Blutſpuren im ſtolzen Bau des angelſächſiſchen Imperiums wegzuſchrubben. Wie nobel! Welche Selbſtverleugnung! Wir haben ja ſchon eine ſolche Unglückslaſt auf dem Nacken, es kommt auf etwas mehr oder weniger nicht an, wir nehmen noch die Schuld am Weltkrieg dazu. Als reuige Sünder und Büßer treten wir an den Verhandlungstiſch der Friedenskonferenz. Welche vorteilhafte Rolle! Einen ſchlagenderen Beweis für unſre Unfähigkeit und Unberufenheit zum Weltvolk können wir nicht liefern.

„Wir?“ Wer ſpricht von uns? Der „unſelige“ Hohenzoller iſt ſchuld an allem! Jawohl! „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ ruft jetzt dasſelbe Bürgertum, das Hoſianna gejubelt hätte, wenn er ſeine Weltreichsideen hätte verwirklichen können. Solange das Lied von dem deutſchen Aar, deſſen Flug von Helgoland bis Bagdad reichte, ertönte, haben wir es gerne gehört und mitgeſungen. In allen Köpfen ſaß der Machtgedanke, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt, bis in die Reihen ganz links, und ſowohl innerhalb wie außerhalb des Reiches. Es iſt hier kein Unterſchied, ſie ſind allzumal Sünder, die großen Kulturvölker. Und noch immer geht Dämon Macht bei uns um, verführt die Herzen und verwirrt die Köpfe.

Soll es bei uns beſſer werden, ſo muß vor allem Aufrichtigkeit herrſchen; es darf nicht jeder mit dem Finger auf den andern zeigen; das deutſche Gewiſſen muß allgewaltig wecken, treiben, regieren. Glaube an die eigene Unfehlbarkeit und die Unfehlbarkeit des politiſchen Parteikatechismus tut jetzt nirgend gut; Selbſtkritik muß um des Ganzen willen von allen gefordert werden, am allermeiſten von denen, die jeweilig im Beſitz der Macht ſind.

Die herrlichen Ideen der Freiheit, Gerechtigkeit, Menſchlichkeit erſcheinen für uns vorläufig nur am fernen Horizont als Verſprechungen, Hoffnungen, glänzende Zukunftsbilder. Der eine ſtellt ſich dies, der andre jenes darunter vor. Sollen ſie als lebendige Mächte bei uns einkehren, als unſre neuen Götter unter uns wohnen, ſo kann dies Wunder nur durch einen einzigartigen Krafteinſatz aller geſchehen. Nur aus dem heißen, heiligen Aufglühen aller Herzen und Geiſter wird die neue Gottheit geboren werden. Die Ouvertüre zum neuen Deutſchland muß ſo rein, ſo ſtark, ſo aus dem Innerſten der Volksſeele dringend anheben, daß alle Völker rings aufhorchen und im Innerſten ergriffen werden. Dazu muß aber jeder vor allen Dingen ſein eigenes Inſtrument ſtimmen und nicht bloß immer ſagen: die und die ſind's geweſen; dann klingt's falſch.

Paul Zaunert

In tiefſter Not

Was ich zu ſagen habe, wird manchem Leſer dieſer Blätter nicht lieblich klingen. Und doch muß es geſagt werden, weil Wahrheit nicht ſchweigen darf.

Man kann Deutſchlands Zuſammenbruch und Umwälzung nicht verſtehen, wenn man nur den Blick auf Deutſchland ſelbſt gerichtet hält. So wenig, wie man einen zerſetzten Stein nur aus ſich ſelbſt verſtehen kann, der von einem härteren, mächti-

geren zerrieben, zerſtückelt, zerſchmettert wird. So wenig wie man einen Baum aus ſich verſtehen kann, den ein Sturmwind entwurzelt. Alles Geſchehen iſt Geſamtgeſchehen; alles Geſchehen ein Glied in unzerreißbarer, unauflösbarer Kette. Aber die Glieder dieſer Kette können wir betrachten, die Bedingungen und Formen ihres Ineinandergreifens verſtehen, zu verſtehen trachten. Und da ſehen wir hinſichtlich Deutſchlands zunächſt rein äußerlich, wie ein unbeſiegtes, aufrechtes, ſtolzes, ja faſt bis zu ſeinem Ende ſiegesſicheres Land ſchier über Nacht zu einem ärmlichen und erbärmlichen Trümmerhaufen wird, zu einem Spott, einem Widerwillen, ja einer Verachtung der ganzen Welt; zu einem wehrloſen, ehrvergeſſenen Krüppel. Oder iſt es anders? Täuſche ich mich und bin blind für den wahren Sachverhalt? — Wiegen nicht die herrlichen Errungenſchaften unſerer Umwälzung alles andere tauſendfach auf? — Wir hören ja ſonſt ſo gerne auf die Stimme des Auslandes und halten ſie für wertvoller als die der eigenen Bruſt. Und ſie iſt es auch ſicherlich da, wo ein Volk Würde, Selbſtbeſinnung und klaren Lebensblick verloren hat. Nun wohl, ſo hören wir denn, was das Ausland ſagt. Vonſeiten eines engliſchen Mitgliedes der Waffenſtillſtandskommiſſion fiel der Ausdruck, bis jetzt habe man die Deutſchen geachtet, jetzt verachte man ſie. Der „Gaulois“ ſchrieb: „Der Anblick, den uns Deutſchland jetzt bietet, iſt recht kläglich, weder Haltung, noch Würde, noch Vornehmheit, noch Disziplin. Feig war die Flucht des Kaiſers, feig die Haltung der Armee, die ſich bisher tapfer geſchlagen hatte, aber jetzt wie die Rote Garde ihre Waffen wegwirft, feig auch die Haltung des Volkes ... Jetzt demütigt es ſich ſo weit, uns verzweifelte Bitten um Hilfe zu ſenden.“ Und im „Eclair“ hieß es: Nachdem der Deutſche ſich gut geſchlagen hatte, ſieht er jetzt nach vier Jahren Sieg und Beute, daß er die Partie verloren hat, und nun läßt er alles im Stich, ſtreckt die Waffen und macht Revolution. In der Stunde, da ihm die Invaſion droht, ſetzt er ſich nicht etwa ... verzweifelt zur Wehr; nein, er entſcheidet ſich wie ein Mann für Schmach und Schande. In dieſem Augenblick, da auf alles, was einſt das Deutſche Reich war, der Schatten der Entehrung ſich herabſenkt, hören wir, daß die Lobredner der eigenen Niederlage mit Beifall überſchüttet werden und Freude und Aufruhr ſich in ihren Städten um die Herrſchaft ſtreiten. Und dabei haben ſie an der Front noch Tauſende der Ihrigen, die leiden und an den Straßen ihres Rückzuges ſterben ...“ Und wahrlich, nicht nur in der Ausländer Augen ſpiegelt ſich ſo das arme, entehrte Deutſchland ...

Doch ihr tröſtet euch mit den Errungenſchaften der Revolution, die doch nur beſtenfalls ferne, unendlich ſchwere Möglichkeiten bieten und bedeuten! Sicher iſt dagegen, daß eben dieſe ruſſiſch-jüdiſch geführte Revolution uns in entſcheidendſter Stunde bewußt und abſichtlich das treue Schwert hinterrücks aus der Hand geſchlagen, uns wehr- und ehrlos gemacht und nahe, ganz nahe an die Schlachtbank herangeführt hat, ſodaß kein Menſch heute zu ſagen vermag, ob wir ſie werden vermeiden können ... Draußen wie drinnen ſtehen die Metzger, die ſchon die Meſſer zücken, oder den Strick zur langſamen Erdroſſelung bereit halten, darauf bedacht, tropfenweiſe, „bis an die Grenze der Leiſtungsfähigkeit“, unſer Blut zu ſaugen. Wahrlich, ſo iſt das Bild und iſt die Wirkung dieſer Revolution, von einem etwas höheren Standpunkte aus geſehen, den nicht der Rauſch des Augenblicks zu umnebeln und zu trüben vermag. Was kann da Gutes kommen?

Und doch kann Gutes daraus kommen, vielleicht. Wenn wir nur einſehen wollen, wie furchtbar tief wir geſunken, entehrt, uns ſelbſt entfremdet ſind. Und wieder zu

uns ſelber kommen, zu unſerem Lauterſten, Schönſten. Uns wieder beſinnen auf die beiden Wurzeln und Quellen unſeres ganzen Seins, auf Heldenhaftigkeit, die eine älteſte, auf Innerlichkeit, ſelbſtſichere Seelenkeuſchheit, Hoheit und Würde, die andere. Stolz und ſtill unſeren Weg gehen, in Ganzheit, Lauterkeit und ſelbſtſicherem Adel, ſo tief auch immer er uns in Not und Armut führen mag. Dann mögen wir noch einmal ſegnen lernen das unſagbar ſchwere Geſchick, das jetzt auf uns laſtet und uns zu vernichten droht. Und dann und darin vielleicht wiederfinden die Kraft — wenn auch in vielen, vielen Jahren erſt — uns auch äußerlich aufzuraffen und uns zu erheben aus Entehrung und Schmach, aus jammervoller Zerriſſenheit und herzumſchnürender Abhängigkeit. Das iſt dein Einzigſtes noch, der letzte Weg zur Rettung deines Tiefſten, deines Eigenſten, Beſten, o Deutſchland, ſonſt biſt und bleibſt du Sklave und Völkerdünger, biſt auf ewig verloren, du armes, ſchwaches, deutſches Volk.

Walter Colsman

Vor der Übergangswirtſchaft

Immer mehr bricht die Überzeugung ſich Bahn, daß die kommende Friedenszeit für Deutſchland ſehr hart, daß der Kampf ums Daſein, um die nackte Exiſtenz des ganzen Volkes wie jedes einzelnen Deutſchen entſetzlich ſchwer ſein wird. Wir müſſen Vorkehrungen treffen für die Friedenszeit. Zu lange ſind wir läſſig und untätig geweſen, aber nun mühen ſich die Beſorgten, Formen und Organiſationen zu finden für das kommende Leben in Deutſchland, Vereine und Geſellſchaften beraten und faſſen Entſchließungen, berufene und unberufene Schriftſteller und Redner äußern ſich zu dieſen wichtigen Fragen. Kein Wunder, daß unter den unzähligen Veröffentlichungen manches Falſche, Unfertige, Unreife ſich findet. Um ſo lauter muß man die — recht wenigen — guten Arbeiten begrüßen! Und ich freue mich, heute auf eine kleine Schrift* hinweiſen zu können, die in klarer, überzeugender Sprache, fern allen Theorien und vor allem fern aller Schönfärberei, von der wir nachgerade genug haben, die großen Fragen der Übergangswirtſchaft behandelt. Es berührt angenehm, daß der Verfaſſer gleich zu Anfang betont, daß es ſich um „unzeitgemäße Betrachtungen" handelt, da die Dinge noch im Fluß ſind, daß er nicht mit Forderungen auftritt, ſondern Vorſchläge und Anregungen bringt, die er ſachlich und gründlich vertritt.

Ich will und kann hier keine Inhaltsangabe des Buches geben, ſondern nur einiges andeuten. Der Verfaſſer warnt immer wieder davor, in erfreulichem Gegenſatz zu recht vielen ſeiner Berufsgenoſſen, daß wir uns durch die jahrelange, unerhörte Hochkonjunktur über die rieſigen Opfer und Verluſte täuſchen laſſen, die Deutſchland an Gut und Blut gebracht hat. Viele Fabriken ſind geſchloſſen, eine ganze Reihe Betriebe ſtillgelegt worden: woher ſchaffen wir Arbeit für die Millionen, die aus dem Felde zurückkommen und in der Kriegsinduſtrie überflüſſig wurden? Unſere erſte Sorge wird daher ſein, Rohſtoffe zu bekommen. Aber haben wir die nötigen Schiffe? Wird unſer Geld nicht entwertet bleiben, bis wir wieder Waren ausführen können? Und können wir, bei dem Warenhunger des Inlands, ſobald an Ausfuhr denken? Womit ſollen wir denn die uns ſo dringend nötigen Rohſtoffe bezahlen? Feiler ſieht eine große Verſchuldung ans Ausland voraus und weiſt darauf hin, daß wir uns auf falſchem Wege befinden, wenn wir glauben, wir könnten die anderen zur Herausgabe von Kupfer, Baumwolle uſw. zwingen, dadurch, daß wir ihnen

* „Vor der Übergangswirtſchaft" von Arthur Feiler, Redakteur der „Frankfurter Zeitung"; Verlag der „Frankfurter Zeitung", 93 S., M. 1.50.

z. B. unſer Kali vorenthalten. Hat doch Kali „im letzten Friedensjahre zu unſerer Geſamtausfuhr von 10891 Millionen Mark alles in allem etwa 100 Millionen beigeſteuert“. (Für die kritikloſen Wiederholer bequemer Schlagworte!)

Erſchwert wird uns der Aufbau unſerer Wirtſchaft durch die vielen im Auslande neu entſtandenen Induſtrien. Die Pläne Englands, uns für möglichſt lange Zeit Rohſtoffe vorzuenthalten, ſind durchaus ernſt zu nehmen. Über die Aufgaben und Zwecke des Reichswirtſchaftsamtes, das ſich mit all dieſen Fragen zu beſchäftigen hat, wird denn auch in dem Werke ausführlich geſprochen. Zu bedauern iſt, daß die Verhandlungen dieſer Behörde „vertraulich“ geführt wurden, ſo daß der Öffentlichkeit jede „Möglichkeit der Mitwirkung, ja der bloßen Anteilnahme fehlte“. — Der Verfaſſer weicht in manchen Punkten von Rathenau, den als Autorität in dieſen Fragen anzuſehen wir uns gewöhnt haben, ab, und er begründet ſeine Auffaſſung ſo gut, daß ich wünſchte, ſeine Worte würden von vielen geleſen und ... beherzigt. —

Die letzten Kapitel des Buches handeln von der „Revolution der Preiſe“, „Höchſtpreis und Weltpreis“ und dem „Ernſt der Zukunft“, und auf manchen Seiten iſt das Beſte geſagt, was ſich überhaupt dazu ſagen ließ. —

Feiler ſagt am Schluß, daß karge Zeiten wieder über die Menſchheit kommen würden. „Sie zu tragen aber gibt es ein gutes Mittel, nämlich dies, die Üppigkeit nicht mehr zu wollen! Der Warenhunger, der Sachenwahn, dieſes ganze würdeloſe Getriebe von Schundware und Tand und protzig zur Schau geſtelltem Reichtum hat der Menſchheit das Glück ſo wenig gebracht, wie in der dadurch geſchaffenen Atmoſphäre der Friede gedieh. Nun die Not uns zwingen wird, darauf zu verzichten, mögen höhere Werte, echtere Freuden wieder mehr geſucht und gewonnen werden.“ — Darauf kommt es an! Beſinnen wir uns endlich wieder auf uns ſelbſt, werden wir inne, wie falſch unſer ganzes Leben vor dem Krieg war, brauchen wir nur das wirklich Notwendige und ſuchen Freude und Genuß in uns, im Geiſte Verſtehender, in der ſchönen Natur, dann werden uns die Sorgen der kommenden Friedenszeit weniger ſchrecken. Aber bevor wir das können, müſſen wir erſt mit der Phraſe, dem Schlagwort, die uns je länger deſto mehr betäuben, abgerechnet haben, müſſen wir ſachlicher, feſter in uns ruhend geworden ſein. — Und wenn ich die Zeichen der Zeit betrachte, muß ich fürchten, daß der Weg bis zu dem Ziele noch lang, recht lang iſt.

Wilhelm Picard

Die Entwertung des Geldes*

Ohne die ſchwere Dauer des Krieges — und ganz lange Zeit, etwa drei volle Kriegsjahre hindurch, insbeſondere unter der Führung des Herrn Dr. Helfferich, rechnete ja unſre wirtſchaftliche Kriegführung immer nur mit einem kurzen Kriege, nämlich von einem prophezeiten Endtermin zum nächſten! — wäre auch dieſe Revolution der Preiſe nicht ſo verhängnisvoll geworden. Gewiß, ſchon im erſten Kriegsjahr erfuhr die Mehrzahl der Warenpreiſe eine beträchtliche Steigerung (während andre Waren, vor allem Gegenſtände des Luxusverbrauchs und der Luxusnahrung, aber auch Zucker und ähnliches, ſogar anfangs noch ſanken). Und dieſe ſteigende Tendenz mußte ſich verſchärfen, je länger der Krieg dauerte, je knapper die infolge der Grenzſperre nicht mehr aufzufüllenden Vorräte wurden, je mehr der Bedarf des Heeres Menſchen und Stoffe in Anſpruch nahm und ſie der Verſorgung der Zivilbevölkerung entzog. Indeſſen zu dem Zuſtand, in dem wir (und ähnlich die ganze übrige Welt) uns heute befinden, der ſich jetzt von Monat zu Monat, faſt von Woche zu Woche

* Wir bringen aus dem vorhergehend beſprochenen Buche einen Abſchnitt zum Abdruck. (Leit.)

weiter verſchärft, und in dem es anſcheinend überhaupt kein Halten mehr gibt — zu dem iſt es doch erſt in der zweiten Kriegshälfte, in vollem Umfange erſt ſeit etwa einem Jahre gekommen. Es iſt der Zuſtand, den der populäre Ausdruck als die Entwertung des Geldes kennzeichnet: ſo nämlich, daß nicht mehr individuell der einzelne Gegenſtand höher bezahlt werden muß, weil wirklich ſeine Herſtellungskoſten ſtiegen, ſondern daß alle Preiſe in eine phantaſtiſche Aufwärtsbewegung geraten ſind, einfach mit der Begründung, daß „alles andre ja auch ſo viel teurer“ geworden ſei, daß mit einem Worte jede Ware und jeder Dienſt ſich in ihrem Preiſe der allgemeinen Steigerung angepaßt haben, und es nun in der Tat beinahe einfacher und verſtändlicher iſt, nicht von den ſteigenden Preiſen der Waren und der Dienſte, ſondern von dem ſinkenden Werte der Rechnungseinheit, des Geldes, zu ſprechen — die Mark, die Krone, der Rubel, der Franken, das Pfund Sterling uſw. ſind nur noch zwei Drittel, die Hälfte oder wer weiß welchen noch kleineren Bruchteil deſſen wert, was man vor dem Kriege darunter verſtanden hatte, denn man kann ja nur noch den entſprechenden Bruchteil dafür kaufen.

So hat man dann auch die Erklärung ſchnell bei der Hand: daß es die Notenwirtſchaft, die Papierwirtſchaft ſei, die mit ihrer natürlichen Folge, der Inflation, dieſe Entwertung des Geldes verſchuldet habe. Aber das gibt eine volle Erklärung doch nur für Länder wie Rußland, wo wirklich, im Kriege und erſt recht nachher in der Revolution, die Notenpreſſe ſo ziemlich das einzige Mittel der Staatsfinanzierung geworden iſt, und wo gleichzeitig der Glaube an das Geldzeichen ebenſo dahinſchwand wie das Vertrauen in die private Bank- und Kreditorganiſation. Dort iſt das Geld in der Tat entwertet bis zur Wertloſigkeit. Der Bauer verkauft ſeine Waren nicht mehr, weil ihn das Geld nicht reizt, das er dafür bekäme. Er kann nicht nur jetzt, wegen des Mangels, nichts dafür kaufen, was er braucht; er glaubt auch nicht, in Zukunft wieder viel dafür kaufen zu können; er glaubt nicht an die Staatsanleihe, die er dafür erwerben, und nicht an die Sparkaſſe, von der er dafür Zinſen bekommen könnte; er rechnet die Größe ſeines Beſitzes an dieſen fragwürdigen Notenzetteln ſchon nicht mehr nach ihrem Nennwert, ſondern nach ihrem Gewicht; und er wird wahrſcheinlich nächſtens Feuer damit anmachen. Das iſt die Aſſignatenwirtſchaft wie in der franzöſiſchen Revolution. Ganz anders in Weſteuropa und beſonders in Deutſchland. Gewiß iſt es auch für uns ſehr ernſt, daß ſtatt der etwa $2^1/_2$ Milliarden Reichsbanknoten, mit denen der deutſche Banknotenumlauf vor dem Kriege auskam, jetzt rund $16^1/_2$ Milliarden dieſer Noten und dazu rund $7^1/_2$ Milliarden Darlehnskaſſenſcheine umlaufen. Aber ein Teil davon befindet ſich in den okkupierten Gebieten; ein andrer Teil bildet den Erſatz des aus dem Verkehr an die Reichsbank zurückgefloſſenen Edelmetallgeldes; ein ſtarkes Plus an Zahlungsmitteln erfordert, ſolange die Entwicklung des bargeldloſen Verkehrs keinen Ausgleich ſchafft, die Preisſteigerung der Waren ſelbſt; es iſt nur ein Bruchteil dieſes Milliardenmehrumlaufs, der unverwendet aufgeſpeichert iſt. Denn die Hauptſache blieb: der ſtaatliche wie der private Kredit in Deutſchland iſt völlig unerſchüttert. Das zeigt das ſtändige, rieſige Anwachſen der Einlagen bei den Genoſſenſchaften, den Sparkaſſen, den Banken; das zeigt vor allem der bis zur Geſetzmäßigkeit gleichbleibende Erfolg der Halbjahr für Halbjahr wiederkehrenden Kriegsanleihe-Emiſſionen. Es iſt nicht ſo bei uns (wie es in Rußland iſt), daß dem Verkehr ſtändig mehr und unter ſtändig wachſender Entwertung papierne Geldzeichen aufgezwungen würden; ein Verkehr, deſſen Kreditweſen geſund iſt, läßt ſich, cum grano salis, nicht mehr Geldzeichen aufzwingen, als

er halten will, weil nämlich alle anderen durch die Banken uſw. recht ſchnell wieder zurückſtrömen. Sondern es iſt umgekehrt: der Verkehr hält die Noten feſt, und die Kriegsanleihen pumpen ſie regelmäßig wieder zurück; und wenn uns nach Friedensſchluß noch eine Übergangsanleihe gelingt, die auch die Reſtſchulden des Reiches fundiert, wenn dann, was freilich noch viel ſchwieriger ſein wird, auch die einzelnen Bundesſtaaten, Kommunen uſw. ihre jetzigen großen Schulden bei der Darlehnskaſſe durch Anleihe-Ausgabe oder auf anderm Wege fundieren, dann wird auch das jetzt „gehamſterte" Papiergeld aufgeſogen ſein.

Mit andern Worten (und ganz im Großen geſehen): der Papiergeldumlauf nur, ſoweit er nicht umläuft und eigentlich Kriegsanleihe ſein ſollte, dafür aber in entſcheidendem Maße die Kriegsanleihe-Milliarden ſelbſt und das, was ihnen zugrunde liegt, ſind die Haupturſachen der Geldentwertung. Denn Geldentwertung iſt die regelmäßige Folge künſtlich geſchaffener „zuſätzlicher Kaufkraft" — einer Kaufkraft, die eben nicht ſich aufbaut auf den Werten, die der Käufer erſt geſchaffen hat und die er nun im Tauſche hingibt, ſondern die nur auf dem Papier erzeugt wird und nun Papier gegen Werte tauſchen will. Das aber iſt das Grundlegende in der Finanzgebahrung aller kriegführenden Staaten: ſie leben alle, wenn auch mit Gradunterſchieden, von den Schulden. Und dieſe Schuldenwirtſchaft ſchafft nun künſtliche Kaufkraft in noch nie erlebten Maßen. Zuerſt dem Staate, der verſchwenderiſch, und nicht an das Geld, nur an die Waren denkend, ſeine Schuldenzettel ausſtreut. Dann denen, die an ihm verdienen, den Unternehmern, den Rieſenmaſſen der Munitionsarbeiter. Endlich den Erwerbern der Kriegsanleihe ſelbſt. Denn dieſe bilden ſich zum größten Teile ein, daß ſie im Kriege reicher geworden ſeien um den Betrag der Kriegsanleihen, die ſie kauften. Sie rechnen vielfach nicht, um wieviel ihr bisheriger Beſitz geringwertiger geworden iſt durch Verbrauch, Verſchleiß, durch die ſtille Liquidation von Vorräten und Inventar, von der wir früher ſprachen. Sie rechnen vor allem nicht, daß die Schuldverſchreibungen des Reichs, die ihnen nun im Kaſten liegen, im Grunde Schuldforderungen an ſie ſelber ſind, weil ja das Reich nichts anderes iſt als die ſolidariſche Gemeinſchaft der Bürger, für deren Schulden jeder Einzelne mit zu haften hat. Man ſtelle ſich vor, in einem Lande mit 4 mal x Milliarden Volksvermögen habe der Krieg die Hälfte, 2 mal x Milliarden, aufgezehrt, der Staat aber habe üppig 4 mal x Milliarden dafür in Anleiheſcheinen gezahlt. Dann wird die Addition der Einzelvermögen 2 plus 4 gleich 6 mal x Milliarden ergeben, und die Bürger können ſich einbilden, anderthalbmal ſo reich wie vorher zu ſein, obwohl in Wirklichkeit nur noch die Hälfte ihres früheren Geſamtvermögens, nämlich die nicht aufgezehrten 2 mal x Milliarden da ſind. Die Einbildung aber macht es — zuſätzliche Kaufkraft, in Konkurrenz mit einem intenſiven Warenmangel, Geldentwertung, Preisrevolution!

In dieſem Zuſammenhange mit dem Preisproblem erhellt die über das rein Staatsfinanzielle weit hinausgehende Bedeutung der oft erhobenen Forderungen nach Sparſamkeit bei der Ausgabe der Schuldengelder und nach rückſichtslos ſcharfer Steuerpolitik ſchon während des Krieges zur Eindämmung des Schuldenwachstums. Mit den Steuern ſind wir noch im Anfang. Und mit der Gewinnverminderung bei den Heereslieferungen? Eine Anzahl von Aktiengeſellſchaften verteilt jetzt niedrigere Dividenden als die mächtig geſteigerten des Vorjahrs. Aber der Direktor eines ſolchen Werks gab kürzlich einem klagenden Aktionär offen die Erklärung: es ſei „an alle großen induſtriellen Werke ein vertraulicher Wink von oben ergangen, aus leicht zu

erratenden Gründen von der Verteilung hoher Dividenden abzuſehen!“ Alſo bleibt es bei den Rieſengewinnen, und nur das Verſteckſpiel in den Bilanzen wird noch feiner ausgebildet? Dann wird nach der geprieſenen „Hochkonjunktur des Kriegs“ der Rückſchlag nur um ſo ſchlimmer ſein. Denn dann wird auf der Übergangswirtſchaft zu allen andern Sorgen auch noch als unabweisbare Aufgabe die laſten, dem Aufblaſen der Preiſe durch eine fiktive Kaufkraft mit raſchem, kraftvollem Steuergriff ein Ende zu machen und die notwendige Sparſamkeit zu erzwingen. Das Land, das damit vorangeht, wird nicht nur als erſtes mit geordneten Finanzen auch ſeine ſtaatliche Kraft wiederherſtellen, es wird durch das ſo erreichte Zurückſchrauben der Preiſe auch einen mächtigen Vorſprung in der wirtſchaftlichen Konkurrenz auf dem Weltmarkte erlangen. Leider ſteht Deutſchland damit heute nicht an der Spitze. Arthur Feiler

Ein „Werkbund geiſtiger Arbeiter“

In Hamburg hat ſich ein „Werkbund geiſtiger Arbeiter“ gebildet, der die im Kulturleben der Stadt hervortretenden Perſönlichkeiten aus dem Gebiete aller Künſte und aller Wiſſenſchaften vereint hat auf ein Programm, das nicht nur den Charakter des „Zur-Verfügung-Stellens“, ſondern den Charakter der Tat trägt, und das deshalb notwendigerweiſe nicht nur ein Kulturprogramm, ſondern zugleich ein politiſches Programm ſein mußte.

Da heute die programmatiſchen Äußerungen der deutſchen Kulturträger vielfach entweder ſo individuell zugeſchnitten ſind, daß es kaum möglich iſt, mehr als kleine Gruppen auf ſie zu vereinen, oder ſo allgemein, daß ſie eigentlich nur noch als literariſche Leiſtungen betrachtet werden können, iſt es vielleicht von Intereſſe, ein Programm zu hören, das in einer großen, geiſtig durchaus zerklüfteten Stadt eine erhebliche Kraft des Einigens bewährt hat:

Der Werkbund geiſtiger Arbeiter will zum Unterſchied von den Sondervertretungen, die für die einzelnen geiſtigen Berufe beſtehen, geiſtige Arbeiter ſammeln, die als ein lebendiger Teil des nach Geſtaltung ringenden Volkes den werktätigen Zuſammenhang ſuchen zwiſchen ihrem eigenen Geiſtesgebiet und den geſamten politiſchen Gedanken der Zeit.

Er will werktätig kämpfen für die Kultur: für die Durchgeiſtigung des geſamten Volkslebens, für perſönliche Freiheit und ſoziale Gerechtigkeit. Er bekämpft jede Vergewaltigung der Völker oder des Einzelnen, ſei ſie politiſcher, militäriſcher oder wirtſchaftlicher Natur. — Deshalb will er:

1. Eine Geſtaltung des Wirtſchaftslebens, welche alle ſchöpferiſchen Kräfte zur Entfaltung bringt und der arbeitenden Menſchheit bei geſteigertem Verantwortungsbewußtſein ein reicheres individuelles Leben ermöglicht.

   Alle Maßnahmen auf dem Gebiete der Wohnungspolitik, der Bodenpolitik und der Steuerpolitik, die dazu dienen, die unentbehrliche breite äußere Grundlage jeder Kulturbeſtrebung zu ſchaffen.

   Weitgehende Umwandlung privatwirtſchaftlicher Unternehmungen in gemeinwirtſchaftliche.

   Gerechte Wertung jeder Arbeit, ſowohl der Handarbeit wie der Kopfarbeit.

2. Umgeſtaltung des öffentlichen Bildungs- und Erziehungsweſens.

   Aufbau der unentgeltlichen allgemeinen Volksſchule im Sinne einer deutſchen Geſamtſchule, mit freiem Aufſtieg und Gliederung nach Begabungen.

Freiere Geſtaltung des jugendlichen Lebens.
Verhinderung jeder Erſtarrung der Lehre an den Hochſchulen.
Volkshochſchulen.
Künſtleriſche Volkserziehung.

3. Freiheit der Forſchung, der Lehre und der Kunſt.
Vereins- und Verſammlungsfreiheit. Preßfreiheit, ſittliche, wirtſchaftliche und techniſche Reform des Preßweſens.
4. Menſchlichere Ordnung des Strafvollzuges.
5. Förderung aller Maßnahmen zur Hebung der Volksgeſundheit.
6. Veredelung der Anſchauungen und Vorſchriften, die das Geſchlechtsleben und die Familie betreffen. Mutterſchutz. Kinderſchutz.
7. Trennung von Staat und Kirche.
8. Die geſamtdeutſche Republik auf der Grundlage der geſchichtlich gewordenen Volksverbände. Volksvertretung nach gleichem direkten geheimen Verhältniswahlrecht aller Reichsangehörigen beiderlei Geſchlechts.
9. Berückſichtigung der Organiſationen geiſtiger Arbeiter bei Geſetzgebung und Staatsverwaltung.
10. Einen Bund der Kulturvölker.

Der nächſte und nach Kräften zu fördernde Schritt zur Durchführung dieſes Programms iſt die Einberufung einer konſtituierenden Nationalverſammlung auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Verhältniswahlrechts.

Man ſieht, die Angehörigen dieſes Werkbundes hören aus den politiſchen Tendenzen der Zeit den Ton großer Menſchheitsgedanken heraus.

Jeder, der in ſeinem beruflichen Tun ſchon immer neben dem fachlichen zugleich ein ſozial gerichtetes Ziel verfolgt hat, weiß, daß dies Ziel zu freierer und reicherer Blüte kommen kann, wenn die Ideale reinen Menſchentums tatſächliche Verwirklichung finden, die, aus den Wehen furchtbarer Kriegsjahre geboren, als letzte gewaltige Macht hinter den Erſcheinungen der Novemberwochen ſtehen. Weil aber dieſe Ideale, wenn ſie rein gehalten werden, nicht Sache einzelner Klaſſen und Intereſſenverbände ſind, ſondern eine Sache *aller*, die ſich als aufwärtsſtrebende Menſchen fühlen, ſo fällt die Schranke von ſelbſt, die früher zwiſchen dem *Kulturſtreben* und dem *politiſchen Streben* geſtanden hat. Das politiſche Streben, das Menſchheitsziele verfolgt, wird ganz von ſelber zum Kulturſtreben, darum muß von der anderen Seite das Kulturſtreben ſich notwendig ausweiten zum politiſchen Streben.

Das fühlen heute viele Männer, und deshalb ſehen ſie in ſolchem Bekenntnis zu den politiſchen Idealen, die ihnen aus dem Programm der Zeit entgegentönen, die unentbehrliche Grundlage für werktätige Mitarbeit.

Es iſt eine der Aufgaben der Stunde, wertvolle Träger deutſchen Kulturwollens, die noch zögernd den Zuſammenhang zwiſchen ihrem jeweiligen Geiſtesgebiet und den politiſchen Fragen des jäh umgeſtalteten Lebens ſuchen, zu entſchloſſenem Vorwärtsſchreiten mitzureißen.

Fritz Schumacher

Schule und Krieg

Der Eifer, mit dem ſich die Schule auf den Krieg geſtürzt hatte, um aus ſeinem Rieſenleib Fleiſch zur Nahrung für ihren vielfächrigen Magen zu ſetzen, iſt der Ausdruck ihrer Unfähigkeit, etwas Großes in lebendiger Berührung ſeines vollen Weſens zu erfaſſen oder in angemeſſener Zurückhaltung zu achten. Die Schule ſchätzt an allem nur den Eindruck,

den es gegenwärtig auf die größte Menge der Gebildeten macht. Um nur nicht den Ruf der Rührigkeit und Zeitgemäßheit zu verlieren, ſtrich ſie jedes Unterrichtsfach ſchwarz-weiß-rot (aber mehr ſchwarz-weiß) und blutfleckig an, behängte die Puppen die in dem dumpfigen Schubfächern liegen, mit ſoldatiſchem Flitter und läßt nun die zum Anſchaun ihres ſchlechten Theaters gezwungenen Schüler vor unpaſſenden Betrachtungen nicht zum reinen Erleben kommen und drückt die geiſtige Bewegung der älteren Schüler in die von der Obrigkeit — Vorgeſetzten und immer etwas altbackenen Zeitgrößen — feſtgeſetzte Bahn.

Wie lächerlich dies Treiben iſt, wenn man auf die Lehrer ſieht, und wie empörend, wenn man an den Schaden denkt, den die Schüler leiden, iſt am klarſten im Lehrplan zu ſehen. Da ſtellt ſich das Syſtem gereinigt vom Perſönlichen dar. Ich gebe einen Abſchnitt aus dem Lehrplan der ſiebenten Klaſſe eines Lyzeums, nur weil ich ihn gerade zur Hand habe. Er iſt alſo nicht wegen beſonderer Kraßheit gewählt. Er iſt ganz typiſch.

Folgende Kriegsſtoffe ſind in den einzelnen Fächern eingeſchoben (man halte ſich gegenwärtig, daß die Schüler neunjährige Mädchen ſind):

Rechnen: Auf den Krieg bezügliche Aufgaben.

Naturkunde: Wirtſchaftliche Maßnahmen der Behörden und im Haushalt. — Ernährung im Kriege. — Läuſe und ihre Bekämpfung. — Waffen, Geſchoſſe, Minen, Sprengſtoffe. Eiſenbahnen im Kriege. Kriegsſchiffe, Luftſchiffe, Flugzeuge. Mediziniſche Pflanzen.

Religion: Liebestätigkeit. Das Rote Kreuz. Stellung Jeſu zum Kriege (!). — Der Krieg als Förderer religiöſen und ſittlichen Lebens (!).

Deutſch — Leſen: Kaiſer Wilhelms Erlaß an das deutſche Heer und die deutſche Marine. Des Kaiſers Anſprache an ſein Volk. — (Kriegsgeſchichten und -gedichte.)

Geſchichte: 1. Urſache der Krieges (!). Warum kämpft Rußland gegen Deutſchland und Öſterreich-Ungarn? Warum Frankreich und England gegen Deutſchland? 2. Veranlaſſung. 3. Beginn. Reichstagsſitzung. Bettag. Eiſernes Kreuz. (Kämpfe.)

Erdkunde: Überſicht über die kriegführenden Länder. Kriegsſchauplätze.

Geſang: Ein feſte Burg ... Wenn wir marſchieren ... In der Heimat, in der Heimat ... Vater, krône du ... O Deutſchland, hoch in Ehren ... Ich hab mich ergeben ...

Zeichnen: Flaggen in Farben, Kriegsorden, Lanzen, Achſelſtücke, Geſchoſſe, Schiffe, Feldflaſche (!).

Ich habe die „Kriegsſtoffe" vollſtändig gegeben, um zu zeigen, wie es in dieſem Betriebe möglich war, aus dem Krieg Gehacktes zuzubereiten und darauf noch Schaumſpeiſe zu ſchlagen.

Wenn nur nicht ſo viel weniger Lehrer als Schüler und Außenſeiter einſähen, daß wir an unſrer Schule leiden! D. B.

Der neue Tag Wenn ich heute zu unſeren Kindern, zu unſeren Mädchen ſprechen dürfte, was würde ich ihnen ſagen?

Ihr ſeid glücklich, würde ich ſagen, glücklich wie ganz wenige Menſchengeſchlechter es ſein dürfen, denn in euren Willen iſt eine große Kraft gelegt, eine Entſcheidung für kommende Zeiten. Wir anderen, die meiſten Geſchlechter der Menſchen, wachſen auf in der uns gegebenen Überlieferung. Der Strom ergreift uns, reißt uns mit ſich. Wir wiſſen es ſelber kaum, daß wir ohne unſeren Willen fortgeſchwemmt wer-

den zu Heil oder Unheil. Und die wenigen, deren Wille erwacht, meiſt werden ſie gewaltſam mitgeriſſen, wenn ſie ſich ihm entgegenſtellen, oft gehen ſie unter.

Heute iſt es anders. Die alte Welt, die Welt, die wir kannten, an der ſich unſer Geiſt gebildet, und der ſich unſer Wille gefügt hat, iſt zertrümmert. Wir ſtehen vor einer namen- und beiſpielloſen Vernichtung. Von dem Deutſchland, in dem ihr geboren ſeid, das reich und mächtig war, das auf ſeine Heere und Flotten, auf ſeine Menſchenmaſſen und ſeine Maſchinen pochte, iſt wenig mehr als der Name übrig. Und von Europa, dem ſtolzen und reichen, dem macht- und gier- und unrechttrunkenen, iſt ein Chaos zurück, ein Trümmerhaufen, über dem der namenloſe Schmerz der Beraubten, Verwaiſten, Verlaſſenen ſtöhnt.

Ihr habt die Vernichtung einer Welt geſehen mit euren jungen, noch unverſtändigen Augen. Aber aus der Vernichtung wachſen die neuen Welten. Unſere Erde iſt ein Trümmerſtück von zerſchmetterten Sonnen. Und das alte Europa, das wir uns heute anſchicken zu begraben, iſt aus dem Grauen eines dreißigjährigen Krieges emporgewachſen. Laßt euch von unſeren Soldaten erzählen, wie in den Todeswüſten der Somme Gras, Kraut und Blumen über der granatendurchwühlten, der ſterbenden Erde wuchern, unerſättlich nach Leben. Die Erde iſt unerſchöpflich reich, und die Lebenskräfte der Menſchen und Völker ſind ſtärker als aller Tod. Und das Ende einer jeden Zerſtörung iſt der uralte Spruch der Hoffnung: „Laßt uns von neuem beginnen."

„Laßt uns von neuem beginnen." Aber, da ihr an einem Anfang ſteht, öffnet zuerſt eure Augen, und ſeht euch um. Ihr habt den Plan zu entwerfen für ein neues Werk. Ihr habt euch das Ziel zu ſtecken und die Wege zu ſuchen, die dorthin führen. Die alten Ziele: Macht, Reichtum, Herrſchaft, dieſe alten Ziele der Völker und der Einzelnen ſind nicht mehr. In der Todesflut, die ſie ſelbſt heraufgeführt, ſind ſie verſunken und ertrunken. Wollt ihr ſie aufs neue aufſtellen? Ihr könnt das tun. Ihr könnt, ſo wie wir, wir Alten, es getan haben, euren Willen ſpannen auf den Erfolg und eure Kräfte einſetzen im Kampf aller gegen alle. Ihr könnt aufs neue die Konkurrenz, den Machtkampf entfeſſeln, Mann gegen Mann, Klaſſe gegen Klaſſe, Volk gegen Volk. Ihr werdet dann die alten, längſt betretenen Wege gehen, die Wege, die gepflaſtert ſind mit zertretenem Menſchenglück und vernichtetem Menſchenleben, Wege, die in dieſen Weltkrieg geführt haben und die aufs neue in ähnliche Schreckniſſe führen werden. Ihr könnt die alte Welt der Herrſchſucht und Gier, der Lüge und Ungerechtigkeit aufs neue bauen. Wollt ihr das?

Wenn ihr es nicht wollt, wenn ihr einen neuen Anfang wollt, wenn ihr entſchloſſen ſeid, daß der Morgen, der über Europas Zerſtörung aufgeht, ein neues Licht ſei, für neues Leben, ſo wählt jetzt. Jetzt iſt das Schickſal der Welt und eures in eure Hand gegeben.

Ihr könnt Gemeinſchaft ſagen für Herrſchaft, Wahrheit für Lüge, Recht und Gerechtigkeit für Gewalt und Unrecht. Erkennt, daß ihr Menſchen ſeid: Jeder von uns mit all ſeinen Kräften: Sinnen, Gefühlen, Erkenntniſſen dem andern verwandt, auf ihn angewieſen, ſeiner Hilfe, ſeiner Anteilnahme, ſeiner Kameradſchaft bedürftig. Nur gemeinſam können wir dieſe uns gegebene Welt, dieſe reiche, milde, furchtbare Erde bezwingen, und auf ihr unſer Leben, menſchliches Daſein, geſtalten. Aus der Unordnung des Chaos einen Kosmos zu ſchaffen, dieſe gewaltige Arbeit, hoffnungslos für den Einzelnen, aber dringend, notwendig, unabweisbar: ſie ſteht heute vor euch, klarer und unerbittlicher, als wir ſie erkannten. Ihr habt am eigenen

Körper, in den täglichen Nöten um Nahrung und Kleidung, in unſerem ganzen ſtockenden, unſeligen Daſein erfahren, was es heißt, wenn der Menſch ſeine Aufgabe vergißt. Wenn er nicht mehr erhält, pflegt und aufbaut, ſondern zerſtört und niederreißt. Ihr wißt es jetzt, wie nahe die Not hinter unſer aller Leben ſteht, daß wir ihr und dem Tode verfallen ſind, wenn wir nicht in gemeinſamer Arbeit ſie abwehren. Gewiß, ihr habt es erfahren, daß das Leben ein Kampf iſt. Aber es ſollte ein Kampf ſein von Kameraden und Brüdern gegen Not und Elend. Nicht ein Kampf von Raubtieren, von denen eins dem anderen die Beute aus den Zähnen reißt. Wollt ihr das nicht ſehen, wie uns gemeinſame Beſtimmung, gemeinſame Not, gemeinſame Aufgabe zuſammenbindet, Menſch zum Menſchen, wie Bruder zu Bruder, Schweſter zu Schweſter gehören?

Die Erde den Menſchen, nein, die Erde menſchlicher Gemeinſchaft! Haben wir, wir Alten, das gewußt? Durften wir es wiſſen? Haben wir es ſagen dürfen, wo wir es wußten? Und hat man die wenigen, die ſo redeten, gehört? Wir ſind übertäubt worden mit anderen Reden und verblendet worden durch glänzende und trügeriſche Götzenbilder. Jetzt liegen ſie zertrümmert. Und die kriegeriſchen Trompeten ſchweigen. Nehmt ihr — von den Lippen der Sterbenden, der Hingeopferten, derer, die ihrer Zeit vorangingen — nehmt ihr das große Lied der Menſchlichkeit, der brüderlichen Liebe, und laßt es euer Marſchlied ſein in die große, die arbeits- und mühereiche, die dunkle Zukunft hinein, über der jetzt die erſten Strahlen einer jungen Sonne aufgehen.

Glücklich ſeid ihr. Ihr geht dieſem Ziel entgegen mit jungen Gliedern, mit reinen Augen, mit ungebrochenem Willen. Ihr habt ein ganzes Leben und eine volle Kraft in ſeinen Dienſt zu ſtellen. Wir Alten, wir ſind zerriſſen durch inneren Zwieſpalt, befleckt durch Zweifel und Unglauben — ach, wie oft durch Unrecht — zerbrochen durch die raſende Vernichtung, aus der wir kommen. Auch ihr habt gelitten, bewußt, wenn ihr größer waret, unbewußt die meiſten. Aber euch kann das Leiden reifer machen und ſtärker für eure Arbeit und eure Kämpfe. Ihr könnt Erfahrung daraus ſchöpfen und Weisheit, wenn ihr nur wollt. Und ihr Mädchen ſeid beſſer noch daran, glücklicher noch als die Knaben. Weil ihr nicht mit hineingeriſſen ſeid in den tollen und ſinnverwirrenden Wirbel dieſes Krieges. Ihr ſeid nicht verſtümmelt, nicht geſchwächt, nicht verbraucht durch die Hölle dieſes vierjährigen Kampfes. Ihr ſeid nicht gezwungen worden mitzuhaſſen. Um ſo größer iſt jetzt eure Pflicht zu lieben, zu tröſten, zu helfen, wo ihr könnt. Um ſo größer eure Pflicht, eure noch unverbrauchten Kräfte in den Dienſt zu ſtellen für alle.

Glücklich ſeid ihr — wenn ihr wollt. Denn euch iſt die Wahl gegeben, und ihr ſteht am Scheidewege. Zu jedem Schickſal braucht der Menſch Tapferkeit, die höchſte braucht ihr für das höchſte und ernſteſte Glück: Kämpfer zu ſein, für den zukünftigen Tag der Menſchheit. Ihr ſteht heute in ſeinem erſten dämmernden Lichte. Möchtet ihr hineinſchreiten in der Kraft, die einzig unüberwindlich iſt: der Kraft der Liebe.

Anna Siemſen

Käte Kollwitz als Agitatorin der Republik. — Rein als „Könnerin“ durfte man ſie trotz ihres recht begrenzten Schaffensgebietes bisher unter die großen Künſtler der Gegenwart zählen. Freilich hatten ihre Stoffe meiſt etwas allzu Abſichtsvolles, an politiſche Agitation Grenzendes. Aber es lag ja im „Zuge der Zeit“, daß die Künſtler, die erklärten, ſchlechthin alles ſchildern zu

dürfen, ſofern es nur „gekonnt“ ſei, nun eben das Elende, Häßliche mit beſonderer Liebe ſuchten. Geſucht — ja wirklich — ſo mußte manches denen, die die Kunſt rein wollen, erſcheinen.

Heute nun iſt Käte Kollwitz nicht Künſtlerin — ſie fühlt ſich als „Geiſtmenſch“ berufen („im Namen und Auftrage vieler“) für die Sache der Revolution „praktiſch“ zu wirken. Ihr Name ſtand in dieſen Tagen unter manchem Aufruf. Kürzlich als einziger unter einem beſonders kraſſen (im „Vorwärts“ vom 17. November 1918), der mit einem Appell an das menſchliche Mitgefühl beginnt — und mit einem aufreizenden Farbenklecks abſchließt. Er iſt nur kurz:

An die Berliner!

Die Soldaten kommen in dieſen Tagen zurück! Als ſie auszogen, waren ſie blumengeſchmückt und eine jubelnde Menge gab ihnen das Geleit.

Jetzt, wo ſie wiederkommen nach vollen vier Jahren des Kämpfens, Leidens, Blutens rührt ſich keine Hand zum Empfang.

Die Soldaten haben ſich wohl eine andre Rückkunft geträumt und ſind wahrhaftig wert, anders empfangen zu werden.

Man gebe der Bevölkerung bekannt, wann die Züge eintreffen, damit die endlich Heimkehrenden, lang Erſehnten, empfangen werden, wie ſie es verdienen. — — —

Und wir wollen die Bahnhöfe mit roten Fahnen und Girlanden ſchmücken.

Im Namen und im Auftrage vieler Käte Kollwitz

Zunächſt: Woher weiß Käte Kollwitz, daß ſich keine Hand zum Empfang unſrer heimkehrenden Kämpfer rührt?! Will auch ſie jenes billige Mittel der Agitation anwenden, etwas zu unterſtellen, um es bemängeln zu können!?

Aber — es wird wieder menſchlicher, und ſchon freut man ſich auf die Sätze, in denen der Aufruf praktiſche Anleitungen zur Darreichung geiſtiger und leiblicher Wohltaten geben wird.

Was tut Käte Kollwitz ſtatt deſſen: ſie hängt rote Fahnen und Girlanden in die Bahnhofshallen.

Wir alle wiſſen, was dieſe Farbe bedeutet: darüber iſt heute nach vollendeter Tat kein Wort mehr zu verlieren. Aber iſt das Wohltat an heimkehrenden Kriegern? Ich habe (als Soldat) redlich mich bemüht, in das Empfinden der Heimkehrenden — ſelbſt der „roteſten“ — mich hineinzudenken, und ich behaupte: den Meiſten wird dies tauſendfach ſich wiederholende Rot — nichts als Rot — (von den künſtleriſch empfindenden zu ſchweigen!), ein ſchmerzhaftes Gefühl erwecken, rein unwillkürlich, körperlich.

Wirken wird dieſer Empfang im Sinne der Agitatorin Käte Kollwitz, nur dann wenn ſie den Kriegern außer dem Rot nichts von dem bietet, wonach ſie fragen — warmes Eſſen und die aus dem Herzen kommende Geſte der Dankbarkeit.

Werner Sachsze

Ein Pamphletiſt

An dieſer Stelle über ein Pamphlet zu reden, das Eugen Diederichs und ſeine buchhändleriſche Tätigkeit betrifft, könnte als ein Verſuch der Schmeichelei erſcheinen. Ich erkläre deshalb von vorn herein, daß ich mit Diederichs perſönlich nicht das Geringſte zu tun gehabt habe Aber ich habe von jeher eine warme Sympathie für die Art ſeiner verlegeriſchen Tätigkeit und den Geiſt, in welchem er ſie betrieb — ſiehe Vorwort zum Jahres-

katalog 1913 — übrig gehabt. Ich habe weiterhin die Bedeutung dieſes Menſchen für die moderne Kultur, auch für die heutige, erkannt und ich möchte nicht, daß dieſe heruntergezogen wird.

Eugen Diederichs hat in ſeinem Verlage eine Reihe von Schriften hervorragender Politiker und Soziologen, deren Verfaſſer zum Teil auf der Seite unſrer Feinde ſtanden. Ich erinnere nur an den Band Reden von Lloyd George, an Solowjeffs panſlaviſche Verſuche und an die Schriften des bekannten Tſchechenführers Maſaryk. Ich denke auch an Karl Spittelers Dichtungen. Schon zu Anfang des Krieges verſuchte man den Verlag, wie man das ſtudentiſch nennt, anzurempeln. Heute beginnt von alldeutſcher Seite erneut die Hetze. Das Verfahren erinnert lebhaft an den alten Trick der fliehenden Spitzbuben, die aus Leibeskräften ſchreien: Haltet den Dieb! — Man will wahrſcheinlich die ſonderbare Betätigung mancher Leute, wie Tirpitz, Keim uſw. vergeſſen machen und verdächtigt jetzt ganz abſeitsſtehende Menſchen aus dem linken Lager des Verrates und der Unterſtützung unſerer Feinde. Vielmehr, eines Staates, der ſich korrekt neutral verhalten hat. In der Zeitſchrift „Nord-Weſt“ weiſt ein Karl Strackerjan aus dem ſchönen Städtchen Hadersleben nämlich darauf hin, daß Diederichs eine dänenfreundliche Broſchüre Jeſſens und Mackeprangs: „Nordſchleswig von 1864—1911“, verlegt habe und außerdem einen Band „Süderjütiſche Soldatenbriefe“ von Harald Nielſen. Dadurch habe er in Deutſchland die öffentliche Meinung verſucht irrezuführen und habe den haßvollen Vernichtungswillen gegen das Deutſche Reich beſtärkt, weil es unmöglich geweſen wäre, dieſes Buch zu kritiſieren — wegen des Burgfriedens.

Die Sache lieſt ſich eigentlich ſehr luſtig. Alſo dadurch, daß man in Deutſchland ein dänenfreundliches Buch druckt, untergräbt man das Deutſche Reich. Du lieber Gott! Hätte man das wirklich beabſichtigt, ich glaube, dann hätte man beſſere Mittel wahlen müſſen. Mit der Verbreitung eines Buches iſt eine ſolche Sache doch kaum getan. Soviel über den Fall und das Pamphlet.

Aber ich möchte im Anſchluß daran noch einige Worte ſagen. Wäre es nicht beſſer geweſen, man hätte für eine öffentliche Verteilung dieſer und ähnlicher Bücher geſorgt, ſo daß eine größere Anzahl Deutſcher gewußt hätte, was man über unſre Politik draußen dachte? Wir hatten die merkwürdige, aber im allgemeinen nicht vorteilhafte Angewohnheit, mit freiwillig angelegten Scheuklappen durchs Daſein zu torkeln. Wir wunderten uns, wenn wir überall unliebſam anrempelten oder in die ſeltſamſten Abenteuer gerieten, wir wunderten uns auch, daß nicht jeder Menſch entzückt von uns war und uns mit offenen Armen empfing. Wir mußten Agadir provozieren, weil wir nicht begriffen, daß Frankreich auch Intereſſe an kolonialer Ausdehnung habe, wir ſetzten es uns in den Kopf, eine Eiſenbahn quer durch Kleinaſien zu bauen — warum, wußte kein Menſch — und wunderten uns hinterher, daß England ſich dadurch beunruhigt fühlte. Wir hatten tauſend Pläne und verſuchten in jedem Staate Einfluß zu erlangen. Wir verärgerten England mit unſeren Ohm-Krüger-Depeſchen und die Buren mit dem Pour le mérite, den Kitchener erhielt. Wir ſchrieben jedes Jahr lange Beileidsartikel für Irland und bemitleideten Indien, wir verbitterten die Tſchechen und Ungarn durch den Deutſchen Schulverein und ähnliche Erfindungen, ja, durch uns wurde erſt der Tſchechenhaß erzeugt — aber wir vergaßen die Irredenta in Nordſchleswig und im Elſaß. Unſre Stärke waren die Polenausnahmegeſetze, durch die vier Millionen Landesgenoſſen dauernd zu Feinden gemacht wurden. Unſer Vertrauen war ein Syſtem der Kultivierung, das alle,

die es kennen lernten, mit Grauen erfüllte. Vor uns her ging in England der Ruhm der Unehrlichkeit und Preisdrückerei, in Frankreich der Pedanterie, in Rußland des Schmutzes, des Eigennutzes und der Gemeinheit. Überall im Auslande aber haßte man den Eigendünkel und den dummen Stolz, der doch nichts als eine verunglückte Kopie nach engliſchen Muſtern war. Wer gab uns ein Recht, in Amerika von den eingewanderten Deutſchen zu verlangen, daß ſie ihr neues Vaterland, ihr ſelbſtgewähltes und nicht nur durch Zufall angebotenes, verleugnen und uns helfen ſollten?

Dieſe Dinge klingen bitter, aber es iſt notwendig, ſie einmal hervorzuheben und deutlich auf ſie hinzuweiſen. Es iſt ebenſo nötig, zu wiſſen, wie es in unſern Grenzen ausſieht. Vierzig Jahre war es unſere größte Tugend, uns regieren zu laſſen, von Menſchen, die weniger als die Laien davon verſtanden. Wir glaubten, daß Menſchen mit Schreiberzeugniſſen jede diplomatiſche Konſtellation zu löſen verſtünden und wir überließen uns ihnen vertrauensvoll. Es war uns zu langweilig, ſelbſt die wahre Stimmung der Gaſtvölker im Reiche nachzuprüfen, und weil nur die Sanfteſten in unſer Parlament gewählt wurden (während viele die Flucht nach Paris der Heimat vorzogen), wurde auch unſeren offiziellen Vertretern nichts davon bekannt. Polniſche, elſäſſiſche und däniſche Abgeordnete ſchienen weſentlich nur zum Gaudium der Galerien da zu ſein oder höchſtens noch zu Proklamationen und Huldigungen. Aber am wahrhaften Gradmeſſer der Stimmung eines Volkes nachzuleſen, nämlich in den Flugſchriften und Büchern ihrer Schriftſteller, dazu fehlte uns die Luſt, der Mut und der Glauben.

Es iſt tief beſchämend, wenn in der Parteizeitung einer deutſchen Partei geſagt wird, daß durch ein reichsfeindliches Buch das deutſche Volk irre geführt werde — beſonders wenn ein paar Zeilen vorher ſtand, daß dieſes ſelbe Buch eine Sammlung von Dokumenten, Meinungsäußerungen und Proklamationen nordſchleswigſcher Gruppen iſt. Und ebenſo traurig berührt es, wenn man gegen die Veröffentlichung der Soldatenbriefe opponiert. Ja, ſollte denn nie eine runde, volle und ganze Wahrheit über die Lage der Dinge dort oben, über den Geiſt dieſes Landſtriches, offenbar werden — ſollten wir einzig deshalb nichts davon erfahren, weil es den Vertretern unſerer Regierungspolitik und ihren alldeutſchen Anhängern unangenehm war — ja, ſollten wir mitſchuldig werden an der verderblichen Sünde des Zwanges eines ganzen Volkes? Nein! wir haben zur Genüge erfahren, was es heißt, Fremde gegen ihren Willen in den Reichsverband aufzunehmen, als daß wir eine Fortführung dieſer Politik wünſchten. Ja, es will mir ſcheinen, als ob trotz alles Elends Wilſons Forderung von der Berechtigung aller Nationalitäten zum Staat — unſer Glück, Stern und Gewinn in dieſem Kriege iſt.

Darum, Herr Strackerjan, glaube ich, daß Ihre Schmähſchrift gegen Eugen Diederichs kaum ihren Zweck, nämlich die Schuld auf einen völlig unbeteiligten Menſchen abzuſchieben, erreichen wird. Es will mir vielmehr dünken, als ob es nötig wäre, von ihm zu lernen, vorurteilsfrei auch den ärgſten Gegnern gegenüberzutreten und von ihnen ihr Gutes anzunehmen. Will-Erich Peuckert

Ich habe der Zuſchrift gern Raum gegeben, aber nicht deswegen, als ob ich nötig hätte, gegen Herrn Strackerjahn verteidigt zu werden. Ich erinnere mich eines Geſchehniſſes im letzten Sommer in Kopenhagen mit unſerm Geſandten, den Grafen von Brockdorff-Rantzau. Der Name Strackerjan fiel, wir konſtatierten beide, daß wir mehrfach von jenem Herrn beläſtigt worden ſeien und drückten uns daraufhin gegenſeitig erfreut die Hand. Ich kann nur ſagen, man gehört ſicher zu den anſtändigen Menſchen, wenn man auf der Gegenſeite von Strackerjan iſt. Und dieſer Mann vermochte

mit ſeinen Depeſchen im Hauptquartier zu erreichen, daß hochnotpeinliche Unterſuchungen wegen der von der Zenſur genehmigten Herausgabe der „Nord-Schleswigſchen Soldatenbriefe“ angeſtellt wurden. Eugen Diederichs

„Heran zur Politik!“ Daß Politik nichts Schönes ſei, darüber iſt man ſich einig. Daß man ſich dieſe Unannehmlichkeit bis geſtern ſoviel als möglich fernhielt, war eine Bequemlichkeit, die ſich bitter genug gerächt hat. Wir alle wurden höchſt fühlbar Objekt der Politik, deren Subjekt wir nicht hatten ſein mögen. Aber den Gebildeten genügte es nicht, wie die Spießer nur ſtimmungsgemäß gleichgültig zu ſein, ſie brauchten und fanden ſehr geiſtig und vornehm klingende Gründe für die Fernhaltung von der Politik. Um nur einen der widerwärtigſten zu nennen: Goethe war ja bekanntlich auch (!) kein Politiker! Dazu iſt dreierlei zu ſagen: Erſtens rührt dies Urteil daher, daß man zwar Zitate, aber nicht Goethe kennt, weder den Mann, noch das Werk; zweitens iſt auf jeden Fall die Berufung jedes Beliebigen auf Goethe eine Unverſchämtheit; drittens verſtehen die ſo Urteilenden eben auch unter Politik nur das, was jeder ſofort daran erfaßt, die parteipolitiſch-allzumenſchlichen Intrigen. Für dieſe Seite der Politik gibt allerdings Goethe kein Vorbild. Aber das gerade iſt ja der Mangel, daß die Einſicht fehlt in die weitreichende Verflochtenheit aller echten politiſchen Probleme in die tiefſten und ernſteſten Angelegenheiten des Einzelnen und der kulturſchaffenden Geſamtheit. Eines hat ja das erſchütternde Erlebnis des Weltkrieges fertig gebracht: das Intereſſe für Politik iſt lebhaft und allgemein wie noch nie. Aber damit iſt erſt die Hälfte der Arbeit getan. Zugleich hat uns der Krieg gezeigt, welche ungeheure Gefahr darin liegt, wenn große Maſſen ſich plötzlich politiſch betätigen wollen, ohne die nötige Urteilskraft erworben zu haben. So ſtrömte das Bürgertum der Vaterlandspartei zu, ſo droht jetzt der Zuſtrom der Maſſen ins revolutionäre Lager. Hier iſt die wichtigſte Aufgabe der Zukunft: das erwachte außerordentliche Intereſſe für Politik zu leiten und zu verantwortungsbewußtem Willen zu politiſcher Arbeit werden zu laſſen. Hier iſt auch der Weg, wie der Einſichtigere und geiſtig Wertvollere im Rahmen der demokratiſchen Gleichheit das Gewicht ſeiner Stimme vervielfachen kann. Der Wege dazu ſind viele, warum ſollte nicht auch der Roman, das Unterhaltungsbuch, das heute in großen Mengen zu weiten Kreiſen ſpricht, dazu ſein Teil beitragen? Das Intereſſe iſt da, die Probleme umdrängen uns in wachſender Fülle, wohlan, wo ſind die Dichter, die ihnen Blut und Leben einhauchen? In dieſem Sinne möchte ich auf die unten erwähnten politiſchen Romane* Max Ludwigs hinweiſen. Sie ſind vor dem Kriege erſchienen und haben durch ihn eine furchtbare Aktualität erhalten, und doch, wieviel furchtbarer iſt die Wirklichkeit.

Philipp Hördt

Zur Steinerſchen Theoſophie Zu unſrer Anmerkung über Steiner am Schluß des Artikels von Ernſt Boldt „Philoſophie und Theoſophie“ im Novemberheft wird uns Folgendes von theologiſcher Seite geſchrieben. (Leit.)

I. Steiner „lehnt“ allerdings „die Metaphyſik ab“, aber nur eine Metaphyſik, die ſich über die Hintergründe des Daſeins frei geſponnene „ſpekulative“ Gedanken machen zu können glaubt. Dagegen iſt er einerſeits von dem Wahrheitswert richtig

* „Der Kaiſer“, „Das Reich“, „Die Sieger“. Drei Romane von Max Ludwig. Bei Albert Langen, München.

gedachter Gedanken als Schattenbilder der überſinnlichen Welt überzeugt, andrerſeits überzeugt von der Möglichkeit, durch höhere Wahrnehmungsorgane in die „metaphyſiſchen Hintergründe“ des Daſeins mehr und mehr einzudringen.

2. Steiner ſtellt allerdings „die Urphänomene als Gegenſtand intuitiver Erlebniſſe“ hin, aber unter Intuition verſteht er etwas anderes als was der Gegenwartsleſer unter Intuition zunächſt verſteht, nämlich ein erſt zu entwickelndes höheres Wahrnehmungsvermögen. Die Urphänomene ſind ihm aber nicht „Verſichtbarungen der Ideen im Werden“, ſondern ſind überhaupt nicht „ſichtbar“, ſtehen vielmehr hinter dem Werden, aber nicht bloß als Ideen, ſondern als lebendige Kräfte und Weſenheiten.

3. Steiner iſt ganz weit davon entfernt, „den Willen zur Verneinung zu ſanktionieren“ und „indiſcher Mönch“ zu werden. Er verlangt nur, daß der Menſch, um Geiſtiges zu erleben, vom Sinnlichen ſich ablenken könne und Geiſtiges in ſich klar, lebendig und ſtark werden laſſe. Anders kann ja ſchon das einfachſte Denken nicht geübt werden. Der Zweck iſt aber, bei Steiner wie ſchon bei jedem geſunden Denken über die Welt, nicht, daß das Sinnliche verleugnet oder verachtet, ſondern daß es verſtanden und beherrſcht werde.

4. „Luthers tiefſtes religiöſes Erlebnis, eben das, was ſich ihm als ‚Glaube‘ und ‚Gnade‘ offenbart, kennzeichnet die Theoſophie als eine im Tiefſten unreligiöſe Lebensanſchauung.“ Dieſe Verurteilung trifft Steiner ebenſowenig wie Goethe. Hat man noch nicht gelernt, „Glaube“ und „Gnade“ weiter zu faſſen? Wo die höhere Welt als eine unabhängig vom Menſchen vorhandene und ſich ihm in freier Güte darbietende verſtanden wird, da lebt man „aus Gnade“. Wo man freie innere Hingebung an dieſe höhere Welt übt, da iſt „Glaube“. In dieſem Sinn iſt ſowohl Goethes als noch viel mehr Steiners Weltanſchauung „tief-religiös“.

Friedrich Rittelmeyer

Wir Jugend! Freunde! Eine Weltordnung ging in Trümmer. Seit 1914 erfuhren wir's von Jahr zu Jahr gewiſſer: Wir ſtehen in einer entgötterten Welt, und die große ſoziale Revolution vollendete dieſe Gewißheit mit vernichtender Größe. Zerſchlagen breitet ſich vor uns die Materie, ein ausgebrannter Krater, und harrt der Erlöſung.

Habt ihr euch auch das Feuer in der Seele verſchütten laſſen? Ich hörte Klagen über zerbrochene Ideale, über Schmach und Schande. Nein, nicht die Ideale ſind uns zergangen, aber die Illuſionen verflogen — und Illuſionen verdienen es, zum Teufel gejagt zu werden. Seid ſtark im Umdenken, Neulernen, Mitſchaffen! Überall um uns bekreuzigen ſich die Schuldigen, denen die Einſicht zu ſpät kam. Unſere Hände ſind unbefleckt. Wir wollen die Opferprieſter der neuen Zeit ſein, denn die Zeit wartet auf die Erlöſung.

Trauert nicht mit geſenkten Köpfen um vergangene Zeit! Gewiß, es waren auch heilige Zeiten; vielleicht werden ſie einer fernen Zukunft ſo heilig ſein, wie unſerem Geſchlecht das Germanentum. Doch wir ſtehen überall in einer neuen Ordnung, wir ſind nicht mehr das Deutſchland Schillers und Goethes, Richters und Schwinds, Bachs und Beethovens, wir werden's nie wieder werden. Ein neues Reich wuchs mit uns auf, ein Reich der Arbeit und Sozialität, und doch voll gewaltiger innerer Spannweite: Gerhart Hauptmann, Richard Dehmel, die Werkleute von Nyland, wie Karl Spitteler und Stefan George ſind unſere Dichter, Käte Kollwitz, Max Klinger unſere Künſtler, Richard Strauß, Max Reger unſere Muſiker! Die alten

religiöſen Wertſetzungen verſinken, die Umwertung aller Werte offenbart die geiſtige Revolution. Wollt ihr da mit weggewandtem Geſicht der Zeit nachwandeln? Die Zeit braucht Jugend, die trunken iſt vom Glauben an die Zukunft, die mit glänzenden Augen der neuen Zeit entgegenſtrömt.

Freunde! Berufen ſind wir von je; alle, die neu aufgebaut, haben uns Jugend gerufen. Fichte: „Ihr ſeid noch fähiger eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens.“ — Nietzſche: „Das ſchönſte Vorrecht der Jugend iſt ihre Kraft, ſich in übervoller Gläubigkeit einen großen Gedanken einzupflanzen und zu einem noch größeren aus ſich heraus wachſen zu laſſen... der Jugend gedenkend, rufe ich Land, Land!“ — Lagarde: „Wo unſere Jugend nur von ferne Zukunft in der Gegenwart ahnt, da dient ſie dieſer Zukunft.“. Auch die Zeit, aus der wir geboren, hat uns aufgerufen: denkt an Rathenau, an Wyneken. Wollt ihr auch diesmal dem Ruf ausweichen?

Zweimal ließ ſich die Jugend um ihre Freiheit und die Schöpferſeligkeit begeiſterten Willens betrügen: Ihr wißt, was auf 1813, was auf 1848 folgte. „Deutſchland iſt Hamlet“, ſo klagte Freiligrath, im Sinne der Erkenntnis:

„Die Welt iſt aus den Fugen; weh mir zu denken
Daß ich geboren ward, ſie einzurenken.“

Sollen wir wieder Hamletſchickſal ſein, wurde eine Aufgabe auf uns gelegt, der unſere Seele nicht gewachſen iſt?

Noch ſtarren um uns die Ruinen; es iſt das große „Chaos, das einen neuen Stern gebären“ will. Immer wieder ruft euch einander den Spruch zu: „Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg, halte heilig deine höchſte Hoffnung!“ Denn mit uns ſoll aus dem Aſchenberge der alten Welt das neue große innere Reich erwachſen, mit uns ſoll die Liebe ſiegen. Auch wir werden nicht das Paradies geſtalten können, aber wir können der Zeitſehnſucht Erfüllung bahnen. Voll von dieſem heiligen Glauben geht in die Welt, in die Arbeit — nicht abſeits und heraus —, arbeitet an eurer politiſchen Erziehung, gebt zur Materie die Idee, ſetzt neben die Mechaniſierung das Reich der Seele, überwindet den ewigen Zwieſpalt der Welt im eigenen gotterfüllten Inneren. Vorwärts mit junger Kraft, mit dem großen ungetrübten Glauben, der das Vorrecht unſerer Jahre iſt. Es gibt ſo viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben. Heil!

Alfred Ehrentreich

Gedanken zur Zeit

Zu den Wahlen zur Nationalverſammlung. Ob man wohl nur Parteipolitiker als Kandidaten aufſtellt, Menſchen, die über alles gleich von vornherein eine fertige Meinung haben, denen das Leben wie ein Rechenexempel aufgeht, wo 1 + 1 = 2 iſt? Das ſtimmt zwar im Intellekt, aber im organiſchen Leben iſt es nicht richtig, denn durch die Vereinigung zweier Kräfte entſteht noch ein Mehr, durch das, was „entbunden“ wird. Wie wäre es, wenn ihr deutſchen Frauen euch regtet und durchſetzt, daß auch Künſtler gewählt werden; dieſe brauchen nicht immer Phantaſten zu ſein. Wenn ſich doch einmal ein Komitee an mich wenden würde, mit der Bitte, Vorſchläge zu machen. Ich würde keine „berühmten“ Namen nennen, aber auf Menſchen hinweiſen, die geborene Führer deutſchen Weſens ſind und einen klaren Blick für das Leben haben. Wie wäre es mit den Arbeiterdichtern des Verlages: Max Barthel, Karl Bröger und Heinrich Lerſch? Max Barthel ſteht auf der äußerſten Linken, er iſt wohl noch zu ſehr Enthuſiaſt der Idee und muß noch etwas reifen. Heinrich Lerſch könnte gut bei den Katholiken im Reichsland kandidieren. Ein ganz beſon-

derer Gewinn für das Niveau der Nationalverſammlung wäre aber der Nürnberger Karl Bröger. Bei ihm finden ſich Reife des Urteils, Begeiſterung und inneres Schauen zu einer wundervollen Einheit des Charakters vereint. Ich muß immer an einen mittelalterlichen Führer des Bauernkrieges denken, wenn ich in ſein eigenwilliges, ſcharf geſchnittenes Geſicht und in ſeine viſionär glühenden Augen ſchaue. Er iſt mehr als nur ein ſozialiſtiſcher Politiker, er iſt ein Menſch, dem es auf das Geiſtige ankommt, Arbeiter und zugleich Ariſtokrat. Wäre er in dem Wahlbezirk, wo ich lebe, Kandidat, gäbe ich nur ihm meine Stimme, gleichgültig, welche Partei er vertritt, denn er wird ſtets das Allgemein-Ganze über die beſonderen Intereſſen der Klaſſe ſtellen. Eugen Diederichs

Der Schwur auf dem Rütli. Am 11. Dezember war hier in Kaſſel die Gründungsverſammlung der Demokratiſchen Partei. Es wird, wie der Vorſitzende in ſeiner Eröffnungsrede ſagte, „das Ideal dieſer Partei ſein, für das geſamte deutſche Volk einzutreten“... „Notwendig iſt die tatkräftige Förderung des Anſchluſſes Deutſch-Öſterreichs“, ſo ſtand u. a. in ihren Programmpunkten. Der boshafte „Zufall“ wollte es, daß in derſelben Nummer des „Tageblattes“, die den Bericht über die Parteigründung brachte, in den letzten Depeſchen ganz kleinlaut gemeldet wurde: „Kein Deutſch-Böhmen mehr? Die Selbſtändigkeit Deutſch-Böhmens hat wahrſcheinlich angeſichts des Vormarſches der Tſchecho-Slowaken auf die Hauptſtadt Reichenberg ihr Ende erreicht. Die deutſche Regierung hat Reichenberg fluchtartig verlaſſen...“

Damit gehen die wichtige Textilinduſtrie um Reichenberg, das nordböhmiſche Braunkohlen- und Mineralquellengebiet, die weſtböhmiſche Glasinduſtrie und was viel mehr iſt als das, zwei Millionen Deutſche, verloren. In derſelben Stunde vermutlich, „gegen 3/4 11 Uhr“, als „die erſte und äußerſt erfolgreiche Verſammlung der ‚Deutſchen Demokratiſchen Volkspartei‘, Ortsgruppe Kaſſel, ſchloß, mit der einſtimmigen Annahme des Vorſchlags, daß ein vorläufiger Ausſchuß die Statuten und das Programm beraten ſoll, um beides in 8 bis 10 Tagen einer Mitgliederverſammlung vorzulegen“.

Wo bleibt unſer Rütli? Gibt es das bei uns gar nicht, daß deutſche Männer — und jetzt auch Frauen — zuſammenkommen und nicht bloß einen Verein gründen, Geſinnungen und grundſätzliche Anſchauungen ausſprechen; daß ſie ſich zugleich fragen: was können, was müſſen wir im Augenblick tun?

So war es 1848 auch. Alle ideenreichen Debatten und hochgeſtimmten Reden der Nationalverſammlung haben damals Schleswig-Holſtien nicht vor der Vergewaltigung durch die Dänen gerettet. O heiliger Geiſt des Rütlis, kehre endlich bei uns ein! Paul Zaunert

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Bodenreform und Revolution

Das Erfurter Progamm der Sozialdemokratie fordert u. a. auch die Vergeſellſchaftung des Eigentums an Grund und Boden. Der Bund deutſcher Bodenreformer erſtrebt ein Recht, das den Mißbrauch mit Grund und Boden ausſchließt. Er ſuchte die Verwirklichung ſeiner Idee nicht auf dem Wege der Sozialiſierung und darum war es falſch, wenn die Bodenreform als Sozialismus bezeichnet wurde. Wenn ſie trotzdem eintrat für die Aufteilung großer Güter zur Schaffung von Bauernſtellen, ſo iſt das immer

noch etwas anderes als völlige Vergeſellſchaftung. Auch der unverdiente Bodenwertzuwachs ſollte bekanntlich nicht reſtlos, ſondern nur zu einem beſcheidenen Teil der Geſamtheit zugute kommen. Gerade heute, wo unſerer Landwirtſchaft die tatſächliche Sozialiſierung droht, werden viele, die früher die Bodenreform als Sozialismus verſchrieen haben, erkennen, daß ſie weit beſſer gefahren wären, wenn ſie den gemäßigten Vorſchlägen der Bodenreformer Gehör geſchenkt hätten. Übrigens trifft das auch für den ſtädtiſchen Grundbeſitz zu. Noch iſt die Entſcheidung nicht gefallen. Die Nationalverſammlung hat es in der Hand, den Sozialismus zu mäßigen. Dann muß ſie ſich aber entſchloſſen einem ſozialen Programm auch in der Bodenfrage zuwenden. Spekulation mit Grund und Boden iſt heute ſchärfer zu verdammen denn je. Wir brauchen jedes Stück verfügbaren Bodens zur Produktion im weiteſten Sinne. Der Boden iſt ja nicht nur landwirtſchaftlicher Produktionsfaktor, ſondern Produktionsfaktor überhaupt. Außerdem aber iſt im revolutionierten Deutſchland kein Platz mehr für Leute, die ſich zum Schaden ihrer Volksgenoſſen bereichern.

Unſer Wirtſchaftsleben muß neu aufgebaut werden, unſerm Volksleben müſſen friſche Kräfte zugeführt werden. Wir waren im Krieg in der Hauptſache auf uns ſelbſt angewieſen und werden es auch im Frieden ſein. Aber während vorher die Induſtrie den gewaltigen Konſumenten Staat zu befriedigen hatte, weil ſie in erſter Linie für die Erforderniſſe des Krieges und die Bedürfniſſe des Feldheeres zu arbeiten hatte, muß ſie ſich nun wieder an die geſamte Bevölkerung wenden. Während einerſeits Warenhunger vorhanden iſt in ſo großem Maße, daß es für die mit Rohſtoffen knapp belieferte Induſtrie ſchwer ſein wird, ihn zu befriedigen, werden ſich auf der anderen Seite dadurch Schwierigkeiten ergeben, daß die Bevölkerung in breiten Schichten infolge der Laſten, die uns auferlegt werden, verarmen wird. Wir müſſen aber einen kaufkräftigen Innenmarkt ſchaffen. Die Induſtrie kann nur leben, wenn ſie ſichere Abſatzgebiete hat. Die kann ſie finden in der Landbevölkerung, ſofern dieſe nicht in der Hauptſache aus beſitzloſen Landarbeitern, ſondern aus ſelbſtändigen Bauern beſteht. Von ſämtlichen landwirtſchaftlichen Betrieben in Preußen waren 1907 unter 5 ha, alſo Kleinbeſitz 77 Proz., während der mittlere Beſitz bis 100 ha nur 22 Proz. betrug. Dieſen Beſitzſtand gilt es alſo zu vermehren; aber nicht nur im Intereſſe der Induſtrie. Auch für die landwirtſchaftliche Ergiebigkeit iſt dieſe Größenklaſſe, wie ſich leicht durch Zahlen belegen ließe, am günſtigſten. Das iſt ein weiterer, ſchwerwiegender Grund. Die Einfuhr von Lebensmitteln wird knapp bleiben. Selbſt wenn die Entente dem keine Hinderniſſe in den Weg legte, würden unſere Zahlungsmittel uns eine große Einfuhr kaum geſtatten. Alſo heißt es: ſelber produzieren, wie wir es im Kriege angefangen haben. Natürlich müſſen Großbetriebe in gewiſſer Zahl aus mancherlei Gründen (Ergiebigkeit für beſtimmte Produkte, Muſterbetriebe, Verſuchsſtellen uſw.) bleiben. Neben den über den eigenen Bedarf hinaus produzierenden Betrieben werden wir uns allerdings die guten Kriegserfahrungen mit den Selbſtverſorgern, auch den kleinen, zu Nutze machen müſſen. Das bedeutet Gartenbau nach Möglichkeit auch für Städter.

Als zweiter Grund für die ſoziale Geſtaltung des Bodenrechts wurde eingangs die Erneuerung der Volksgeſundheit angegeben. Wir wiſſen, daß nicht nur direkt der Krieg an unſerer Kraft gezehrt hat durch die Gefallenen, Kranken und Verſtümmelten, ſondern daß auch die als Folgeerſcheinung auftretende Unterernährung, die viel zu ſchweren Arbeitsleiſtungen der Frauen und manches andere unſere Geſundheit untergraben haben. Gewiß ſind kranke Städter auf dem Lande nicht brauchbar. Aber viel Landvolk iſt in die Kriegsinduſtrie geſtrömt. 1200 entlaſſene Arbeiterinnen einer Spandauer Munitionsfabrik ſtammten alle vom Lande. Die müſſen zurück aufs Land. Um keinen Preis dürfen ſie die Gefahren

der Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit in den Städten verschärfen helfen. Außerdem: wenn wir Bauernstellen schaffen wollen, weil wir müssen, so brauchen wir auch Hände zur Arbeit. Auch die großen Güter, denen die ausländischen Wanderarbeiter der Friedenszeit und die Gefangenen aus der Kriegszeit fehlen, haben Mangel an Arbeitskräften. Freilich werden sich nur dann welche finden, wenn sie die Möglichkeit sozialen Aufstiegs vor Augen haben, d. h. wenn sie hoffen können, vom Landarbeiter zum selbständigen Besitzer emporzukommen. Und die sollen uns einen neuen Stamm gesunder Menschen schaffen, der Deutschland wieder in die Höhe führt, auch wirtschaftlich. Denn geistig brauchen wir nicht zu erliegen, weil wir wirtschaftlich geknechtet werden. Der Geist soll und wird über die Wunden des Wirtschaftslebens triumphieren.

Auf was anderes aber laufen diese Erörterungen hinaus als auf die immer wieder besprochenen Heimstätten: Wirtschaftsheimstätten für solche, die der Landarbeit gewohnt und kundig sind, Wohnheimstätten mit Nutzgärten für Arbeiter, Angestellte, Beamte und andere.

Jetzt, heute ist die Zeit der Heimstättengründung. Die Frontsoldaten warten darauf, das deutsche Volk braucht sie, heraus damit zu seinem Heile!

F. Schoenberner

Eine deutsche Gesellschaft für Volkshochschulwesen ist am 21. September im Berliner Abgeordnetenhause von den geladenen Vertretern sämtlicher Volkshochschulbestrebungen in ganz Deutschland fast einstimmig begründet worden. Die Ausarbeitung der Satzungen wurde einem vorberatenden Ausschuß übertragen, der aus folgenden Personen zusammengesetzt ist: Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Natorp Marburg; Dr. Felix Borchardt, geschäftsführendes Mitglied des Ausschusses der Humboldt-Akademie, Freie Hochschule, und erster Vorsitzender des Vereins Arbeiterhochschule E. V.; Lyzealdirektor Dr. A. Buchenau, Vorsitzender der Ortsgruppe Berlin des deutschen Bundes für Erziehung und Unterricht; R. von Erdberg, Geschäftsführer des Ausschusses der Volksbildungsvereinigungen und des Verbandes für volkstümliche Kurse von Hochschullehrern des deutschen Reiches; Theodor Kappstein, zweiter Vorsitzender der Dozentenschaft der Humboldt-Akademie, Freie Hochschule; Professor Dr. Philipp Stein, erster Vorsitzender des Ausschusses deutscher Volksbildungsvereinigungen; Bürgermeister Dr. Weinreich-Neukölln; Dr. Bruno Wille; Dr. M. H. Baege; Realgymnasialdirektor Dr. Kurt Swet, Leiter der Akademischen Kurse für Handelswissenschaften und allgemeine Fortbildung in Essen; Dr. Schultheiß, Mitglied des Arbeitsausschusses der Volkshochschule in Görlitz; Dr. Prüfer, Verwaltungsdirektor der Hochschule für Frauen und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft zur Förderung der Erziehung in Leipzig; Senatssyndikus Dr. Tack-Bremen; Eduard Weitsch, Direktor der städtischen Handelsfachschule in Meiningen.

Eine große Anzahl von Persönlichkeiten bringt nicht nur der neuen Gründung größtes Interesse entgegen, sondern hat sich bereit erklärt, der Gesellschaft beizutreten. Bereits heute liegen über hundert Bereitschaftserklärungen zum Beitritt vor. Außerdem ist ein Adressenmaterial von 600 Volkshochschuleinrichtungen und Freunden des Volkshochschulwesens bei uns eingegangen, wie es wohl auf diesem Gebiete bisher an keiner anderen Stelle vorhanden ist. Nach allen Kundgebungen, die vorliegen, besteht mit ganz geringen Ausnahmen auf allen Seiten das Gefühl, daß die Gründung einer solchen Gesellschaft dringend wünschenswert und notwendig ist. Der vorbereitende Ausschuß betont auf das nachdrücklichste, daß er nicht im geringsten gewillt sei, die Bewegung in Berlin zu konzentrieren oder von hier aus zu beeinflussen, sondern daß gerade die Beteiligung aus dem Reiche und aus den Bundesstaaten eine Gewähr für Organisation und Weiterbildung des Gedankens bietet. Die nächste Zusammen-

kunft soll außerhalb Berlins an einem geeigneten Verkehrspunkt Mittel- oder Süddeutschlands stattfinden.

Die Versammlung selbst wurde von Herrn Bürgermeister Weinreich-Neukölln eröffnet und geleitet. Den einleitenden Bericht gab Dr. Felix Borchardt. — Lyzealdirektor Dr. Buchenau verlas eine längere Ausarbeitung von Herrn Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Natorp-Marburg, der die theoretischen und praktischen Grundlagen des deutschen Volkshochschulwesens im Umriß aufgezeichnet hatte. Die Ausarbeitung dürfte eine geeignete Unterlage für weitere Besprechungen wissenschaftlicher und praktischer Natur bieten. Schriftsteller Theodor Kappstein hob insbesondere die ethische, nationale und soziale Bedeutung der neuen Gründung hervor. — Es wird beabsichtigt, die drei Vorträge im Druck erscheinen zu lassen und den Freunden des Volkshochschulwesens, wie den Volkshochschuleinrichtungen zu übermitteln.

An der lebhaften Aussprache beteiligten sich insbesondere: Hofrat Bethe-Leipzig, Dr. Bittel-Karlsruhe, Dr. Borchardt, Dr. Buchenau, Dr. von Erdberg, Th. Kappstein, Dr. Lohmann-Flensburg, Dr. Pleßner-Erlangen, Dr. Prüfer-Leipzig, Dr. Schultheiß-Görlitz, Dr. Osk. Stillich, Dr. Swet-Essen, Dr. Tack-Bremen, Geheimrat Prof. Dr. Troeltsch, Bürgermeister Dr. Weinreich-Neukölln, Ed. Weitsch-Meiningen, Dr. Bruno Wille.

Der vorberatende Ausschuß wird zunächst die Satzungen entwerfen und eine nochmalige Umschreibung der inneren und äußeren Aufgaben der Gesellschaft vornehmen; diese Entwürfe sollen dann ebenfalls versandt werden. Es ist von der Versammlung beschlossen worden, daß Mitglieder der Gesellschaft werden können: Neben den Regierungen des Reiches und der Bundesstaaten, die Städteverwaltungen und Kommunalverbände, die Hochschullehrer, alle Freunde der Volkshochschularbeit in Stadt und Land, sowie alle Volkshochschuleinrichtungen.

Die Deutsche Gesellschaft für Volkshochschulwesen wird sich sowohl der städtischen, wie der ländlichen Volkshochschulbewegung in gleichem Maße annehmen und dabei jeder Richtung freien Spielraum lassen.

Aus den zahlreichen eingegangenen Erklärungen geht bereits heute hervor, daß Träger der verschiedensten Gesellschaften und politischen Richtungen, ebenso wie Verfechter verschiedener Anschauungen, wie das Arbeitsamt der Fichte-Gesellschaften, die Volkshochschulen in Görlitz und Leipzig, die Fürst Leopold-Akademie in Detmold, das Wissenschaftliche Vorlesungswesen in Bremen, die Träger und Förderer ähnlicher städtischer Einrichtungen in Württemberg, einmütig ihre Bereitwilligkeit erklärt haben, auf dem Gebiete des Volkshochschulwesens mit der Gesellschaft zusammenzuarbeiten.

Dr. Felix Borchardt

Neudeutscher Kulturbund Eine Denkschrift zur Gründung eines neudeutschen Kulturbundes veröffentlicht Dr. W. Hotz, Sanatorium Finkenmühle, Post Mellenbach im Thüringer Wald und stellt sie Interessenten gern umsonst zur Verfügung. Sein Programm hat vier Hauptgesichtspunkte: Erziehungsfrage, Freiheit der religiösen Gesinnung, Rassenfrage und Rassenhygiene, naturgemäße Lebens- und Heilweise. Er schlägt zur Wintersonnenwende oder um Johanni eine Tagung in seinem Sanatorium vor, um einen „geistigen Generalstab" zu bilden.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 5.—, durch die Postanstalten M 5.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 5.45, Ausland M 5.75. Probenummern versendet der Verlag gegen Einsendung von 90 Pf.
Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

10. Jahrgang | Heft 11 | Februar 1919

Ernst Lissauer / Um Deutschland

(Dezember 1918)

Ich ging durch die wimmelnde Stadt,
Die Straßen lärmten und lohten,
Mein Herz war Grames satt,
Ich dachte der Toten.

Ich höre ein Wort in mir hallen,
Und das Herz flattert und schwebt:
„Tausende sind gefallen,
Aber Deutschland lebt."

Lebt Deutschland? Wie lang wird es leben?
Ich höre eine Gewalt
Anschlagen und beben
Unter Ackergrund und Asphalt,

Ich höre nachts schrein
Auf den Bergen den Schnee
Und der Erde steinern Gebein
Und die randlose See.

Sind denn keine Trompeter da?
Ich weiß ein Lied.
Fühlt keiner, was geschah?
Fühlt keiner, was geschieht?

Posaunen des letzten Gerichts,
Blast, blast!
Beim Grellschein des jüngsten Lichts
Das Volk von Deutschland rast.

Iſt uns kein Führer geſendet?
Geht ein Volk dahin wie das Gras?
Wacht auf! Deutſchland verendet,
Am Rand der Geſchichte, ein Aas, —

Kommt kein Retter alsbald,
Von Gram hochgewühlt,
Der aufbirſt in Gewalt,
Einer, der fühlt und befiehlt?

Friedrich Stieve / An Deutſchland

Weißt Du noch, als ich Dein wurde, ich und alle die anderen? Als Du mich hinnahmſt mit unwiderſtehlicher Gewalt, mich und alle meine Brüder in Dir!

Ich ſchlage zurück im Buche meines Gedächtniſſes und finde dieſe Erinnerung:

„Ich war in einer kleinen Stadt im Schwarzwald. Es war Ende Juli 1914. Die Menſchen ſprachen von Kriegsgefahr. Alle erzählten ſich davon, und niemand wollte daran glauben. Abends, wenn man zuſammenſaß, bemühte man ſich, zu vergeſſen. Man ſcherzte und lachte über fremde Dinge und ſpielte ſich vor, daß nichts zu befürchten ſei. Nur hie und da brach es ſich von ſelber Bahn, wie ein unheimliches unterirdiſches Waſſer, das gewaltſam zurückgehalten wird und durch jeden kleinen Spalt hervorſprudelt. Wenn eine Pauſe im Geſpräch entſtand, konnte es geſchehen, daß einer wie zu ſich ſelbſt ſagte: Es iſt unmöglich! Alle wußten, was er meinte und die Entſchloſſenſten kamen ſchnell mit einem Witzwort und deckten es über die gefährliche Lücke. Beim Weggehen konnte dann einer dem anderen zuraunen: Heute iſt der und der abgereiſt. Er hat ein Telegramm bekommen. Oder: Haben Sie geſehen, daß der Wirt die Depeſche über die ruſſiſche Mobilmachung verſteckt hat? Und dann ſah man ſich an — eine Sekunde lang faſt atemlos, und mußte glauben. Nachts, wenn man einſchlafen wollte, ſtanden die Berge draußen vor dem Fenſter, wie eine ſchwarze fremde Macht.

So kam der erſte Auguſt. Ein ſtrahlender Sommertag. Ich ſaß nach dem Mittageſſen auf meinem Balkon und ſann vor mich hin. Die bewaldeten Höhen drüben dehnten ſich in der Sonnenglut. Von den Tannenwipfeln ſtieg ein Flimmern in den blaugrauen Himmel auf. Ich glaubte, das warme Duften des Harzes zu ſehen. Und ich verſank ganz in das heiße ſtille Brüten der Natur.

Auf einmal ging die Türe im Innern des Zimmers auf. Das Stubenmädchen ſtand blaß und verſtört da und ſagte etwas. Ich verſtand nur das eine Wort: Krieg. Und ich fuhr empor, eilte an ihr vorüber, hinunter in das Dorf. Auf dem Wege begegnete mir ein Schutzmann mit einer Mappe unter dem Arm. Ich frug ihn: Wiſſen Sie etwas, wird es Krieg? Er ſah mich an mit einem ſeltſam ſtarren Blick und ſchüttelte den Kopf, dann ging er raſch weiter.

Unten auf dem Marktplatz ſtanden die Menſchen in kleinen Gruppen beiſammen. Wenige ſagten etwas, aber ihre Augen ſahen in Spannung aneinander vorbei, und ihre Geſichter waren wie erſtarrt. An einer Mauer lehnte eine Frau und weinte vor ſich hin. Und dann hörte man plötzlich etwas, das alle zuſammenfahren ließ. In einer nahen Straße erklang der bleierne Ton einer Trommel, und kurz darauf las eine einförmige Männerſtimme etwas vor. Sobald ſie geendet, ſetzte die Trommel wieder ein, um nach Sekunden aufs neue von der Männerſtimme abgelöſt zu werden. Das kam näher und näher, und mir war es, als ob die Wände der Häuſer dunkel würden, weil das unheimliche Geräuſch ſich an ſie hängte. Die Menſchen lauſchten regungslos.

Jetzt ſah man ihn kommen — den Mann mit der Trommel. Er ging allein mitten auf der Straße zum Markt hinauf. Seine Hände mit den Schlegeln bewegten ſich raſch, und er ſah vor ſich auf den Boden hin. Sein Geſicht ſchien weiß aus den Trommelwirbeln hervorzuſteigen. Mitten zwiſchen uns hielt er an, zog ein Papier aus der Taſche und las mit trockener und zugleich atemloſer Stimme: „Seine Majeſtät der deutſche Kaiſer ... Kriegszuſtand erklärt ...“ Als er geendet hatte, ging er weiter, ohne nach rechts und links zu ſchauen, und der Klang ſeiner Trommel ſtieß laut gegen die Häuſerwände rechts und links.

Wir ſtanden noch ſekundenlang wie gelähmt. Dann murmelten einige: Das iſt der Krieg. Und kurz darauf geſchah etwas Sonderbares. Zwei oder drei, oder mehrere nebeneinander gingen wir zuſammen im Gleichtakt die Hauptſtraße hinauf. Keiner ſprach ein Wort. Nur einmal hörte ich hinter mir jemand ſagen: Die Glocken. Ja die Glocken. Jetzt merkte ich, daß ſie läuteten. Unſer Schreiten klang rhythmiſch die Straße entlang und zog alle, die vorüberkamen, mit ſich. Aus einer Fabrik traten Arbeiter und ſchloſſen ſich an, hin und wieder löſte ſich einer aus dem Dunkel eines Haustores und fügt ſich unſeren Reihen ein. Der kleine Zug ſchwoll immer mehr an, und alle fühlten ſich wie erleichtert durch das gemeinſame Wandern. Ganz allmählich knüpften ſich halblaute Geſpräche an. Man wagte ſich in die Augen zu ſchauen, und man ſah, daß alle warm und groß waren. Das Wort ‚Krieg‘ kehrte immer öfter wieder. Schließlich eilte es

behend von Mund zu Mund. Jeder verſuchte es auf die Lippen zu nehmen. Und zuletzt machte ein helles Sprechen die Runde. Ich aber ging im Gleichtakt mit den anderen und ſah im Geiſte Tauſende und aber Tauſende von ſolch kleinen Menſchenzügen durch das weite Land vom Meer bis zu den Alpen, vom Rhein bis zu der Weichſel ziehen, ſah ſie zuſammenrinnen zu großen Bächen und ſchließlich münden in einem gewaltigen Strom, dem deutſchen Heer, und ich fühlte: nun wogte ein Herzſchlag durch unſer ganzes Volk."

Damals war die Stunde, als ich Dein wurde, ich und alle die anderen.

Wenn ich an die Zeit vorher denke, ſo iſt ſie mir jetzt wie ein ziel-loſes Irren. Wie ein Umhertreiben irgendwo draußen jenſeits der Heimat. Ich hatte meine Pläne, ich hatte meine Gedanken, die Tage waren erfüllt mit allerhand eifrigem Tun und Treiben. Aber in der Mitte von alledem ſtand ich. Alles drehte ſich um dieſen kleinen Kreis, alles ging aus von ihm und kehrte zu ihm zurück. Er ſelbſt jedoch ſchwebte irgendwo — ohne Eingang und Ausgang und ohne Zu-ſammenhang. Er ſtreckte ſeine Fühler weit hinaus nach Gott und Menſchheit und Welt, aber ſchließlich fielen ſie ermüdet immer wieder zurück in ihn ſelbſt.

Nun, ſeit der Stunde der Wiedergeburt war das anders — alle in eins, alle, Deutſchland, in Dich. Wir wurden Dein. Wie ein ſtolzer Wirbel ſtiegſt Du aus uns empor, jeden ergreifend und in Dich auf-ſaugend, in Dein unwiderſtehliches Wachſen. Wie eine Feuergarbe, die emporſchießt und alles um ſich her aufrafft in ihren Brand.

Ach, manche ſträubten ſich und ſuchten ſich zu verſchanzen in der kleinen Burg ihres Ich. Es war ein rührender und vergeblicher Kampf. Ich ſah einmal des Nachts eine Frau, die ſich an ihren Mann klammerte, als er hinaus in den Krieg mußte. Sie hielt ihn feſt und rang — nicht mit ihm, ſonſt wäre ſie wohl Siegerin ge-blieben. Denn er war mild zu ihr und ſtreichelte ihre Wangen. Aber hinter ihm ſtand eine andere unbezwingliche Macht. Du ſelbſt, Deutſch-land, warſt ihr Gegner. Sie ſah Dich nicht, ſie konnte Dich nicht ſehen, weil die Grenzen ihres Ich ihren Blick verſtellten. Um ſo tiefer war ihr Leiden. Noch lange, nachdem der Mann fort war, hörte ich ſie weinen. Sie gab ſich nicht. Sie ſtemmte ſich gegen Dich mit den Waffen ihres Wehs. Schließlich traten andere Frauen zu ihr und wollten ſie beruhigen. „Meiner iſt ſchon geſtern abgereiſt." „Mein Sohn geht morgen." „Es iſt nicht anders, jeder muß geben, was er hat." Sie blickte an ihnen vorbei ins Leere, aber ſie wurde ſtiller, ob-wohl ſie unabläſſig den Kopf ſchüttelte. Zuletzt wandte ſie ſich von allem ab und ging zurück zu ihrem Haus. Um ihre tiefgebeugten Schultern lagen zwei unſichtbare Arme, die ſie trugen. Deine Arme waren es, in denen wir uns alle wiegten.

So nahmſt Du uns auf in Dich, ſtreifteſt den Mantel des Ich von uns ab und halfſt uns empor zu den Weiten Deines Seins.

Das war für jeden — für mich und die Brüder — der Tag der Wiedergeburt. Keiner, der mit dabei war, wird es vergeſſen, und keiner wird dem Tag fluchen, ſolange er lebt.

Aber heute, wo biſt Du heute? Was iſt aus Dir geworden? Iſt es noch immer wie einſt oder liegt die hohe Stunde weit hinten und wir finden den Weg nicht mehr zurück zu ihr? Sind wir getrennt, entzweit, in Dir zerfallen und von Dir entfernt? Biſt Du ertrunken im Blut Deiner Söhne? Biſt Du erſtickt in der Not Deiner Kinder? Hat Dich die böſe Gewalt der Erde klein und vergeſſen gemacht?

Ach, die Tage waren ſchwer und die Nächte lang, die wir um Dich verbrachten. Millionen von Herzen haben um Deinetwillen aufgehört zu ſchlagen, Millionen von Augen ſind im Lichte Deines Blickes erloſchen. Und das Blut von Millionen Adern, das unabläſſig Dir entgegenſprang, iſt müde geworden. Unſere Hände ſind blaß und flattern träge. Sie haben für Dich das Beſte hingegeben, was ſie hatten, nun greifen ſie ins Leere und wiſſen nicht mehr wohin. Wir haben gedarbt und gelitten, vier lange Jahre nur für Dich. Und nun?

Wo biſt Du, Deutſchland? Wo iſt Deine Kraft, die uns zuſammenraffte zu einer kühnen Flamme, die uns emporhob wie ein Wind, der die Federn vor ſich herträgt, die uns vereinte und befreite und ſtark machte gegen die ganze Welt? Löſte ſich der heilige Bann? Brach er zuſammen und zerrann in nichts? Iſt nur der graue Alltag noch übrig und der lange, lange Schmerz einer bitteren Erinnerung? Scheiden wir nun von Dir mit dem böſen Lächeln des Betrogenen oder dem höhniſchen Achſelzucken des Schwachen, der für die Liebe nicht ſtark genug war? Iſt dies das Ende alles Wehs um Dich? Iſt dies die Frucht von Opfer und Entſagung?

Wieder ſeh ich einen Strom durch Deine Gaue fließen, und ich ſehe, wie er ſich verteilt in die vielen Bäche, aus denen er einſt geworden iſt. Das Heer kehrt zurück. Vier Jahre lang hat es für Dich geblutet und geſiegt, bis es zuletzt der wachſenden Übermacht der Feinde hat weichen müſſen. Aber die grauen Geſtalten ſchreiten nicht gebeugt einher, ſondern ſtill erhobenen Hauptes, mit einem ruhigen Glanz in den Augen, und ihre feſten, breiten Schultern ſcheinen freudig eine unſichtbare Laſt zu tragen. Was bringen ſie heim aus tauſend Schlachten und von den fremden Gefilden, auf denen ſie um Deine Freiheit gekämpft?

Unſere Augen vermögen es nicht zu erkennen, doch unſere Herzen wiſſen es — und wieder geht es wie ein geheimnisvolles Pochen durch das ganze Volk. Sie bringen Dich, mein Deutſchland. Denn, was ſie

draußen fanden in der fernen Welt, im heißen Streiten mit den fremden Nationen, das warſt Du, Du ganz allein. Viele griffen mit ihrer Sehnſucht in die Weite, viele dehnten ihre Wünſche begierig über Deine Grenzen aus und wurden Dir untreu in Träumen und Hoffnungen, indem ſie mehr verlangten als Dich. Aber Dein Heer ſtand zu Dir wie am erſten Tage, es ließ ſich genügen an Dir, und heute trägt es Dich auf ſeinen Schultern.

Das iſt der Sinn des gewaltigen Kampfes: Damals, in der Stunde der Wiedergeburt, wurden wir Dein, und jetzt biſt Du unſer. Mit Dir haben wir gerungen vier Jahre lang, und Du wurdeſt aus einer Gebieterin unſer Eigentum. Uraltes Geheimnis der Liebe hat ſich an uns offenbart. Aus Hingebung, die durch Not und Entſagen ging, ward ein ſtiller Triumph. Sieh, Deinen Kindern, die Du zu Dir riefſt, wurdeſt Du ſelbſt ein Kind, das ſie als Stück von ſich unter dem klopfenden Herzen tragen. Alſo hat ſich die Zeit erfüllt in Hangen und Bangen, in Tod und Wehklagen.

Als Du zuſammenzuſtürzen ſchienſt, hob die letzte Schlacht um Dich an. Da fielen alle Schranken, die uns noch daran hinderten, Dich reſtlos zu beſitzen, ſie wurden zu Aſche in der roten Glut der Revolution, und nun biſt Du aufgenommen in unſeren Willen, in unſer Sein. Das war der große Augenblick, da Du unſer wurdeſt, mein und all der anderen. Der Kampf der Liebe wär entſchieden nach vier heißen, unſagbar ſchweren Jahren.

Oh, ſie meinen, Du biſt klein geworden und zertreten und unglücklich! Und die Feinde frohlocken über Deinen Fall. Aber ſei ſtill, Du biſt nicht tiefer gefallen als auf unſere Herzen. Und von dort aus ſollſt Du neu erſtehen. Nun biſt Du nicht Mutter mehr, die für uns ſorgt und uns die Wege weiſt, ſondern Frucht, die langſam aus unſerem Blute reifen ſoll. Wir allein ſind Dein Schickſal und wir fühlen es genau: In unſerer Bruſt ſind Deines Werdens Sterne. Und heute, da die Nacht dunkel iſt und die Not uns umlauert mit tauſend tiefen, undurchdringlichen Schatten, da die graue Sorge an unſeren Betten wacht und die Trauer die Tage verſchleiert, glimmt doch in unſerem tiefſten Innern ein heimliches Licht, das die Frierenden erwärmt, das wir hegen wollen und leiſe zur Flamme entfachen, bis es einmal wieder zur ſtolzen Fackel der Welt wird, ein ſtilles, heiliges Licht: Du, Deutſchland!

Ernſt Frh. Langwerth v. Simmern
Echt werden — frei werden!

Der Kampf iſt beendet. Der Dank des ganzen deutſchen Volkes, der Dank unſerer Mütter und Frauen gebührt unſerem Heer, das die heimiſche Erde beſchirmt hat.

Wahrlich, die in dieſen mehr als vier Jahren von unſeren Feldgrauen vollbrachten Taten ſind groß, die von ihnen ertragenen Leiden, von ihnen gebrachten Opfer ſind ſchier übermenſchlich zu nennen. Wer alles, was geſchehen, an ſeinem Auge vorüberziehen läßt, dem drängt ſich die bange Frage auf, ob den Leiden, den Verluſten und Opfern das Ergebnis entſpricht, wenn man auch den Schutz der heimiſchen Erde noch ſo hoch einſchätzt. Und zu dem allen die uns vom Feinde auferlegten furchtbaren Waffenſtillſtandsbedingungen, durch die deutſches Land, das während des Krieges kein feindlicher Fuß betreten hatte, dem Feinde zur zeitweiligen Beſetzung überliefert werden mußte. Aber dennoch, dennoch iſt das Ziel, deſſen Erreichung wir zuverſichtlich erhoffen, ſo hoch und hehr, daß es all' der unſagbaren Opfer wert erſcheint.

Der Krieg hat den Krieg überwunden, indem er ihn und ſeine Geſetze ad absurdum geführt hat. Als der letzte Krieg ſeinen Anfang nahm, ahnte noch niemand, in welch furchtbarem Umfang Leiden und Verluſte infolge der beiſpielloſen Entwicklung der techniſchen Hilfsmittel zunehmen ſollten. Erſt die entſetzliche Wirklichkeit brachte dieſe Erkenntnis zum Durchbruch. Die Menſchheit mußte jetzt einſehen, daß bei der ſicher zu erwartenden weiteren Steigerung der Technik künftig der Entſchluß zum Kriege dem Entſchluß zum Selbſtmord nahekommen würde. Damit iſt der Krieg zum Wahnſinn geworden. Erſt hierdurch wurde dem Völkerbund der Weg geebnet und damit dem Aufbau einer auf ethiſcher Grundlage beruhenden Ordnung der Beziehungen der Völker untereinander. Der Zwieſpalt ſoll verſchwinden, der das Leben der Menſchheit beherrſchte, ſolange Recht und ſittliche Geſichtspunkte dem Einzelnen Richtſchnur und Wegweiſer waren, während für die Völker in erſter Linie die Macht den ausſchlaggebenden Faktor bildete.

Seit Jahrhunderten geht durch die Völker ein tiefes Sehnen nach ſolch ſittlicher Weltordnung. Möchten die Verluſte und Leiden dieſes Krieges ihr zur Verwirklichung verhelfen, wie in der Menſchheits-

* Der Aufſatz gewinnt ein beſonderes Intereſſe, durch die Stellung des Verfaſſers, der als langjähriger Leiter der politiſchen Abteilung des Auswärtigen Amtes jetzt als Unterſtaatsſekretär in die Reichskanzlei berufen wurde. (Leit.)

geſchichte große Fortſchritte ſich faſt immer nur unter Leiden und Opfern durchgeſetzt haben.

Und weiter:

In dem Augenblick, in dem der Krieg zu Ende geht, hat in wenigen Tagen, ja man möchte faſt ſagen über Nacht, eine Volksbewegung unſere inneren Verhältniſſe von Grund aus verändert. Es iſt jetzt nicht der Augenblick, zu unterſuchen, was etwa vermeidbar geweſen, was anders hätte gemacht werden ſollen. Heute iſt es Pflicht aller derjenigen, die das deutſche Volk in Wahrheit liebhaben, ihre ganze Kraft daran zu ſetzen, daß der Wiederaufbau ſeiner ſtaatlichen Organiſation auf der neuen Grundlage, die die Ereigniſſe geſchaffen, ſich raſch und ſicher, daß er ſich innerlich wahr vollzieht.

Es iſt für die Zukunft unſeres Volkes von der allergrößten Bedeutung, daß wenigſtens auf dem endgültigen Friedenskongreß hinter unſeren Vertretern ein geeintes, im Innern gefeſtigtes neues Deutſchland ſteht. Nur dann werden wir auf dem Kongreß und in dem zu gründenden Völkerbund die Stellung gewinnen können, die dem deutſchen Volk dem inneren Weſen der Dinge nach gebührt, mit ſeinen ſiebzig Millionen, mit ſeiner Geſchichte und ſeinen der Kultur der Welt angehörenden Werken in Induſtrie, Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt.

Vorwärts alſo zum Schaffen der Einheit nach außen, der Geſchloſſenheit nach innen! Die Zeit drängt. Es gilt für alle Parteien, ihre extremen Sonderwünſche zurückzuſtellen, nur von dem einen Wunſche beſeelt, das deutſche Volk raſch aus der Kriſe der Gegenwart herauszubringen und es einer neuen, auf ſicherer Grundlage aufgebauten Blüte entgegenzuführen.

Das Feſtſtehende, Gegebene ſind die tatſächlichen Verhältniſſe in ihrem heutigen Entwicklungsſtadium. Davon gilt es auszugehen; ſie heißt es ſo, wie ſie wirklich ſind, zu erfaſſen, mit kraftvollem Willen zu innerer Wahrhaftigkeit. Der Völkerbund bedeutet das Ende des die anderen Völker befehdenden Nationalismus, er bedeutet nicht ein Aufhören der den Völkern von Gott mitgegebenen nationalen Eigenart. Der Bund wird nur dann Beſtand haben, wenn ſeine Mitglieder, wie die verſchiedenen Inſtrumente eines Orcheſters, jeder in ſeiner Weiſe ſeiner Eigenart entſprechend tüchtige Arbeit leiſten. „Gleich ſei keiner dem andern, doch gleich ſei jeder dem Höchſten. Wie das machen? Es ſei jeder vollendet in ſich.“

Was abgeſtorben iſt, heißt es abzuſtoßen, das Lebensfähige weiterzuentwickeln, unſerer Eigenart gemäß. Die Forderung „deutſch ſein“, gilt heute mehr denn je. Aber freilich vorweg heißt es, das Wort in ſeinem echten Sinn wieder zu Ehren zu bringen. Es iſt in Verruf geraten durch den Mißbrauch, den chauviniſtiſche Kreiſe mit ihm ge-

trieben haben, die unter der vielleicht unbewußten Einwirkung Nietzſcheſcher Ausſprüche, ſehr im Gegenſatz zu dem wirklich Deutſchen, die Beherrſchung anderer Länder anſtrebten.

Eine der grundlegenden Eigenſchaften, die Gott dem deutſchen Volke mitgegeben hat, iſt ſein tiefes Verlangen nach Wahrheit, ſein Streben, den Dingen auf den Grund zu gehen, ſie in ihrer objektiven Wirklichkeit zu erkennen. Möchte unſer Volk ſich rückhaltlos auf dieſe große Gabe beſinnen und auf der Grundlage des objektiv Wahren, des Echten den Wiederaufbau unſeres ſtaatlichen Lebens durchführen. Möchte es alles das abſtoßen, was zwar einſt echt war, aber in der Entwicklung der Dinge ſich nicht mitentwickelt hat und heute nur noch ein Scheindaſein führt. Möchte ſich unſer Volk aber auch davor hüten, klingende Schlagworte ohne Prüfung für Wahrheit zu halten, oder gar fremder geiſtiger Importware nachzulaufen, die in anderen Ländern echt ſein mag, die aber auf den deutſchen Boden verpflanzt niemals die Unterlage zu entwicklungs- und lebensfähigen Organiſationen abgeben würde.

Noch gärt und brodelt bei uns im Innern der junge Moſt. Im einzelnen laſſen ſich heute die zu löſenden Aufgaben noch nicht ſcharf umriſſen herausmeißeln, aber doch läßt ſich ſchon manches ſkizzenhaft andeuten, was es zunächſt zu entwickeln gilt.

Daß verſchiedene Völker die Erde bewohnen, beruht nicht auf menſchlicher Tat oder Willkür. Das Volkstum iſt eine von Gott ſtabilierte Tatſache. Unter den lebens- und entwicklungsfähigen Gütern des deutſchen Volkes ſteht deshalb an erſter Stelle die deutſche Einheit. Wie alles Irdiſche hat auch ſie Entwicklungsſtufen durchzumachen gehabt, die, jede in ihrer Zeit, Großes bedeuteten. Möchte das, was wir jetzt zu erleben begonnen haben, zu einem weiteren Schritte aufwärts führen, dem Ziele des Dichters entgegen — „ſoweit die deutſche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder ſingt."

Das deutſche Einheitsgebilde gilt es aber nach innen als einen Staat ſo auszubauen, daß er der Einheit und gleichzeitig der der deutſchen Geſchichte und dem deutſchen Geiſte entſprechenden reichen Mannigfaltigkeit gerecht wird.

Bevor der Krieg den Krieg überwand, war uns ein ſtraff organiſierter Staat mit ſtarker Land- und Seewehr vonnöten. Nur durch ſie konnten wir bei der geographiſchen Lage Deutſchlands unſeren Platz in der Welt behaupten. Es iſt das unvergängliche Verdienſt Preußens, ſeiner Herrſcher und Staatsmänner, dem deutſchen Volke dieſen ſtraff organiſierten Staat geſchaffen zu haben, ohne den es in der nunmehr abgeſchloſſenen Epoche der Weltgeſchichte durch die Übermacht ſeiner Nachbarn zerrieben worden wäre. Aber wie alle Gebilde, die Kampfesaufgaben dienen, enthielt die ſtraffe Organiſation des bis-

herigen deutſchen Reichs und noch mehr die des preußiſchen Staats Übertreibungen, die in dem, was man Bureaukratismus und Militarismus nennt, ſchließlich zu einer Entwicklung geführt haben, die ſich ſelbſt auflöſen mußte. Auch für den Staat gilt, daß er des Menſchen wegen gemacht iſt und nicht der Menſch des Staates wegen.

Dem heißt es jetzt Rechnung zu tragen. Wir bedürfen auch ferner feſtgefügter ſtaatlicher Ordnung, weil ohne ſie geordnete Zuſtände, ſolange dieſe Erde ſteht, nicht möglich ſind, und weil nur in einem Staat die wirtſchaftliche, kulturelle und ethiſche Weiterentwickelung eines Volkes ſich vollziehen kann. Andererſeits kommt es aber darauf an, den neuen deutſchen Staat nicht nur vom Militarismus, vor deſſen Wiederaufbau uns der Völkerbund ſchützt, freizuhalten, ſondern auch von jenem Bureaukratismus, der die Entfaltung lebendiger Kraft ſo oft gehemmt hat und der dem Außenſtehenden den Anſchein erweckte, als ſei das Regieren und Regiertwerden unſer eigentlicher Lebenszweck.

Im Intereſſe der deutſchen Einheit werden nach Friedensſchluß die bisherigen Aufgaben der Reichsgewalt vermehrt werden müſſen. Das gilt, abgeſehen von der auswärtigen Politik, die ſelbſtverſtändlich ausſchließlich Sache der Reichsleitung ſein muß, ganz beſonders auf dem wirtſchaftlichen Gebiet, auf dem der ſozialen Geſetzgebung, der Steuern, des Verkehrsweſens und dem der Poſt. Dagegen heißt es da, wo nicht die Lebensintereſſen des deutſchen Volkes eine einheitliche Regelung erheiſchen, in weitgehendſtem Maße zu dezentraliſieren und durch eine von papierenem Ballaſt möglichſt befreite Selbſtverwaltung aus dem Kern unſeres Volkes dem ſtaatlichen Leben der Nation immer wieder neue Lebenskräfte zuzuführen, die ihr ein ſich fortſetzendes Verjüngen gewährleiſten. Wie dieſe Selbſtverwaltung im einzelnen zu geſtalten ſein wird, bedarf ſelbſtverſtändlich gründlicher Durcharbeitung. Selbſtverwaltung und Dezentraliſation neben der einheitlichen Regelung der ſolche Behandlung erheiſchenden Materien iſt auch deshalb von beſonderer Bedeutung, weil nur auf dieſem Wege ein organiſches Zuſammenwachſen aller deutſchen Gaue ſich vollziehen kann, ohne daß der in der ſtammlichen Gliederung Deutſchlands liegende Reichtum eine Einbuße erleidet.

Außer den vorgenannten Fragen wird die Neuregelung des Schulweſens von größter Bedeutung ſein. „Freie Bahn dem Tüchtigen" ſoll hier das oberſte Leitmotiv bilden. Daneben gilt es bei der Neuorganiſation ſo zu verfahren, daß allmählich alle Halbbildung verſchwindet, die gedankenloſer Oberflächlichkeit und leerem Phraſentum immer wieder Vorſchub leiſten müßte. Der deutſche Schulmeiſter mit ſeiner Seminarausbildung hat in früheren Jahren Großes geleiſtet; ohne ihn wäre der Aufbau des ſtraff organiſierten Staates nicht möglich geweſen, deren das deutſche Volk als Durchgangsſtadium bedurfte. Dies

gehört aber jetzt der Vergangenheit an. Damit iſt das Bedürfnis nach dem Drill des ſeminariſtiſch gebildeten Volksſchullehrers beſeitigt. Die ſeminariſtiſche Bildung wird durch eine akademiſche zu erſetzen ſein. Im übrigen gilt es bei der Reform des Schulweſens ſich vergegenwärtigt zu halten, daß Vielwiſſerei noch keine Bildung iſt, und daß es vor allem darauf ankommt, den Schüler dahin zu bringen, daß er auf den verſchiedenen Gebieten ſelbſtändige Urteilsfähigkeit gewinnt.

Aber nicht nur die Schule, auch die Kirche wird von dem Wandel der Zeiten in ihrer Fortentwicklung beeinflußt werden. Bekanntlich iſt eine der Theſen der ſozialiſtiſchen Literatur, daß Religion Privatſache ſei. Der Satz iſt zweifellos ſeinem Urſprung nach Kirchen feindlich orientiert, und doch liegt vielleicht gerade in ihm für die Zukunft die weitere Entwickelungsgeſchichte des Chriſtentums beſchloſſen. Daß es dem innerſten Kern des Chriſtentums mit ſeiner auf die freie Willensentſchließung des einzelnen Menſchen abgeſtellten Ethik entſpricht, die Religion als die ureigenſte Angelegenheit des einzelnen Menſchen zu bezeichnen, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Wie es gekommen iſt, daß ſeit dem Übertritt Konſtantins des Großen zum Chriſtentum die Geſchichte der chriſtlichen Religion, bald ſchärfer bald weniger klar ausgeprägt, eine andere Entwicklung genommen hat, läßt ſich im Rahmen dieſes Aufſatzes nicht erörtern. Sie hängt zuſammen mit der Entſtehung und Entwicklung der Kirche, die eine Art Krücke darſtellt, auf die geſtützt die Menſchheit dem ihr von Gott geſteckten religiöſen Ziele zuwandert. Andererſeits aber kommt dafür der Staat in Betracht, der ſeit den Zeiten des römiſchen Reichs immer wieder mit dem Anſpruch hervorgetreten iſt, das Geſamtleben der Nation zu beherrſchen.

Es iſt oben bereits dargelegt worden, daß durch die Annahme der Wilſonſchen Punkte ſeitens der Zentralmächte und der Entente ſowie durch die innere Umwälzung in Deutſchland die Zeit des omnipotenten Staates für immer vorüber iſt. Daraus werden ſich auch für die Weiterentwickelung der Kirche ſchwerwiegende Folgen ergeben. Zwar wird die Menſchheit, ſolange dieſe Erde ſteht, der Kirche als Krücke nicht entbehren können, aber die Kirche der kommenden Epoche wird ſich das Wort, daß Religion Privatſache iſt, richtig verſtanden und tief gefaßt, zu eigen machen müſſen, will ſie anders ihre Aufgabe erfüllen.

Wir möchten allen Vaterlandsfreunden zurufen: ſchließt Euere Reihen, tut Euch zuſammen und ringt danach, den wirklichen Kern der Dinge, wie ſie ſich in ihrer gegenwärtigen Entwicklungsſtufe darſtellen, auf allen Gebieten zu erfaſſen. Auf dieſer echten Unterlage heißt es, dem deutſchen Volke den neuen Staat zu errichten. Das Gelingen ſetzt freilich neben der Echtheit der ſachlichen Grundlagen weiter voraus

daß die handelnden Menſchen ihre innerſte Kraft daranſetzen, ſelbſt echt zu werden.

Der Krieg hat gezeigt, wohin zuletzt die Unechtheit führt. Jedes Volk hat ſeine ihm anerſchaffene Eigenart. Sie bis zur Vollendung zu entwickeln, iſt ſeine Aufgabe. Nur innerhalb der durch dieſe Eigenart gegebenen Grenzen wird ein Volk wahrhaft Großes erreichen. Auch die Völker vermögen nicht über ihren eigenen Schatten zu ſpringen. Uns hat weniges ſo ſehr geſchadet, als daß weite Kreiſe unter Verſpottung der ſogenannten deutſchen Michelei dem deutſchen Volke die obendrein falſch verſtandenen Methoden anderer Völker zur Nachahmung empfahlen, und daß dieſe Nachahmung dann in Wirklichkeit verſucht worden iſt.

Und über dem Echtwerden als Deutſche ſteht als letztes die jedem in ſeinem Innerſten angehende Forderung, echt zu werden als Menſch. Eins der uns angeborenen Dinge iſt das Gewiſſen. Das weiß im geheimſten Innern jeder, mögen es noch ſo viele bald aus dieſem, bald aus jenem Grunde ableugnen. Weg auch hier mit aller Selbſttäuſchung, allem Selbſtbetrug, die das wirkliche Weſen des Menſchen aus der Welt herausdisputieren möchten. Wer gegen die Wirklichkeit ankämpft, wird zuletzt Schiffbruch leiden. Er wähnt frei zu werden, und wird in Wahrheit der Sklave von Wahnideen. Titanenkämpfe haben noch immer mit einer Niederlage geendet, nicht wegen „des Neides der Götter", ſondern weil die Menſchen eben keine Titanen ſind, vielmehr Menſchen, die nur dann wahrhaft Großes zu leiſten vermögen, wenn ſie die ihnen von Gott geſetzten Schranken anerkennen und frei von äußerem Zwange, aber auch frei von den Sklavenketten ſelbſtgewählter Götzen die ihnen anerſchaffenen Gaben zur Vollendung entwickeln.

Dem unechten Übermenſchentum gegenüber ſteht die einzig vollkommene Perſönlichkeit, die jemals über dieſe Erde gegangen iſt, Chriſtus. Bis in die letzte Faſer echt, hat er der Menſchheit die Wahrheit wiedergewonnen, daß nicht Herrſchen, ſondern Dienen die dem Menſchen von Gott geſtellte Aufgabe iſt.

Gar oft haben die Völker im Wechſelgang der Weltgeſchichte einen Anlauf dazu genommen, die ihnen als ein Traum vorſchwebende Freiheit zu erreichen. Sie jagten dabei meiſt einem abſolut gedachten Gebilde nach und verloren gar bald die reale Wirklichkeit aus den Augen, den feſten Grund unter den Füßen. Möchte das deutſche Volk in dieſem ernſten Augenblick ſich mit beiden Füßen auf den Boden der realen Wirklichkeit ſtellen. Möchte es ihm beſchieden ſein, echt zu werden bis ins innerſte Mark und dadurch wirklich frei! Möchte es ihm gelingen, auf echtem Grund ſein neues Haus zu bauen, damit die unſagbar ſchweren Opfer an Gut und Blut nicht umſonſt gebracht ſind und aus dem gährenden Moſt der Gegenwart etwas wahrhaft Echtes hervorgeht.

Erich Scheurmann
Die heilige Freude

Freude? Freude am Daſein? — Sie iſt nicht mehr für uns Deutſchen! Unſere Freudezeiten ſind geweſen. Unſere Blüte iſt gebrochen. Sechshundert Jahre hat Deutſchland gebraucht, ſich aufzurecken — für nur vierzig Jahre der Freude. Sklaverei und Schmach — das iſt unſere Zukunft für Jahrhunderte. Der Deutſche für ewig der Lakai der Herrenvölker. Als Menſchen der Dunkelheit und des Trübſinns werden wir unſer Leben hinfriſten, und unſer Lachen wird gellen wie das Lachen des Wahns.

Laßt uns nicht horchen auf die, welche jetzt ſo reden. Es ſind unſere Feinde; denn es ſind die Feinde des Lebens ſelber. Es ſind die Blinden, Irrenden, von der Vergangenheit Gebannten, die dem Leben aus ſich gebieten wollen, ſtatt der wachen Stimme des Lebens zu gehorchen, die alleine weiß, was uns gut iſt. Laßt uns ſie bemitleiden, die jetzt ihr Haupt gebeugt tragen, die müde und voll Unglauben an alle Zukunft, die Hände in den Schoß legen und ſagen: es lohnt ſich nicht mehr . . uns iſt alles einerlei. Oder laßt uns ſie aufreizen aus ihrer dumpfen Befangenheit durch unſere heilige Freude. Heilig, weil ſie nicht von außen, weil ſie von Gott kommt, der ſie uns tief in die Seele legte, daß wir ſie zu dieſer bangen Zeit jetzt hervorholen können. Laßt uns jedem ſagen, warum unſer Haupt noch aufrecht ſteht und wir jeden Morgen mit dankbarer Freude am Leben erwachen, trotz allem zeitlichen Ungemach. Laßt es uns jedem ſagen, was unſere Hoffnungen ſind, unſer Glaube und unſere junge Freude. Laßt uns davon ſprechen mit der Inbrunſt und dem Ernſt eines Heiligen; und doch ſo menſchlich, ſo einfach und wiederum vielfach, wie unſere innere Stimme es uns eingeben will. Wir ſollen Steine zum Blühen bringen.

Dazu muß die heilige Freude vor allem in uns ſelber leben. Sie muß uns umſpielen wie ein natürlicher Gotteshauch. Sonſt ſind unſere Worte nur eine Totenſtimme für Tote. Die heilige Freude kann nur in uns leben, wenn wir tiefinnerlichſt empfinden und erſchauen, daß wir an einer friſchen Lebensquelle ſtehen; nicht aber an einer Pforte des Entſagens, Grauens und Verzweifelnmüſſens. — Der große ſchöne Acker der Deutſchheit iſt abgeerntet, die Krähen ſtapfen darauf herum, Regen und Wind durchpeitſcht ihn im wilden Zorn, und vor unſern Geiſt drängt ſich die Erinnerung an die Zeit, da alles in Blüte ſtand. Wir müſſen dieſe Erinnerungen zurückdrängen; denn wir ſollen junge Saat in den Boden legen. Das iſt unſere Aufgabe von heute. In ihr birgt ſich eine der heiligen jungen Freuden der Zeit, die den Geiſt jauchzen

und die Hände fiebern macht, fiebern machen ſollte: dieſes unbehinderte Ausſäen- Aufbauenkönnen. Die Fülle des Möglichen überlichtet das Dunkel der Zeit, das nur ſcheinbar iſt. Unſere Not dient der Vorbereitung zu größerer Vollkommenheit. Jeder müßte heute etwas von der Freude des Künſtlers empfinden, der zum erſtenmal in die ungeſtaltete Maſſe greift. Jeder kann heute an ſeiner Stelle eine Art Mitſchöpfer, Geſtalter, Künſtler werden; denn überall iſt heute die rohe, zu geſtaltende Maſſe. Jeder, der heute eine gute Eingebung hat, kann ſie unbehindert ins Leben bringen. Nichts iſt vernagelt, vertrocknet, überall wartet jungfräulicher Boden.

Um derart empfinden zu können, muß man ſich innerlich frei machen, ganz frei; man muß gleichſam Gottes Hand faſſen und von ſeiner freien Höhe erdwärts ſchauen, um groß genug im Begreifen zu ſein, was unſerer Zukunft frommt. Alle dürren Häute müſſen von uns abfallen an der Sonne der Zuverſicht. Es gibt ſo viele Hemmungen, um zur heiligen Freude zu kommen. Die Dinge haben uns noch in Gewalt, und unſer Reichtum macht uns noch zu arm. Wir klagen in unſerer Not über die Dinge, die uns verlorengehen, und ſehen nicht die Werte, die wir behalten, die wir gewinnen. Viel zu lange haben wir die Mittel zum Zweck für den Zweck ſelber gehalten, haben über dem Anſchaffen der Mittel den Zweck ſelber vergeſſen. Der Zweck des Daſeins iſt nicht ein Haben von Dingen. Reichtum und das Vermögen zum Wohlbehagen iſt nicht, was unſeren wahren Wert ausmacht. Wir müſſen endlich das frohe Wagnis begehen, uns dies einzugeſtehen. Im jungen kommenden Daſein ſoll endlich einmal gebrochen werden mit der Unmenſchlichkeit, unſeren Nächſten nach ſeinem Einkommen, ſeinem Haben, ſeiner Stellung zu beurteilen und einzuſchätzen. Wie groß iſt die Kraft deines Gemütes, die Freudigkeit und Fülle deiner Seele — danach ſollen wir Menſchen werten. Das entſpricht den Satzungen einer wirklichen Herzensdemokratie. Laßt uns große Ziele ſetzen, Ziele der Menſchwerdung, die ſich lohnen. Jetzt, heute, in dieſer Stunde iſt der Augenblick, um junge Saat in die Volksſeele zu legen. Saat, aus der unſere neue Zukunft erblühen ſoll. Die neue deutſche Zukunft, die ſchönere. Wir haben die Pflicht gegen unſere Toten, ihr Sterben für ein großes Leben einzutauſchen. Laßt uns unſere Feinde entwaffnen und zu unſeren Brüdern machen, indem wir ihnen ſagen: Euere Mühe und Habgier lohnt nicht, unſer Köſtlichſtes könnt ihr uns nimmer rauben — unſere Seele! Wie erbärmlich dünkt uns ein Menſch, der da verzweifelt ſeiner verlorenen Güter wegen und ſich nicht aufrafft. Wie erbärmlich ein Volk. Viel zu viel haben uns die irdiſchen Dinge gegolten, und nun ſehen wir ihren kümmerlichen Wert und ihre ſchnelle Vergänglichkeit. Und wir dürfen ohne Hochmut uns eingeſtehen: wir ſind begnadet mit höheren, inneren Gütern. Wir ſind uns unſeres Reichtums nur nicht

bewußt, darum ſorgen wir uns jetzt ſchon um die Dinge unſerer Zukunft. Und gerade um die Dinge brauchte ſich der Deutſche nicht zu ſorgen. Die deutſche Hand iſt arbeitſam von Natur, ſie muß aus ſich tun, wirken und werken; ſie kann gar nicht anders. Die Hände der ſiebzig Millionen Deutſchen werden Wunder wirken und Wunden heilen, ehe das neue Jahr herum iſt. Aber wir müſſen uns größere Ziele ſetzen, Ziele, die unſerer würdig ſind, die die Welt ohne unſer Zutun in Ehrfurcht zwingen, damit ſich der große Haß in Liebe wandle, wir ſelber untereinander wieder in einem großen Verſtehen und Wollen zuſammengeſchloſſen werden.

Aber ſchon ſehe ich die ſkeptiſchen Überklugen, die da mitleidig lächeln und ſagen: „Ihr habt gut tun, aus der Not des Vaterlandes eine Tugend zu machen. Wohl euch, die ihr auf Wolken wandelt und Wolkenpläne ſinnt. Auch euere Phantaſtereien vermögen deutſches Elend nicht mehr auszulöſchen.“ — Laßt jene reden und ſagt ihnen: Ein Volk iſt immer das, als was es ſich ſelber einſchätzt. Und der geſtaltende Gott ruht in jedem Volke; vermag es ihn zu wecken und erkennend anzurufen, können auch heute noch Zeichen und Wunder geſchehen. Und — iſt es nicht beſſer Wolkenpläne zu machen als keine? Und ſehnen wir alle uns denn nicht nach Zielen, die das Leben wieder wertvoll und reich machen? Hat der Krieg uns zudem nicht alle überzeugt, daß vieles möglich iſt gegen menſchliche Vorausſicht? Sollte dieſe Erfahrung uns nicht eigentlich demütig und zugleich empfänglich für alle Möglichkeiten halten? Warum muß es ein Traum ſein, daß die Welt, wie ſie uns unſerer ſtarren Kraft wegen gehaßt hat, uns einmal unſerer Liebe wegen achten könnte in gleichem Maße? Wir beklagen, daß die Feinde uns die Barbaren der Welt nennen; laßt uns ihnen beweiſen, daß ſie uns unterſchätzt haben, daß ſie die deutſche Seele und ihre Liebesfähigkeit nicht kennen. Wenn wir danach dürſten, uns auszubreiten, an Macht und Einfluß in der Welt zu gewinnen, ſo werden wir ſchneller zum Ziele kommen, wenn wir der Welt die Größe unſerer Seele beweiſen.

Und das iſt die heilige große Freude des Augenblicks: die deutſche Seele ſchaut befreiter in die Gegenwart, ſeit die große deutſche Habgier geſtorben iſt. Ihre Zeit iſt gekommen; wenn die Gärtner jetzt nur eilen, die hellen Keimlinge zu ſchützen und zu pflegen, damit uns eine Blüte wird. Durch unſere Seele ſoll ſich unſere Freude am Daſein wieder verjüngen. Sie gedeiht am beſten auf dem Boden der Not und Bedrängnis. Solange nicht ein Volk wenigſtens damit beginnt, umzuwerten, ſich vom Zwange der Habgier loszureißen — ſolange iſt kein Gedanke an eine wahrhafte Völkerverbrüderung, ſolange herrſcht nach wie vor nur und alleine die brutale Gewalt und rohe Macht. Deutſcher, beginne du!

Edwin Hoernle
Das proletarische Zeitalter*

Der Krieg ist eine Arbeiterfrage." Kein zweites Wort wirft ein so helles Schlaglicht auf die sich wandelnde Struktur der modernen Gesellschaft. Dem bürgerlichen folgt das proletarische Zeitalter. Das Wort hat um so mehr Gewicht, als es nicht von einem Arbeiterführer gesprochen wurde, sondern von einem Angehörigen der bürgerlichen, ja feudalen Klasse, von einem Manne, der zu den berufenen Vertretern der bisherigen Staats- und Gesellschaftsordnung gehört. Welche gewaltigen Wandlungen müssen in der Weißglut des Weltkrieges vor sich gegangen sein, bis die neue Erkenntnis einem Manne eingehämmert wurde, der durch Abstammung, Erziehung, gesellschaftliche Stellung und wirtschaftliche Interessen der Arbeiterklasse fernsteht?

Die Sozialisten haben bereits vor 40 und 50 Jahren auf die sich immer rascher wandelnde Struktur der gegenwärtigen Gesellschaft hingewiesen. Sie deuteten auf die Abnahme der selbständigen bürgerlichen Existenzen, die Aufsaugung des kleinen Kapitals durch das große und auf die damit parallel laufende rasche Zunahme der auf den Verkauf ihrer Hand- oder Kopfarbeit angewiesenen besitzlosen Masse. Schon längst lehrte die marxistische Theorie, daß die Arbeit dieser Masse, des Proletariats im weitesten Sinne, die gesellschaftlichen Güter erzeuge, daß sie also die Grundlage und Triebfeder des sozialen Lebens bilde.

Im Bürgertum verschloß man sich im großen ganzen bisher dieser Ansicht. Selbst in den kleinen sozial interessierten Kreisen zögerte man, die volle Tragweite des historischen Prozesses anzuerkennen, der sich vor den eigenen Augen abspielte. Man sah in der proletarischen Ar-

* Ich bitte zu beachten: Dieser Artikel war schon vor Ausbruch der russischen Revolution niedergeschrieben. Er konnte aber erst nach Aufhebung der Zensur veröffentlicht werden. Der erste Teil dieser Revolution hat dem Grundgedanken vollkommen recht gegeben. Auch das russische Proletariat wagte nicht, die Herrschaft an sich zu reißen, sondern geriet Schritt um Schritt unter die Fuchtel der Miljukow und Genossen, also des inländischen und ausländischen Großkapitals. Der — man mag darüber denken, wie man will — auf jeden Fall heroische Versuch der Bolschewiki, die Diktatur des Proletariats zu errichten, den Frieden wie den Sozialismus durch Schürung einer Weltrevolution zu erzwingen, droht durch den Bund der internationalen Reaktion mit dem „Unverstand der Massen" vernichtet zu werden. Dabei ist die wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung des Proletariats in allen Ländern noch immer in raschestem Wachstum begriffen. Sein politisches Gewicht steht dazu noch in keinem Verhältnis. Die tatsächliche Umwandlung der ökonomischen und sozialen Struktur unseres Zeitalters eilt eben, wie immer, ihrer politischen und juristischen Anerkennung und Registrierung voraus. Der Verfasser

beiterschaft einen integrierenden Teil der bürgerlichen Gesellschaft, einen Faktor neben anderen, keineswegs den ausschlaggebenden Faktor für die Gestaltung der Zukunft. Vielfach bemühte man sich mit Hilfe der Statistik nachzuweisen, daß das „Proletariat" noch lange nicht die „übergroße Mehrzahl" des Volkes bilde, daß es noch selbständige, produktiv tätige Existenzen genug gebe, kurzum, daß die bürgerliche Ordnung noch festen Grund unter sich habe.

Das Treibhauswetter des Weltkriegs hat indessen beschleunigend auf die Entwicklung gewirkt, hat bislang mehr unter der Oberfläche wirkende Prozesse an das grelle Tageslicht gezerrt, hat jedes einzelne Element der Gesellschaft genau nach dem Maßstab seiner Wirksamkeit und Unersetzlichkeit für die bestehende Ordnung gemessen. Der Krieg zog, je länger er dauerte, desto mehr alle Bevölkerungskreise gleichmäßig in seinen furchtbaren Wirbel, er faßte den gesamten Gesellschaftskörper mit eisernen Klammern, er entpuppte sich als eine gewaltige Frage der Technik und Organisation. Die Unerbittlichkeit, die dem Kriege eigen ist, ließ bald keine Zweifel bestehen, welches gesellschaftliche Element, welche wirtschaftlichen Funktionen gegenwärtig Grundlage und Lebensnerv des Staates sind.

Heute liegt es auf der Hand: Die drei Faktoren, die in erster Linie dem Staat die Gewaltanstrengung der Kriegführung ermöglichen, sind das wohlorganisierte und konzentrierte Großkapital, die Landwirtschaft und — das industrielle Proletariat.

Der gewerbliche Mittelstand, die vielen kleinen selbständigen Existenzen, der eigentliche Kern und Bestand des Bürgertums, spielt nur noch eine untergeordnete Rolle. Ja noch mehr: die kleinen, selbständigen Existenzen erweisen sich als Hindernis, sind die Träger einer offenbar rückständigen Produktionsform, die den ins Riesenhafte gestiegenen Anforderungen der Gegenwart auch beim besten Willen nicht mehr Genüge leisten können.

Auch mit der Lebensmittelerzeugung und -verteilung in der Landwirtschaft stünde es besser, wenn wir es mit großen, wohlorganisierten, zentral leicht zu kontrollierenden Wirtschaftseinheiten zu tun hätten. Was der Krieg fordert, sind Höchstleistungen in der Technik, in der Organisation und in der geistigen Beweglichkeit und Spannkraft. Hier kommt das Kleinbürgertum in seiner Kräftezersplitterung nicht mehr mit.

Schon in dem ersten Kriegsjahr wurde in der ernsthaften Presse von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, welche ausschlaggebende Bedeutung der Industrie und zumal der Industriearbeiterschaft sowohl im Schützengraben wie in der Heimat zukomme. Die schulmäßige Anschauung, daß Kleinbürgertum und gewerblicher Mittelstand das eigentliche Rückgrat des Volkskörpers bilden, erhielt einen

heftigen Stoß. Auch in jenen Kreiſen, die die Bedeutung von Großinduſtrie und Proletariat bisher aus Unkenntnis der wirklichen Dinge unterſchätzten oder aus ihren gegenteiligen Intereſſen heraus nicht anerkennen wollten. Ihnen dämmerte die Ahnung, daß die Geſellſchaft der Gegenwart doch etwas anders zuſammengeſetzt und aufgebaut ſein müſſe als zu Großvaters Zeiten. Mehr noch: Je länger der Krieg dauert, deſto mehr zeigt es ſich, daß nur die allergrößten Betriebe, Finanzinſtitute, Genoſſenſchaften uſw. wirklich leiſtungsfähig ſind. Wenn man trotzdem kleinere Privatunternehmen bei Kriegslieferungen uſw. berückſichtigt, ſo geſchieht dies aus naheliegenden innerpolitiſchen Gründen.

Wir ſind alſo in das Zeitalter der Induſtriekönige, der Finanzdynaſtien, der Mammonarchen eingetreten. Aber die eigentliche produktive Arbeit wird nicht von dieſen geleiſtet, ſondern von der Maſſe ihrer Angeſtellten, Beamten, Arbeiter, kurzum von dem Heer der Kopf- und Handarbeiter, die ihnen dienen, vom Proletariat. Das iſt die erſte Stufe des proletariſchen Zeitalters. Der Weltkrieg hat ſie nicht erſt geſchaffen, allein er hat ihr ſowohl in den Tatſachen, als in der Vorſtellung maßgebender Kreiſe zum Durchbruch verholfen.

Dieſe erſte Periode des proletariſchen Zeitalters ähnelt in manchen ihrer Erſcheinungen der erſten Epoche des bürgerlichen Zeitalters am Ausgang des Mittelalters. Sie iſt eine Zeit voll Übergänge und unentſchiedener Kräfteverhältniſſe. Sie bringt noch keineswegs die Selbſtändigkeit und Herrſchaft der emporſtrebenden Klaſſe. Im Gegenteil. Dieſe iſt ihrer Bedeutung noch zu wenig bewußt, wirtſchaftlich zu ſchwach, politiſch zu unreif, kulturell zu tiefſtehend, um die Leitung an ſich zu reißen. Es entſteht eine Tyrannei, eine abſolutiſtiſche Deſpotie der Mächtigſten. Der Vergleich mit den Anfängen des Bürgertums iſt lehrreich. Wie damals unter dem Einfluß der emporkommenden Geldwirtſchaft ſich der mittlere feudale Grundbeſitz zerſetzte, ſo zerſetzte ſich in den letzten Jahrzehnten das kleine ſelbſtändige Unternehmertum. Wie ſich damals das abſolutiſtiſche Fürſtentum entwickelte und den Ritteradel entweder vernichtete oder als Offiziere und Beamte in ſeine Dienſte nahm, ſo erheben ſich heute Induſtrie- und Finanzdynaſtien, die mehr und mehr abſolutiſtiſch walten, und denen das früher ſelbſtändige Bürgertum nun das Heer der Angeſtellten und Beamten liefert.

Und wie damals das zu ſelbſtändiger Machtpolitik noch unfähige, zünftig organiſierte Kleinbürgertum ſich in den Schatten der Throne ſtellte und zum Fußſchemel des Fürſtentums wurde, ſo ſcheint auch heute ſich ein ungleiches Bündnis anzubahnen zwiſchen den großen beſitzenden Machthabern und der arbeitenden Maſſe des gewerkſchaftlich organiſierten Proletariats.

Schon vor dem Kriege ſahen wir deutliche Zeichen dieſer Entwicklung. Der alte kleinbürgerliche Staat hatte kein Verſtändnis für den ſozialen und wirtſchaftlichen Umwandlungsprozeß, der ſich in ſeinem Schoße, freilich vielfach verſchleiert, abſpielte. Das ſelbſtändige kleine Unternehmertum und der gewerbliche Mittelſtand fühlten ſich nur bedroht und in einer wachſenden Zwangslage, ohne die tieferen Urſachen zu erkennen. Eingekeilt zwiſchen ihren beiden Drängern, dem Großkapital einerſeits, dem nach Emanzipation ſtrebenden Proletariat andererſeits, führten ſie einen hoffnungsloſen Kampf gegen zwei Fronten. Solange daher Regierungsbureaukratie und Parlament vornehmlich noch Organe des mittleren Bürgertums waren, äußerte ſich dieſer Todeskampf in einer reaktionären Mittelſtands- und Bauernſchutzpolitik. Man verſuchte ſowohl nach oben wie nach unten künſtliche Schutzwehren zu errichten. Auch hier erinnert dieſes Streben an die Bemühungen des niedergehenden ritterlichen Adels vom Ausgang des Mittelalters. Nach oben waren die Schutzwehren vergeblich. Im Bunde mit allen Fortſchritten der Technik, der Organiſation, finanziellen Hilfsquellen, ſchritten die aufſtrebenden Induſtrie- und Finanzfürſten über die kleine kapitaliſtiſche Induſtrieritterſchaft raſch hinweg und verſtanden es bald, den Regierungsapparat in ihre Hände zu bekommen. Ähnlich wie der verſinkende Kleinadel ſeinerzeit die Waffen, die ſich nach oben als zu ſtumpf erwieſen, mit rückſichtsloſer Wucht nach unten kehrte, ſo hat ſich die ganze Schale kleinbürgerlicher Erbitterung auf die Emanzipationsbewegung der Arbeiter ausgegoſſen. An allem Unglück ſchien der Arbeiter ſchuld: an den ſteigenden Preiſen, an der ſchlechten Bilanz, an der übermächtigen Konkurrenz der Warenhäuſer uſf. Die Legende von der Unerſättlichkeit und Genußſucht des immer mehr Lohn fordernden Arbeiters wurde eifrig kolportiert und geglaubt. Im Sozialiſtengeſetz fand die kleinbürgerliche Reaktion gegen die neue Entwicklung in Deutſchland ihren klaſſiſchen politiſchen Ausdruck. Dieſe Politik gipfelte in der Weisheit jenes Schildbürgers, der den Wind in Säcke fangen und in das Gefängnis ſperren wollte.

Eine ganz andere Behandlung der Arbeiterfrage bahnte ſich an, als Regierungsbureaukratie und Parlament mehr und mehr zum Werkzeug des ſiegreichen Großkapitals und ſeiner Klientenſchaft wurden. Nicht mehr das Überlebte konſervieren, ſondern das Neue ſich dienſtbar machen, war fortan das teils bewußte, teils unbewußte Leitmotiv. Auch dem Großkapital war das ſelbſtändige, zumal das ſozialiſtiſch orientierte Machtſtreben der proletariſchen Klaſſe unbequem. Es wollte genau ſo wie das kleine Bürgertum „Herr im Hauſe" bleiben. Aber das Ziel zu erreichen, fiel ihm leichter als ſeinem Vorgänger. Es bedurfte nicht mehr der alten, grobſchlächtigen Mittel. Der Arbeiterbewegung wurde in kurzer Zeit und mit der ſicheren Überlegenheit des

Mächtigen das rebelliſche Rückgrat gebrochen, gebrochen ohne viel Federleſen und Geſchrei, häufig mit der Miene des Wohltäters. Es kam die Zeit der Tarifverhandlungen im Wirtſchaftsleben und der Sozialreformen in der Politik, es kamen die privaten Wohlfahrtseinrichtungen, die ſtaatlichen und privaten Arbeiterverſicherungen und was ſonſt noch „arbeiterfreundliche" Maßnahmen ſind. Nur wenn ſich trotz alledem eine Arbeiterkategorie renitent, allzu „maßlos" oder unerkenntlich zeigte, da machte man ſie gefügig mit den Mitteln der Rieſenausſperrungen, ſchwarzer Liſten, der Maſchinengewehre und nicht zum wenigſten der zu dieſem Zwecke neugeſchaffenen „wirtſchaftsfriedlichen" Gegengewerkſchaften.

Im übrigen konnte man ſich einiges Entgegenkommen gegenüber der Arbeiterklaſſe um ſo mehr erlauben, als dank dem Raffinement in der Technik, der Organiſation und Ausnützung der Arbeitskraft die Arbeitsleiſtung jedes einzelnen Beamten, Angeſtellten und Arbeiters aufs höchſte geſteigert worden war. Nur eine kleine Anzahl der Arbeiter merkten, daß ſie im Begriffe waren, die hungernde, kampf- und gefahrvolle Freiheit des Wolfes für das ſilberbeſchlagene Halsband eines Kettenhundes einzutauſchen. Man ſuchte ſie ſogar aus ihren eigenen Reihen heraus zu überzeugen, daß ſie ihre Erſtgeburt nicht um ein Linſengericht, ſondern im Gegenteil, daß ſie für das Linſengericht der ſozialiſtiſchen Internationale ein Erſtgeburtsrecht im imperialiſtiſch vergrößerten Vaterland einzutauſchen im Begriffe ſeien.

Der Krieg hat dieſe Entwicklung zur Reife gebracht. Man mag ſie begrüßen oder bedauern. Es iſt eine geſchichtliche Tatſache, daß die proletariſche Arbeiterſchaft in allen Ländern mit genau derſelben Preisgabe jeder wirtſchaftlichen, politiſchen und kulturellen Selbſtändigkeit ihr Zeitalter einleitet, wie ſeinerzeit das Kleinbürgertum. Nur mit dem Unterſchiede, daß das Kleinbürgertum des 15., 16. und 17. Jahrhunderts infolge der in ſeiner Wirtſchaftsweiſe begründeten Kräftezerſplitterung und der niederen Stufe ſeiner Technik gar nicht anders konnte, während heute dem Proletariat die Möglichkeit gegeben iſt, auch dem Großkapital und dem imperialiſtiſchen Staat gegenüber ſeine volle Selbſtändigkeit und die Selbſtherrlichkeit ſeiner Klaſſenziele zu wahren.

Der Gipfel des bürgerlichen Zeitalters wurde erklommen in der Epoche der großen Revolutionen, der Errichtung der Nationalſtaaten, der Ablöſung des Abſolutismus durch die bürgerliche Demokratie, der Wegfegung der feudalen und zünftigen Überbleibſel. Vollkommen auskriſtalliſiert haben ſich dieſe Tendenzen nicht, da der obenerwähnte Zweifrontenkampf mit Großkapital und Proletariat ſofort das kleine und mittlere Unternehmertum zwangen, bei den alten Mächten wieder Anlehnung und Schutz zu ſuchen. Es iſt die Tragödie des Bürgertums,

daß ſeine Zerſetzung ſchon begann, noch ehe es ſich recht auszuleben und einzurichten vermocht hatte.

Wenn noch heute vom bürgerlichen Staat, von bürgerlicher Wirtſchaftsordnung geredet wird, ſo iſt das bereits ein Atavismus und wird es ſtets mehr von Jahr zu Jahr. Gewiß, in tauſend Äußerlichkeiten, in Geſetzbüchern und Standesunterſchieden, in Vorſtellungsweiſen und Redensarten, in Kleinſtadt und Provinz, in der aus allerlei innerpolitiſchen und Parteigründen noch immer verſuchten Mittelſtandsretterei ragt das bürgerliche Zeitalter zu uns herüber. Aber es iſt ein hohler Stamm mit ſchwachen, künſtlich hochgebundenen Schößlingen. Ausſchlaggebend ſind heute die Truſts und Rieſenbetriebe, ſind die Großbanken und Finanzkonſortien, kurzum die abſolutiſtiſchen Potentaten des Wirtſchaftslebens. Und neben dieſen, in ihrem Gefolge, von ihnen beherrſcht und geleitet, ſteht die Maſſe des Proletariats, des Proletariats im weiteſten Sinne, worunter alle Staats- und Privatbeamten, Angeſtellte und Kleine, ihre Selbſtändigkeit nur noch dem Scheine nach wahrenden Exiſtenzen gerechnet werden müſſen. Das iſt keine vorübergehende Erſcheinung. Das ſind die deutlichen Anfänge eines neuen, eines proletariſchen, von Finanzdynaſtien beherrſchten Zeitalters.

Wohl heißt es zunächſt nur: „Der Krieg ſei eine Arbeiterfrage.“ Doch was iſt der Krieg heute? Er iſt nicht mehr wie im Zeitalter des national beſchränkten Induſtriekapitalismus eine bloße Ausnahme, eine notgedrungene Fortführung der Friedenspolitik mit gewaltſamen Mitteln, eine bloße Epiſode; nein, der Krieg iſt im Zeitalter des Imperialismus, der Weltmachtstendenzen und Weltmarktskämpfe die Politik, die Expanſionsform geworden, wie einſt im Zeitalter des um Amerika und Indien ringenden Merkantilismus. Auch hier ließen ſich intereſſante hiſtoriſche Parallelen ziehen, zumal über das Verhältnis von Krieg, Finanzkapital und Abſolutismus. Allein der Raum iſt beengt. Der Unterſchied zwiſchen Krieg und Friedenszeiten beſteht ſeit mindeſtens zwanzig Jahren nur noch darin, daß Perioden latenter, gleichſam chroniſcher Kriegführung mit akuten, gleichſam fieberhaften Ausbrüchen abwechſeln. Das kam ja alles in den letzten Jahren draſtiſch zum Ausdruck in den Schlagwörtern vom „bewaffneten Frieden“, von der „gepanzerten Fauſt“, von dem Militarismus als „Lebensnerv des Staates“, im Wettrüſten und den ſich häufenden politiſchen Kriſen. Noch ehe die erſte Kanone losging, gab es in Europa „dicke Luft“ genug. In einem Wort, wenn wir heute das Geſtändnis hören, daß der Krieg eine Arbeiterfrage ſei, ſo iſt damit die geſamte gegenwärtige Wirtſchaft und Politik als „Arbeiterfrage“ charakteriſiert.

Man beachte wohl, es heißt nicht mehr, eine Frage der Induſtrie und Organiſation, es heißt „Arbeiterfrage“. Die Machthaber der heu-

tigen Zeit ſind ſich wohl bewußt, daß nicht mehr das Privatkontor des Unternehmers, ſondern der Werkſaal und die Schreibſtube, nicht mehr das Bureau des Chefs, ſondern die ungezählten Arbeitsräume der Beamten, Angeſtellten, Arbeiter es ſind, wo die eigentliche produktive Arbeit geleiſtet, wo das ſchwere Rad der Zeit gedreht wird. Alles andere iſt erſetzbar, kann entbehrt oder demokratiſch verwaltet werden. Die großen Mammonarchen, die, im Hintergrunde ſtehend, die wahren Regiſſeure unſerer Kriegs- und Friedenspolitik ſind, ahnen dunkel, daß ſie überflüſſig ſind; die große Maſchine würde auch ohne ſie, auf demokratiſcher Grundlage, genau ſo tadellos funktionieren. Nein, weit beſſer, denn es würden die ſelbſtſüchtigen Intereſſen, die Konkurrenzkämpfe der Mammonarchen unter ſich fortfallen. Kurz und gut: hinter der mammonarchiſchen Periode des proletariſchen Zeitalters dämmert die demokratiſche, die notwendig eine ſozialiſtiſche ſein wird, mit planmäßiger Organiſierung der Weltproduktion zugunſten der Geſamheit. Damit wird einſt der Gipfelpunkt des proletariſchen Zeitalters erreicht und, wie es ſcheint, der Gipfelpunkt menſchlicher Wirtſchaftsentwicklung überhaupt, ſoweit dieſer Erdball in Betracht kommt.

Iſt alſo die imperialiſtiſche mammonarchiſche Periode, die Epoche des „Staatskapitalismus" — oder „Staatsſozialismus", wenn man ſo lieber will — ein hiſtoriſcher Fortſchritt, zeugt es alſo von hiſtoriſch-politiſchem Scharfblick, daß die Führer der Sozialdemokratie ihren alten, durch den Krieg mit dem Kleinbürgertum orientierten revolutionären Klaſſenkampfſtandpunkt aufgaben und zeitig Frieden ſchloſſen mit dem im imperialiſtiſchen Großſtaat politiſch ſich organiſierenden und auswirkenden Großkapital? Haben die freien Gewerkſchaften recht daran getan, daß ſie ihre Taktik beizeiten der neuen Situation anpaßten und nicht in ausſichtsloſen Streiks und anmaßenden Lohnbewegungen ihre Kräfte im Kampf mit der Übermacht aufrieben? Sie ſchritten vorwärts im Zeichen der Tarifverhandlungen, ſie wurden aus Kampforganiſationen zu Unterſtützungsvereinen. Aus prinzipiellen Gegnern der chriſtlichen und „gelben" Gewerkſchaften ſind ſie deren Konkurrenten geworden, die mit geringen Abweichungen dieſelben Maximen befolgen. Die Inkonſequenten, die politiſch Kurzſichtigen ſind alſo doch wohl jene Fanatiker der „rein marxiſtiſchen Lehre", die heute noch an den veralteten Theorien kleben, weil ſie unfähig ſind, ihre hiſtoriſche Bedingtheit, ihre Unbrauchbarkeit unter den heutigen veränderten Verhältniſſen zu erkennen?

Hiſtoriſche Parallelen ſind keine ſtrikten Beweiſe, ſie ſind, mit Vorſicht angewandt, lehrreiche Illuſtrationen. Demnach mag es gut tun, in dieſer Zeit, da ſo viel von „Neuorientierung" und „Sozialismus, wohin wir blicken" geredet wird, ſich daran zu erinnern, daß der Weg

des Bürgertums unter dem Fußſchemel des Abſolutismus hindurch zur Demokratie ein weiter und dorniger Umweg war. Das Bürgertum bezahlte ſein politiſches Lehrgeld mit Strömen von Blut, mit einer Unſumme von Arbeitskräften, Geld und Zeit, die nicht in eigenem, ſondern in fremdem dynaſtiſchen Intereſſe ausgegeben wurden. Der Abſolutismus, ſein „ſtehendes Heer", ſeine Bureaukratie, ſein privilegierter Hochadel und ſeine ſonſtigen kleinen Paraſiten, kurzum das ganze Syſtem der Deſpotie, wurde ſehr bald aus einem Hebel des Fortſchritts zur ſtärkſten Feſſel der Entwicklung. In gewaltſamen Revolutionen, in Erſchütterungen, die die Staaten an den Rand der Anarchie brachten, wurde dieſe Feſſel gelöſt. Die Demokratie wurde nirgends von oben geſchenkt, ſondern von unten erkämpft. Nicht eine Handvoll Miniſter, Kabinettsräte, Staatsſekretäre, wenn auch zum Teil bürgerlichen Urſprungs, ſchufen die Grundlagen des konſtitutionellen Staates, ſondern die Puritaner Cromwells, die Erſtürmer der Baſtille und der Tuilerien, die noch halb kleinbürgerlichen Proletarier der Chartiſtenbewegung in England, der Februar- und Märzrevolutionen auf dem Kontinent. Die Spuren ſchrecken. Es iſt noch ſehr fraglich, ob das heutige Induſtrieproletariat für die Erringung der ſozialen Demokratie etwas gewonnen hat, als es, dem Kampf mit dem Großkapital ausweichend, ſich deſſen Leitung unterwarf und ſich dem imperialiſtiſchen Großſtaat eingliederte. Der Weltkrieg brachte den ſofortigen Beweis dafür, welche ungeheuren Opfer die Mammonarchen von ihm fordern.

Es gibt eine einfache und auf den erſten Blick auch einleuchtende Art, ſich mit hiſtoriſchen Tatſachen abzufinden. Man erklärt einfach, die Frage, wie alles gekommen wäre, wenn man in dem oder jenem Zeitpunkt anders gehandelt hätte, für abſurd. Alles was iſt, iſt notwendig.

Alſo war es auch notwendig, daß Sozialdemokratie und Gewerkſchaften unter den obwaltenden Verhältniſſen ſich den Intereſſen des Imperialismus unterordneten. Sie waren die Werkzeuge der hiſtoriſchen Notwendigkeit. Bei den gegebenen Machtverhältniſſen zwiſchen Arbeit und Kapital wäre jede andere Stellungnahme Wahnſinn geweſen, nutzloſe Kräftevergeudung, blinde Prinzipienreiterei. Die Periode des Mammonarchismus iſt ein notwendiges, wenn auch ſchmerzhaftes Durchgangsſtadium auf dem Weg zum Sozialismus.

Als Miterlebende wagen wir nicht zu entſcheiden, ob die genannte hiſtoriſche Notwendigkeit wirklich beſtand. Auf alle Fälle iſt ſie ein dehnbarer Begriff und kein metaphyſiſches Weſen. Wir ſehen jetzt deutlicher als vor dem Krieg, daß wir die geiſtige Selbſtändigkeit, politiſche Schulung und aktive Energie der ſozialiſtiſchen Maſſen bisher ſtark überſchätzten. Sie ſcheinen in der Tat noch nicht reif für den Sozialis-

mus. Aber überhebt dieſe nachträglich gewonnene Erkenntnis die „Führer" der Verantwortung dafür, daß ſie vielfach binnen 24 Stunden die Götter verbrannten, bei denen ſie noch am Abend vorher ſich hoch und heilig verſchworen hatten? Scheinen ſie nicht, um ſich zu rechtfertigen, die Aufgaben des rückſchauend kühl abwägenden Hiſtorikers mit der Aufgabe des aktiv vorwärtsdrängenden Politikers zu verwechſeln? Der Hiſtoriker konſtatiert, aber der Politiker ſchafft. Aus der Weltgeſchichte leuchtet uns mit der Regelmäßigkeit eines Naturgeſetzes das Paradoxon entgegen: Wer ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren. Oder in anderen Worten: Nicht die klugen „Realpolitiker", die nur das Mögliche, ſondern die weit über die Zeit hinausſchauenden „Fanatiker", die das Unmögliche wollten, haben die großen bleibenden Werte geſchaffen, haben das Rad der Zeit um eine Umdrehung vorwärts gebracht. Aus den Gräbern der Toten und Märtyrer wachſen die Bäume des Lebens. Nicht der gegenwärtige Erfolg, ſondern die unüberſehbare in die Zukunft ſich erſtreckende Wirkung gibt den Maßſtab des endgültigen Urteils. Es bleibt doch zu Recht beſtehen, was Danton ausrief: Pour vaincre les ennemis — que faut il? de l'audace, encore de l'audace, toujours de l'audace! Um die Feinde zu beſiegen — weſſen bedarf es? Der Kühnheit, noch einmal der Kühnheit und immer der Kühnheit!

Karl Bröger / Läuterung

Als Geburtstag einer neuen Zeit hat mir ſtets der Tag vorgeſchwebt, der die Ideen des Sozialismus zu allgemein erkannter und anerkannter Wirklichkeit bringt. Mit der Revolution ſchien die erſte Stunde dieſes Tages anzubrechen, und ich grüßte ſie aus tiefſter Seele mit Millionen des deutſchen Volkes. Äußerer Überſchwang hat meinem Gruß an die große deutſche Revolution gefehlt. Zur Arbeit hielt ich mich bereit. Arbeiten wollte ich, und erſt jubeln, wenn die Revolution, aus den Wirren der Zeit gerettet, ſicher unter uns wohnt, weil ein Schutzwall von heißen Herzen und klaren Köpfen ihren Beſtand verbürgt. Dann aber wollte ich mit allen innerlich glühenden Trägern und Künd̈ern der ſozialiſtiſchen Revolutionsideen aufjubeln und im Gefühl von Schöpferwürde mit dem Gotte der Bibel als am ſiebenten Schöpfungstage rufen: Und ſiehe da! Alles war ſehr gut!

Heute ſtehen wir in der Entſcheidungsſtunde des Sozialismus. Doch fern bleibt jeder Jubel. Ein Alb drückt auf unſere Bruſt, und jede Stunde mehrt das Gewicht von Scham und Sorge, das jeden zu erdrücken droht, dem es Ernſt iſt mit ſeiner ſozialiſtiſchen Geſinnung.

In Berlin fahren Panzerautos durch die Straßen. Maſchinengewehre ſind aufmontiert und ſchrecken in das Gewühl der Straßen, die noch fiebern unter den Wehen der Revolution.

Wer hat ſich den Einzug des ſozialiſtiſchen Geiſtes in Deutſchland ſo vorgeſtellt: Auf Panzerautos, von Maſchinengewehren flankiert, die von Menſchen bedient ſind, denen vielleicht jedes Bewußtſein ihres Tuns und Laſſens fehlt?

Seit wann ſind Panzerautos und Maſchinengewehre, dieſe blutigen Werkzeuge gewalttätiger Militärromantik, Beweismittel ſozialiſtiſchen Geiſtes? Iſt die Revolution nicht gekommen, uns von dieſen Werkzeugen zu befreien?

Dann ſchreie ich es laut in die Zeit: Schlagt dieſe verfluchten Maſchinen des Todes in Trümmer! Duldet nicht, daß auf den freien Straßen der Revolution Panzerautos laufen, doch nur beſtimmt, jeder perſönlichen Streberei und Willkür Gaſſe zu brechen! Wer wagt die unerhörte Läſterung, es wäre die Hand eines Sozialdemokraten, die ſich um die Kurbel eines Maſchinengewehrs krampft? Landsknechte und Mietlinge der Gewalt ſitzen hinter dem Viſier und zielen auf die freien Männer der Revolution, weil ſie keine anderen Gründe wiſſen, als die aus Kanonen und Kugelſpritzen kommen.

Als deutſcher Sozialdemokrat gelobe ich: Keine Gewalt über mir, als die Gewalt geiſtiger Gründe, die Kraft lauterſter Geſinnung, die Macht der großen ſozialiſtiſchen Ideen, zu deren Dienſt ich mich freiwillig verpflichtet habe!

Ich rufe alle auf, die gleich mir Freiwillige unſerer großen Ideen ſind, daß ſie ſich ſtemmen gegen den Mißbrauch, der heute auf Markt und Gaſſe getrieben wird mit der Sache des arbeitenden Volkes.

Warum ſind wir Sozialdemokraten? Weil wir das Eigene für nichts achten, wenn es nicht die allgemeine Wohlfahrt fördert.

Was alles heißt ſich heute „Sozialdemokrat"? Von rechts und links ſtrömen Haufen verwirrter, verzweifelter, berechnender und machtlüſterner Volksgenoſſen zuſammen, ſchwingen rote Lappen über die Köpfe und halten ſich dann für genügend ausgewieſen, im Namen und unter dem Banner der ſozialen Revolution zu handeln.

Macht dem Unfug ein Ende! Soll unſer reines, unbeflecktes Banner die Tollheit und Schande der Zeit decken? Soll es in den Büchern der Geſchichte heißen: Die Sozialdemokratie hat ein neues Zeitalter der Gewalt eröffnet?

Die Stunde rückhaltloſen Bekennens iſt da. Wir haben verfehlt und verſäumt. Unſere Erziehung der Maſſen war eine Halbheit, mußte eine Halbheit ſein, ſolange wir die größte Bewegung ſeit dem Aufgang des Chriſtentums zu einſeitig als eine Angelegenheit des äußeren Lebens lenkten.

In den Kohlengebieten ſtreiken die Bergarbeiter. Im Ruhrgebiet aus falſchverſtandenen Sozialiſierungsgedanken, in Schleſien aus einem Aufruhr des nationalen Gefühls. Beide Bewegungen zeigen aber gleichmäßig die Fehler unſerer Erziehung. Was verſteht der Arbeiter unter Sozialiſierung? Erhöhte Löhne, weniger Arbeit! Beides Ziele, die zweifellos im Willen jedes Sozialiſten liegen, und doch: Aus dieſem Irrgang der Bergarbeiter im Ruhrrevier droht uns ein wirtſchaftlicher Sturz, weil weder erhöhter Lohn, noch verkürzte Arbeitszeit den verlorenen Krieg wettmachen und das Elend unſerer Lage beſſern.

Warum wiſſen aber die rheiniſchen Bergarbeiter nicht, daß ein Wirtſchaftszuſtand, wie wir ihn heute haben, einfach weder erhöhte Löhne, noch verkürzte Arbeitszeit erlaubt, wenn wir nicht über Nacht in den Abgrund des Ruins ſtürzen wollen? Weil es ihnen nicht oft und deutlich genug geſagt worden iſt, weil es heute ſchon zu ſpät iſt für die Aufklärung, weil ſpartakiſtiſche Tollheit in der mangelnden Einſicht den beſten Nährboden findet.

In Schleſien weckt die nationalpolniſche Werbung lautes Echo unter den Proletariern der Kohlenzechen. Wir haben doch ein halbes Jahrhundert lang die Überwindung der Nationalität gepredigt und das Ideal einer international vereinigten Geſellſchaft ausgemalt. Wir haben darüber das Volkstum vernachläſſigt und gingen in der Idee weiter, als unſere Zuhörer in ihrem Gefühl waren.

Das Meßbare und Wägbare iſt zu ſtark in den Vordergrund getreten. Darüber mußte unſer Sinn für das Unwägbare, für die Imponderabilien, leiden. Daß wir den Sozialismus einſeitig erklärt haben aus dem Materialismus, daß wir unſer großes Ziel zu wenig als geiſtigen Fortſchritt erläuterten, rächt ſich heute an der Revolution.

Sozialismus iſt mehr als Agitation für die materielle Befreiung, als Organiſation und Zentraliſation der Handarbeiterſchaft. Sozialismus iſt ein Erlöſungsprinzip der ganzen Welt, eine Heilslehre nicht nur für die materiellen, viel mehr noch für die geiſtigen Nöte der Zeit.

Sind wir ganz unſchuldig an dem Aberglauben, das geſicherte Exiſtenzminimum genüge für die Welterneuerung? In unſeren Parteiprogrammen lieſt ſich viel Schönes und Erbauliches über geiſtige Hebung der Arbeiterſchaft, Volkserziehung, Kunſtförderung uſw. Iſt das alles aber nicht zu ſehr im Programm ſteckengeblieben, weil wir die Welt faſt nur nach ihrem ſtofflichen Inhalt betrachteten?

Karl Marx hat uns die Hebel gezeigt, mit denen die Welt zu bewegen iſt, und es war unſer unerſchütterlicher Glaube, alles wäre in Ordnung, wenn wir nur dieſe Hebel in die Hand bekommen. Daß dieſe Hebel wieder nur Mittel und Werkzeuge einer geiſtigen Kraft ſind, haben wir nicht laut und klar genug ausgeſprochen.

Heute, wo die Stunde nicht mehr fern iſt, die uns die Herrſchaft

über die Hebel gibt, erleben wir, daß der Geiſt fehlt, dieſe Hebel ſo zu ſtellen, wie es das allgemeine Wohl verlangt.

Was haben viele Proletarier begriffen von der ſozialiſtiſchen Wirtſchaftsidee? Ihr Verhalten zeigt es unzweideutig. Sozialismus iſt für die Zuvielen weiter nichts als demokratiſierter und dezentraliſierter Kapitalismus mit der Abſicht, aus fünf großen fünfmalhunderttauſend kleine Kapitaliſten zu machen.

Was haben die Zuvielen erfaßt von der politiſchen Idee des Sozialismus? Nichts weiter, als daß jede Herrſchaft aufhört, weil die Regierung abhängt vom Augenzwinkern des Herrn Meyer. Sie wollen keine Autorität mehr, aber jeder will der Tyrann aller anderen ſein.

In Berlin und anderswo herrſcht die Anarchie. Fühlt ſich ein kleiner Kreis von Intereſſenten in ſeiner revolutionären Behaglichkeit geſtört, ſo zieht er mit Panzerautos und Maſchinengewehren los, beſetzt öffentliche Gebäude und preßt der Regierung Bedingungen ab, die jeden Schein von Autorität zerſtören. Daß die Nationalverſammlungen unter der ſtändigen Drohung gewalttätiger Minderheiten gewählt werden und wohl auch beraten, ſteht leider feſt.

Warum das alles? Haben Liebknecht und ſein Kreis das Mittel entdeckt, die deutſche Zukunft zu retten und zu ſichern: Dann hinein in die Regierung und in voller Verantwortung getan, was zu tun nötig iſt. Nur muß das Mittel nicht ſchießen, hauen oder ſtechen. Wir ertragen gern eine Diktatur der beſten Zukunftsidee, wenn ſie uns aus dem Abgrund heraufzieht. Doch mit dem ſtumpfſinnigen Reſolutions- und Deputationsgetriebe ſoll man uns verſchonen. Die Revolution hat ihre Reaktionäre wie jede politiſche Verfaſſung. Daß ihre ſchlimmſten Reaktionäre am weiteſten links ſtehen, iſt das tragiſche Gefühl aller, die dem gefährlichen Idealismus Liebknechts recht bald einen kräftigen Einſchuß realpolitiſchen Sinns wünſchen. Sonſt wird der General Monck auch unſere Revolution zum Ziele bringen.

Heute iſt das Regieren zu einfach. Wer einen Randſtein beſteigt und zehn Minuten auf das Volk einſpricht, iſt für die nächſte Viertelſtunde König in der Friedrichſtraße, bis ein anderer kommt, das genaue Gegenteil ſagt und die Maſſe auf ſeine Seite zieht.

Daß das ſo iſt, hängt mit der Natur des Deutſchen und mit ſeiner ſpottſchlechten Erziehung durch Schule, Kirche und öffentliches Leben zuſammen. An der öffentlichen Erziehung des Volkes hat der Sozialismus ſtarken Anteil und folglich auch an den Sünden der Erziehung.

Was iſt zu ändern?

Ich ſehe nur einen Weg: Der Sozialismus wird nicht mehr zur Maſſe gebracht, ſondern zum einzelnen Menſchen. So empfängt er wieder ſeinen urſprünglichen Sinn als geiſtiges Prinzip einer kommenden Welt.

Hebt den Gegenſatz auf zwiſchen Maſſenſchickſal und Einzelwillen, indem ihr zeigt, daß Sozialismus und Individualismus zuſammengehören. Stellt an die Spitze unſeres Programms den Satz:

Die ſozialiſtiſche Idee fordert als ihre Ergänzung die ſozialiſtiſche Perſönlichkeit!

Zeigt, daß nicht der Funktionär, nicht der Sozialbureaukrat das Ideal des ſozialiſtiſchen Menſchen iſt!

Gebt freien Raum dem perſönlichen Weſen, dann haben wir ſchnell mehr ſozialiſtiſche Perſönlichkeiten, wenn auch vielleicht weniger vollkommene Genoſſen!

Habt den Mut, eigene Meinungen zu hören! Was ſteht etwa im Wege, heute öffentlich auszuſprechen, daß der Sozialismus durch die Entwicklung in die — meinethalben ironiſche — Stellung gedrängt iſt, das Kapital (nicht den Kapitalismus!) zu erhalten, weil auch eine Gemeinwirtſchaft vorläufig nicht ohne Kapital zu führen iſt.

Die Menſchen bemühen ſich in dieſen Tagen mit größtem Eifer und Erfolg um den Nachweis, daß die Ideen turmhoch über dem Menſchen ſtehen. Im Namen der Freiheit tun ſie, was nur mit einem entarteten Baſtardbegriff von Freiheit zu begründen iſt. Sie glauben, unter der roten Fahne des Sozialismus und des Lebens zu gehen, und keiner ſieht, daß über ihm die ſchwarze Flagge der Anarchie und des Todes weht.

Soll ich einer Idee untreu werden, weil mir die Menſchen zeigen, wie groß die Idee iſt? Ich liebe ſie nur mehr und verpflichte mich noch tiefer zu ihrem Dienſt. Es iſt nicht Parteiverdroſſenheit, was mich zu meinen Forderungen bewegt. Ich haſſe nur die Sattheit, die ſich gern in bequeme Stühle ſetzt, und keinen Sinn mehr hat für den geiſtigen Hunger, der aus Tauſenden ſchreit.

Vielleicht findet ein beſonders geaichter Genoſſe, daß ich gar kein „Sozialdemokrat" bin, und ſtreitet mir dieſes Ehrenwort ab. Was hindert mich dann aber, von Stund an „demokratiſcher Sozialiſt" zu ſein, wobei ich gern die Eigenſchaft „demokratiſch" doppelt und dreifach unterſtreiche in einer Zeit, die mit keinem Begriff größeren Frevel treibt, als mit dem mir heiligen Wort „Demokratie".

Den Vorwurf „bürgerlicher Anſchauungen" ſollte man ſich überhaupt ſparen. Im einzig berechtigten Sinne des „Bourgeois" trifft er nicht mich, der ehrlich um den Geiſt des Sozialismus ringt, eher jene Zuvielen, die ſich fertige Meinungen vorſetzen laſſen, ohne weiter darüber zu ſinnen.

Ich geſtehe: Es iſt mein Ideal, Bürger einer kommenden Welt zu ſein, die von wahrhaft ſozialiſtiſchem Geiſte gelenkt wird. Die groben Scheidungen verachte ich, die einen Menſchen nur deshalb „bürgerlich" heißen, weil er ſich nicht in die Finger ſchneuzt.

Sozialiſtiſche Perſönlichkeiten ſind mir Genoſſen und Brüder, gleichgültig, ob ein Mitgliedsbuch ſie ausweiſt oder nicht.

Parteimenſchen finde ich in jeder Vereinigung.

Ich ſuche aber die Partei des Menſchen, die der Sozialismus werden muß, wenn die Zukunft Deutſchlands und der Welt auf ſicheren Säulen ruhen ſoll.

Paul Bjerre
Vom ſchwediſchen Geſichtskreis

Zu jedem imperialiſtiſchen Zeitabſchnitt eines Volkes gehört notwendigerweiſe der Profeſſor, der mit allen Mitteln der Wiſſenſchaft beweiſt, daß ſein Volk das erſte unter den Völkern der Erde iſt und im Grunde das einzige, das Daſeinsrecht hat.

In der Zeit, wo die ſchwediſchen Heere Europa verheerten, wirkte Johannes Rudbeck in Upſala, und er iſt in dieſer Hinſicht von beſonderem Intereſſe. Zum Unterſchied von einigen ſeiner Nachfolger in anderen Ländern war er ein durchaus genialer Menſch und dazu von renaiſſancehaftem Ausmaß. Er beherrſchte nicht nur das damalige Wiſſen wie wenige ſeiner Zeitgenoſſen, er war auch der vornehmſte Ingenieur unſeres Landes und ein hervorragender Architekt; die Zeichnungen zu ſeinem großen botaniſchen Sammelwerk machte er ſelbſt.

Da es ihm galt, Schweden den richtigen Platz in der Weltgeſchichte zu geben, fand er es nötig, auf die Zeit der Sintflut zurückzugehen. Als die Menſchen ſich dann verbreiten wollten, fanden ſie, daß der Boden vom Waſſer zerſtört war und daß die Tiere der Wälder ertrunken waren. Alſo wurden ſie aufs Fiſchen hingewieſen. Inſtinktiv ſuchten ſie das Land, wo das Fiſchen am beſten war, und ſo fanden ſie die ſkandinaviſche Halbinſel. Sie entdeckten, daß dieſes Land auch in anderer Hinſicht das beſte unter der Sonne war, und wurden hier anſäſſig. So erklärt es ſich, daß Schweden das zuerſt bevölkerte Land in Europa wurde; auf vielen anderen, ebenſo einwandfreien, Wegen kam Rudbeck zu demſelben Schluß. Das ſtarke herrliche Klima, der Reichtum an Nahrung, der helle Sommer und unzählige andere Vorzüge erzeugten hier im Norden eine Raſſe, die in Schönheit und Stärke alle anderen Raſſen übertraf. Rudbeck ſagt z. B.: ... „Es iſt ſehr denkwürdig, daß ein jedes Land ſeine beſondere Natur und ſeine Eigenſchaften hat, ſo daß ebenſowohl Tiere wie Menſchen nicht auf allen Plätzen gleich gut gedeihen. In Ungarn werden die in Größe und Stärke vorzüglichſten Pferde erzeugt, in Holland die beſten Kühe, in Perſien die beſten Schafe uſw. Wenn man dieſe Tiere wegen ihrer Schönheit und ihrer

Tugenden ſich verſchreibt, um ſie zu züchten, ſo behalten ſie zwar eine Zeit ihre Art; in jeder neuen Generation werden ſie aber kleiner. Täglich erfahren wir hier in Schweden, daß Pferde, Ochſen, Schafe, Äpfel, Birnen an Größe abnehmen, und demzufolge müſſen nach hundert oder zweihundert oder mehr Jahren neue verſchrieben werden, wenn man die Art und die Größe aufrechthalten will. Denſelben Geſetzen iſt die Natur beim Schaffen des gotiſchen und des ſkytiſchen Volkes gefolgt, die größer und männlicher ſowohl an Körper wie an Geiſt ſind als die ſüdlichen, was ſchon erwieſen iſt und was auch weiter erwieſen werden wird; dieſe ſind deshalb gezwungen geweſen, nach dem Verlauf von einigen hundert Jahren große Auswanderungen zu machen (die Wikingzüge, der dreißigjährige Krieg!), um das Menſchengeſchlecht der ſüdlichen Länder, das durch die Hitze und die ſchlechte Nahrung heruntergekommen iſt, wieder aufzurichten, was von aller Geſchichte als Wahrheit beſtätigt wird. Deshalb haben Jornandes und andere ganz richtig Schweden Vaginam gentium, d. h. die Mutter der Völker genannt."

Mit dieſer Kühnheit machte Rudbeck Schweden zu der Achſe, um welche das Rad der Welt ſich dreht, und dies nicht in einer Broſchüre wie „Helden und Händler"; nein, er führte ſeine Auffaſſung in vier dicken ſchweren Bänden aus, welche von ſeiner Mitwelt vollſtändig ernſt genommen wurden. Will man eine glänzende Probe des Alles-auf-ſich-Beziehens finden, ſoll man nur zu ihm gehen; ſogar Houſton Stewart Chamberlain wirkt eben ihm kleinlich. Ein deutſcher Sozialiſt hat es verfochten, daß wir den deutſchen Soldaten die ruſſiſche Revolution verdanken; ſo weit ich weiß, hat aber niemand geſagt, daß die Deutſchen die jetzigen Auswanderungen aus Mitleid gemacht haben, um die ſlaviſche und romaniſche Raſſe aufzufriſchen. Rudbeck hätte vor dieſer Anmaßung kein Bedenken getragen.

Man verſteht nichts von Schweden, wenn man nicht damit rechnet, daß das Volk einmal von dieſem Geiſt getragen wurde. Die Erben dieſes Geiſtes wohnen noch in den Schlöſſern, die damals erbaut wurden und die mit geraubten Koſtbarkeiten von aller Welt ausgeſtattet wurden. Wo man wandert, findet man Erinnerungen aus jener Zeit. Der Stolz entſtammte aber nicht nur der Macht und dem Reichtum; ſeine wichtigſte Quelle war das Bewußtſein, daß man in fürchterlichſter Schickſalsſtunde Europas die Endſcheidung in ſeiner Hand gehabt hatte. Ohne Schweden hätte die Reformation und die geiſtige Freiheit, der Urgrund aller Freiheit, nicht geſiegt. Man trug ſeinen Kopf hoch, weil man den Grenzſtein zwiſchen Vergangenheit und Zukunft aufgeſetzt hatte.

Es gibt eine andere Sache, die man auch in den Gedanken haben muß, wenn man Schweden und ſeine Stellung zu den jetzigen Ereig-

niſſen verſtehen will, und das iſt, daß Schweden einmal, gebrochen und zu Tode gedemütigt, auf dieſen Geiſt der weltlichen Größe für immer verzichten mußte. Es geſchah zwar erſt, als die Räuberzüge ſich bis nach Südrußland ausgedehnt hatten; da geſchah es aber um ſo gründlicher. Unſere Aktiviſten haben im Laufe des Krieges verſucht, den alten caroliniſchen Geiſt wieder lebendig zu machen: — wir ſollten an der Seite unſerer germaniſchen Stammesgenoſſen wieder ein nordeuropäiſcher Mittelpunkt werden und nicht nur den Finnländern und den Balten, ſondern auch den Dänen und den Norwegern zeigen, wer von Gott beſtimmt iſt, im Norden zu herrſchen; — unſere Geſchichte ſollte ſich an die alten Überlieferungen anknüpfen, und das Volk ſollte durch die Quelle des alten Geiſtes der Größe wieder lebendig werden. — Nichts kann beſſer beweiſen, wie weit wir uns von jenem Geiſt entfernt haben als die Art, wie die aktiviſtiſche Propaganda gegen die Gefühle und den Willen des Volkes zurückgeprallt ſind. Bei den klingenden Worten der Aktiviſten fängt zwar das Herz an zu klopfen, wie es in der Schule beim bloßen Namen von Guſtav Adolf und Karl XII. klopfte; — gleichzeitig ſteigen aber andere Stimmungen aus der Tiefe des Herzens herauf — und es ſchlägt bald wieder ruhiger. Die Aktiviſten haben es aufgeben müſſen, das Volk aus dem zweihundertjährigen Friedensſchlaf zu erwecken.

Noch eine dritte Sache iſt für das Verſtändnis von Schweden ausſchlaggebend: — Schweden hat ſich aus der Gebrochenheit und Demütigung ſowohl materiell wie geiſtig aufrichten können. Mag ſein, daß der Weg von imperialiſtiſchem Übermut zu nationaliſtiſcher Demut, von weitſchweifenden Möglichkeiten zu begrenzter Wirklichkeit ein Weg des Kreuzes geweſen iſt. Der Weg des Kreuzes wurde aber nicht ohne Urſache via sacra, der heilige Weg, genannt. Heilig ſein, das iſt geheilt ſein. Der Weg des Kreuzes wurde uns auch ein Weg zur Geneſung. Er beraubte uns zwar der weltlichen Größe, aber er befreite uns auch vom Größenwahn; er ſchnitt Wege ab, welche zu wandern wir nicht geſchaffen waren, und trieb uns auf den rechten Weg zu uns ſelbſt. Zu ſagen, daß wir auf dieſem Weg in Schlaf gewandelt haben, iſt lächerlich. Zielbewußt haben wir unſere Heimat nach beſten Kräften aufzubauen verſucht, und die Fremden, die uns kennen, ſagen, daß wir uns des Ergebniſſes nicht zu ſchämen brauchen.

Unſere Aktiviſten haben das Loſungswort verhöhnt, das unſer größter Dichter hinauswarf, als wir Finnland verloren: — „Erobere Finnland wieder innerhalb der Grenzen Schwedens!“ — Es iſt wahr, daß dieſes Wort nur auf wenig Verſtändnis Anſpruch machen kann in Zeiten, wo die Kanonen überall donnern und wo nichts anderes als die Kraft der Gewalt für das Schickſal der Völker entſcheidend zu ſein ſcheint. In jenem Wort liegt doch die Richtlinie für die Weiterentwicklung eines

Volkes, wenn es zu einem bestimmten Punkt in der Geschichte gekommen ist. Früher oder später muß ein jedes Volk vor der Tatsache der endgültigen äußeren Grenze stehen; — gib acht, wie die Grenzen in Europa immer fester und bestimmter geworden sind. Der Augenblick, in welchem das Volk zu seiner nicht zu erweiternden Grenze gekommen ist, scheint mir der verhängnisvollste in seinem Leben zu sein. Da steht es vor einer durchgreifenden Umwertung und vor der Frage, ob es diese lebendig wird durchmachen können. Wird das Scheitern der äußeren Ziele zu einer Resignation führen, die den Willen lähmt, oder wird der Wille sich für neue Ziele mit neuen Kräften anspannen können? Werden die Kräfte, die bisher nach außen strebten, sich in schöpferische Tätigkeit nach innen richten können, oder werden sie in Hemmungen verkümmern? — Kurz: — wird man das Aufgegebene, Verlorene innerhalb der für immer festgesetzten Grenzen wiedererobern können?

Auch die Welt?

Wird man sich zu einer neuen Form der Welteroberung erheben können?

Die Welt ist doch nicht nur jene Kugel, die im leeren Raum schwebt; sie ist doch vor allem der Wert, den der Mensch aus diesem Rohstoff macht, d. h. ein menschlicher Wert. Lassen wir alle Ausschweifungen beiseite und betrachten wir die Sache ganz einfach, wie sie sich in einer Einzelheit spiegelt. Der Wald ist nicht nur eine Anhäufung von Bäumen; er ist Holz, welches in Häuser verwandelt, die Menschen schützt und wärmt. Den Wald erobern, heißt nicht, sich ihn aneignen und ihn dastehen lassen; es heißt, seine verborgene Werte den Menschen zugänglich machen. Damit dieses möglich werde, ist eine weitgehende Organisation notwendig; — man beachte den Unterschied zwischen Schweden und Rußland — von Schweden wird das Holz über die ganze Erde verbreitet, die russischen Wälder sind zum größten Teil noch nicht ausgebeutet. Zu dieser Organisation gehören vor allem gute freie Formen für das Zusammenleben der Menschen. Um den Wald erobern zu können, müssen die Menschen eine Freiheit haben, die einerseits bedeutet, daß sie nicht einander im Wege stehen, andererseits, daß ihre schöpferische Lust sich unbehindert verkörpern kann. — Der Wald ist aber noch etwas anderes, ich möchte sagen, etwas noch Wichtigeres. Ebensowohl wie die Menschen eher ohne Brot leben können als ohne die Worte, die aus dem Munde Gottes ausgehen, so können sie eher ohne Häuser leben als ohne die Seele der Natur. Der Wald ist auch eine Stimmung, die uns von der mechanisierenden Arbeitsmühle zum Leben zurückführt. In dieser Stimmung sind die Generationen erwachsen und aus ihr haben sie geistige Kräfte geschöpft; — in allen Formen der Kunst hat diese Stimmung Ausdruck gewonnen, und alle Kunstwerke sind Wege, auf welchen sie sich verstärkt und verbreitet

hat. Den Wald erobern, heißt auch dieſen tief im Myſterium des Daſeins eingeſchloſſenen Wert offenbaren. — Wie mit dem Wald, ſo mit allen anderen Einzelheiten. Ein Land erobern, das heißt durch nach innen gerichtete Arbeit alle materiellen und geiſtigen Werte an den Tag bringen, das heißt, ein Volk materiell und geiſtig zu einem ſtarken harmoniſchen Weſen aufbauen. In dem Maße, wie das geſchieht, werden Land und Volk auch zu einer Lebensquelle für die übrige Welt. Man ſagt, daß ein Künſtler die Welt erobert, und man meint damit, daß ſein Weſen, durch Werke ausſtrahlend, zu einer Macht der Lebensbejahung wird. So auch ein Volk. . . .

Dies iſt die Form der Welteroberung, welche immer mehr an die Stelle der alten Form der gewaltſamen Eroberung getreten iſt. Und die mit einer Notwendigkeit, der die Welt ſich nicht entziehen kann, immer mehr jene Form erſetzen wird. Für dieſe Tatſache ſind zwei Dinge ausſchlaggebend.

Erſtens, daß die Welt jetzt geteilt iſt. Die Zeit der Ausbreitung nach außen über herrenloſen Boden iſt vorbei. Auch wenn es einem gelingt, den Südpol zu erreichen, kann er nicht dort die Flagge ſeines Landes hiſſen. Zweitens, daß es eine immer ſtärkere Forderung aller Völker wird, daß ein Land demjenigen Volk gehören ſoll, das es aufgebaut und es zu ſeiner Heimat gemacht hat; — dieſes nicht aus Sentimentalität, ſondern weil die Geſchichte gelehrt hat, daß es ſo iſt. Jeder Verſuch, eine Veränderung dieſes Geſetzes zuſtande zu bringen, iſt nutzloſe Zeit-, Geld- und Menſchenvergeudung; man muß alſo darauf verzichten.

Dieſes bedeutet aber nichts weniger, als daß alle Völker immer härter gegen jene Umwertung getrieben werden, die ich als das Verhängnisvollſte in der Entwicklung eines Volkes bezeichnete. Die Richtlinie der Vervollkommnung nach innen hat ſich immer ſtärker allen Völkern aufgedrängt, ſie haben ſich aber dagegen geſträubt. So lange ſie ſich in Kolonien ausbreiten konnten, gab es dort eine Möglichkeit, der Notwendigkeit zu entkommen. Dieſe Möglichkeit mußte aber einmal aufhören; man näherte ſich der großen Kataſtrophe. Denn eine Kataſtrophe muß den Punkt der Umwertung bezeichnen. Niemand gibt ſeinen Lebensplan für einen neuen auf, ohne daß er dazu gezwungen wird, — wenn der neue weit ſchwieriger, weit unluſtvoller ſcheint. Und das Leben nach innen iſt ſchwieriger und unluſtvoller als das Leben nach außen. Aber auch wirklicher, weſentlicher und größer. Die Welteroberung im äußeren Sinne bleibt immer etwas Illuſoriſches; auch wenn es einem Volk gelänge, die ganze Erde zu erobern, wie lange würde es dauern, bevor die Blaſe zerſpränge? Auch wenn die Herrſchaft dauerte, würde dieſes nur bedeuten, daß das Volk zu ſeiner äußeren Grenze gekommen war und alſo zum Punkt der Umwertung.

Die Möglichkeiten der Welteroberung im innerlichen Sinne ſind aber weder von Zeit noch Raum begrenzt. —

Ich ſagte neulich, daß unſer Widerſtand gegen alle Beteiligung an dem Krieg daher kam, daß der Krieg nicht mehr unſer Weg iſt. Schweden iſt einmal aus der Geſchichte herausgeſchleudert worden — ſofern die Geſchichte den politiſchen Kampf zwiſchen Staaten bedeutet. Durch dieſe Kataſtrophe wurde Schweden ausſchließlich auf innere Kraftauslöſung hingewieſen. Es kann zugrunde gerichtet werden; aber weder durch eigenen Willen noch durch äußeren Zwang kann es dieſe Stellung aufgeben — nicht ohne ſich ſelbſt und ſeine von der Geſchichte angewieſene Aufgabe zu verlaſſen.

Jener Widerſtand hat aber auch einen anderen Grund.

In der Beurteilung der Welt kann man ſich nie ganz von ſeinen eigenen Erlebniſſen frei machen. Es gibt Deutſche, welche den Krieg nicht nur als die höchſte Lebensform des Staates, ſondern auch als die heiligſte Pflicht der Menſchen geprieſen haben. Unſere Erfahrungen müſſen uns gegen den Krieg ſkeptiſch gemacht haben — wenn nicht gegen den Krieg als ſolchen, ſo doch gegen den Krieg als Entſcheidungsmittel in europäiſchen Schwierigkeiten. Abgeſehen von der kleinen aktiviſtiſchen Gruppe, haben wir von Anfang an den Krieg mit Skepſis betrachtet: — wird er wirklich zu etwas von dem führen, was die Kämpfenden glauben? Wird das Endergebnis nicht eher werden, daß man gezwungen wird, den Krieg als Form für das europäiſche Zuſammenleben aufzugeben, wenn man überhaupt Europa retten will? Und wenn das der Fall wird, welche Form wird dann ſtatt deſſen die normale werden?

Antwort: — die Neutralität.

Ich habe mit einigen Worten unſeren Weg vom Imperialismus zur Neutralität geſtreift. Wenn es ſo iſt, daß dieſer Weg nicht nur Verfall, ſondern auch Aufbau, nicht nur Zurückgebliebenheit, ſondern auch Vorſprung bedeutet, ſo fragt es ſich, ob wir auf ihm einige Erfahrungen, die von allgemeinem Intereſſe ſein können, geerntet haben.

Ich gehe an allen Fragen nach materiellem Aufbau vorbei, und zwar, weil ich glaube, daß ſie in der Zukunft in den Hintergrund gedrängt werden müſſen. Man ſtellt ſich wohl im allgemeinen vor, daß die nächſte Folge des Krieges ein unerhörtes Auftreiben des wirtſchaftlichen und induſtriellen Lebens ſein wird. Aber eine der Urſachen des Krieges war ja gerade das maßloſe Aufpeitſchen der materiellen Arbeit, — daß man dieſes Übel durch ein noch ſtärkeres Weiterſtürzen in derſelben Richtung wird beſeitigen können, iſt unwahrſcheinlich. Die Aufmerkſamkeit, die Luſt, die Kraft müſſen in andere Bahnen gelenkt werden. In den Vordergrund werden die organiſatoriſchen Fragen treten, durch deren Löſung die Güter beſſer verteilt werden und vor

allem die Menſchen eine größere Befriedigung des Dranges nach Freiheit erzielen können. Das heißt alſo, daß die Veränderungen des ſozialen Lebens, die ſchon während des Krieges eingetreten ſind, nach ihm die Führung übernehmen werden. Die ſtärkſten Begabungen werden ſich nicht mehr zum Bau von Maſchinen getrieben fühlen, ſondern zum Aufbau einer neuen Geſellſchaft.

Die Probleme ſammeln ſich zunächſt im Wort Demokratie.

Mehrere Verhältniſſe haben zuſammengewirkt, um Schweden zu einer ausgezeichneten Brutſtätte für demokratiſche Ideen zu machen. Erſtens genoß das Volk immer eine relative Freiheit; es ſank wenigſtens niemals in Leibeigenſchaft herab. Die Gewiſſensfreiheit iſt ein Inſtitut, das ſeit urälteſter Zeit bei uns beſteht, Verfolgungen wegen Glauben und Freidenkerei ſind niemals vorgekommen. Die Verſuche der Könige, den Willen und die Vertretung des Volkes zu beſeitigen und ſich mit dem Staat gleichzuſtellen, gelangen niemals. Zweitens wurde die allgemeine Volkserziehung ſo früh eingeführt, daß die jetzige Generation bis zu den tiefſten Schichten nicht nur Zeitungen leſen und Verträge ſchreiben kann, ſondern auch einigermaßen fähig iſt, ſich in allgemeinen Fragen zurechtzufinden. Drittens, und das ſcheint mir das Wichtigſte zu ſein, wurde das Volk ſich früh ſeiner Macht bewußt. In dieſer letzten Hinſicht würde man auf mehrere Einzelheiten der Geſchichte hinweiſen können; ich will nur eine wählen. Guſtav III., welcher übrigens der einzige König geweſen ſein ſoll, der die franzöſiſche Revolution vorausſah, verſtand, im kritiſchen Augenblick ſeine Politik umzulegen, den Adel zu verlaſſen und zum Volke zu gehen, um da ſeine Stütze zu finden. Er fühlte inſtinktiv, daß die Stunde des Volkes gekommen war und daß man nicht länger gegen es regieren konnte. Es geſchah im Jahre 1789. Als Mirabeau verſuchte, Ludwig XVI. zu bewegen, dieſelbe Wendung zu machen, ſich an die Spitze des Volkes zu ſetzen und Führer der Revolution zu werden, wies er auf Guſtav III. als nachahmenswertes Beiſpiel hin. Daß dieſer ſpäter einer Verſchwörung zum Opfer fiel, hatte wenig mit ſeiner neuen Politik zu tun; ſeine Herrſchſucht war daran Schuld, — ſeine Mutter war eine Hohenzollerin. Vom letzten Überbleibſel der Feudalzeit machte Schweden ſich frei, als es den Sohn von Guſtav III. nach der Schweiz überſiedeln ließ (1809). Sowohl er wie der Vater verloren unter fremdem Einfluß das Verſtändnis für den ſchwediſchen Geiſt und ſeine Verkörperung in der ſchwediſchen Verfaſſung. So wie dieſe aus den uralten Sitten des Volkes hervorgewachſen war, wurde ſie immer wieder während der franzöſiſchen Revolution als ein Muſter aufgeſtellt, wenn es galt, den Weg zur Freiheit zu finden.

Der frühen und lebhaften Entwicklung der Demokratie zufolge können wir ſchon jetzt das ſoziale Problem ahnen, das nach ihr die Führung

übernehmen wird. Ich will damit gar nicht geſagt haben, daß die Demokratiſierung der Geſellſchaft bei uns ſchon ſo weit gekommen iſt, wie ſie kommen ſoll. Keineswegs. Wenn eine Bewegung aber bis zu einem gewiſſen Punkt gekommen iſt, ſetzt ſie ſich durch die Trägheit fort. Die Demokratiſierung hat jetzt keine Propheten mehr nötig, die die Gewiſſen erwecken müſſen, keine Denker, welche Wege ſuchen müſſen, keine Märtyrer, die das Leben erfolglos opfern müſſen. Das Stadium des Neuen und des freudigen Schaffens iſt ſchon durchlaufen. Der kürzeſte Weg, politiſch heraufzukommen, iſt durch die mächtige Partei. Wenn nur die Lungen nicht ermüden, die Glaubensſätze unabläſſig in Verſammlungen wiederzukäuen, und wenn die Gehirne der einfachen Leute ſich in den Komiteemühlen nicht zermahlen laſſen, ſo wird die Demokratiſierung nicht nur ihre letzten Ziele erreichen; — ſie wird über ihre Ziele zu ihrer eigenen Verneinung gelangen. Da ſtehen wir vor dem neuen Problem.

Die Gefahr der Demokratie iſt eine pſychologiſche. Um die ſchweren Probleme der Geſellſchaft bewältigen zu können, reicht es nicht hin, leſen und ſchreiben, ſtimmen und ſchreien zu können. Die logiſche Schärfe der Auseinanderſetzung und die ſchöpferiſche Kraft der Syntheſe ſind auch nötig, und ſie laſſen ſich leider nicht ſo ſchnell aneignen wie jene Fähigkeiten; ein Menſchenleben iſt zu kurz, Generationen ſind nötig. Nur Eigenſchaften dieſer Art können die eingebürgerten Fehler, den Schlendrian, die Mechaniſierung überwinden. Es iſt auffallend, wie ſchnell die Arbeiter vom Radikalismus zur Philiſterei bekehrt werden, ſobald ſie Staats- oder Gemeindebeamte geworden ſind. Sie können nicht die von Bureaukratismus vergiftete Luft der alten Inſtitutionen ertragen. Und ein ſozialdemokratiſcher Philiſter, — gibt es vor Gott ein ärgeres Bild der Lebensverödung?

Der Sinn der Demokratie iſt, daß die Maſſen an der Geſellſchaft mitſchaffen ſollen; — die Demokratiſierung führt aber leicht zu einem Stocken des ſozialen und politiſchen Schaffens. Das Komitee iſt die Organform der demokratiſchen Geſellſchaft; am liebſten ſoll das Miniſterkabinett nichts anderes ſein als ein Komitee mit einem neutralen Vorſitzenden. Eine Frage einem Dutzend Menſchen zu überlaſſen, die ſich nicht aus den kleinen perſönlichen und parteiiſchen Rückſichten zur Sache erheben können und noch weniger von der Sache zu der Neuſchöpfung ... Was würde man ſagen, wenn die Ausführung eines Kunſtwerks, einer Marmorgruppe z. B., einer ähnlichen Anhäufung von Menſchen überlaſſen würde, von denen nur die Hälfte etwas von Kunſt gehört hätte und von denen ein jeder das Werk auf ſeine Weiſe ausführen wollte? Geſetze und menſchliche Lebensformen ſchaffen iſt aber nicht nur einer Kunſt gleichzuſtellen, es iſt eine Kunſt im tiefſten Sinne des Wortes. Wenn endlich etwas aus der Komiteemühle herauskommt, ſo iſt es

nicht ein lebendiges Werk, ſondern ein totes Kompromiß. Aber oft kommt auch nach Jahren nichts heraus; das zu bewältigende Material, das hineingeworfen wird, wird einfach zermahlen.

Die Arbeit eines für unſer Land vitalen Komitees ſtockte auf dieſe Weiſe. Es ſollte unſere Wehr ordnen. Ein Jahr nach dem anderen ging hin, die Spannung wurde immer ſtärker in Europa, und vom Komitee hörte man immer weniger. Kummervolle Leute fühlten, daß etwas getan werden mußte. Aber was?

Unter ſolchen Verhältniſſen liegt die Befreiung nur im Willen des Einzelnen, in ſeinem Glauben und in ſeiner Tatkraft. Der Glaube kann Berge verſetzen; er kann unter Umſtänden ſogar ein Komitee in Bewegung bringen.

Für die kummervollen Leute, die mehr Verſtändnis für die Geſchichte als für die Forderungen ihrer Zeit hatten, gab es nur einen Einzelnen, den König.

Durch eine unerhörte Propaganda wurde eine neue Art Vertretung geſchaffen. Tauſende von Bauern wurden nach Stockholm gebracht und von den kummervollen Leuten zum König geführt. Ein großartiges Schauſpiel! Wenn der König jetzt als Landesvater im alten Sinne von Guſtaf Waſa handeln wollte, ſo ſollte er wiſſen, daß er die Stütze des echten Volkes beſaß; um die Herren im Reichstagsgebäude ſollte er ſich nicht kümmern.

Es gelang tatſächlich, eine zufällige Aufrüttelung zuſtande zu bringen. Die Erfahrungen der letzten drei Jahre haben aber gezeigt, wie hoffnungslos es iſt, den König wieder auf den Thron der perſönlichen Macht erheben zu wollen. Durch ſeine eigene Schwere fällt er zu der Stellung zurück, welche die Geſchichte ihm gegeben hat. Auch wenn alle Feldmeſſer, Dichter, Biſchöfe und Grafen ſich an die Spitze einer neuen zehnmal ſtärkeren Bewegung derſelben Art ſtellten, das Ergebnis würde dasſelbe werden. Das Rad der Geſchichte ſchraubt niemand dauernd zurück.

Und doch: — Die Bewegung war aus einer nicht zu leugnenden Notwendigkeit hervorgegangen. Und vor einer ähnlichen Notwendigkeit wird ein jedes ſich demokratiſch entwickelnde Land einmal ſtehen.

Der Fehler liegt in der Demokratie ſelbſt. Sie will eine Richtlinie für den Aufbau der Geſellſchaft ſein, aber berückſichtigt nur die eine Seite der Geſellſchaft.

Ein jeder Menſch iſt teils ein Weſen für ſich, teils ein Beſtandteil der Maſſe. Die eine dieſer Tatſachen kann für ſein Leben richtunggebend ſein; er geht aber ebenſo unfehlbar zugrunde, wenn er verſucht, als vereinzeltes Ding zu leben, als wenn er reſtlos von der Maſſe verſchlungen wird. Die Aufgabe jedes Geſellſchaftsbaues iſt, das Gleichgewicht dieſer beiden Tatſachen zu finden. Die demokratiſche Bewegung

hat ihren Grund in der Notwendigkeit, die Macht der Masse zu erhöhen; damit müssen wir einverstanden sein. Wenn sie aber die Macht der Masse allein gelten lassen will, müssen wir widersprechen. An einen gewissen Punkt gekommen, werden wir vor der Notwendigkeit stehen, die Macht des Einzelnen zu wahren, damit die Störung des Gleichgewichts uns nicht in neue Gefahren stürzt.

In früheren Zeiten war der Fürst der Einzelne und das Volk die Masse. Jetzt begegnen wir aber diesem Gegensatz in den verschiedensten Formen und auf allen Stufen der Gesellschaft. Der Arbeitsleiter steht den Arbeitern gegenüber, der Kapitalist den Kapitalbedürftigen, der Dichter dem Publikum usw. Derjenige, der auf dieselbe Weise dem Volke gegenübersteht, bildet nur die letzte Folgerung des modernen Gesellschaftsaufbaus. Der große Fehler der Gesellschaft, so wie sie sich bei uns entwickelt hat, ist nicht, daß sie nicht genug demokratisch ist, sondern ein anderer Mangel; ich möchte ihn Mangel an Kultur des Einzelnen nennen.

Die wichtigste Voraussetzung der Demokratisierung ist die Volkserziehung. Das Führertum fordert aber auch seine besondere Erziehung, es fordert die Loslösung von Vorurteilen, die Weitsichtigkeit, die sich einfühlende Plastizität der Seele, die schöpferische Kraft; kurz, alles was wir im Worte Individualismus zusammenzufassen pflegen. Vor allem aber fordert es die Fähigkeit zur Macht in erlösendem Sinne. Der Führer muß der persönlichen Machtversuchung enthoben sein, wenn nicht aus ethischen Gründen, so doch, weil er entdeckt hat, daß die schöpferische Macht alle andern Formen an Lust übertrifft. Wer das erlebt hat, was jeder Künstler erlebt, wenn das Werk ihm frei und lebendig aus dem toten Material entgegen kommt, dem wird jede Form von gewaltsamer Macht ein schlechtes und nie verlockendes Surrogat.

Wir haben in unserem Lande ausgezeichnete Kräfte auf allen möglichen Gebieten, Kunst, Wissenschaft, Technik usw. Aber Persönlichkeiten, die sich zum höchsten Führertum auf den verschiedenen Gebieten erhoben haben, die haben wir leider nicht. Die Folge davon wird, daß der Platz überall offen bleibt für Gewaltmenschen, die sich ausleben wollen. Nicht weniger in der demokratischen Bewegung wie in finanziellen Dingen. Und es muß so sein. Der Kult der Masse, der nicht von einem Kult des Einzelnen ausgeglichen wird, muß zu ihrer eigenen Verneinung führen. Die Demokratie wird notwendigerweise zu brutaler Gewaltherrschaft führen. Es lohnt sich gar nicht, daß diejenigen, die den zufälligen Gewaltherrscher nicht ertragen können, eine neue Partei bilden, so wie es bei uns im letzten Winter geschah; diese neue Partei wird binnen kurzem entweder zerfallen oder auch von einem neuen Herrscher beherrscht sein.

Was die höchste Form des Führertums betrifft, so kommen mir

einige Worte von Rathenau in den Sinn: „Nicht aus bloßer Abneigung gegen Wahlumtriebe und Streberei, gegen Advokaten und Publiziſtenmache bin ich Anhänger des monarchiſchen Gedankens, ſondern aus angeborener Empfindung und von der Überzeugung, daß an der Spitze ſtaatlicher Macht ein tief verantwortlicher Menſch ſtehen ſoll, allen Wünſchen, Strebungen und Verſuchen des gemeinen Lebens enthoben und entrückt; ein Geweihter, nicht der Arrivierte einer glücklichen Karriere."

Aus derſelben Empfindung und aus derſelben Überzeugung bin ich geneigt, zu dem entgegengeſetzten Schluß zu kommen, zum Zweifel, daß ein Monarch im allgemeinen die unerhörten Forderungen erfüllen kann, die an denjenigen Menſchen geſtellt werden müſſen, welcher den Gegenſatz „Ich — das Volk" als ein Schickſal auf ſich wird nehmen können.

Geweihtſein heißt nicht für eine Aufgabe wie geboren oder geboren ſein; es heißt für eine Notwendigkeit geopfert werden. Ebenſowenig wie jemand durch Erziehung geweiht werden kann, wird er es durch Auswahl, Vererbung und andere Kräfte, welche in der Kette der Generationen ſchaffend wirken. Sobald wir Werte brauchen, die außerhalb der Bedürfniſſe des täglichen Lebens liegen, glauben wir an eine höhere Weltordnung, die ſich durch unſere Lebensform zu verwirklichen ſucht; Geweihtſein, das heißt, dem materiellen Kreis der Dinge enthoben ſein und unmittelbar im Dienſte jener Weltordnung ſtehen, das heißt, in ſich ein Ausnahmemittel für das Streben der höheren Weltordnung zu verwirklichen. Das Werk des geweihten Dichters kann niemals reſtlos aus den prüfbaren Vorausſetzungen verſtanden werden; dahinter ſteckt ein Etwas, das mit oder gegen den Willen des Dichters zum Ausdruck zu kommen ſucht — wenn dieſes nicht da iſt, ſo iſt der Dichter nicht länger geweiht.

Wenn derjenige, der an der Spitze des Volkes ſtehen ſoll, nicht nur deſſen Vertreter nach außen und der Präſident von demokratiſchen Miniſtern, deren Entſchlüſſen er gehorchen muß, ſondern der geweihte Machterfüller des Volkes ſein ſoll, ſo muß er nicht nur „die Volksſtimmung ablauſchen" können — in ihm und durch ihn werden die verſchwommenen Stimmungen zuerſt klar und bewußt werden. Er muß dem Volk voraus ſein, nicht nur, weil er das ſchon von innen durchlebt hat, was das Volk durchleben muß, ſondern vor allem, weil die Gegenſätze, die im Volke nach harmoniſcher Löſung kämpfen, ſich ſchon in ihm gelöſt haben — und dieſes nicht durch ſeine politiſche Berechnungskunſt, ſondern dank ſeiner höheren Harmonie, dank ſeiner innerlicheren, weſenhafteren Zuſammengehörigkeit mit der Weltordnung jenſeits menſchlicher Zerriſſenheit.

Es wäre ſehr wünſchenswert, wenn immer der älteſte Sohn eines Monarchen ein Geweihter wäre. Die Weltordnung wird aber leider

nicht von menſchlichen Wünſchen geleitet, ſondern von Kräften und Geſetzen, die ſich ſogar unſerer Erforſchung entziehen. Mit dem geſchichtlichen Tatbeſtand vor Augen wäre es eine Torheit, zu verfechten, daß die Weltordnung gerade auf dieſem Punkt eine Ausnahme gemacht hätte. Die Geſchichte zeigt uns unbarmherzig, daß das Geweihtſein für die höchſte ſtaatliche Aufgabe nicht auf dieſelbe Weiſe wie die Form der Naſe und die Herrſchſucht in beſtimmten Familien vererbt wird. Schweden hat zwar mit ſeinen Königen ein ſolches Glück gehabt, daß ſie oft wie von Gott — der rechte Mann im rechten Augenblicke auf den rechten Platz — geſandt zu ſein ſchienen. Der Schritt von dieſem Ausnahmeglück zum Geſetz iſt aber unüberbrückbar. Und unſere Geſchichte hat uns gelehrt, daß, wenn jemand, wie Guſtav III. — er mag übrigens noch ſo genial ſein — verſucht, ſich ſelbſt die Rolle des Geweihten zu geben, er mit gewaltſamem Tod endet; und wenn Verehrer verſuchen, einen guten, braven, ſeine Pflichten erfüllenden Manne die Rolle des Geweihten zu geben, ſo endet es im Nichts. Der chriſtlichen Auffaſſung gemäß kann zwar ein Menſch von neuem geboren werden; bevor man glaubt, daß dieſe innerliche Neuſchöpfung ſich bis zu den Tiefen erſtrecken kann, wo das Geweihtſein ſeine Wurzeln hat, muß man ein Beiſpiel davon ſehen.

Wie der Geweihte gefunden werden wird, iſt ein Problem der Zukunft, vielleicht einer fernen Zukunft. Unſere Erfahrungen haben uns zwar auf das Problem aufmerkſam gemacht; aber bevor es zu ſeiner Löſung drängt, müſſen die jetzigen Mängel augenfälliger und die Lage hoffnungsloſer geworden ſein. Es iſt ſchlechter Radikalismus, Überlieferungen aufgeben zu wollen, bevor das Neue da iſt, das die Luft mit Jubel erfüllt und mit Notwendigkeit der Verwirklichung entgegenſtürmt.

Wenn die demokratiſche Entwicklung ſich aber nicht mit dieſem Problem des Einzelnen beſchäftigen, ſondern mit der Zähigkeit des Kulturloſen ſich nur auf den verſtaubten Straßen weiterſchleppen will, dann wird ſie ihrer eigenen Vernichtung entgegengehen. Daß das Volk eine ſtärkere Macht bekommen hat, iſt richtig. Das aber iſt nicht geſchehen, damit es befähigt werden ſoll, ſich innerlich zu zerreißen in ſeiner tatſächlichen Unfähigkeit, ſeine Aufgaben zu löſen. Auch nicht, damit es für Dinge verantwortlich gemacht werden ſoll, die zu verſtehen es keine Vorausſetzungen hat; Verantwortlichkeit ſetzt doch Verſtändnis voraus. — Die Macht des Volkes hat erhöht werden müſſen und muß noch mehr erhöht werden, damit es den Geweihten finden könne, der ſeine Probleme als eigene Lebensſache empfindet und ſie löſen kann — den Geweihten, der mächtig iſt, eine höhere Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen. Das letzte Ziel aller Volkserziehung iſt, das Volk für dieſe Aufgabe befähigt zu machen; — daß es ihr nachgeht, darin liegt *ſeine* Verantwortlichkeit.

Es wird in der letzten Zeit ſoviel von einer neuen Religioſität oder um die Überſetzung des Wortes zu brauchen, von einer neuen Bindung geſprochen. Es wird den Menſchen immer mehr offenbar, daß die unermeßliche Zerſplitterung, die im Krieg ihre brutale Auslöſung gefunden hat, nicht nur in finanziellen und politiſchen Schwierigkeiten wurzelt, ſondern auch irgendwo in der Seele der Völker. Der Ruf nach einem Ziele des Lebens, nach Erlöſung von Einzelheiten, in welche das Daſein zerfallen iſt, nach Einheit, nach Gott, ſteigt wieder aus der Bruſt der Menſchen.

Wir brauchen dabei nicht der Bewegungen zu gedenken, die erſtreben, alte Religionsformen wieder lebendig zu machen. Wenn das Myſterium des Mittelalters wirklich dem einen oder dem anderen, der die moderne Entwickelung durchgemacht hat, wieder lebendig geworden iſt, muß es als Ausnahme betrachtet werden; in den meiſten Fällen möchte es ſich um Äſthetizismus handeln, um ein Fliehen vom Grauſen des Lebens in die Stille des Domes hinein, alſo gerade um die Dinge, die von allen die gefährlichſten ſind. Eine neue Bindung ſoll ja gerade bedeuten, daß wir nicht zu fliehen brauchen, ſondern daß wir dank ihrer das Leben wieder ertragen können; noch mehr: wieder das Leben ſinnvoll und ſchön auffaſſen können. Nicht zurück zu etwas, das aus Vorausſetzungen hervorſprang, die wir mit dem beſten Willen nicht einmal in unſerem Bewußtſein wieder erwecken können! Unſere Aufgabe iſt, von dem, was in uns mit zwingender Notwendigkeit lebt, weiter zu kommen — weiter zum neuen Erleben des Myſteriums.

Es gibt in jenen Bewegungen einen Kern von Wahrheit und das iſt, daß der Ausgangspunkt für die Überwindung der Zerſplitterung niemals in den Teilen zu ſuchen iſt, in welche die Ganzheit zerfallen iſt, ſondern in der Einheit. Wenn ein Gebäude zerſtört worden iſt, weil es unbrauchbar war, lohnt es ſich nicht, die zerbröckelten Stückchen wieder zuſammenzufügen; es muß von innen, aus einer Idee, aus der Einheit, neugeſchaffen werden. Dieſe neue Einheit nimmt das, was vom alten Gebäude unbrauchbar war, in ſich auf und wandelt es für ihre Zwecke um.

Wenn dieſe Bewegungen nicht im Sande zerfließen wollen, müſſen ſie ſich klar machen, was überwunden werden muß und was zu erzielen iſt.

Ich muß wieder den Demokratismus ſtreifen, weil er das Denken unſerer Zeit in erſter Reihe beherrſcht.

Durch die demokratiſche Bewegung wird die Geſellſchaft in wählende Einheiten aufgelöſt, dieſe ballen ſich zu Parteien zuſammen; durch den Kampf zwiſchen dieſen neuen Einheiten ſoll die einheitliche Leitung der Geſellſchaft zuſtande gebracht werden. Die einzige Bindung, welche der demokratiſche Menſch anerkennt, iſt die Bindung in der Partei. Mit einem Zynismus, der nichts zu wünſchen übrig läßt, ſagt er öffentlich: ich bin zwar perſönlich dieſer Meinung, meine Partei will aber das

Entgegengeſetzte, ich werde mit der Partei ſtimmen, die Einheit der Partei über alles. — Ebenſowenig wie er ſich an die Forderungen ſeines Gewiſſens gebunden fühlt, ebenſowenig kümmert er ſich um die Mitmenſchen, die außerhalb der Partei exiſtieren, um nicht von Werten zu reden, die noch höher als die Menſchheit einzuſchätzen ſind. Daß er auf dieſe Weiſe nie zu der Einheit gelangen kann, von welcher ausgegangen werden muß, wenn man die Zerſplitterung überwinden will, iſt offenbar.

Dieſe Tatſachen ſind um ſo wichtiger, weil die Demokratie zu einer Loſungsformel für das neue Europa geworden iſt. Es iſt keine Übertreibung, zu ſagen, daß es Millionen gibt, die ernſt glauben, daß, wenn nur die Demokratie geſiegt hat, ſich alle anderen Fragen von ſelbſt löſen werden; — es iſt ihnen ja von den Führern in allen Tonarten eingeredet worden. Das heißt aber nichts anderes, als daß die Führer den Weltkrieg, wie alles andere, zu einer Parteiſache gemacht haben und ihn zum Nutzen der Partei auszubeuten ſuchen. Das Weſen der demokratiſchen Bewegung entſchleiert ſich hier: — ſie iſt entſtanden, um den Maſſen ein menſchenwürdiges Daſein zuzuſichern; dem Kampf um dieſes Ziel werden alle Dinge untergeordnet. Dieſer Kampf und dieſes Ziel ſind ſo eins mit der demokratiſchen Bewegung, daß ſie ſich ihnen niemals wird entheben können. Zu glauben, daß ſie befähigt ſein ſollte, das größte Problem der Vereinbarung zu bewältigen, das je den Menſchen gegeben wurde, iſt ein Wahn. Jeder Verſuch in dieſer Richtung wird nicht der Einheit näher kommen, er wird umgekehrt die Geſellſchaft ähnlichen anarchiſtiſchen Ausſchweifungen entgegenführen, wie die, welche das Glück der franzöſiſchen Revolution in einen häßlichen Angſttraum verwandelten. Oder auch wird man ähnliche Erfahrungen machen wie diejenigen in unſerem Land, die ich oben geſtreift habe; das heißt: alles wird in innerer Zerſplitterung aufhören und man wird den Einzelnen herbeirufen müſſen, um die Geſellſchaft vom Stagnationstod zu retten. — Wird der Einzelne unter ſolchen Verhältniſſen ein anderer ſein können als der napoleoniſche Militärdiktator?

Es gibt keine andere Möglichkeit, als daß die Entwicklung im Zeichen derjenigen Menſchen gehen werde, die eine andere Bindung kennen als die der politiſchen Partei. Es ſind die Menſchen, die aus der Einheit kommen und welche ihre Einheit nicht haben aufgeben können, um in den Parteikämpfen innerlich zugrunde zu gehen. Die Bindung an Werte, die höher ſind als die, um welche die Menſchen im täglichen Kampf ſich zerſchlagen, iſt ihr Weſen.

Laſſen wir uns jetzt nicht in metaphyſiſche Redereien ſchweifen und in Diskuſſionen vom Weſen Gottes, ſondern die Tatſachen einfach und konkret betrachten. Das Einzige, was wir von Gott kennen, iſt doch ſeine Unfähigkeit, ſich unmittelbar zu offenbaren. Er hat die arme Welt nötig, die in tragiſchen Konflikten verblutet und die immer wieder den

Kampf mit ſich ſelbſt aufnehmen muß, um zu ſich ſelbſt zu kommen. Göttlich ſein heißt wahrlich: wagen den Kampf um die Werte mitzumachen, welche die Subſtanz dieſes Selbſt ausmachen. Die Bindung, worauf es uns am nächſten ankommt, iſt die Bindung an dieſe Werte. Und die, welche dabei im Vordergrund liegt, iſt diejenige, auf welcher unſere Perſönlichkeiten erbaut ſind, die europäiſche Erde.

Der Menſch iſt nicht das Erſte, ebenſowenig wenn er Arbeiter iſt als wenn er ſich der Heilkunſt widmet. Wir ſind alle Mittel. Zunächſt ſind wir Mittel, um den Werten, die ſich durch unſere gemeinſame Kultur zu verkörpern ſuchen, zum Durchbruch zu helfen. Aus ihr ſind wir, wie aus einem ſchöpferiſchen Gott, hervorgeſproſſen, ihr müſſen wir gehorchen, ihr müſſen wir uns opfern. Wenn wir die Bindung an ſie verneinen, ſind wir nicht mehr.

Es leben überall Menſchen, welche dieſe europäiſche Bindung nicht als ein Programm, auch nicht als eine Pflicht empfinden, ſondern als ihr Weſen. Es iſt höchſte Zeit, daß ſie aus ihrer nutzloſen Vereinſamung zur gemeinſamen Tat hervorgerufen werden. Denn aus ihrem Kreis werden die hervorgehen, welche für die Aufgaben der Zukunft geweiht ſind.

Varſtavi Tumba, Juli 1917, deutſchen Freunden gewidmet

Eingabe an die verfaſſunggebende Verſammlung des deutſchen Volksreiches

In der Stunde der Entſcheidung, die für die Zukunft unſeres Vaterlandes nach außen und nach innen einen neuen Grund legen muß, geſtatten wir uns, einer hohen Reichsverſammlung nachſtehende Vorſchläge zu unterbreiten. Sie entſtammen der ſchöpferiſchen Geiſtesarbeit des deutſchen Rechtsphiloſophen Karl Chr. Planck, der ſie vor 60 Jahren dem werdenden Deutſchen Reiche in die Wiege legte. Ihre ſchaffende zuſammenhaltende Kraft haben ſie bisher in einem kleineren Kreiſe des ſchwäbiſchen Heimatlandes bewährt. Nun aber ſcheint der Augenblick gekommen, wo ſie als Samenkörner in dem durch Kriegsnot und ſtaatliche Umwälzung tief aufgeſchürften Boden des Deutſchen Reiches und Volkes Wurzel ſchlagen ſollen.

Im Mittelpunkt aller großen Politik ſteht heute das Wort vom Rechtsfrieden. In dieſer Hinſicht haben wir Deutſche geltend zu machen, daß ein ſolcher nur von wirklichen Rechtsſtaaten geſchloſſen werden kann, und daß wir Deutſche bisher die einzigen waren, die im Unterſchied von der weſtlichen Demokratie, die ſich mit der Proklamierung

der Menſchenrechte begnügte, in Arbeiterverſicherung und Arbeiterſchutz einen ernſthaften Anſatz zu einem ſolchen Staat gemacht haben. Wir haben weiterhin unſeren bisherigen Feinden gegenüber zu betonen, daß die Durchführung jener Rechte im innerſtaatlichen Wirtſchaftsleben die unbedingte Vorausſetzung des äußeren Rechtsfriedens iſt.

Wir werden aber auch uns ſelber nicht verhehlen, daß wir mit unſerer Arbeitergeſetzgebung nur den allererſten Anfang zu einem allgemeinen Wirtſchafts- und Arbeitsrecht aufzuweiſen haben. Von einer wirklichen rechtlichen Exiſtenzſicherung der großen Maſſen kann ſo lange keine Rede ſein, als es dem Privatkapital freiſteht, auf dem Volks- und Weltmarkt Handelsgewinne von unbeſchränkter Höhe zu machen und ſolchen Gewinn zum Erwerb des für eben dieſe Volksmaſſe unentbehrlichen Grund und Bodens zu verwerten. Dieſe ſchrankenloſe Freiheit des Privatkapitals iſt eine fortwährende Bedrohung des Rechtes und des Friedens nach innen und außen. Im eigenen Staat liegt das Volk beſtändig an der doppelten Kette der gehäuften Arbeitslaſt, deren Ertrag doch nur einſeitig dem Kapital zugute kommt und der Verkürzung der Wohnungsmöglichkeit, die wieder auf das Intereſſe der allgemeinen Ausbeutung zurückzuführen iſt. Nach außen aber iſt der koloniale Raub an der Tagesordnung.

Was ſich nun aber die Vertretung des Deutſchen Reichs in dieſer Stunde zu geſtehen hat, das iſt die Tatſache, daß der ganze ungeheure Aufwand von bureaukratiſcher Arbeit in Gericht und Verwaltung, noch mehr aber der geſamte militäriſche Schutz letzten Endes dieſer doppelten Spekulation zugute kam. Bei unſeren Feinden liegt dieſer ſtaatliche Zuſtand uns klar vor Augen: die parlamentariſche Regierungsform diente lediglich dazu, die ſpekulierenden Machthaber in ihrer Majoritätsſtellung zu erhalten. Dies gelang ihnen deshalb ſo leicht, weil die zu überrennende Minorität in der Hauptſache aus Leuten beſtand, die nichts mehr zu verlieren hatten und deshalb nicht regierungsfähig waren. Vor dieſer parlamentariſchen Korruption, für die das britiſch-amerikaniſche Zweiparteienſyſtem die heuchleriſche Maske bildet, iſt die deutſche Volksvertretung, wie wir hoffen, dadurch bewahrt, daß die Arbeiterſchaft durch die ſoziale Geſetzgebung wurzelhaft mit dem Beſtand des Reiches verwachſen iſt und alſo den wirtſchaftlich leitenden Ständen nicht ſchlechthin revolutionär gegenüberſteht. Damit iſt die Möglichkeit gegeben, daß der deutſche Parlamentarismus zu einem wirklichen Volksſtaat unmittelbar überleitet, der ſelbſtverſtändlich etwas ganz anderes ſein muß, als das bloße Hin- und Herſchwanken der Macht zwiſchen den Parteien der beſitzenden und der beſitzloſen Klaſſen mit dem Zentrum als dem Zünglein an der Wage. Und weiter beſteht die Hoffnung, daß der jetzt ſo laut geprieſene Weg zur Sozialiſierung der Wirtſchaft, die ſchrittweiſe Monopoliſieruug der Betriebe durch den

Staat ſelbſt, als nur bis zu einem ganz beſtimmten Punkte gangbar erkannt und darüber hinaus als undurchführbar abgelehnt wird. Denn mit der völligen Vernichtung der wirtſchaftlichen Freiheit iſt auch die ſtaatlich ſoziale Verantwortlichkeit im Keime erſtickt. Aller einſeitig wirtſchaftliche Radikalismus mordet ſich ſelbſt, gleich der bisherigen abſoluten Erwerbsfreiheit.

Es müſſen vielmehr in Einzelſtaat und Provinz, ja, in jeder Gemeinde, neue Rechtsgrundlagen für das Wirtſchaftsleben geſchaffen werden, das ja doch nicht anders als von unten her neu aufgebaut werden kann, wenngleich die leitenden Ideen von der oberſten Spitze ausgehen müſſen. Nur ſo können Haupt und Glieder wirklich innerlich zuſammenwachſen und nur wenn *oben* die Verantwortung durchgeführt iſt, fühlt ſich Bürger und Bauer im Beruf wirklich daran gebunden.

Hierbei iſt das erſte, daß Grund und Boden dem Kapital nicht mehr ſchrankenlos zur Verfügung ſtehen, und zwar ſowohl bäuerlicher wie ſtädtiſcher. Die Sicherſtellung des landwirtſchaftlichen Ertrages und der ausreichenden geſunden Wohnung für alle gehen als ſtaatliche Notwendigkeiten jedem privaten ſpekulativen oder perſönlich willkürlichen Intereſſe voraus. Die rechtliche Regelung dieſer Verhältniſſe iſt nur durchzuführen, indem der Boden grundſätzlich als ſtaatliches Lehen angeſehen wird. Dieſer Schritt wird zur unumgänglichen Notwendigkeit angeſichts der dem Bauern ſich immer ſtärker aufdrängenden Tatſache, daß er mit ſeinen ſtaatlich geordneten Höchſtpreiſen unter einem anderen Recht ſteht, als die übrige wirtſchaftliche Welt. Dies kann nach der einen Seite nur dadurch gerechtfertigt werden, daß der Boden grundſätzlich Eigentum der Geſamtheit iſt. Nach der anderen Seite aber, indem auch alle anderen Erwerbsſtände ſtufenweiſe, je nach der Entfernung ihres Produkts vom Grund und Boden, in die allgemeine Regelung der Preiſe einbezogen werden. Dieſe aber kann auf die Dauer keinesfalls nur durch ſtaatliche Feſtſetzung geſchehen. Es iſt vielmehr zu dieſem Zweck eine durchgehende Organiſation aller ſchaffenden Stände notwendig, die bei Lokalgewerben ſchon innerhalb der Gemeinde, jedenfalls aber im Bezirk und in der Provinz ihre ſtändige ſtaatlich verantwortliche Vertretung haben müſſen, die ihren Mitgliedern gegenüber mit beſtimmten Machtbefugniſſen auszuſtatten iſt. Die oberſten Spitzen dieſer Berufsgenoſſenſchaften ſind für jede Provinz wie für das Reich als *eine* weſentliche Seite der Volksvertretung zuſammenzufaſſen, eine Sachverſtändigenkammer als notwendige Ergänzung der nur ſtimmungsmäßig gewählten bisherigen Partei- und Bezirksvertretungen.

Sollte dieſer Schritt nicht gewagt werden, ſo beſteht die Gefahr, daß zunächſt der Bauernſtand dem ſtaatlichen Zwang gleich anderen Ständen ſich zu entziehen ſucht und dadurch die ſtaatliche Volksernährung in Frage ſtellt. Die Verſchärfung der ſozialen Zwietracht

und die neuerliche Verewigung des äußeren Kriegszuſtandes ſind ſchon genugſam ins Licht gerückt. Schon der bedrohliche Zuſtand müßte als neuer Sprengſtoff wirken.

Was aber mit aller Beſtimmtheit noch geſagt werden muß, das iſt, daß auch eine rein parlamentariſche Regierung, ſie mag ſich auf noch ſo breite Volksmaſſen ſtützen, ohne ſolche Berufskammern von vornherein zur Unfähigkeit verurteilt iſt. Denn ſie iſt ebenſowenig allwiſſend und allmächtig wie die bureaukratiſche, die jetzt an der Offenbarung ihrer Ohnmacht zur Schaffung wahrhaft zweckmäßiger und rechtlicher Ordnung geſcheitert iſt. Eine wirklich fähige Regierung muß ſich heute fortwährend auf die Berufenen ſtützen können, d.h. die von ihrem Beruf die lückenloſe Kenntnis der Wirklichkeit mitbringen. Daher unverzüglich durch die Verfaſſung an die Schaffung der gezeichneten allgemeinen verantwortlichen Organiſationen herangetreten werden muß, deren oberſte Vertreter für Staat und Gemeinde jederzeit bereit ſtehen. Nur ſo wird der bisherige wilde regel- und zügelloſe Erwerb an ſeiner Quelle gefaßt und ſeiner Bändigung zugeführt.

Auf der andern Seite iſt nochmals zu betonen, daß die gewerbliche Freiheit des Unternehmers durch jene Organiſation nicht unterdrückt werden darf. Daher nicht ſtaatliche Zwangsorganiſation durch monopoliſtiſche Sozialiſierung der Betriebe, ſondern nur freie berufliche Selbſtorganiſation zum befriedigenden Ziel führen kann. Nur daß die Freiheit der Glieder nicht länger mehr die Belaſtung und Ausſaugung des ganzen Volkskörpers bedeute, die Freiheit der Herrenvölker nicht mehr die Beraubung und Verſklavung aller übrigen Nationen, wie das nun in den Schrecken und dem Ende des Weltkriegs ſattſam zu Tage getreten iſt.

Stadtpfarrer Reinhold Planck / Mathilde Planck
Eugen Diederichs

Vorſchläge für das neue Deutſchland

Aus dem Autorenkreis des Verlages

I

Wilhelm Vershofen / Die Stellung von Wirtſchafts- und Kulturverbänden im Staatsleben

Wilhelm Vershofen iſt Kandidat der demokratiſchen Volkspartei in Thüringen und ſteht an erſter Stelle in deren Liſte. Beruflich iſt er Generalſekretär des Spielinduſtrieverbandes und Syndikus der Sonneberger Handelskammer. Als Herausgeber der

Zeitſchrift des Bundes für ſchöpferiſche Arbeit „Nyland" hat er in dem neueſten Heft (III. Jahrgang, 2. Winterheft) einen programmatiſchen Aufſatz „Erlöſung" geſchrieben, der zeigt, daß mit ihm ein ſchöpferiſcher Kopf in die Nationalverſammlung einziehen wird, der außerhalb der Parteiſchablone ſteht. Um Intereſſe an dem ganzen Aufſatz zu erwecken, ſei ein kleiner Teil der Ausführungen hier abgedruckt:

Der Staat als wirtſchaftlicher Organiſator hat überall, ſei es durch die Minderwertigkeit ſeiner Leiſtungen, ſei es durch die übertriebene Forderung auf Gegenleiſtung verſagt. Er kann das Notwendige nicht in rationeller Weiſe leiſten. Als zentrales Organ überlaſtet er ſich mit Arbeiten, die ihm von Nebenorganen abgenommen werden könnten und geht an Hypertrophie zugrunde.

Iſt es nicht Torheit, die Zufallskörperſchaft der gewählten Parlamente irgendwelcher Staaten als Sachverſtändigenkollegien für alle wirtſchaftlichen Probleme anzuſehen? Sollte man die Ordnung der einzelnen Wirtſchaftsgebiete nicht jenen Menſchen anvertrauen, die durch ihre berufliche Ausbildung und Tätigkeit zu dieſer Arbeit berufen ſind, und könnte ein Parlament mehr leiſten, als ein Veto- und Notverfügungsrecht in dieſen Dingen auszuüben?

Der abſolutiſtiſche, der konſtitutionelle, der demokratiſche Staat beſitzen ſamt und ſonders keine Organe, die feinfühlig genug organiſiert ſind, um die veräſtelten Nerven des Wirtſchaftslebens verſtehend abtaſten zu können. Der Staat des Kapitalismus beſitzt ſie ſo wenig wie der Staat des Sozialismus. Schindet jener die arbeitenden Hände, ſo chloroformiert dieſer die arbeitenden Köpfe. Beide Formen führen zur Verelendung, betrügen Menſchen um den Mehrwert ihrer Arbeit und töten in den wirtſchaftlich Unterdrückten jede Blüte des Lebens, aus denen das Werden Gottes reifen könnte.

Alle Staaten ſind überſcharf auf das Wirtſchaftliche eingeſtellt und wollen alles Einzelne und Kleinſte miterfaſſen, anſtatt ſich mit den großen Konturen zu begnügen, während z. B. die Leitungen der großen wirtſchaftlichen Konzerne es für überflüſſig halten, die Einrichtungen der ihnen angeſchloſſenen Werke im einzelnen beeinfluſſen zu wollen.

Aus dem chaotiſchen Gewirr des heutigen Wirtſchaftsplanes ragen einige hohe Bauteile auf, die ein kluger Meiſter in weiter Wölbung runden und ſchließen könnte die Verbände.

Die Verbände (Syndikate, Kartelle, Truſts) ſind die höchſt entwickelten Formen der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsordnung, deren Charakteriſtikum es iſt, wenigen eine überreiche materielle Exiſtenzgrundlage zu geben, während die vielen entſprechend entbehren müſſen. Jede Neuordnung muß bei dieſen höchſten Formen beginnen und zunächſt dafür ſorgen, daß weniger entwickelte Abſchnitte des Wirtſchaftsbereiches zu dieſer Höhe ausgebaut werden. Eine ſehr einfache Geſetzgebung überträgt dann dieſen Verbänden die ſelbſtherrliche Regelung ihrer wirtſchaftlichen Angelegenheiten, und die Zentralorgane des Staates bleiben nur anregende, genehmigende oder verbietende, jedenfalls aber beaufſichtigende Stellen.

Viel weſentlicher als die Gliederung des Staates in landſchaftlich geordnete Bundesſtaaten iſt ſein Aufbau aus den wirtſchaftlichen Bundesſtaaten, den Verbänden. Der Verband ſelbſt, etwa das Rheiniſch-Weſtfäliſche Kohlenſyndikat, ſei organiſiert wie der Oberſtaat, abſolutiſtiſch, wenn jener es iſt, demokratiſch, wenn er demokratiſch iſt.

Im letzteren Falle hat der Verband ſein Abgeordnetenhaus, zu dem alle ſeine Mitglieder vom ungelernten Arbeiter an bis zum Werkleiter oder Werkbeſitzer hin (denn zunächſt wird es noch und immer wieder wird es Beſitzer geben) mit gleichem Stimmrecht ihre Vertreter ſenden. Die Beſchlüſſe dieſes House of Commons gehen an das House of Lords, dem die Erfahrenſten des betreffenden Induſtriezweiges angehören: Vertreter der Gelernten, der höchſtqualifizierten Arbeiter, die Werkleiter und Beſitzer. Seine Zuſtimmung zu den Beſchlüſſen verweiſt den ganzen Akt an das Reichsparlament, das ihm Geſetzeskraft geben oder ihn aufheben kann. Stimmt das Oberhaus dem Unterhaus nicht zu, ſo muß die Vorlage zu neuer Beratung an dieſes zurück. Beharrt es bei ſeiner Meinung, ſo iſt das Referendum nötig, deſſen Ergebnis mit den ganzen bisherigen Verhandlungen dem Reichsparlament zur geſetzgeberiſchen Entſcheidung unterbreitet wird.

Der Verband iſt alſo autonome, geſetzgebende, juriſtiſche Perſönlichkeit. Er hat das Erbrecht auf alle Betriebe in ſeinem Bereich, die ohne Erbberechtigte direkter Linie hinterlaſſen werden. Er hat das Vorkaufsrecht auf im Verband zur Veräußerung kommende Betriebe. So ſinkt innerhalb des Verbandes die Zahl der perſönlichen Beſitzer ſtändig. Der Verband hat das Recht, ſich bei Neugründungen zu beteiligen. Denn immer wieder werden Begabte, Unternehmende und ſparſame Mitglieder des Verbandes neue Werke zur Ausführung neuer Pläne zu gründen trachten. So ſteigt die Zahl der Unternehmer wieder.

Der Verband beſteuert ſeine Mitglieder ihrem Beſitz und ihrem Einkommen entſprechend. Von dieſer Einnahme geht der Teil, den das Reich als Steuer verlangt, an die Reichskaſſe. Der Reſt wird in der Regel gehälftelt. Der eine Teil wird unter die Nichtbeſitzer im Verbande ihrem Jahreseinkommen gemäß verteilt. Da auch ein Teil des wirtſchaftlichen Ertrages des Verbandes dieſen Weg geht, werden die wirtſchaftlich Schwachen im Verband nicht nur in Wirklichkeit ſteuerfrei bleiben, ſondern zu ihrem perſönlichen Einkommen noch ihren Anteil am Verbandsverdienſt erhalten. Jeder nicht durch Begabung und Fleiß gerechtfertigte Mehrwert verſchwindet. — Der Reſt der Verbandseinnahme wird dem Verbandsvermögen zugeſchlagen. Wirtſchaftlich ſchwache Verbände werden zu den Reichsſteuern gar nicht oder nur ſchwach herangezogen. Starke um ſo mehr. So findet ein Ausgleich von Verband zu Verband ſtatt.

Der einzelne wird mit ſeinem Beruf und Verband viel enger verflochten, am Ergebnis der wirtſchaftlichen Arbeit ſeines Verbandes, am Verbandsvermögen aufs innigſte intereſſiert. Kämpfe, die auf der großen Plattform des Reichsparlaments in beſtem Falle lächerlich erſcheinen müſſen, werden im Verbandsparlament ſachlich ausgetragen und die Zentralregierung wird zugunſten höherer Aufgaben entlaſtet. Der einzelne bedeutet wirtſchaftlich mehr als heute, oder — anders geſagt — die wirtſchaftliche Bedeutung weniger wird auf viele verteilt. In der großen Politik aber, werden nur noch die wirklich großen wirtſchaftlichen Fragen behandelt, und das Reichsparlament hat die von jedem geforderte Pflicht, ſich in der Hauptſache um das Reich der Seele zu bekümmern.

Die Zentralorgane des Staates dürfen auch nicht von der ganzen Hochflut dieſer edleren Zwecke durchſtrömt werden ſollen ſie leiſtungsfähig bleiben: Ohne weiteres denken ſich als Gegenſtücke zu den Wirtſchaftsverbänden die Kulturverbände. Vom Wehrverband bis zum Schul- und Kirchenverband hin. Es lockt beſonders,

vom ſelbſtherrlichen Schulverband zu ſprechen. Ein Blatt „Forderungen der freien Schulgemeinde Wickersdorf zur Neugeſtaltung des Schulweſens“ iſt äußerer Anlaß. Selbſtverſtändlich ſind dieſe Forderungen vom Einzelſchulorganismus aus gedacht, und zwar beſonders von Wickersdorf aus, der bekannteſten Form der Schulſiedlung.

Forderung 1: Der Zugang zur Bildung iſt unabhängig von Beſitz, Stand und Geſchlecht. Am 1. Juni 1911 ſchrieb ich in Nr. 22 „Der Hilfe“: „So wird alſo bei der heutigen höheren Schule eine doppelte Verſchwendung getrieben: Der koſtſpielige Apparat dieſer Schulen wird angewandt auf ein unzugängliches Schülermaterial, und tauſende von Begabten ſind für dieſen Apparat nicht erreichbar, ihre höheren Fähigkeiten gehen dem Vaterlande verloren, zugunſten einer Mittelmäßigkeit, die ſowieſo unſerer Zeit ihr Signum aufzudrücken immer mehr beſtrebt iſt. Ich glaube, daß dies die ſchwerſten Vorwürfe ſind, die ſich unſerem höheren Schulweſen machen laſſen.“

Forderung 2: Das Schulweſen iſt autonom. Es wird geregelt durch Körperſchaften, deren Mitglieder durch das Vertrauen der Einzelſchulen berufen werden. In dieſe Körperſchaften entſenden die ſtaatlichen Behörden ihre Vertreter zur Mitarbeit.

Die ferneren Forderungen ſind für den organiſatoriſchen Aufbau in verwaltungstechniſcher Hinſicht weniger wichtig. Dieſe zweite Forderung aber, ſo begrüßenswert ſie ihrer Überzeugung nach iſt, bleibt zu ſehr im Horizont der Einzelſchule.

Ich ſchlage dagegen vor: Das geſamte Bildungsweſen, vom Schulanfang bis zur Abſolvierung der Hochſchulen aller Art, wird ſelbſtherrlich durch den Schulverband geregelt. Ihm gehören mit gleichem Stimmrecht an: Alle Eltern, die Kinder zur Schule ſenden, alle Schüler, die das vierzehnte Lebensjahr vollendet haben, alle Lehrer und ſonſtigen Beamte des Bildungsweſens. Genau wie die wirtſchaftlichen Verbände wählt auch dieſer Kulturverband ein Unterhaus. Daneben ſteht ein Repräſentantenhaus, bei deſſen Wahl jedes Schulſyſtem drei Stimmen hat, eine Lehrer-, eine Eltern- und eine Schülerſtimme. Schulen, die nur Schüler über vierzehn Jahre aufnehmen, haben entſprechend nur zwei Stimmen.

Das Bildungsweſen der Nation wird durch dieſe Schulparlamente genau in gleicher Art und gleicher Kompetenz geregelt, wie die Wirtſchaftsverbände ihre Intereſſen regeln. Auch das Verhältnis des Reichsparlaments zum Schulparlament iſt das gleiche dort wie hier.

Bildet der geſamte Schulverband den Schul-Bundesſtaat des Reichs, ſo die einzelne Schule die Gemeinde. Jede iſt in ihrer Selbſtverwaltung ſo unabhängig zu geſtalten, als es die Intereſſen des Verbandes nur immer zulaſſen. So wählt die Gemeinde ihre Beamten, die Lehrer, ſelbſt: Zunächſt immer nur auf drei Jahre, dann auf ſechs und bei dritter Wahl erſt lebenslänglich. Ein Wahlmodus übrigens, der für alle beamteten Stellen in allen Verbänden maßgebend ſein müßte. Die Leiter der Schulgemeinden werden für längere oder kürzere Amtsdauer von den Lehrern gewählt. Eine eingehende Darſtellung des Aufbaus der Schulgemeinde, ihrer Lebens- und Lehrverfaſſung, ſowie die genauere organiſatoriſche Geſtaltung der Auswahl der Tüchtigen, kann an dieſer Stelle nicht Raum finden.

Soviel wird ſchon begriffen: Ein und derſelbe Menſch wird einem wirtſchaftlichen und wahrſcheinlich mehreren Kulturverbänden angehören. Es beſteht alſo die Möglichkeit, daß, wer vielleicht in ſeinem Wirtſchaftsverband wenig bedeutet, förderndes Glied eines Kulturverbandes iſt. Dadurch werden Glücksmöglichkeiten, hervorgerufen durch die Betätigung der perſönlichen Eigenart, geſchaffen, die

weder die frühere Ordnung, noch das demokratiſchſte Wahlrecht zu geben vermögen. Die Begabung des einzelnen kann ſich reicher entfalten und an einer, vielleicht an mehreren Stellen des Gemeinſchaftslebens Wirkungen ausüben, die nie und nimmer durch die Wahl zu einem Zentralparlament ausgelöſt werden könnten.

II

Forderungen der Freien Schulgemeinde Wickersdorf zur Neugeſtaltung des Schulweſens

1. Der Zugang zur Bildung iſt unabhängig von Beſitz, Stand und Geſchlecht.
2. Das Schulweſen iſt autonom. Es wird geregelt durch Körperſchaften, deren Mitglieder durch das Vertrauen der Einzelſchulen berufen werden. In dieſe Körperſchaften entſenden die ſtaatlichen Behörden ihre Vertreter zur Mitarbeit.
3. Darüber hinaus bleibt dem Staate vorbehalten, die Arbeit der Schule durch die Durchführung des Schulzwanges zu ſichern.
4. Die Schule ſtellt ſich nicht mehr in den Dienſt des Berechtigungsweſens.
5. Die Schule iſt eine lebendige Gemeinſchaft von Lehrenden und Lernenden. Schüler und Lehrer geſtalten, gleichberechtigt, gemeinſam den Unterricht und das Schulleben im ganzen. Jede Schule regelt dieſes Zuſammenwirken durch eine ſelbſtgegebene Verfaſſung.
6. Den Schulen ſteht die Einführung der Koedukation frei.
7. Der Unterricht wird vom Zwang der Klaſſenabſtufung befreit.

Die Notwendigkeit der Schule entſpringt aus dem Verhältnis der Individuen zur überindividuellen Kultur. Von der Seite des Einzelmenſchen betrachtet, ergibt ſich daraus für die Schule die Aufgabe, daß ſie dem Recht des Einzelnen, durch Bildung zum Eintritt in das Reich des Geiſtes zu gelangen, diene. Anderſeits fordert die Kultur, die immer nur in individuellen Trägern leben kann, die Schule als eine Einrichtung, die den Fortbeſtand geiſtiger Werte dem Zufall entzieht.

Das Recht auf Bildung iſt durch keine weiteren Schranken als die der natürlichen Begabung beengt. Ja, ein Verzicht auf dieſes Recht, der ſtets einen Verzicht auf wahre geiſtige Freiheit bedeutet, widerſtreitet ſo ſehr der Menſchenwürde, daß er außerhalb des Beliebens des Einzelnen ſteht. Das Recht auf Bildung darf und ſoll daher auch dort geſchützt werden, wo es noch nicht vom Einzelbewußtſein gefordert wird: Erſt Bildung läßt das Recht auf Bildung erkennen.

Von der objektiven Seite her hat die Schule die Aufgabe, die Forderungen der Kultur ungetrübt und rein zu vertreten, ſie vor der Einmiſchung weſensfremder Tendenzen zu bewahren. Das Bildungsziel darf nie ein politiſches Mittel des Staates werden. Wie im modernen Staate die Unabhängigkeit der Rechtspflege garantiert

iſt, um die Stimme der Gerechtigkeit ungehemmt laut werden zu laſſen, ſo ſoll auch die Bildungspflege von der Politik losgelöſt werden. Das geſamte Schulweſen ſelbſt, als ein Glied der wahren „universitas litterarum" der Schulen und Hochſchulen aller Staaten und Völker, ſtellt autonom das Bildungsziel auf. Die Organiſationsform, die das Schulweſen ſich zu dieſem Zwecke ſelbſt gibt durch die Einſetzung vertretender Körperſchaften, iſt hier nicht genauer zu beſtimmen. Dem Staate liegt die Erhaltung des Schulweſens ob, ohne daß ihm daraus Rechte des Eingriffs und der Zielſetzung erwachſen. Als Rahmen des ganzen nationalen Lebens hat allerdings der Staat (auch in ſeinen verſchiedenen Untereinheiten) teilzunehmen an der Geſtaltung des Schulweſens, aber keinesfalls auf autoritativem Wege, ſondern durch die paritätiſche Mitarbeit ſeiner in die Schulkörperſchaften entſandten Vertreter. Dieſe Körperſchaften ordnen vor allem auch, an Stelle des Staates, die Lehrerausbildung und zerſtören damit ein Syſtem, das durch ſeine Mechaniſierung zur Erſtarrung und Verdumpfung der Schule beigetragen hat.

Der Schulzwang bleibt beſtehen und wird weiter vom Staate durchgeführt, der von den Schulkörperſchaften hiermit ein für alle Mal beauftragt wird. Einerſeits muß nämlich, wie ſchon einmal betont, die Schule um der Bildungsaufgabe willen den Schulzwang verlangen, gerade um dem Einzelnen zu ſeinem wahren Rechte zu verhelfen. Anderſeits hat weiter auch der Staat ein Intereſſe daran, daß ſeine Bürger eine gewiſſe praktiſche Ausbildung erlangen.

Der Zwang, den die Öffentlichkeit durch das Berechtigungsweſen auf die Schule bisher ausgeübt hat, hemmt die Erfüllung reiner Bildungsforderungen. Die Schule macht ſich davon frei, indem ſie nicht mehr auf Abſchlußexamen und Zeugniſſe hinarbeitet. Die Fähigkeit zum Eintritt in Beruf oder Studium kann etwa durch Probeleiſtungen oder Aufnahmeprüfungen nachgewieſen werden.

Die Autonomie, die aus dem Bildungsideal für die Stellung der Schule nach außen folgt, muß auch in ihrem Innern verwirklicht ſein. Die Bildung geht auf die innerſte Selbſttätigkeit des Menſchen, kann daher nicht aufgeprägt werden. Die Jugend muß vielmehr verantwortlich teilnehmen an der Geſtaltung des Lebens der Schule, die eine im Dienſt am Geiſte verbundene Gemeinſchaft von Lehrenden und Lernenden iſt. Gerade die Jugend iſt aber auch fähig, geiſtige Werte zu erfaſſen und ſich mit der ihr eigenen Unbedingtheit dafür einzuſetzen. Das Leben der Schule muß ſomit durch den Eigenwert des jugendlichen Geiſtes beſtimmt werden, ſie muß eine Stätte der Jugendkultur ſein. Das alte Vorgeſetztenverhältnis zwiſchen Lehrer und Schüler kann hier als eine unwürdige Beziehung zwiſchen zur Freiheit beſtimmten Menſchen keinen Raum mehr haben, vielmehr wächſt eine Kameradſchaft zwiſchen Älterem und Jüngerem, eine tiefe Bindung zwiſchen Führendem und Folgendem auf. Als äußeres Zeichen der Zuſammenarbeit von Lehrer und Schüler im Dienſt der gleichen hohen Sache gilt die Vollverſammlung, die „Schulgemeinde", als die oberſte geſetzgebende Inſtanz. Eine ſo konſtituierte Schule iſt ein lebendiger Organismus, dem auch im Rahmen des Geſamtſchulweſens ſeine Freiheit bewahrt bleiben muß. So wird jede Schule ein ihr eigenes Weſen ausbilden, und aus der Wechſelwirkung aller Schulen innerhalb der Geſamtheit kann ein ungeahnter Reichtum an geiſtigen Typen erblühen.

Wenn jede nicht aus dem Bildungsideal ſelbſt ſich ergebende Einſchränkung der Schulen beſeitigt wird, ſo muß es ihnen auch geſtattet ſein, ihr Leben auf der Grundlage der Koedukation aufzubauen. Wir glauben übrigens, daß das klar erkannte

Bildungsideal nicht nur niemals der Koedukation feindlich ſein kann, ſondern daß man, wenn man ſich in die Aufgabe der Erziehung, der Bildung und Entfaltung der ganzen Seele des Menſchen, verſenkt, die Koedukation als eine Notwendigkeit erkennen muß. Wir erhoffen von ihr eine Geſundung der Geſellſchaft von vielen offenen und geheimen Schäden.

Die Vernichtung des Berechtigungsweſens befreit endlich die Schule von dem Zwang zur Einrichtuug der Klaſſenabſtufung. Dieſe, weit entfernt, einer Kulturforderung zu entſprechen, hat nur für geiſtige Nivellierung zu farbloſer Mittelmäßigkeit geſorgt. Es kommt vielmehr darauf an, in jedem Lehrfache die Schüler gleicher Fähigkeit und Reife zuſammenzufaſſen. Dabei ſoll der Schüler, beraten durch ſeinen Lehrer, mitverantwortlich ſein für die Richtung ſeiner Ausbildung und für die Pflege und Entwicklung ſeiner Anlagen.

Autonomie der Schule, in allen ihren Gliedern, das iſt die Forderung.

III

Der Kunſt- und Kulturrat für Baden

In Karlsruhe hat ſich unter Führung von Dr. Richard Benz ein Kunſt- und Kulturrat für Baden gebildet, der, auf dem Boden des neuen ſozialen Volksſtaates ſtehend, der Überzeugung iſt, daß alle Bemühungen, eine deutſche Volkskultur zu ſchaffen, nur dann Erfolg haben können, wenn es gelingt, die hierfür unerläßlichen höheren Arbeits- und Lebensbedingungen auch für diejenigen Bevölkerungsſchichten durchzuſetzen, die unter den bisherigen Verhältniſſen von der Teilnahme am kulturellen Leben ausgeſchloſſen blieben. Er betrachtet es als ſeine Aufgabe, die erhöhte Lebensform mit geiſtigem Inhalt zu füllen und tritt jetzt mit dem folgenden Aufruf, der von führenden Männern der Kunſt und Wiſſenſchaft unterzeichnet iſt, vor die Öffentlichkeit. Es wäre zu wünſchen, daß auch anderswo „Kulturprovinzen" die nötige Tatkraft zu ähnlichem Vorgehen entwickeln.

Der Kunſt- und Kulturrat bezweckt die Wahrung der Rechte des Geiſtes und der Kunſt in allen öffentlichen Angelegenheiten geiſtiger und künſtleriſcher Art. Er ſucht dies zu erreichen

durch Aufklärung der Öffentlichkeit, insbeſondere der politiſchen Parteien und amtlichen Stellen, über die geiſtigen und künſtleriſchen Grundbegriffe und Grundtatſachen;

durch Vorſchlag von Reformen der beſtehenden und Begründung neuer Kunſt- und Bildungsanſtalten;

durch Beratung der amtlichen Stellen in allen öffentlichen Kunſt- und Geſchmacksfragen, insbeſondere in Fragen der Repräſentation des Staates durch Bauten, Denkmäler, Münzen, Banknoten, Wertzeichen, Urkunden;

durch Überwachung der Ausführung des Beſchloſſenen, wenn nötig durch Kritik und Proteſt.

Die Grundſätze für ſeine Tätigkeit ſind hierbei folgende:

Er fordert eine Kunſt, die weder der Unterhaltung und dem Luxus, noch einſeitiger Pflege der Sinne und des Intellekts dient, ſondern als Ausdruck der höchſten ſeeliſchen Werte der Nation ſich an die Geſamtheit des Volkes wendet.

Er fordert eine Wiſſenſchaft, die nicht Erforſchung und Regiſtrierung des Wißbaren für Fachgelehrte iſt, ſondern die durch Wahl und Wertung den toten Wiſſensſtoff belebt und damit der Volksgeſamtheit ein anſchauliches geiſtiges Weltbild ſchafft.

Sein Ziel iſt der einheitliche Aufbau einer wahren Volkskultur, die das geiſtige Erbe der Nation und der Menſchheit Allen zugänglich macht und die Vorrechte des Geldes und der Bildung nicht mehr anerkennt.

Er erſtrebt deshalb die Unentgeltlichkeit und Volksmäßigkeit aller Darbietungen der Kunſt und Wiſſenſchaft in dem vom Staat oder der Gemeinde gehaltenen oder unterſtützten Inſtituten.

Er gelangt damit zur Aufſtellung des folgenden Programms:

1. An Stelle des ſtaatlich oder ſtädtiſch ſubventionierten Geſchäfts- oder Unternehmertheaters, das man der privaten Fürſorge derer überlaſſe, die es nötig haben, tritt die unentgeltliche Volksbühne, die, ſtatt in täglichen Aufführungen wahllos Gutes und Schlechtes zu miſchen, in wenigen feierlichen Veranſtaltungen nur den Offenbarungen der wahren Kunſt dient. Ihr Raum iſt das Volks-Spielhaus, das außerdem den Darbietungen der hohen Muſik und der Feier der Volks-Feſte geweiht iſt. In ihm wird auch der Dichter und Denker ſeine Kanzel haben; in ſeiner Geſtaltung wird der Baumeiſter, der Maler und Bildhauer eine Zukunftsaufgabe finden. Virtuoſenkult und Applaus wird aus dieſem Raume verbannt ſein. Er wird einer Kunſt-Kirche ähnlicher ſein als einem Theater von heute.

2. An Stelle der allein für den Kunſtgelehrten beſtimmten Einrichtung des Muſeums tritt eine Anordnung und Aufſtellung des ſtaatlichen und ſtädtiſchen Kunſtbeſitzes, welche der Kunſtwirkung, die von ihm ausgeht, entſpricht: bloß hiſtoriſch Intereſſantes und Seltenes mag immerhin in der heutigen Weiſe zu Studienzwecken aufgeſtapelt werden — was noch zu Lebenden ſpricht, muß würdig und eindringlich als einzelnes Werk in eigenem, nach ſeinem Weſen geſtaltetem Raum in einem Volks-Kunſthaus zur Geltung kommen.

3. Neben die Unterrichtsſchule (die als Einheitsſchule für das ganze Volk und ſpäter als Fachſchule für die einzelnen Berufe die für das Leben notwendigen praktiſchen Kenntniſſe und Fertigkeiten vermittelt) tritt die Kultur-Schule, die wahlfrei, aber ebenfalls allen zugänglich, Dichtung, Muſik und bildende Kunſt nicht lehrt, ſondern darbietet; die lediglich Gelegenheit gibt, zu ſchauen und zu hören, aber weder zum Auswendiglernen noch zum verſtandesmäßigen Zergliedern und hiſtoriſchen Verſtehen des Kunſtwerkes zwingt; die ferner alles allgemeine kulturelle Wiſſen und Denken, das über das Praktiſch-Fachliche hinausgeht, durch Vorführung und Vorleſung ebenfalls zu lebendiger Anſchauung bringt. Dafür wird die hiſtoriſche und philologiſch-moraliſche Behandlung der Literatur und Kunſt, wie ſie bisher nach dem Vorbild der Gymnaſien im Unterricht üblich war, aus der Unterrichtsſchule entfernt.

Das Gymnaſium ſelbſt iſt als reine Gelehrtenvorſchule eine Fachſchule unter andern und keine Bildungsſchule mehr, deren Beſuch irgendwelche Berechtigungen

verleiht. Sie wird wie die anderen Fachſchulen nach Abſolvierung der Einheitsſchule vom 16. Lebensjahre an beſucht und leitet organiſch zur eigentlichen Gelehrtenſchule, der Univerſität, über.

4. Neben der Univerſität, die lediglich der gelehrten Forſchung und der Heranbildung wirklicher Forſcher dient, ſind Fachhochſchulen mit eigener Prüfungsbefugnis für die bisher ſogenannten akademiſchen Berufe rein praktiſcher Art zu errichten, alſo für Lehrer, Ärzte, Richter, Anwälte, Geiſtliche und Beamte aller Art, die bisher durch den ſtreng theoretiſchen Betrieb der Univerſität, der ihnen für ihr künftiges Amt nichts Brauchbares mitgab, in gleichem Maße behindert wurden, wie ſie ſelbſt der eigentlichen Aufgabe der Univerſität, der reinen Forſchung, im Wege waren.

5. Die Spieler, Sprecher und Redner, die Sänger und Muſiker, die Maler, Baumeiſter, Bildhauer erhalten ihre techniſche Ausbildung in Fachſchulen, die in der ſtaatlichen Kunſtſchule zuſammengefaßt ſind, welche durch Wahl der Stoffe und Muſter, der Aufgaben und Aufträge den einzelnen Fächern das einheitliche Ziel einer hohen und volksmäßigen Kunſt ſetzt und allen akademiſchen Betrieb, alles Modiſche und Salonmäßige, aus dem Unterricht ausſchaltet.

6. Neben den verſchiedenen Fachhochſchulen ſteht als ſelbſtändige Anſtalt, die für die künſtleriſche und kulturelle Ausbildung Aller (der Fach- und Kunſtſchüler ſowohl, wie des geſamten übrigen Volkes) ſorgt, die unentgeltliche, wahlfreie Volkshochſchule, welcher das weſentliche Intereſſe und die Hauptunterſtützung der Regierung zuzuwenden iſt, da ſie allein, obwohl auf dem Fachwiſſen der Univerſität aufbauend, der Allgemeinheit lebendige und anſchauliche Erkenntnis vermittelt. Nicht Univerſitätsdozenten, die ihr Fachwiſſen bloß populariſieren, ſondern Menſchen mit ausgeſprochen künſtleriſcher Fähigkeit der Veranſchaulichung, die ſich durch kulturelle Leiſtungen allgemeiner Art bewährt haben, ſind als Lehrer zu verwenden.

7. Volksbühne, Kunſthaus und Kunſtſchule, Kulturſchule und Volkshochſchule ſind zu einem einheitlichen Kunſt- und Kulturinſtitut zuſammenzufaſſen. Der Kunſt- und Kulturrat wird Spielpläne der Dichtung und Muſik, Aufſtellungspläne der Kunſtwerke, Vorleſungs- und Unterrichtspläne entwerfen und die Berufungen der Spieler, Sprecher, Redner, Künſtler vorſchlagen.

8. Die Tatſache, daß die echte künſtleriſche oder wiſſenſchaftliche Leiſtung durch Bezahlung und Beſoldung nicht aufgewogen wird, die Tatſache ferner, daß hohes, geiſtiges Schaffen nicht der Willkür und dem Zwang geregelter Arbeit, ſondern den begnadeten Stunden freien Schauens entſpringt, legt den Gedanken nahe, den geiſtig Schaffenden von dem Lohn- und Arbeitsverhältnis der übrigen Tätigen zu entbinden: ihm ſein Werk und ſeine Leiſtung nicht abzukaufen, ſondern ſie als ein der Geſamtheit gehörendes Geſchenk zu nehmen für ein Mindeſtmaß von ruhiger und ſorgenfreier Exiſtenz, das ihm die Geſamtheit dafür gewährt. Der Ausbau dieſes Gedankens läge dem Kunſt- und Kulturrat ob, wobei der Anfall des Verlags- und Urheberrechts an den Staat als Gegenleiſtung für die ſtaatliche Fürſorge zu erwägen wäre.

Erſt wenn dieſe Befreiung des Kunſtwerkes von materieller Wertung zu der geforderten Unentgeltlichkeit des Kunſtgenuſſes hinzukommt, wird das Problem einer freien geiſtigen Volkskultur zu löſen ſein.

Die dargelegten Programmpunkte werden im einzelnen durch beſondere Arbeitsausſchüſſe erläutert und begründet werden. Ausführliche Gutachten werden dartun, wie ihre Anwendung und Durchführung für Baden und ſeine einzelnen Gemein-

weſen zu erfolgen hätte und wie die allmähliche Umbildung der beſtehenden Verhältniſſe in das geforderte Ideal zu ermöglichen ſei.

Wir fordern zu tätiger Mitarbeit auf und bitten Zuſchriften an die Geſchäftsſtelle Karlsruhe, Stefanienſtraße 90, zu richten.

Es haben u. a. unterzeichnet: Dr. Richard Benz. Hans Thoma. Alfred Mombert. Dr. Emil Alfred Herrmann. Dr. Hans Kampffmeyer. Karl Albiker. Prof. H. A. Bühler. Dr. E. G. Dreſel. Dr. K. A. Eberlein. Hermann Goebel. Rudolf K. Goldſchmidt. Artur Grimm. Prof. Adolf Hildenbrandt. Ernſt Krieck. Fritz Mauthner. Prof. W. E. Oeftering. Heinrich Sachs. Dr. Wilhelm v. Scholz. Dr. Ernſt Leopold Stahl. Emil Strauß. Prof. E. A. Weiß. Prof. Max Wingenroth. Guſtav Wolf. Dr. J. v. Uexküll. Dr. Leopold Ziegler.

Umſchau

Deutſchlands Aufgabe Deutſchland iſt heute demokratiſch geſtimmt, aber wahre Demokratie lebt nur, wenn die Perſönlichkeit ſich *gegen* den Maſſengeiſt einſetzt. Das klingt paradox; iſt denn nicht Demokratie die Herrſchaft des Demos und ihr politiſches Mittel die Geltung der Mehrheitsabſtimmung, der ſich die Führer zu beugen haben?

Nun, ich meine, die rapide Entwicklung des demokratiſchen Deutſchlands zur Anarchie zeigt, nicht der Maſſengeiſt des Demos hat zu herrſchen, ſondern er muß beherrſcht werden durch Führer, die die beſten Seiten ſeines Weſens vertreten und ſie in ſich entwickeln durch eine höhere Idee, die ich die „demokratiſche Idee" nennen möchte. Es iſt der gleiche Unterſchied zwiſchen demokratiſcher Phraſe und demokratiſcher Idee, wie zwiſchen ſozialiſtiſchem Staat und ſozialem Volksſtaat. Das eine ſchwelgt in Theorien, iſt intellektualiſtiſch begründet, das andere ſteht auf den Tatſachen und baut ſchöpferiſch das Leben auf.

Der Nur-Verſtandesmenſch glaubt die Aufgaben des Staatslebens dann löſen zu können, wenn er um ſie Beſcheid weiß, indem er Urſache und Wirkung ſtudiert. Er ſchwört auf die Herrſchaft des großen Einmaleins, er ſieht in der Zukunft „das Glück aller" aufſteigen, und darum kommt es bei ihm ſtets zu einem materialiſtiſchen Lebensziel, das die Sozialdemokratie „gerechte Güterverteilung" nennt. Der Intellektualiſt iſt *naturentfremdet*, er iſt in den großen und größten Städten zu Hauſe, die Hauptzahl ſeiner Anhänger ſind die Proletarier, alle jene Arbeiter, bei denen einſeitige Maſchinenarbeit und Stadtleben die urſprüngliche Denk- und Empfindungskraft haben verkümmern laſſen. Die Führer des Intellektualismus ſind in ihrem Inſtinktleben verkümmerte Gelehrte und Literaten; die Hälfte der ſogenannten Gebildeten trottet ebenfalls hinter ihnen her. Der Intellektualiſt, der in politiſchen Fragen faſt durchgängig Opportuniſt iſt, iſt der naturgegebene Vertrauensmann des mechaniſierten Maſſengeiſtes.

Ihm gegenüber, dem Theorienmenſchen, hat der Tatſachenmenſch, der das Leben zu geſteigerter organiſcher Gliederung entwickeln will, ein ſchweres Aufkommen. Denn wann hätte je die Maſſe die Fähigkeit beſeſſen, über ſich hinaus denken und damit ſich objektivieren zu können. Es gibt aber keine Aufgabe der Gegenwart, die nicht zugleich die Zukunft mit umfaßt. Die Stärke des organiſch orientierten Menſchen liegt in ſeiner *Naturverbundenheit*, die ſeinem Inſtinkt zugute kommt, er

handelt aus ſeinen inneren Notwendigkeiten heraus. Er wird nicht wie der intellektualiſtiſche Theoretiker die Unterſchiede der menſchlichen Begabungen und Charakteranlagen verwiſchen, ſondern jene erſt recht als Maßſtäbe für den organiſchen Aufbau entwickeln. Dem Beſſerwiſſer, dem Schulmeiſter, ſetzt er den Beſſerkönner, den Künſtler entgegen. Er iſt weder Vergewaltiger noch Knecht der Maſſeninſtinkte, ſondern er iſt Meiſter, er „meiſtert“ ſie, wie unſere Sprache ſo ſchön plaſtiſch ſagt. Er weiß auch, die demokratiſche Idee iſt ein tragender Untergrund für ein Staatsgebäude, aber ſie iſt das Gebäude nicht ſelbſt. Sie muß ſich erſt mit anderen Ideen, dem liberalen Individualismus, dem konſervativen Gedanken organiſcher Gliederung, dem ſozialiſtiſchen Gemeinſchaftsgedanken verbinden und ſie durchdringen, damit ein Volksſtaat werde. Denn das Schreiten zu einer Vergeiſtigung aller menſchlichen Beziehungen, die eigentliche Kultur, bedeutet Auswahl und Leiſtungskraft und erfordert darum die Herrſchaft der Beſten, alſo Ariſtokratie im urſprünglichen Sinne. Eine Demokratie, deren Führer nur den Anſichten der Menge nachlebt, entbehrt der Verantwortungspflicht ihrer Leiter dem inneren eigenen Geſetz gegenüber. Solche Führer ſind nicht mehr treibende Kraft, ſondern werden geſchoben.

Wir erleben jetzt praktiſch am eigenen Leibe, daß die Sozialdemokratie als führende Staatsgewalt verſagt. Ich will nicht von jenen Volksverrätern reden, die in den Kohlenbergwerken ſtreiken und damit die Exiſtenz eines geordneten Staatslebens unmöglich machen, und denen gegenüber die ſozialiſtiſche Regierung ohnmächtig iſt. Jene ſind vielleicht nur Dummköpfe. Aber die Berliner Regierung iſt nicht nur den Dummköpfen, ſondern auch allen verbrecheriſchen Fanatikern gegenüber ohnmächtig, weil ſie auf dem Standpunkt ſteht, die beſte Theorie müſſe mittels der Mehrheitsabſtimmung ſiegen. So iſt das Regieren zum Verhandeln zwiſchen zwei entgegengeſetzten Meinungen geworden, das handelnde Deutſchland des Krieges iſt zum Schwätzertum, das alle Dinge gehen läßt, herabgeſunken.

Trotz allem Schwätzen redet man aber beileibe nicht von den drei Dingen, die uns ſicher bevorſtehen: 1. dauernde Arbeitsloſigkeit von Millionen, geſteigert durch überſpannte Löhne; 2. eine ſchwere Hungersnot, vermehrt durch die Desorganiſation der Transportmittel; 3. eine Vergewaltigung durch unſere Feinde, die uns der nationalen und wirtſchaftlichen Exiſtenzmöglichkeiten beraubt, ohne daß ſich jemand ihr entgegenſtellt. Dafür werden uns die Streitigkeiten der verſchiedenen Richtungen des Sozialismus, die Ideologien der Führer der Unabhängigen in den Konferenzen der A.- u. S.-Räte vorgeſetzt, und das pathologiſche Gebahren des vor Eitelkeit ſich verzehrenden Liebknecht wird ernſt genommen. Es wird nicht mehr regiert, ſondern man beſchränkt ſich auf zufällig zuſammengekommene Beſchlüſſe, die aber niemand ausführt. Die Revolution müſſe fortgeſetzt werden, heißt es, das iſt, als wenn man Naturkataſtrophen verewigen wollte. Wenn ein Haus niedergebrannt iſt, ſoll man ſich ſchnell daran machen, es wieder beſſer aufzubauen, wenn ein Meer die Deiche zerriſſen hat, ſoll man neue Dämme haltbarer aufbauen.

In Deutſchland herrſcht zurzeit Anarchie. So iſt es kein Wunder, daß die ſozialiſtiſchen Miniſter und Unterſtaatsſekretäre durch innere Streitigkeiten heute ſo aufgerieben ſind, daß jeder auf den geeigneten Augenblick wartet, um ſein Amt hinzuwerfen. Sie können alle infolge von Nervenüberreizung nicht mehr ſchlafen. Ein Staat iſt eben keine Vereinsverſammlung, ſondern eine Zuſammenfaſſung von lebendigen Kräften mit geringer oder großer Stoßkraft, denen man mit keiner Theorie und keinem Schlagwort beikommen kann. Gewiß kann er durch ſeine Regierung ruiniert

werden, man ſieht das an Rußland, aber eine ohnmächtige Regierung hat noch nie einen Staat aufgebaut. Gibt es für Führer etwas Kläglicheres, als den Kram hinzuwerfen, wenn es die Maſſe will? Sind wir denn als Volk noch wohlhabend genug, um uns koſtſpielige Experimente zu geſtatten?

Darum iſt es an der Zeit, der demokratiſchen Phraſe, die ſich zuſehens abwirtſchaftet, die demokratiſche Idee gegenüberzuſtellen, die allein fähig iſt, einen Volksſtaat aufzubauen. Die demokratiſche Idee will Gliederung des Staatslebens, will ausgedehnte Selbſtverwaltung, indem ſie politiſche Berufsordnungen ſchafft gleich dem Räderwerk der Maſchine, wo Zahn in Zahn eingreift. Es brauchen nur die Arbeiterräte in Räte aller Berufe umgebildet zu werden, und Deutſchland in Gemeinden, Gauen und Kulturprovinzen ſich organiſatoriſch aufzubauen, ſo kann ſich in geſunder Bahn alles Tüchtige dahin entwickeln, daß es entſcheidenden Einfluß auf das Wohl des Staatsganzen ausübt.

Schüchtern tauchen bereits Vorſchläge* auf, die ähnlich denen ſind, die ich bereits in meinem früheren Aufſatz „Der Weg zum deutſchen Volksſtaat“ (im Maiheft) angeregt habe. Niemand macht aber konkrete Vorſchläge für das berufsſtändiſche Volksvertretungsſyſtem. Darum faſſe ich nochmals meine früheren Ausführungen unter Hinweis auf Carl Chriſtian Planck kurz zuſammen:

Alles Leben erzeugt ſich durch Spannung zwiſchen Gegenpolen, darum muß ein Staatsorganismus auf Spannungen aufgebaut ſein, er muß ſozuſagen rhythmiſch konſtruiert ſein. Die Grundlage heißt Ziviliſation, der Gegenpol an der Spitze heißt Kultur. Darum ſteht der Volksſtaat breit auf dem Boden Demokratie, aber er endet in der Spitze in der ſelbſtverantwortlichen Ariſtokratie des Führertums. Darum müſſen Sozialismus und Individualismus miteinander leben. Es darf der Menſch, der nach Abenteuerluſt im Erwerbsleben verlangt, nicht gezwungen zur Mußarbeit des Tagelöhners herabſinken. Die Mehrzahl der Tagelöhner darf auch nicht über die Minderzahl der Werktätigen herrſchen. Darum muß beider Einfluß gleichmäßig verteilt ſein, die Entſcheidung im Gleichgewicht der materiellen Intereſſen haben aber die rein geiſtigen Berufe, die gleichfalls wieder gegliedert ſein müſſen, in Verwalter des Erbes und Fortentwickler.

Darum teile man Deutſchland nach ſeinen Stämmen in 15—20 Kulturprovinzen ein, deren jede in kulturellen Fragen ein ſelbſtändiges Parlament hat. Je 25 Proz. der Abgeordnetenſitze entfallen auf Landwirtſchaft, Erwerbsleben und geiſtige Berufe, das letzte Viertel entfällt auf die Praktiker der Verwaltung. Die Präſidenten der Provinzialparlamente ergänzt durch eine gewiſſe Anzahl Ausſchußmitglieder bilden eine Art Oberhaus. Das gemeinſame Parlament entſteht aber aus dem Mehrheitswahlrecht ſämtlicher Volksgenoſſen und hat die ziviliſatoriſchen Aufgaben des Staates zu erledigen, Steuerweſen, Verkehrsweſen, Volksmiliz und Rechtspflege. Seine Mitglieder müſſen ſich aber zuvor in den Provinzparlamenten einige Jahre lang betätigt haben, denn Berufsparlamentarier ſind ein ſchädlicher Luxus.

Haben wir einen deutſchen Volksſtaat aufgebaut, der ſo organiſiert iſt, daß er die materielle Wirklichkeit zu vergeiſtigen ſtrebt, dann erſt werden wir die dem Kapitalismus verfallenen Länder revolutionieren. Der Maſſengeiſt kann ihnen nur Anarchie anbieten, wir aber wollen ihnen Gerechtigkeit bringen, deren Grundlage eine Umbildung des Eigentumbegriffs durch die Vertiefung des Volkstumgedankens iſt.

Eugen Diederichs

* Vergl. Tatflugſchrift 31. S. Marx, Das organiſche Staatsprinzip.

Religiosität und Zeit

Aus diesem ungeheuren Chaos, in das eine morsch gewordene Welt zusammengestürzt ist, soll sich ein neuer, junger Kosmos hervorbringen. Wir möchten und müssen daran glauben — trotz wuchernder Zweifel der allzu Vielen, die kleinmütig wurden. Das kreisende Chaos um des künftigen Kosmos willen zu bejahen, sind wir genötigt. Möchte in den Flammen der Zeit der neue Mensch werden — der Mensch, der zugleich Menschheit ist.

Auf den neuen Menschen haben wir gehofft, und Dichtungen haben ihn geschaut und gewollt, als noch die scheinbar endlose Wüste des Krieges vor uns lag. Wider Vernunft und ohne Sinn dünkte das große Grauen dieser vier Jahre: Eine Hexenmaschine, selbsttätig entfesselt — irgendein unberechenbarer Anstoß — und die Räder eines Teufelswerkes griffen mitleidlos ineinander. Wer nach einer Idee tastete in dem Geschehen, vor dem Faktum dieses in das Unendliche wachsenden Entsetzens blieb er hilflos — eine harte Nebelwand, durch die kein Schimmer fernen Lichtes Ahnung dämmern ließ.

In solcher Zeit konnte Glaube an dem innerlich sich erfüllenden Sinn geschichtlichen Werdens kaum noch gerettet werden. Dieser Glaube kann Religion sein. Denn er erkennt Gottheit in seinen mensch- und erdgewordenen Entfaltungen. Religiosität braucht nicht persönliche Hingabe an nicht minder persönliche höhere Macht zu sein, wie sie die ideellen Zusammenhänge eines Gottesgnadenstaates so gern krönen mochte. Mancherlei Pseudoreligiosität konnte im Beginn des Krieges gedeihen. Man strömte in Kirchen und betete für den Ausgang des blutigen Werkes. Angst, Sorge, Not waren Ersatzmotive religiöser Bedürfnisse. Nicht die Unendlichkeit eines unbedingten Wesens wurde gesucht oder gefühlt, sondern man wandte sich gleichsam in Audienz an einen höchst persönlich vorgestellten Nationalgott, der, im Geiste des alldeutschen Kriegsprogramms orientiert, nunmehr sich betätigen mochte. Verkappte Militaristen spendeten auf den Kanzeln das Brot, das man forderte oder das der staatlichen Funktion entsprach. Vergessen war, daß einer vor zweitausend Jahren die Menschheit mit seiner Liebe umfassen und ihr das Paradies hatte wiederschenken wollen.

Mancherlei Früchte konnten bei Nacht reifen. Im Zeichen der Zensur und des militaristischen Druckes durfte sich zu solcher Religiosität ein plötzlich aus dem Schattenreich erstandener Puritanismus gesellen. Prüderie durfte herrlich ihre knöcherne Hand in den Garten der Künste hinüberrecken. So, um nur ein Beispiel aus der Fülle der Erscheinungen zu greifen, wütete ein Leipziger Superintendent, als dem Kriege zum Trotz das dortige künstlerische Leben energischer denn je zu pulsieren begann, bei Zensur und Generalkommando gegen Strindberg, Wedekind, Wildgans und plädierte im Landtag auf Grund von Kohlennoterwägungen für schleunige Schließung der von ihm wenig geliebten Theater. So wachten die Hirten über die unmündigen Lämmlein, aber zu dem Weltmorden draußen, das heilig gesprochen wurde, peitschten sie an und fanden, gewandt deutelnd, Belege aus der Schrift. Mochte das Werk solcher keineswegs vereinzelter Finsterlinge in dem unerhörten Geschehen belanglos bleiben, es ist dennoch Symptom gewesen einer erschütternd traurigen Unkultur.

In der literarischen Jugend erstand während des Krieges eine junge, in heftigem Antrieb das Leben ergreifende Ethik. Den Menschen rief sie aus. Nicht irgendeinen tausendfach durch welke Sanktionen bedingten, der, in den und den Gleisen sich bewegend, so und so handeln müsse. Den Menschen wollte sie, befreit, nackt, rein, in

Leiden oder Freude geworden, er ſelbſt und Bruder zugleich der vielen, ſieghaft hell, in erhöhtem Daſeins- und Erdgefühl. Den Menſchen, der entkleidet der Vergangenheit, die Fackel des Ethos eigenmächtig in die Welt trägt und ſie vergöttlichen hilft.

Hatte eine Lyrik alle Weſen, Ding und Tier in ihre Allempfindung eingeſchloſſen, ſozial geſtimmt in metaphyſiſchem Sinne, ſo baute das Drama ſich vorwiegend ethiſch aus. Dieſer Glaube nicht an Moraldoktrinen, ſondern an ethiſches Weſen, der Menſchlichkeit als Ziel eines Urtriebes, nicht einer zuſammengefügten und berechneten Idee verſtand, ſetzt voraus heiliges Durchdrungenſein von einem Makrokosmos. Iſt bereits Religion. Und das war es, was auch in den grauen Tagen der endlos gedehnten Zeitebene des Krieges immer wieder antrieb, daß nicht verloren ging ein Schein von Hoffnung auf etwas, das vielleicht hinter der troſtloſen Greifbarkeit des Krieges ſich vollzog.

Heute nun iſt es unumſtößlich und faſt ſchon alltäglich geworden, daß die Blutopfer einen anderen Sinn hatten, als das Kriegsprogramm der alldeutſchen Propaganda durch Taten zu beſiegeln. Nun zweifelt niemand mehr, daß der Krieg in ſeinem eigenen Blute ertrank und ſeine Unmöglichkeit für alle Zeiten bewies. Eine bittere Dämmerung denen, welche dieſen grauſamen indirekten Beweis für die Notwendigkeit eines unbedingten Pazifismus erleiden mußten. Und man möchte fragen: War kein anderer Weg als über dieſes Golgatha? Konnte der Kelch nicht erſpart werden? War die große Erkenntnis nicht auch durch andere Erleuchtung möglich als durch die vollendete Tatſache der größten Weltkataſtrophe? Hier ſtehen wir vor Runen und Rätſeln des univerſellen Ablaufs, zu deſſen letztem, vielleicht unbegriffenen Sinne wir uns bekennen wollen, weil wir, ohne an einen Sinn zu glauben, nicht atmen könnten.

Jetzt ſind wir vor den Toren einer neuen Epoche, die erſt geſchaffen werden muß. Jetzt gilt es, Chaos beſiegen zu helfen, alle lebendigen Kräfte aufzureißen zu einem „Dennoch!“, ſich zu behaupten gegen das Anbranden dunkler, ziellos treibender Mächte. Jetzt mag eine neue Religion — ſei ſie auch keine Kunſtzüchtung der ſteinernen Kirchen, ſondern in anderem Garten gewachſen — mag dieſe Religion ihre erſten tätigen Opfer bringen. Friedrich Sebrecht

Engliſch oder Deutſch?

Der Krieg hatte ſich immer mehr zu einem Ringen zwiſchen Deutſchland und England entwickelt; verſchärft und entſchieden hat ihn das Eintreten Amerikas. Und nun, da der Kampf mit den Waffen beendet iſt, beginnt der viel ſchwerere des deutſchen gegen das angelſächſiſche Weſen. Dieſer ſtille Kampf, in dem wir keinen Hindenburg haben, wird nicht in Paläſtina oder in Flandern ausgefochten, ſondern in den Bergwerken Mexikos, auf den Steppen Argentiniens und in den Hafenſtädten Chinas. Überall, wo Deutſche leben und arbeiten, in Sibirien ſowohl wie in Afrika, werden ſie mit Engländern und Amerikanern zuſammenſtoßen.

Das Reich kann durch kluge, zielbewußte Arbeit, durch Beſetzung der Geſandtſchaften und Konſulate mit den Beſten, die zu finden ſind, viel leiſten, aber den Ausſchlag muß der Einzelne geben und das Rüſtzeug des Einzelnen wird vor allem ſeine Sprache ſein; ſie iſt ja, wie Schmidt es ausdrückt, Waffe und Werkzeug des deutſchen Gedankens. Es kommt nun darauf an, welche Waffe ſchärfer und welches Werkzeug beſſer und handlicher iſt, die deutſche oder die engliſche Sprache.

Ich liebe meine Mutterſprache ſehr; ich glaube, um mit Chamberlain zu reden,

daß in ihr das Höchſte und Tiefſte geſagt werden kann, was Menſchen ſich überhaupt zu ſagen haben. Ich bin auch lange genug im Ausland geweſen und habe genügend fremde Sprachen ſtudiert, um Vergleiche ziehen zu können.

Und da möchte ich, ohne wiſſenſchaftlichen Apparat, rein praktiſch, folgendes ſagen: Dem Deutſchen fehlt die Leichtigkeit und Höflichkeit, die das Spaniſche — viel mehr als das Franzöſiſche — zu einem ſo vorzüglichen Werkzeug des Umgangs macht; ihm fehlt die Kürze des Ausdrucks, die anderen Sprachen das Gerundium bietet; ihm ſteht nicht, wie dem Spaniſchen, die Nennform zur Verfügung und die Möglichkeit, hieran perſönliche Fürwörter anzuhängen (á no ser así — wenn es nicht ſo iſt, por habérnoslo dicho — weil er es uns geſagt hatte). Die deutſche Sprache gleicht auch dieſen Mangel nicht etwa aus durch eine möglichſt kurze Ausdrucksweiſe, wo es ihr möglich wäre; nein, im Gegenteil, ſie ſucht und ſucht nach Worten, ſie möchte alles recht deutlich machen und wird ſchwerfällig und unbeholfen. Sie fügt in ihrer Angſt, mißverſtanden zu werden, ein Wort ans andere, erklärt einen Begriff durch einen zweiten, und ſchafft dadurch Worte, die für den Verkehr viel zu lang und zu plump ſind. Sie wird, und das iſt das Schlimme, nicht einmal deutlicher dadurch. Das kurze einſilbige Engliſch, wie die Raſſe, die die Sprache ſpricht, voll geſunden Menſchenverſtandes, ſetzt ſich hierüber hinweg. Es kommt dem, der es ſtudiert, ſpricht und ſchreibt, entgegen und ſichert ſich die unbeſtrittene Weltherrſchaft.

Es iſt ein Verhängnis für unſer Hochdeutſch, daß es aus einer Kanzleiſprache hervorgegangen iſt, und noch heute (gerade heute, leider!) ſpürt man den Staub der Aktenbündel darin. Nur der gewiſſenhafte Deutſche, gewohnt, in ſeinen „Ausführungsbeſtimmungen" alles bis ins kleinſte zu regeln, im voraus jede Möglichkeit zu erſchöpfen, konnte ſeine Sprache um eine „Bekanntmachung der Faſſung der Bekanntmachung" (fein, was?) und um einen „Sturmpanzerwagen" bereichern. Der Spanier ſpricht von einem „aviso al público", der Engländer von ſeinen „tanks". — Die Amerikaner behaupten, ſie ſprächen „United States" und kein Engliſch, und in mancher Beziehung haben ſie recht: zwiſchen dem Engliſchen, das in Amerika, und dem, das in „Old England" geſprochen wird, beſteht ein großer Unterſchied. Der Amerikaner hat neue Worte geſchaffen, die noch kürzer ſind als die entſprechenden engliſchen: aus dem dining car wird der diner, aus dem sleeping car der sleeper.

Überhaupt iſt mir auf keinem Gebiete der Gegenſatz von engliſch-amerikaniſcher Kürze und deutſcher Schwerfälligkeit mehr und kraſſer aufgefallen als auf dem des Verkehrsweſens. Wahllos greife ich ein paar Beiſpiele heraus, mit Leichtigkeit kann man ſie vermehren:

Stationsvorſteher	agent	offener Güterwagen	flat car
Eiſenbahndirektionsbezirk	division	geſchloſſener Güterwagen	box car
Lokomotive	engine	Gerätewagen	tool car
Lokomotivführer	engineer	Untergrundbahn	subway
Lokomotivſchuppen	round house	„Elektriſche"	car
Reparaturwerkſtätte	shop	Fernſprecher	'phone

(telephone wäre ſchon zu viel!).

Nehmen wir das Wort „car", Wagen. In wieviel Bedeutungen wird es gebraucht! Wird auf einem Bahnhof „change of cars for Buffalo" ausgerufen, ſo weiß ich, daß ich nach Buffalo umſteigen, den „Wagen wechſeln" muß; ein Schild am Wege „cars 10 miles" ſagt mir, daß Kraftwagen mit 10 Meilen Geſchwindigkeit zu fahren

haben; höre ich von einem Bekannten, daß ich nach da und da mit der „car" fahren kann, ſo nehme ich die „Elektriſche" dahin. Ähnlich verhält es ſich mit dem Worte „check". In Deutſchland verſtehen wir unter Scheck eine Anweiſung auf eine Bank, in den Vereinigten Staaten eine Kontrollmarke, einen Gepäckſchein, die „Nota" eines Ladengeſchäftes beim Barverkauf, den Gutſchein, den man im Gaſthaus für Eſſen und Trinken unterſchreibt und ſchließlich die Bankanweiſung in unſerem Sinne. Immer, und das iſt wichtig, iſt der Begriff durchaus eindeutig und vollkommen klar, je nach der Gelegenheit, bei welcher das Wort angewandt wird. Für die Kürze des engliſchen Briefſtils, beſonders im Geſchäftsleben, ein einziges Beiſpiel, das kurze, unüberſetzbare „kindly remit and oblige". Es wird in Mahnbriefen gebraucht und läßt ſich nur überſetzen mit: Senden Sie (uns) freundlichſt (den Betrag) und verpflichten Sie (uns dadurch zu Dank); beſſer: Bitte, ſenden Sie uns den Betrag ein, wodurch Sie uns zu Dank verpflichten werden. Man mache ſich den Spaß und zähle die Silben oder Buchſtaben im Deutſchen und Engliſchen und man wird verſtehen, weshalb ſich das Engliſche die Welt erobern konnte.

Dem Ausländer, beſonders dem Amerikaner, fallen auf ſeinen Reiſen in Deutſchland die vielen Vorſchriften auf. Es iſt mir zu billig, mich über das Wort „Verboten" luſtig zu machen; andere, die mehr Witz haben als ich, können das beſſer und haben es auch beſſer beſorgt; mir gefällt jedenfalls das amerikaniſche „No smoking" hundertmal beſſer als das patzige, herausfordernde „Rauchen verboten". Zu den vielen Annehmlichkeiten des Reiſens in Amerika gehört, daß einem nicht, wenn man aufblickt, eine Verfügung der hohen Behörde auf die Nerven fällt; ich bin in keinem einzigen amerikaniſchen Wagen gereiſt, an welchem außer der Bezeichnung der Bahnlinie und der Nummer (oder dem Namen beim „Pullman") irgendetwas Gedrucktes zu ſehen geweſen wäre. (Natürlich gab es auch im „Wilden Weſten" Speiſekarten, tägliche Kursberichte, Briefpapier mit dem Namen der Bahn uſw., aber keine Verbote und „Warnungen"). Der Amerikaner braucht keine Warnung vor dem Hinauslehnen aus dem Fenſter, denn er weiß allein, daß das mit Lebensgefahr verbunden iſt; er muß nicht mit der Androhung von Geldſtrafe oder Haft davon abgehalten werden, die Notbremſe zu ziehen, denn er iſt kein unreifes Kind. Er braucht kein „Erſuchen", den Abort auf den Stationen nicht zu benutzen, und er lacht hellauf, wenn er in den Waſchräumen eine Inſchrift „Gebrauchte Handtücher" findet, denn daß die nicht auf den Boden oder etwa ins Waſchbecken gehören, iſt ihm nicht ganz unbekannt geblieben. Die alleinreiſende junge Amerikanerin iſt viel zu ſelbſtändig und ſelbſtbewußt, als daß ſie eine „Dringende Warnung an alleinreiſende Mädchen" nicht als eine läſtige und unpaſſende Bevormundung empfinden würde. Die amerikaniſchen Bahnen ſparen ſich die langatmigen Inſchriften, daß das Ausſpucken geſundheitsſchädlich und deshalb zu unterlaſſen iſt, aber ſie ſtellen, praktiſch wie ſie ſind, Spucknäpfe auf. Bei Bahnübergängen genügt dem Amerikaner ein Pfahl mit einem Kreuz daran † und dem knappen „Railroad crossing. Look out for trains!" „Bahnübergang. Paß auf die Züge auf!" — (Da wir einmal bei den amerikaniſchen Bahnen ſind, möge auch noch erwähnt werden, daß dieſe in ganz großzügiger Weiſe die Öffentlichkeit über wirtſchaftliche Fragen, über Möglichkeiten gewerblicher und landwirtſchaftlicher Betätigung aufklären, die wir in ganz Europa nicht kennen! Ferner, daß ſchon vor zehn und mehr Jahren auf den Hauptbahnen und -Linien in Amerika die all steel trains liefen, die ganz aus Stahl, Eiſen und Zement beſtehen und in denen nur die Armſtützen und Fenſtereinfaſſungen

aus imprägniertem Holz ſind. Wie Panzerzüge ſehen ſie aus; die Gefahr bei Zuſammenſtößen iſt ganz gering, ſie können nicht abbrennen und ſich nicht „zuſammenſchieben“. Die Poſtbehörde hatte drüben ſchon lange Jahre vorgeſchrieben, daß alle Schnellpoſt in ſolchen „Ganz-Stahlwagen“ befördert werden müſſe, als wir in dem techniſch ſo hochſtehenden Deutſchland uns endlich entſchloſſen, verſuchsweiſe ſolche Züge zwiſchen Cöln und Berlin verkehren zu laſſen. Es wurde viel verſäumt!)

Das alte Lied und das alte Leid: Die deutſche Behörde glaubt, mit Kindern zu tun zu haben, die amerikaniſche wendet ſich an Erwachſene. Die deutſche erſchöpft ſich in Paragraphen, die niemand kennt und niemand beachtet, die amerikaniſche iſt, wenn ſie ſich an die Öffentlichkeit wendet, knapp, deutlich, oft humoriſtiſch. Die New York Central-Bahn übergibt jedem „Neuen Mann“, jedem Neueingeſtellten, eine Karte, die in Kürze alles für ihn Wichtige aufzählt, und zwar, welches Wunder, ohne das Strafgeſetzbuch, die Verkehrs- oder die Betriebsordnung zu bemühen. Unfaßbar, daß nicht einmal von Geld- oder Freiheitsſtrafe die Rede iſt! Unerhört, aber wahr! — Die Karte wird verſtanden und das iſt die Hauptſache. Es heißt z. B. darin: „Don't fight on the road. If you want to fight, go to Mexico and fight the rebels“, auf Deutſch: „Streite dich nicht auf der Bahn herum. Wenn du Streit haben willſt, geh nach Mexiko und ſchlag dich mit den Rebellen.“ Eine ſolche Sprache iſt kurz, bündig, erfriſchend und „to the point“. Sie wird vom Dümmſten verſtanden und der Kluge lacht und freut ſich darüber. Ich kann mir nicht denken, wie eine ſolche Anweiſung in Deutſchland abgefaßt ſein würde. Lieſt man denn, wenn man nicht durch ſeinen Beruf dazu gezwungen iſt, eine Verfügung oder Bekanntmachung zu Ende? Da ſind einem ſo viele Paragraphen und Drohungen entgegengeſprungen, daß man ſich nicht mehr herausfindet und das Papier beiſeite legt. Da aber Unkenntnis nicht vor Strafe ſchützt, na, Sie wiſſen ſchon. — Wann hat je eine preußiſch-deutſche Behörde verſtanden, zum Volke in ſeiner Sprache zu reden und nicht im papiernen, blut- und kraftleeren Amtsdeutſch! Und erſt das Deutſch, das die Behörden im Verkehr unter ſich ſchreiben! Da wird die „dortige Verwaltung erſucht, für die diesſeitigen Akten eine Abſchrift herzureichen“; da macht man, bei Anforderung von Schriftſtücken, den feinen, nur einem Beamten verſtändlichen Unterſchied zwiſchen „herreichen“ und „überſenden“, da wird die Brigade vom Bataillon gebeten, mit der Umſtellung „die Brigade bittet das Bataillon“, weil die Brigade die vorgeſetzte Behörde iſt. Die Beiſpiele für eine ſolche Vergewaltigung der Sprache ließen ſich mühelos häufen! Schade, daß unſere Behörden von veralteten Ausdrücken nicht abgehen, daß u. a. unſere Militärbehörden ſich von dem umſtändlichen Gebrauch der dritten Perſon nicht freimachen können. Und dabei haben gerade Soldaten oft das beſte Deutſch geſchrieben! Man denke an Moltke, Schlieffen, die Heeresberichte und — nicht zuletzt — an das Exerzierreglement und die Felddienſtordnung, dieſe wahren Muſterbeiſpiele einer geſchloſſenen, knappen Sprache.

Ich will nicht noch ausführlicher und deutlicher werden; die „Tat“ leidet unter Papiermangel, meine Herrſchaften (was natürlich nicht hindert, daß für zweifelhafte Anzeigen — „zahle Geld zurück“, „ſchöne Büſte“ uſw. — täglich Zehntauſende von Kilogramm Papier frei und übrig ſind). — Derjenige aber, der ſolche Sachen — ich meine die Verordnungen — für belanglos hält, möge ſich geſagt ſein laſſen, daß aus den vielen, vielen Verordnungen, die uns unnötigerweiſe auf Schritt und Tritt zwiſchen die Beine geworfen werden, der Ausländer mit vollem Recht ſchließt,

wir ſeien ein dummes, unſelbſtändiges Volk von Kindern, das von ſeinen Behörden am Schürzenband geführt werden muß, weil es nicht allein gehen kann.

Ich ſehe Ihr Geſicht vor mir, verehrter Herr Profeſſer; es drückt höchſtes Mißfallen aus und Ihre Lippen öffnen ſich zu einem „Banauſe“ und „Kellnerengliſch“. Erlauben Sie! Ich war in der Schule „gut“ im Engliſchen, hatte alles famos im Kopf, und konnte doch ſechs Jahre ſpäter in New York nicht ſoviel Engliſch auftreiben, daß ich mir ohne Stottern einen Fahrſchein nach El Paſo kaufen konnte. Und vergeſſen Sie nicht, daß man durchaus nicht alle Dramen von Shakeſpeare zu kennen braucht, um draußen, im Kampf ums Daſein, ein ganzer Kerl zu ſein. Das Leben iſt unendlich reicher und farbiger, als Sie es ſich denken! — Gewiß, ich habe mich auch geärgert und gewundert, wenn Deutſche engliſche und ſpaniſche Brocken in ihre Sprache miſchten: es war mir widerlich, glauben Sie mir, aber nach einem Jahre antwortete ich auch auf die Frage nach der „Elektriſchen“ mit „Car“ und als einmal Maſchinen verladen wurden, gab ich auch Anweiſung, ſie in einen ſchönen, großen „box car“ zu packen! Das Leben und die Sprache bewegen ſich eben auf der berühmten Linie des geringſten Widerſtandes, und verlangen Sie von einem, daß er „geſchloſſener Güterwagen“ ſagen ſoll, wenn er „box car“ zur Verfügung hat? Ich nicht; ich geſtehe es offen! Lernen wir von den Angelſachſen! Wir brauchen mehr Freiheit in der Anwendung unſerer ſchönen Sprache, und viel weniger Engherzigkeit, Bureaukratismus und Schwerfälligkeit. Sonſt wird es doch nichts mit unſeren Hoffnungen und Träumen, und wir bleiben England und Amerika auch ſo unterlegen.

Vieles ließe ſich noch ſagen. Helfen Sie, „Tat“-Leſer, wirken Sie mit! Sprechen Sie darüber zu Ihren Bekannten, Ihren Kameraden! Wenn jeder hilft, iſt viel gewonnen. Hoffentlich bringt uns eine ſchöne Zukunft unſere herbe und ſtarke Sprache wieder in ihrer Knappheit und Geſchloſſenheit. Und dieſe Zukunft wird bald Gegenwart, wenn unſere „Gebildeten“ gelernt haben, ohne griechiſche, lateiniſche und Gott weiß was für Worte ſich verſtändlich zu machen, wenn unſere „Jungen“ ſich ihr „Lallen“ und „Stammeln“ abgewöhnt haben und ihre „Erleuchtungen“ ohne Krämpfe und Verrenkungen von ſich geben können — wenn es ſchon ſein muß. Wir ſind bald ſo weit, wenn, und das erſcheint mir das Wichtigſte, in unſerem „Volke“ wieder der Sinn für eine freie, kraftvolle Sprache wach geworden iſt, wie ſie uns, aus ewig, unverſiegbaren Quellen kommend, aus den Liedern der „Edda“ entgegenrauſcht:

Es tönten die weinſchweren
Trinkſchalen Atlis,
als in der Halle die Hunnen
Unterhaltung pflogen;
die langbärtigen Krieger
kamen herein,
die vom Morde Gunnars
aus Myrkheim nahten.

Wilhelm Picard

Die Kultur des modernen England

Vorbemerkung: Der folgende Aufſatz, welcher über eine von Profeſſor Sieper-München begründete enzyklopädiſche Darſtellung der modernen engliſchen Kultur berichtet, wurde Anfang Juli 1914 für das Auguſtheft der „Tat“ geſchrieben und ſtand im Satz zum Erſcheinen fertig, als der Krieg ausbrach und eine ſofortige Veröffentlichung verhinderte. Vieles hat ſich ſeitdem verändert, an

Dingen, Dingbedeutungen und an Meinungen und Stimmungen der Menſchen. Niemand würde heute daran denken, ein Sammelwerk mit den Inhalten und Abſichten des Sieperſchen Unternehmens herauszugeben, ſein Herausgeber ſelbſt iſt durch jähen Tod ſeinem, von ihm auch nach Kriegsausbruch mit anderen Mitteln weiter verfolgten Verſtändigungswerke entriſſen worden. Als Bericht über das vor dem Kriege begonnene, in derſelben Weiſe wie damals niemals weiterzuführende Werk hat der folgende Aufſatz heute keine Bedeutung mehr. Gleichwohl ſcheinen mir jetzt, da ich nach mehr als vier Jahren an die Zeiten zurückdenke, wo auch die Kinder des 20. Jahrhunderts ſich in „Europa" träumen durften, die damals niedergeſchriebenen Sätze eine neue, eigenartige Bedeutung zu gewinnen: Es iſt vieles anders geworden, wir fühlen manches anders und ſehen manches anders, und wiſſen vieles, faſt allzu vieles mehr, als wir in jenen Zeiten wußten. Und können doch heute, wir anders gewordene, ſo vieles, was wir damals ſuchten und wollten, mit unverminderter, vielleicht ſchmerzlich noch geſteigerter Inbrunſt, trotzdem und gerade deshalb aufs neue ſuchen und wollen und planen und ſchaffen. — Es wäre verfehlt, das heute ſchon im einzelnen wiſſen und ſagen zu wollen, worin wir damals geirrt und worin wir vielleicht heute irren, und als welche Syntheſe aus unſerem damaligen und heutigen Menſchen wir unſeren wirklichen, künftigen Menſchen einmal wiederfinden werden. Es *vorzufühlen*, iſt das einzige, was wir verſuchen können. Und dazu hilft uns beſſer, als der doch nur verworrene Verſuch einer verfrühten Zukunftsſchau, eine kurze geiſtige Rückkehr in die Zeit, da wir nicht glaubten, Ideal und Wirklichkeit zu verwechſeln, wenn wir in Deutſchland als in einer geſegneten Provinz Europas wohnten und aus dieſer Heimat abenteuerluſtig, ſchönheitsdurſtig und lernbegierig auszogen, die Nachbarprovinzen unſeres gemeinſamen großen Vaterlandes zu bereiſen.

Soviel zur Begründung des folgenden und zugleich zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen. Es folgt jetzt der im Frühſommer 1914 geſchriebene Aufſatz ohne jede Veränderung oder Kommentierung.

In der Geſchichte jedes Volkes gibt es einzelne große Männer, deren Schöpfungen, wie ſie nahezu zeitlos-ewig ſind, auch nicht eigentlich als Ausdruck des beſonderen Charakters ihrer Nation gelten können. Das Wiſſen um ihre Werke iſt nicht Wiſſen um eine fremdländiſche Kultur, ſondern Wiſſen um Kultur überhaupt. Dantes und Kants, Shakeſpeares und Miltons Werke haben von vornherein nicht den Italienern, Deutſchen und Engländern, ſondern der ganzen Welt gehört; in ihnen offenbart ſich Individualität und Weltgeiſt, nicht der Geiſt eines beſonderen Nation. Ein Deutſcher, der Shakeſpeare als einen Ausländer betrachtet, würde ebenſo im unweſentlichen ſtecken bleiben, wie ein Engländer, der ihn als eine Verkörperung ſpezifiſch britiſchen Geiſtes anſehen wollte.

Gehen wir hiervon aus, ſo müſſen wir zugeben, daß auch wir Deutſche, mit all unſerer kosmopolitaniſchen Vergangenheit, mit dem Studium *fremdländiſcher Kulturen* erſt ziemlich ſpät begonnen und es in ihrer Erkenntnis und Nutzbarmachung für die eigene Kultur noch gar nicht ſo herrlich weit gebracht haben. So haben wir z. B. mit England ſeit mehr als ſechs Jahrhunderten rege Handelsbeziehungen unterhalten, aber ein über weitere Kreiſe erſtrecktes Intereſſe an der engliſchen Kultur läßt ſich in Deutſchland nicht viel länger als 200 Jahre zurückverfolgen. Wo war in Deutſchland eine Spur von teilnehmendem Intereſſe, als am Ende des 17. Jahrhunderts die „glorreiche Revolution" von ſtatten ging, die die Geburtsſtunde des modernen engliſchen Staates geweſen iſt? Man vergleiche damit die enthuſiaſtiſche Teilnahme, mit welcher 100 Jahre ſpäter das gebildete Deutſchland den Verlauf der franzöſiſchen Revolution verfolgte, — eine Anteilnahme, in welcher

bekanntlich kein Geringerer als Immanuel Kant (im „Streit der Fakultäten") den einzigen ihm bekannten ſicheren Beweis für die Tatſächlichkeit einer Tendenz zum moraliſchen Fortſchritt im Menſchengeſchlechte geſehen hat. Dieſe Verſchiedenheit in der Haltung gegenüber zwei ſo gleichartigen weltgeſchichtlichen Begebenheiten beruht gewiß auf einer Reihe von ganz verſchiedenartigen Urſachen, ihre Haupturſache iſt doch die ungeheure Erweiterung geiſtiger Welten, welche in der Zwiſchenzeit ſtattgefunden hatte. Liegt doch zwiſchen der letzten engliſchen und der großen franzöſiſchen Revolution jenes wunderbare 18. Jahrhundert, welches für die Entwicklung der rein geiſtigen Bewegungen eine ähnliche Bedeutung beſitzt, wie das 19. für die Entwicklung der Technik und der ökonomiſch-ſozialen Bewegungen. So wurden denn die Geſchicke Frankreichs am Ende des 18. Jahrhunderts als Angelegenheiten der ganzen Welt betrachtet. Und es gab jetzt auch keine andere weſteuropäiſche Nation mehr, deren geiſtige Strömungen nicht mindeſtens in einigen Ausläufern über die Landesgrenzen hinaus in den gemeinſamen Geiſt Europas eingefloſſen wären. Grade auch den Engländern war dieſe im 18. Jahrhundert vor ſich gehende Vermehrung der geiſtigen Intereſſen und Erweiterung der geiſtigen Intereſſenkreiſe nicht zum wenigſten zugute gekommen. Man leſe einmal in der kürzlich erſchienenen, höchſt intereſſanten Studie Walter Fränzels* darüber nach, in welchem großen und (unter Zurückdrängung des früher alleinherrſchenden franzöſiſchen Einfluſſes) ſtetig zunehmenden Umfange das 18. Jahrhundert die Werke engliſcher Romanſchreiber und Dichter und ſelbſt engliſche Zeitſchriften (die „Moraliſchen Wochenſchriften") überſetzt und nachgeahmt hat, zunächſt von Hamburg und der Schweiz aus, ſchließlich überall im deutſchen Reich! Und nicht bloß die engliſche Literatur erregte ein ſo ſtarkes Intereſſe unter den deutſchen Gebildeten; noch augenfälliger iſt das plötzlich (zuerſt natürlich in den Kreiſen der neugegründeten hannoverſchen Landesuniverſität Göttingen) aufſpringende und dann, ſchon lange vor den Schriften Montesquieus, über ganz Deutſchland hin verbreitete Intereſſe an den engliſchen politiſchen Einrichtungen, an der geſamten politiſchen Theorie und Praxis des „freien Albion". Dazu tritt ferner das durch die Schriften von Adam Smith und ſeiner Schule in Deutſchland erweckte Intereſſe an der neuen engliſchen Nationalökonomie. Und endlich der Einfluß der zeitgenöſſiſchen engliſchen Philoſophie, ſowohl der durch die moraliſchen Wochenſchriften weithin verbreitete Einfluß der populären engliſchen Deiſten, als auch der Einfluß der nur auf einzelne hervorragende Geiſter (Herder, Goethe, Kant), hier aber unvermittelt und mit ungeheurer Stärke wirkenden Gedanken von Hutcheſon, Shaftesbury und vor allem von Hume! Kurzum, man kann ſagen, daß, von einigen wenigen Gebieten kulturellen Neulands abgeſehen, die Gebiete, auf welchen die engliſche Kultur am heutigen Tage für Deutſchland „Bedeutung" hat, noch ganz dieſelben ſind, auf denen ſich das Intereſſe des deutſchen für den engliſchen Geiſt urſprünglich entzündet hat.

In der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat dann an die Stelle dieſes rege zunehmenden Verkehrs zunächſt wieder eine Art geiſtiger Kontinentalſperre. Nicht, daß die einmal vorhandenen Beziehungen verloren gegangen wären, aber man hat nicht mehr den Eindruck eines ungehemmten expanſiven Weiterwachſens. Und wenn auch das früher immer etwas dilettantiſche Intereſſe an fremden Kulturzuſtänden erſt

* „Die Geſchichte des Überſetzens im 18. Jahrhundert" (in Lamprechts Beiträgen zur Kultur- und Univerſalgeſchichte), Leipzig, 1914. Vergl. z. B. Seite 25, 29, 30, 47, 49, 58, 70, 71, 73, 74, 75, 81, 96, 97, 98, 149, 151, 222.

jetzt bei einzelnen gründlichen Forſchern und Genießenden zu einem wirklich einfühlenden und nachdenkenden Erleben fremder Eigenart vertieft wird, ſo ſcheint es doch, als ſei dafür auf der andern Seite die früher vorhandene Freude an der Erkenntnis und Nutzbarmachung fremder Leiſtungen für eine Weile verloren gegangen. Selbſt am heutigen Tage würde wohl kaum einer der erſten Wortführer und Repräſentanten des deutſchen Geiſtes von ſich die Worte ſagen können, die einmal Goethe in der Unterhaltung mit einem jungen Engländer geſprochen hat: „Ich beſchäftige mich ſeit fünfzig Jahren mit der engliſchen Sprache und Literatur, ſo daß ich Ihre Schriftſteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes ſehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder ſein.“ Nichtsdeſtoweniger läßt ſich nicht leugnen, daß gerade in unſerer Zeit ein zunehmendes internationales Intereſſe wieder allenthalben in ſtärkſter Weiſe bemerkbar wird, und könnte man vergleichen, ſo würde man wohl zu dem Ergebniſſe kommen, daß dieſes Intereſſe heutzutage alles in allem ſogar weiter verbreitet und ſtärker fundiert iſt, als es jemals, ſelbſt im 18. Jahrhundert, geweſen iſt. Wir dürfen erwarten, daß das 20. Jahrhundert im weſtlichen Europa nicht wie das 19. ein Jahrhundert der nationalen Verengung ſein wird, und wer die Ausdrucksformen der Hegelſchen Dialektik liebt, fühlt ſich verſucht, den „nationalen Internationalismus“ des 20. Jahrhunderts als eine Syntheſe aus dem Internationalismus des 18. und dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts darzuſtellen.

Dieſes iſt der Tatbeſtand, von dem man ausgehen muß, wenn man einen kurzen Bericht geben und ein Werturteil fällen will über den vor einigen Jahren unternommenen, heute noch im Anfangsſtadium ſtehenden Verſuch, die „Kultur des modernen Englands“ in einer Sammlung wiſſenſchaftlicher Monographien darzuſtellen und damit „von dem Kulturwert Englands auf dem Gebiet des ſtaatlichen, wirtſchaftlichen, geiſtigen, literariſchen und künſtleriſchen Lebens ein erſchöpfendes Bild zu geben“, im beſonderen aber „über die vorbildlichen Züge des engliſchen Kulturlebens eine ausgiebige Kenntnis in Deutſchland zu verbreiten“. Dieſer Verſuch iſt (nach dem Mißlingen oder doch nicht völligen Gelingen einiger ähnlicher Verſuche in früherer Zeit) jetzt von Profeſſor Sieper in München und dem Münchner Verlag R. Oldenbourg mit Unterſtützung des deutſch-engliſchen Verſtändigungskomitees und der König Eduard VII.-Stiftung unternommen worden. Von den zunächſt in Ausſicht genommenen 24 Bänden ſind zunächſt vier Bände, ſämtlich 1912, herausgekommen; zwei andere ſind in dieſem Jahre gefolgt. Als Ziel des Unternehmens wird in dem Geleitwort folgender dreifacher Zweck bezeichnet: Es will erſtens „uns helfen, unſere eigene kulturelle Entwicklung zu befruchten und zu fördern dadurch, daß es uns neue Ausblicke eröffnet, unſern Blick richtet auf Verhältniſſe und Gebiete, die in mancher Hinſicht eine reichere, fruchtbarere Entwicklung zeigen, als ſie die entſprechenden deutſchen Gebiete aufweiſen.“ Zum zweiten „werden durch eine ſolche Art der Unterweiſung und Belehrung der aus tauſend Gründen wünſchenswerten Verſtändigung zwiſchen Deutſchland und England die Wege gebahnt“. Drittens und nicht zuletzt „will das Unternehmen ein unentbehrliches wichtiges Hilfsmittel ſchaffen für Studium und Unterricht des deutſchen Neuphilologen“.

Gegenüber einem Unternehmen, welches wie das vorliegende noch in den erſten Anfängen ſeiner Ausführung ſteht, iſt eine beſtimmt Stellung nehmende Kritik noch nicht angebracht. Die bisher vorliegenden ſechs Bände erſtrecken ſich ja erſt auf ein ſo kleines Teilgebiet der engliſchen Kultur, daß die Veröffentlichungen eines einzigen

für engliſche Verhältniſſe intereſſierten deutſchen Verlags nebeneinandergeſtellt ein mindeſtens ebenſogroßes Gebiet der engliſchen Kultur umfaſſen, als der bisher erſchienene Teil des hier beſprochenen Sammelwerks*. Die einzige Frage, die ſich unter dieſen Umſtänden ſchon jetzt aufwerfen läßt, iſt die: ob auf Grund der bisherigen Leiſtung die Erwartung gerechtfertigt ſcheint, daß das abgeſchloſſene Werk einmal einen vollſtändigen, zuverläſſigen, im einzelnen und in der Proportion richtigen Überblick über die für uns bedeutſamen Momente der heutigen engliſchen Kultur darbieten wird, — ſoweit die Löſung dieſer Rieſenaufgabe von unſerm gegenwärtigen Standpunkt aus möglich iſt. Und dieſe wichtige Frage wird man, glaube ich, auf Grund einer Prüfung des Geſamtwertes der bisher erſchienenen ſechs Bände bejahen können.

Zu dieſem Ergebnis tragen freilich die einzelnen Bände in ungleichem Maße bei. Am meiſten gibt dabei zu Bedenken die Monographie über den „Praeraphaelitismus in England" von Profeſſor Singer aus Dresden Anlaß. Nicht, als ob dieſes Buch, für ſich allein betrachtet, eine weniger gelungene Leiſtung als die andern wäre. Im Gegenteil, in manchen Beziehungen, namentlich was Klarheit, Anſchaulichkeit und überhaupt die formalen Qualitäten anlangt, kann dieſer Band den andern Bänden der Sammlung gegenüber eher einen Vorrang behaupten. Was mir bedenklich ſcheint, iſt nur der Umſtand, daß eine Behandlung gerade dieſes Themas unter den erſten Bänden einer „Geſamtdarſtellung der engliſchen Kultur" einen Platz gefunden hat. Denn die Praeraphaeliten — ſo ſympathiſch ihre Perſönlichkeiten und ſo förderlich ihre Werke mir perſönlich erſcheinen — nehmen doch im Geſamtbilde der modernen engliſchen Kultur zweifellos keine derart wichtige Stelle ein, und es iſt ſchwer zu ſehen, worin denn ihre beſondere Bedeutung für die deutſche Kultur beſtehen ſoll. Es iſt ſelbſtverſtändlich verdienſtvoll, die gröblichen Mißverſtändniſſe, die über den Charakter dieſer Malerſchule (meiſt in äußerlichſter Anknüpfung an ihren zweideutigen Namen) in Deutſchland und in England verbreitet ſind, einmal gründlich aufzuklären, und dieſe Aufklärungsarbeit hat Profeſſor Singer in vollendeter Weiſe geleiſtet; — aber man wird kaum ſagen können, daß er damit ein Gebiet aufgeklärt hat, deſſen genaue Kenntnis und richtiges Verſtändnis für die Erfaſſung der modernen engliſchen Kultur in demſelben Maße notwendig iſt, wie die Kenntnis und das Verſtändnis zahlreicher anderer in Deutſchland ebenſo ungenügend bekannter und verſtandener Verhältniſſe. Und es iſt jedenfalls zu bedauern, daß in dieſem Bande zwölf Kapitel der — wenn auch noch ſo reizvollen — internen Geſchichte einiger engliſcher Künſtlergruppen, und nur ein einziges dem für die engliſche und deutſche Kultur wichtigen „Einfluß des Praeraphaelitismus auf das Kunſtgewerbe" gewidmet iſt. (Freilich ſoll „Kunſt und Kunſtgewerbe im heutigen England" in einem künftigen Bande der Sammlung noch beſonders erörtert werden.)

* Ich meine hier die zahlreichen Überſetzungen moderner engliſcher Autoren und Originalwerke über engliſche Verhältniſſe, die in der jüngſten Zeit im Verlage von Eugen Diederichs erſchienen ſind. Auf dieſe Veröffentlichungen wird hier jetzt nicht näher eingegangen. Es wäre aber doch eine übertriebene Zurückhaltung geweſen, wenn in dieſem Zuſammenhang eines Verlages überhaupt nicht gedacht worden wäre, der in den letzten Jahren aus der nichtbelletriſtiſchen engliſchen Literatur eine ſo ſtattliche Reihe von bedeutenden und charakteriſtiſchen Autoren der Gegenwart, wie die beiden Webbs, Wells, Wallas, Lloyd George, Carpenter und Campbell, und überdies (in Steffens „Demokratie in England") die beſte impreſſioniſtiſche Geſamtdarſtellung der modernen engliſchen Kultur gebracht hat.

Größeren Beifall verdient, was die Auswahl des Gegenſtandes betrifft, die Darſtellung der „Engliſchen Gartenſtadtbewegung“ vom Architekten Berlepſch-Valendas. Die moderne engliſche Gartenſtadtbewegung, die hier von einem ihrer glühendſten Anhänger mit leidenſchaftlicher Begeiſterung von ihrer beſten Seite vorgeführt wird, bietet wirklich mancherlei, wovon wir Deutſchen etwas lernen können. Ihrem tiefſten Weſen nach ein jüngſter Sproß vom Stamm der rationaliſtiſchen Weltanſchauung, eine konſequente Anwendung des Rationalismus auf Städtebau, Boden- und Wohnungsfragen*, hat die Idee der Gartenſtadt dauernd lebensfähige Einrichtungen erſt hervorgebracht, als ſie von einigen jener in England zahlreichen Männer aufgegriffen wurde, deren Charakter eine merkwürdige Verbindung von myſtiſchem Philanthropismus und nüchternſtem Geſchäftsgeiſt darſtellt. Die hochintereſſante Gründung des Quäkers (und Schokoladefabrikanten) George Cadbury in Bournville, die Muſterdörfer Saltair und Port Sunlight, das neuerdings von einem andern Quäker (und Schokoladefabrikanten), J. Rowntree, begründete Earswich ſind wohl die charakteriſtiſchſten auf dieſe Weiſe aus der Initiative einzelner Perſönlichkeiten entſtandenen Gründungen. Über ſie alle und weiter noch über die moderneren, auf genoſſenſchaftlicher Grundlage entſtandenen eigentlichen „Gartenſtädte“ (das bekannte Letchworth, die heute auch ſchon als Augenweide für den flüchtigen Beſucher reizvolle Londoner „Gartenvorſtadt“ Hampſtead und andere mehr) findet man in dem Berlepſchen Buche einen vollſtändigen und anſchaulichen, wenn ſchon bisweilen etwas gar zu optimiſtiſch gefärbten Bericht. Eine höchſt erfreuliche Unterſtützung und Ergänzung dieſes Berichts bieten die ſehr ſachkundigen Ausführungen des Verfaſſers über die mehr techniſch-baukünſtleriſchen Fragen, ſowie die zahlreichen inſtruktiven Haus- und Terrainpläne und die geſchickt ausgewählten Abbildungen, die dem Buche beigegeben ſind. (Über den heutigen Stand der Gartenſtadtbewegung in Deutſchland und England vergleiche man noch den Bericht in der „Tat“ Jahrgang VI, S. 107 ff.)

Zur erſchöpfenden Darſtellung der engliſchen Kultur gehört ſelbſtverſtändlich auch eine Darſtellung engliſcher Unkultur. Schon hierdurch wird es gerechtfertigt, daß ein Band der Sammlung (verfaßt von Dr. E. L. Stahl) der Bühnenkunſt und Literatur des „Engliſchen Theaters im 19. Jahrhundert“ gewidmet iſt. Es gelingt aber dem Verfaſſer, in ſeinen ſachkundigen, überall auf gründliches Quellenſtudium und lebendige Anſchauungen geſtützten Ausführungen neben den vielen offenliegenden Schattenſeiten des engliſchen Theaters auch manche Lichtſeiten aufzuzeigen, welche dem Nichtfachmann, der das engliſche Theater nur aus der bekannteren Literatur und dem oberflächlichen äußeren Eindruck kennt, leicht verborgen bleiben können. Das Theater, welches ein Volk hervorbringt, und das Verhältnis eines Volkes zu ſeinem Theater wird, aller notwendigen Vorbehalte ungeachtet, immer ein beſonders wich-

* Dieſer rationaliſtiſche Charakter kommt mit erfriſchender Deutlichkeit zum Ausdruck in folgenden (bei Berlepſch in Anm. 40 zitierten) Sätzen eines deutſchen Gartenſtädtlers, Th. Fritſch: „Die Städte ſind ebenſo ein Erzeugnis der menſchlichen Willkür wie irgendein ander Ding, das der Menſch ſchafft. Und der Menſch hat die Pflicht, den Werken ſeiner Hand das Weſen der Vernunft und Ordnung einzuhauchen.“ — Aber auch der engliſche Apoſtel der Gartenſtadtidee, Ebenezer Howard (vgl. über ihn das ſiebente Kapitel des Berlepſchen Werkes; ferner ſein bei Diederichs verdeutſcht erſchienenes Hauptwerk: „Gartenſtädte in Sicht“) iſt ein ſo echtes Kind des Rationalismus, wie man im Deutſchland des 20. Jahrhunderts nur wenige finden kann.

tiges Material für das Studium ſeiner allgemeinen Kultur darbieten. So werden denn die etwa in den Kapiteln „Das Publikum“ und „Soziologiſche und wirtſchaftliche Fragen“ geſchilderten Tatſachen jedem Betrachter engliſcher Kultur, gleichviel welchem Spezialgebiet er ſein Intereſſe zuwendet, wichtige Aufſchlüſſe, Anregungen, Parallelen in großer Anzahl vermitteln. Die ſehr eingehende Erörterung der aufgeführten und unaufgeführten dramatiſchen Literatur wird, gerade weil ſie eine nicht vom literarhiſtoriſchen Standpunkt aus geſehene Syntheſe darſtellt, auch dem Literarhiſtoriker vieles Intereſſante bieten. Verarbeitet ſie doch neben dem Wertvollen, welches in der „Literaturgeſchichte“ den breiteſten Raum einnimmt, und mit gleicher Liebe und Ausführlichkeit wie dieſes, auch die große Maſſe der Unliteratur, des geiſtesgeſchichtlich beinahe oder gänzlich Wertloſen. Als eine beſonders erfreuliche Eigenſchaft der Stahlſchen Monographie ſei noch die fortlaufende Berückſichtigung der Aufzeichnungen bedeutender deutſcher Reiſender hervorgehoben; was Grillparzer, Johanna Schopenhauer, Tieck, Fontane und ähnliche Englandreiſende über das engliſche Theater gedacht und geſagt haben, ſcheint mir für die Erkenntnis der „Bedeutung“ engliſcher Kultur für den deutſchen Geiſt ebenſo wichtig zu ſein, wie die vergangenen und gegenwärtigen hiſtoriſchen Tatſachen ſelbſt. In höchſtem Grade bedauerlich aber iſt, daß der Verfaſſer ſeine Darſtellung des engliſchen Theaters nur bis an das 20. Jahrhundert heran, nicht bis zur Gegenwart durchgeführt hat. Er ſelbſt betrachtet die heutigen Anſätze als wichtig und zukunftsvoll, verweiſt aber hinſichtlich ihrer Darſtellung auf die Werke A. Filons, M. Borſas und W. Archers ſowie auf ein eigenes künftiges Werk. So haben wir denn hier in der Darſtellung der „Kultur des modernen England“ einen Bericht über das engliſche Theater, in welchem der Name des Dichter-Regiſſeurs Granville Barker überhaupt nicht vorkommt und die Bühnenbildkunſt Gordon Craigs ebenſo wie das Drama Bernhard Shaws nur im hiſtoriſchen Futurum erwähnt werden können. (Einige Information über das engliſche Theater der Gegenwart gibt ein am 27. Juni 1914 erſchienes Beiheft der neuen Shaw-Webbſchen politiſch-literariſchen Wochenſchrift ‚The New Statesman‘. Dort auch eine für die Ergänzung des Stahlſchen „Literaturverzeichniſſes“ wichtige, ſorgſam ausgewählte Überſicht über die wertvollſten Neuerſcheinungen der letzten Jahre.)

Einen andern Typ als die bisher beſprochenen Monographien verkörpern die übrigen drei Bände der Sammlung; ſie wollen größere Abſchnitte des engliſchen Kulturlebens im Geſamtbilde zeigen. Eng zuſammen gehören hier die beiden Bände, in welchen Dr. E. Schulze die Ergebniſſe ſeiner gründlichen Studien über „Die geiſtige Hebung der Volksmaſſen“ und über „Volksbildung und Volkswohlfahrt in England“ niedergelegt hat. Dieſe beiden Abhandlungen ſchildern nicht ſowohl den eigentlichen regelmäßigen Schulbetrieb und das ordentliche Unterrichtsweſen (dieſes wird in einem beſonderen Bande der Sammlung von Kerſchenſteiner erörtert werden), als vielmehr diejenigen ſozuſagen „außerordentlichen“ Einrichtungen und Veranſtaltungen, welche für die Belehrung, Erziehung und Bildung der Erwachſenen von Bedeutung ſind*. Von dieſen Einrichtungen und Veranſtaltungen ſchildert der erſte Band vorwiegend ſolche, die auf intellektuelle Hebung der Volksmaſſen abzielen, der zweite Band namentlich das, was für die Volksbildung auf literariſchem,

* Schultze erörtert alſo im weiteren Rahmen weſentlich dieſelben Tendenzen und Einrichtungen, welche in engerem Rahmen das manchem Leſer der „Tat“ vielleicht bekannte Büchlein von Sandhagen behandelt (A. Sandhagen: Ideen engliſcher Volkserziehung — im 19. Jahrgang der Aufſätze aus der Comeniusgeſellſchaft).

künſtleriſchem und ethiſch-ſozialem Gebiet bedeutſam iſt. Auf allen dieſen Gebieten gibt es in England eine Unmenge noch ſehr wenig gegeneinander ausgeglichener und organiſierter Beſtrebungen, von denen auch eine Fülle von Anregungen für das Ausland teils ſchon ausgegangen ſind, teils künftig noch ausgehen werden. Daß England gerade auf dieſem Gebiete des „außerordentlichen" Bildungsweſens heute eine ſo unerſchöpfliche Fundgrube für den ausländiſchen Reformer bildet, beruht (wie auch Schulze hervorhebt) nicht zum wenigſten auf einer jener in der Weltgeſchichte häufigen Umkehrungen: Gerade weil die Aufgaben des regelmäßigen Schulweſens, die Aufgaben der Kinderſchule und Fortbildungsſchule in England erſt ſo ſchrecklich ſpät von Staats wegen in Angriff genommen und auch dann lange Zeit nur ſehr unvollkommen gelöſt worden ſind, gerade darum haben ſich in England relativ früh und in großer Mannigfaltigkeit die zur Ergänzung des ordentlichen Bildungsweſens beſtimmten außerordentlichen Bildungsbeſtrebungen entfaltet, von denen nun fremde Völker zur Ergänzung ihrer eigenen Einrichtungen vieles lernen können. Die wichtigſten Ergebniſſe aller dieſer mannigfachen Beſtrebungen, ihr Zuſammenhang und ihre kulturelle Bedeutung werden in den beiden Bänden von Schulze in ſo vollſtändiger und zuverläſſiger Weiſe erörtert, daß dieſe Bücher als Lektüre ſowohl wie als Nachſchlagewerk jedem, der ſich für die darin erörterten Probleme intereſſiert, an erſter Stelle empfohlen werden können. Er findet darin ſowohl über die unter beſtimmten Schlagwörtern in Deutſchland ſchon ſeit längerer Zeit bekannten Einrichtungen — wie die volkstümlichen Hochſchulkurſe (University Extenſion Lectures), die akademiſchen Siedlungen in Arbeiter- und Elendsquartieren (University Settlements), die Arbeiterkollegs (Working Men's Colleges) —, als auch über eine Menge in Deutſchland bisher gar nicht oder falſch verſtandener Einrichtungen und Tendenzen der engliſchen Volksbildung eine Fülle wertvolles Material geſammelt und meiſt in intereſſanter Weiſe verarbeitet.

Bleibt nur noch der ſechſte und bisher neueſte Band der Sammlung, welcher eine Darſtellung der „Neueren engliſchen Sozialpolitik" von H. A. Walter-London (mit einem Geleitwort des engliſchen Schatzkanzlers D. Lloyd George) bringt. Mit Recht beſchränkt ſich der Verfaſſer darauf, nach einer kurzen Vergleichung des Geiſtes der alten und der neuen engliſchen Sozialpolitik nur die gegenwärtige engliſche Sozialpolitik, die ſoziale Geſetzgebung und Verwaltung der letzten acht Jahre ausführlich darzuſtellen. Was über dieſe zu ſagen iſt und vom Verfaſſer geſagt wird, iſt ſo unendlich viel, daß wohl kein Leſer dieſes Werkes es aus der Hand legen wird, ohne von einem Gefühl ſtaunender Bewunderung für das Große, was hier in einer kurzen Zeitſpanne geſchaffen wurde, ergriffen zu ſein. Das liberale Miniſterium Asquith, beſeelt von der vorwärtstreibenden Energie eines Lloyd George, hat in dieſen Jahren Deutſchland um den Ruhm gebracht, in der Sozialpolitik allen Großſtaaten Europas voran zu ſein. Es fehlt an Raum, hier die Errungenſchaften der jüngſten engliſchen Sozialpolitik an der Hand des Walterſchen Werkes auch nur in ihren Hauptzügen darzuſtellen. Es ſoll ſtatt deſſen kurz angedeutet werden, welche wirklich in größerem Kreiſe wirkſamen Triebfedern des ſozialpolitiſchen Fortſchritts dem impulſiv tatkräftigen engliſchen Schatzkanzler und ſeinen Helfern eine wenigſtens teilweiſe Durchführung ihrer großen Reformideen ermöglicht haben. Denn es iſt ohne weiteres klar, daß materielle Kultur — wie es die Sozialpolitik doch weſentlich iſt — noch viel weniger als geiſtige Kultur von einzelnen Individuen „gemacht" werden kann; zumal in einem Lande, in dem trotz aller plutokratiſchen Organiſation der

„Geſellſchaft“ die Verfaſſung des „Staats“ als ſolchen ſo völlig demokratiſiert iſt, wie im modernen England. Als die wichtigſte Triebfeder alles ſozialpolitiſchen Fortſchritts erſcheinen nun natürlich auch für England die Wünſche und Begehrungen der großen Maſſe des gelernten und heute namentlich auch des ungelernten Arbeiterſtandes. Dieſe Wünſche und Begehrungen richten ſich in England weit mehr als im durch und durch theoretiſierten Deutſchland auf das Nächſtliegende, Unmittelbarſte und Einfachſte: Abhülfe gegen die in England infolge ſeiner weltwirtſchaftlichen Stellung beſonders verbreitete Arbeitsloſigkeit, das iſt das eine; und ein höherer Lohn für dieſe Arbeit oder, einfacher noch, ein „Lohn zum Leben“ (living wage) iſt das andere, was der engliſche Arbeiter begehrt. Wer ihm das gibt, iſt ſein Freund, mag er ſich nun nennen, wie er will. Alle andern gewöhnlich zur „Sozialpolitik“ gerechneten Forderungen, Forderungen des Arbeiterſchutzes z. B., treten gegenüber dieſem einen elementaren Bedürfnis weit zurück. „Ich betrachte jede vorgeſchlagene geſetzliche Maßregel lediglich unter einem Geſichtspunkt: Wird ſie Geld aus den Taſchen der reichen Nichtstuer in die Taſchen der Arbeiter überführen oder nicht?“, ſo haben bekannte und beliebte Arbeiterführer im Parlament und außerhalb des Parlaments ihren Standpunkt immer wieder im Einklang mit ihrer innerſten Überzeugung und zur vollen Zufriedenheit ihrer Wähler formuliert. — Eine andere wichtige Triebfeder des ſozialen Fortſchritts iſt die in England trotz alles kommerziellen Egoismus der Vergangenheit und Gegenwart niemals verlorengegangene ſtarke Wirkſamkeit rein humanitärer Motive. Der Engländer, ſo ſcheint es, iſt ſeinem Charakter nach karitativ, und ein wirklich begründeter Appell an die reine Menſchlichkeit wird in der öffentlichen Meinung Englands ſtets einen ſtarken Widerhall finden, einen ſtärkeren, glaube ich, als ihn rein humanitär begründete Forderungen in andern Ländern, z. B. in Deutſchland, finden würden. — Dieſe beiden Triebfedern ſind es vor allen andern, welche in England eine konſtruktive Sozialpolitik großen Stils möglich machen. Die theoretiſche Beſinnung darüber, welche ſozialpolitiſchen Maßnahmen zur Beſeitigung des gerade drückendſten Mißſtandes in Frage kommen und welches die vorausſichtlichen Wirkungen und Nebenwirkungen jeder einzelnen Maßnahme ſein würden, wird teils offiziell von adminiſtrativen und parlamentariſchen Unterſuchungskommiſſionen geleiſtet (deren immer eine große Anzahl auf einmal tagen); zu einem großen Teil wird ſolche theoretiſche Unterſuchung auch unoffiziell von Vereinigungen, wie der Fabian Society, und von zahlreichen für beſondere Einzelzwecke beſtehenden Verbänden geleiſtet, und dann ſtets offiziell berückſichtigt. Die eigentliche Ausführung geſchieht alsdann meiſt in der Weiſe, daß ein einzelnes Regierungsmitglied (deſſen Name von der Öffentlichkeit mit der betr. Maßnahme ſchnell verknüpft wird und dauernd mit ihr verknüpft bleibt) ſich die Einbringung und Durchführung einer Vorlage zu ſeiner ureigenſten Aufgabe macht, — in derſelben perſönlichen Einſtellung faſt, in welcher ein Sportsmann einer als Aufgabe gewählten „Leiſtung“ gegenüberſteht. So — unter dem Geſichtspunkt der Leiſtung oder auch des ‚record‘ einer beſtimmten Regierung, eines beſtimmten Staatsmanns — iſt in England im letzten Jahrzehnt eine trotz mancher Übereilungen und Fehlſchläge im einzelnen als Ganzes unvergleichlich erfolgreiche Sozialpolitik zuſtandegebracht worden. Eine Sozialpolitik, deren Bedeutung nicht zum geringſten Teile auch darin beſteht, daß jede getroffene Maßnahme bisher noch ſtets neue energiſchere Maßnahmen nach ſich gezogen hat und — wie Lloyd Georges Agrarkampagne und das Budget von 1914 beweiſen — auch in Zukunft noch nach ſich ziehen wird.

Karl Korſch

Geschichtsschreibung, Politik und Rechtsgedanke

Wenn man gemeinhin zwischen Chronisten und Geschichtsschreibern als zwei verschiedenen Klassen von Historikern scheidet, so geschieht dies mit Recht: Im Gegensatz zu den rührigen Verfassern bloßer Annalen, allen, die mit emsigem Fleiß Jahr für Jahr Ereignisse buchen, beginnt wahre Geschichtsschreibung in höherem Sinne erst da, wo Persönlichkeiten mit festem Standpunkt das Geschehene nach Grundsätzen sichten und damit die Möglichkeit gewinnen, die Linien der geschichtlichen Entwicklung aufzuweisen.

Betrachtet man unter Berücksichtigung dieser Vorbemerkung die Literatur, soweit sie das Bild des Krieges im ganzen zu erfassen bestrebt ist, so sind es unter der Zahl der „Geschichten des Weltkrieges" wenige, die den Charakter großzügiger Geschichtsschreibung tragen, abgesehen von Einzeldarstellungen dieser oder jener Vorgänge. Im allgemeinen handelt es sich, zumal bei den Chroniken, die die Presse herausgibt, um Materialsammlungen, die, an und für sich wertvoll, noch keinen Einblick in den Zusammenhang der Dinge, in das Werden und Wirken der Zeit geben können. Jede Zusammenfassung von Tatsachen, die dieser Aufgabe gerecht werden soll, muß daher mehr bieten als bloße Registrierung, und sei sie auch von der geistreichen Art der Glossen, mit denen Karl Kraus seine „Fackel" füllt.

Das besagt nun nicht, daß solche Geschichtsschreibung höheren Ranges nur das Ergebnis kritisch rückschauender Forschung sein kann. Nicht auf die zeitliche Stellung des Betrachters zu den Ereignissen kommt es an, sondern auf die Methode seiner Betrachtung: Ein unerhört lebensvolles Beispiel dafür, daß auch unter der Wirkung des Augenblicks Darstellungen der besten Art von Geschichtsschreibung entstehen können, sofern ihnen nur Methode innewohnt, gibt uns Theodor Wolff in seinem Buche „Vollendete Tatsachen" (Berlin, Kronenverlag 1918). Natürlich trägt eine Sammlung von Aufsätzen wie diese, die aus dem Tagesjournalismus geboren wurden, stark subjektiven Charakter. Doch nicht zum Nachteil. Wir neigen nicht zu der Auffassung, es solle der Geschichtsschreiber „sine ira et studio" nur „die Ereignisse für sich sprechen" lassen und mit seinem eigenen Urteil völlig zurückhalten; derartiges Unterfangen führt beständig zu unbewußter Geschichtsfälschung. Es ist nämlich gar nicht möglich, „objektiv" Geschichte zu schreiben; schon die Auswahl des Stoffes und die Scheidung des „Wichtigen" vom „Nebensächlichen" wird je nach der Auffassung des Verfassers verschieden sein. Um so eindeutiger und damit wertvoller wird also geschichtliche Darstellung ausfallen, je eindrucksvoller sie den Standpunkt des Verfassers erkennen läßt.

Die Aufsätze Wolffs sind, abgesehen von kurzen Vorbemerkungen und verbindenden Einfügungen, die unveränderten kritischen Wochenberichte, die der Chefredakteur des „Berliner Tageblatts" seinen Lesern zu geben pflegt. Ihr leitender Gedanke war von jeher, daß die Taktik, Volk und Volksvertretung vor „vollendete" Tatsachen zu stellen, die Taktik der unverantwortlichen geheimen Kabinette, die bislang unser politisches Leben beherrschte, einem System grundsätzlicher und volkstümlicher Politik weichen müsse. Erst dann werde eine neue Zeit für Deutschland und Europa anbrechen, wenn eine wahrhafte Volksregierung auch bei uns die Geschicke des Landes in die Hand nehmen und damit jeder Einmischung Unberufener in die Regierungsgeschäfte vorbeugen würde. Es ist interessant, zu beobachten, wie im Verlauf der Zeit, über die sich die Aufsätze erstrecken, von der Ermordung Jaurès bis zum Regierungsantritt Hertlings, der Hinweis auf die Schäden des bisherigen Systems

immer eindringlicher wird. Wurde 1914 noch die Beſiegung Frankreichs als eine „ſelbſtverſtändliche Notwendigkeit“ (S. 12) gefordert, ſo tritt in ſpäteren Jahren dieſen Anklängen an machtpolitiſche Begeiſterung immer mehr der Rechtsgedanke gegenüber, der nicht von Gewaltmaßnahmen eine Klärung der Lage, ſondern alles vom Zurückgehen auf die ethiſchen Normen erwartet, die in eines jeden Bürgers Vernunft, wenn ſchon urſprünglich dunkel und der Helle des Bewußtſeins noch nicht unterbreitet, ruhen.

Die Überzeugung, daß nur Recht, niemals Gewalt, zu wahrhaft vernunftgemäßen Verhältniſſen zwiſchen den Völkern führen kann, hat ſich immer mehr Bahn gebrochen. Die entſchiedene Haltung Wolffs in der deutſchen Preſſe hat dazu ein gut Teil beigetragen.* Heute, in dem Augenblick, in dem wir wirklich ernſthafte Friedensbemühungen einer deutſchen Regierung zum erſten Male ſehen, iſt manches von dem, was Wolff ſtets forderte, erreicht. Was beim Erſcheinen der Aufſätze noch als Ketzerei anmutete, iſt heute Selbſtverſtändlichkeit. Dieſe Entwicklung ſpricht am beſten für den Wert von Wolffs nunmehr hiſtoriſch gewordenen Betrachtungen.

In ungleich tieferer, wenn auch leider ſtiliſtiſch manchmal recht undurchſichtiger Weiſe als dieſe dem Faſſungsvermögen des Zeitungsleſers angemeſſenen Darſtellungen erſchließt uns ein anderes Buch gleicher Richtung die Zuſammenhänge, die zu der Weltwende führten, deren Zeuge wir ſind. Dem Politiker, der den Gang der Geſchichte aus den geiſtigen und wirtſchaftlichen Strömungen der Geſellſchaft errechnet, bedeutet Maximilian Hardens Werk: „Krieg und Friede“ (zwei Bände bei Reiß, Berlin 1918) einen noch größeren Genuß als die Aufſatzfolge Wolffs. Doch auf den Genuß kommt es nicht an — wir erwähnen dies nur beiläufig, um eine allſeitige Würdigung des Buches zu bieten. Des Werkes Bedeutung liegt in der beabſichtigten Aufrüttelung der ſchlafenden, denk- und tatfaulen Schablonenuntertanen, mit denen gleichgeſtellt zu werden für den bewußten Bürger Beleidigung bedeuten ſollte. Vielleicht ſtehen wir jetzt endlich am Anfang der Zeit, in der bewußte Bürger in Deutſchland nicht mehr wie bisher als unbequem empfunden werden, wo man ſich an ſie nur wandte, wenn es in Patriotismus oder Steuern zu „machen“ galt. Dann wäre eine Forderung Hardens erfüllt. Die andre ſcheint bereits Allgemeingut geworden und wird es hoffentlich nicht nur unter dem Druck einer mißlichen politiſchen Lage bleiben: Die Forderung, die in den Worten angedeutet iſt (II, S. 233): „Ringsum iſt Demokratie; wer hemmt die Speichen des Rades? Der Völkerbund wird; wollen wir draußen frieren?“ Bereits im April 1916 hat Harden in einem damals von der Zenſur beſchlagnahmten Aufſatz: „Wenn ich Wilſon wäre“ darauf hingewieſen, daß der einzige Zweck und Erfolg des kriegeriſchen Aufwandes nur der ſein kann: „Die Wandlung ſumpfigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Bodens in die helle Wohnſtatt freier, aus eigenem Recht ſchaffender, darum fremdes Recht achtender Menſchen“. Wahrlich, man kann es nur begrüßen, daß Harden hinſichtlich der ruſſiſchen Revolution, die zuerſt mit rechtlicher Politik Ernſt zu machen ſuchte, wenn der Verſuch auch in mancher Hinſicht ſcheiterte, ſchreibt: „Marxismus wird (oder war immer) Idealismus“. Der Rechtsgedanke, der ihm zugrunde liegt, erklärt ja erſt die Berechtigung der Bekämpfung des Kapitalismus, wenn auch Marx in ſeinem großen Befreiungswerk manche Fehler unterliefen, wie denen ebenfalls, die ſeine Lehre nun dem Buchſtaben getreu verwirklichen wollen.

* Leider hat das „Berliner Tageblatt“ ſeit dem 9. Nov. 18 ſeine entſchiedene Haltung aufgegeben und treibt nunmehr die Politik einer verlogenen Bourgeoiſie! (Der Verfaſſer)

Indem wir von diesen philosophisch-ökonomischen Ausstellungen absehen, stimmen wir Harden bei (II, 280): „Weil das Frevelspiel mit Leben und Tod durch dunkle und helle Jahrhunderte fortspukte, auf Rußlands Brust ewig die Albenfrage lag, ob und wann die Staatsgewalt, der Einzelwille, töten, zu Tode quälen dürfe, deshalb wurde, von Ajasin bis auf Lenin, Revolution; nicht, weil eines Zufallszars Heer, nach stattlichen Siegen, im Industriekrieg geschlagen wurde. Die letzte Kugel ins unfromme Auge des fahlen Pferdes. Dann nie wieder Waffen. Ringsum schluchzt eine von Waffentat siechte Mannschaft. Für sie entbrennt der Mensch in Glut, wie die Welt keine je sah. Rußland zerbröckelt? Ein neues wird. Wartet tätig: morgen ruht der Tiger friedlich neben dem Reh, und der Gemordete steht auf, seinen Mörder zu umarmen. Rüstet für Tote und Lebende weißes Gewand und rufet aus Kluft und Höhle die Scheuen. Lasset, Völker, in neuer Ehrfurcht uns Raum. Wir können bestehen. Die Zeit ist erfüllt."

Wir fragen: Erfüllt wozu? Zur Verwirklichung des Rechtszustandes zwischen Menschen und Völkern? Die Aufgabe ist erkannt. Der Weg noch weit! .. „Ringsum ist Demokratie ..." ist das nicht auch eine Gefahr? Nun, heute, wo man von Völkerbund und Volksregierung sprechen darf und nicht ob des Verlangens nach Frieden von militärischen Bütteln als reif fürs Zuchthaus erklärt wird — wie im Jahre 1915 — heute wird es vielleicht eine Ketzerei sein, wenn man nicht demokratisch ist. Dennoch ist Demokratie ein notwendiges Übel — nicht, wie es Konservative und ihre Helfershelfer, nunmehr endlich Ruinen einer mittelalterlichen Vergangenheit, die nie nie wieder Gegenwart werden darf, meinen —; sie ist jedenfalls kein politisches Ideal. Ein Interesse wird nicht dadurch objektiver und also vernunftgemäßer, weil es Interesse einer Mehrheit ist; und ein Mehrheitsbeschluß ist deshalb keine Garantie für die Durchsetzung der Vernunft, weil nicht immer, sogar nur selten, die größere Einsicht bei der Masse ist.

Wir dürfen und müssen am heutigen Tage, nun vielleicht über Deutschland wirklich die ersehnte Morgenröte aufgeht, sagen: Demokratie ist zwar besser und heute wünschenswerter als der Despotismus, der in einer Vertretung bloß subjektiver Interessen eines Einzelnen oder einer herrschenden Klasse besteht, und der bis heute regierte, allem Scheinparlamentarismus zum Trotz. Aber die Aufgabe künftiger Politiker wird sein, auch die Demokratie zu überwinden und Formen für das politische Leben zu finden, die weder in das despotische Regiment der Vergangenheit zurückführen, noch die Einsicht wahrhafter politischer Führer dem Willen der Massen ausliefern. In dieser Hinsicht sei auf eine Reihe politischer Schriften hingewiesen, die jüngst unter dem Titel „Öffentliches Leben" im Neuen Geist-Verlag zu erscheinen begannen (Leipzig 1918, jedes Heft 1.20 M). Wir hören hier, mit den Worten des Philosophen Nelson, wie Philosophie und Politik, wie Ethik und Gesellschaftsgestaltung verbunden werden soll. Wir erkennen, daß die Gegenüberstellung von Demokratie und Despotismus, sei er politischer oder wirtschaftlicher oder geistlicher Natur, nicht alle Möglichkeiten erschöpft, die gegeben wären, um Anarchie zu vermeiden. Wir hören, daß es noch einen andren Weg gibt, der wahrhaft zur Verwirklichung der Gerechtigkeit unter den Menschen führt, und wir erkennen die Notwendigkeit, den Geist der Gerechtigkeit bereits im kommenden Friedensschluß durchzusetzen, soll nicht der neue Aufbau Europas auf tönernen Füßen sich erheben (s. Mühlestein Heft 2 der Reihe).

Hier also finden wir die Ergänzung zu den historischen Werken, deren Studium

angeregt werden ſollte, eine Ergänzung, die uns in vorbildlicher Kürze und Klarheit aufweiſt, was für Gegenwart und Zukunft nottut. Auch dieſe Schriften ſind geſchrieben in der Überzeugung, daß die Zeit erfüllt iſt. Laßt uns arbeiten und ſorgen, alle, die wir uns politiſch verpflichtet fühlen, daß wir der Zeit gerecht zu werden imſtande ſind: Laßt uns nicht kleiner ſein als die Aufgaben, die nun unſer warten!

Mitte Oktober 1918. Max Hodann

Gedanken zur Zeit

Die pſychiſche Erkrankung Deutſchlands. Wie Deutſchland früher an der Kriegspſychoſe litt und in ihrer Begleitung die patriotiſche Phraſe einherſchritt, leidet es jetzt an Wucherungen des Maſſengeiſtes, hervorgerufen von der demokratiſchen Phraſe. Der Maſſengeiſt iſt ſich jetzt ſeiner Macht bewußt geworden ohne ſeine Grenze zu erkennen. Es ſcheint, daß ihm dieſe Erkenntnis erſt durch die Not kommen wird, nachdem er ganz Europa in Anarchie geſtürzt hat. Die Geburtswehen des „verjüngten Sinnes für das Edle“ (ſo möchte ich den „neuen Geiſt“ definieren) ſind fürchterlich, wie wenig Erkenntnis dafür iſt bei all den Schwärmern da, die ihn verkünden. Der neue Geiſt wird nicht herbeigepredigt, er erwächſt erſt aus den mit wirklicher Vernunft geſchaffenen Ordnungen der Menſchen. Eigentlich ſollte ſich Deutſchland nur in zwei Parteien teilen. Hie Welf — Hie Waiblingen. Hie mechaniſtiſch — hie organiſch. Hie Vergewaltigung — hie Freiheit des Lebens. Hie Vergangenheitsmenſch — hie Zukunftsmenſch. Hie enger Horizont — dort weites Denken. Hie Verſtandesmenſchentum — dort ſchöpferiſches Leben. Hie Materialismus — hie Geiſtigkeit. Ob und wann Deutſchland geſundet, hängt davon ab, ob ſeine führenden Geiſter den Intellektualismus des deutſchen Schulmeiſters in ſich beſiegen durch das Verhältnis des Künſtlers zu den ſchöpferiſchen Kräften des Lebens. Wir können mit der Überheblichkeit des Maſſengeiſtes nur dann fertig werden, wenn wir den Sozialismus ins Geiſtige wenden. Er iſt die Weltanſchauung der Liebe und nicht der Gier. Dann iſt Raum für eine organiſche Lebensgeſtaltung, die den Sozialismus einſchließt.

Moraliſcher Tiefſtand. Hat der neue Geiſt bereits heiligen Opferſinn in den Deutſchen entwickelt? Eine naive Frage, auf die wohl niemand Antwort erwartet. Deutſchland iſt ja krank, hat Fieber und Schwären an ſeinem Leibe ſchon ſeit Jahren. Haben wir denn heute eine Idee, für die ſich zu ſterben verlohnte? Wir haben ja nicht einmal gemeinſam gefühlt, für welche Zukunftsidee wir in den Krieg zogen, denn wirtſchaftliche Machtſtellung iſt eine menſchliche Vorſtellung, aber keine göttliche Idee im platoniſchen Sinne. Gewiß haben unſere großen Geiſter der Vergangenheit den Weg zu einer höheren Selbſtvollendung unſeres Volkes gezeigt, aber ihre Ideen leben nicht in der Volksmaſſe, weil die führende Schicht ſie nicht ſichtbar gemacht hat.

So iſt es durchaus die Schuld des Bürgertums, wenn das Volk in großem Maßſtabe keine moraliſchen Hemmungen mehr kennt. Man braucht nur Programme, wie z. B. das von Kurt Hiller für den Rat der Geiſtigen zu leſen, um deutlich zu ſehen, das eigentliche Beherrſchende des Lebens, das Überindividuelle, iſt dieſer Art Reformatoren nicht im geringſten Erlebnis geworden. Sie ſtecken trotz aller Reden vom Geiſte noch ganz in Vernunftkonſtruktionen, ſie haben noch keine Demut vor dem Geiſte.

So ist es kein Wunder, daß auf keinem Gebiete des Lebens das Volk mehr geistige Haltung hat, und daher Diebstahl keine Schande mehr ist. Sünde gegen den Geist hat die Folgen wie die fressenden Geschwüre einer Syphilis, sie ziehen Knochenerweichung nach sich. Anfang des Jahres 1918 wurde nach einer Statistik des roten Kreuzes in Deutschland fast die Hälfte aller Sendungen an Kriegsgefangene unterwegs gestohlen, nur 60 Proz. kamen an. Die französischen Zeitungen machen uns den Vorwurf, daß seit der Revolution 80 Proz. nicht angekommen wären. Daß wir kein Gefühl der Scham für diese Schmach mehr aufbringen, ist die Folge des Kriegswuchers im Bürgertum. Ebenso schamlos ist das Verhalten vieler Soldaten bei der Auflösung der Front gegenüber dem Staatseigentum. Die Erweichung des moralischen Bewußtseins hat der Krieg besorgt, es wäre aber nicht zu dieser Katastrophe gekommen, wenn unter dem Offizierkorps weniger der Genußtrieb und Eigennutz geherrscht hätte.

Beides, das Schiebertum des Bürgertums und des Offizierstandes, entspringt einer gemeinsamen Quelle, dem Tiefstand des deutschen Geistes. In Deutschland gab es weder 1914, noch gibt es 1919 eine Gemeinschaft im Geiste, es gibt nur eine Gemeinschaft in der Gier des Erraffens.

Selbstverantwortlichkeit. Ohne ein starkes Verantwortungsgefühl jedes Einzelnen für das Ganze ist eine Demokratie nicht durchzuführen, ohne Brudergefühl kein Sozialismus. Jeder Kampf für den „neuen Geist" ist fruchtlos, falls er nur mit Ideologien wirtschaftet und sich mit Illusionen über das den Wirklichkeiten-ins-Auge-sehen hinwegsetzt.

Das Gefühl des selbstverantwortlichen Handelns ist dem deutschen Volk trotz Revolution immer noch fremd, den Arbeitern und dem Bürgertum. Die Deutschen sind immer noch ein Bedientenvolk, das kommandiert sein will, der deutsche Soldat lebt z. B. augenblicklich wie ein Polacke in seiner Kaserne, er erstickt lieber in Schmutz und Unordnung, als daß er eine Arbeit macht, die seinen Kameraden zugute kommt. Er steht Posten, weil er dafür Geld bekommt, aber was beim Postenstehen passiert, ist ihm so oft ganz gleichgültig. Noch nie ist so viel Staatsgut verdorben, gestohlen und verschwendet worden, als bei der Errichtung einer demokratischen Volksgemeinschaft durch die Revolution.

Die Gebildeten aber stehen entweder dem Willen zum „neuen Geist" unbelehrbar mit alter Überheblichkeit oder mit Vogel-Strauß Politik gegenüber, anderenteils berauschen sie sich an seiner Ideologie, ebenso wie seinerzeit bei der Vaterlandspartei. So findet man jetzt als überzeugte Demokraten viel ehemals alldeutsche Oberlehrer, die aber dadurch nicht die Fähigkeit gewonnen haben, im Verkehr mit ihren Schülern in Art der Schulgemeinde die Selbstverantwortung der Schüler zu pflegen und eine innere Gemeinschaft mit ihnen zu bilden. Ebenso schwenkt die neue Jugend mit großer Begeisterung zur Sozialdemokratie ab, ohne noch das Verantwortungsgefühl zu haben, sie hat ihr Leben einzusetzen, wenn die sittlichen Grundlagen einer Demokratie verletzt werden. Ja, sie merkt es ja nicht einmal, wenn es geschieht, sie ist so ahnunglos.

Ich habe vergeblich darauf gewartet, daß aus dem neuen Geist heraus, der uns beseelen soll, einmal ein Beamter oder Bürger gegen verbrecherische Willkür seine Existenz und sein Leben eingesetzt hätte. Nun bleibt es der Jugend vorbehalten, jene strafend zur Verantwortung zu ziehen, die den deutschen Namen beschmutzen. Sie hat sichtbar zu machen, daß in ihr ein edler Geist lebt und wenn sie ganz frei auf

ſich ſelbſt geſtellt iſt, hat ſie den Tod für die Allgemeinheit erſt recht nicht zu ſcheuen. Wenn Deutſchland geſunden ſoll, brauchen wir Märtyrer, brauchen wir den Willen, unſer Ziel feſt in die Hand zu nehmen. Es iſt in der freideutſchen Jugend viel guter Wille da, aber man ſieht ſich zu ſehr ſelbſt im Spiegel als Volkserneuerer. Nur wer gelernt hat, ſich ganz zu vergeſſen, wird ſeinem Volk etwas nützen. Er hat dann auch die Kraft, aus eigener Verantwortung heraus zu handeln.

Die Zeit iſt ernſt. Seine Begeiſterung zu Markte zu tragen iſt Maſſengeiſt. Ein kluger Franzoſe ſagte kürzlich im Zeichen der Beſetzung zu einem Tatleſer: „Selbſt ihre radikalſte Sozialiſierung wird eine preußiſche Sozialiſierung ſein. Sie treiben den Teufel mit Beelzebub aus! Es fehlt ihnen der neue Geiſt. Sie haben nur eine neue Theorie in Deutſchland!“

Ja, der Franzoſe hat recht.

Der Mangel an Gemeinſchaftsgefühl wird heute mehr wie je durch Schwätzertum erſetzt. Was iſt leichter, als ein Programm aufzuſetzen und Ideen zu proklamieren, wie man dem neuen Geiſt zum Durchbruch verhelfen ſoll. Gemach liebe Jugend, gemach Herr Literat, gemach Herr Politiker, wo haſt du die große Liebe her, die dich zum Märtyrertum befähigt? Wann gingeſt du einmal in die Wüſte, um mit dir einſam zu ſein? Wann rangeſt du mit dir ſelbſt und ſpracheſt: Ich laſſe dich nicht Herr, du ſegneſt mich denn?

Wie leicht ſcheint es, Sozialiſt zu ſein und für Gerechtigkeit einzutreten, wenn man ſelbſt nichts beſitzt und von dem anderen Hergabe ſeines Beſitztums verlangt. Man verlangt die Selbſtüberwindung des Beſitzenden im Dienſt einer Idee. Aber das Recht, ſie zu fordern, beſteht darin, daß man die Selbſtüberwindung erſt von ſich beanſprucht und für ſich durchſetzt, dabei handelt es ſich nicht erſt in letzter Linie um materiellen Beſitz. Der Goethe'ſche Spruch:

„Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet“

müßte über jedem Tempel der Gemeinſchaft ſtehen gleich dem Delphiſchen: *γνῶθι σεαυτὸν*. Erkenne dich ſelbſt!

Deutſchlands wirtſchaftliche Exiſtenzbedingungen ſind zuſammengebrochen, in jedem Einzelnen müßten angeſichts der kommenden Not Kräfte des Trotzes erwachen: wie meiſtere ich mein Schickſal? Aber wer ſchafft in der Stille ohne Gerede? Noch immer fehlt dem Bürgertum, wie dem Arbeitertum das Gefühl, wir alle haben die kommende Not gemeinſam zu ertragen. Der Bourgois denkt, warum ſoll gerade meine Exiſtenz im allgemeinen Zuſammenbruch untergehen? Es wird ſich ſchon alles wieder einrenken. Für den Arbeiter aber bedeutet die neue Zeit Macht, um ſeinen Lohn ohne Rückſicht auf das Allgemeine zu verdoppeln oder verdreifachen. Beiden iſt mit Gründen nicht nahezukommen, ſie müſſen erſt den Zuſammenbruch ihrer Illuſionen erleben.

Die Menſchen ſchlagen heute ſchon wieder einmal das in Chriſtus verkörperte Gottmenſchentum ans Kreuz, ſie ſind Phariſäer und haben keine große Liebe in ſich. Vergib ihnen, Herr, ſie wiſſen nicht, was ſie tun. Eugen Diederichs

Lever dod as Slaw. „Hoffentlich iſt das Ganze bald wie ein Spuk vorüber,“ ſagte neulich ein Bekannter; und ſo denkt noch mancher im Bürger-, namentlich im Beamtentum. Noch immer nicht iſt allen klar, daß das Rad der Zeit ſich nicht rück-

wärtsdrehen läßt, daß der ſchickſalsvolle Herbſt des Jahres 1918 etwas Großes in unſere Hände gelegt hat, die Möglichkeit, wieder Deutſche, wieder Menſchen zu werden, unſer Leben ganz auf Wahrhaftigkeit zu ſtellen.

Wir lehrten unſere Kinder unentwegt, Männer wie Arndt ſeien wahre Deutſche; aber wer lebte wie Arndt, wer unterſchrieb mit ſeinem Blut deſſen Wort: „Da iſt Freiheit, wo du leben darfſt, wie es einem tapferen Herzen gefällt!“ Werden wir es jetzt lernen, nicht bloß zu räſonnieren, ſondern einzuſtehen bis zum Äußerſten für das, was wir für recht halten?

Es wird jetzt viel geſcholten auf das Bürgertum. Wenn dieſe Zeilen gedruckt ſind, dann werden wir ſchon ein wenig klarer ſehen, wieviel Recht oder Unrecht in dieſen Anklagen war. Wir werden ſehen, ob wir ſtark genug waren, die Wahlen durchzuſetzen, dem geſetzmäßigen Volkswillen Raum zu ſchaffen. Ob wir unſere Beſten als Sprecher entſandt haben. Ob ſie in der Nationalverſammlung durchdringen werden. Ob wir ſtark genug ſind, dieſer Nationalverſammlung Reſpekt zu verſchaffen, dafür zu ſorgen, daß Gewalt nicht mehr das werdende neue Recht im Wachstum ſtört. Ob wir in den letzten Tagen gelernt haben, daß Gewalt mit ſtärkerer Gewalt gebrochen werden muß. Ob der wehrhafte Bürger wieder erſteht, den es in deutſchen Städten vom Mittelalter bis zur Reformationszeit gab, deſſen Rechtsgefühl und Freiheitsſtolz ſofort kampfbereit bei jedem Knebelungsverſuch aufſprangen. „Lever dod as Slaw“, rief neulich ein demokratiſcher Wahlkandidat und erntete lauten Beifall; wir nehmen die bürgerliche Demokratie beim Wort.

P. Jaunert

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Frey-Bund und Ligilo. In den „Fürſten ohne Krone, faſt ein Roman“ (Vita, Deutſches Verlagshaus, Charlottenburg) ſchildert Heinrich Nienkamp einen amerikaniſchen Milliardär, Richard Fry, welcher mit dem großen Vermögen ſeines Vaters einen internationalen, nach den Prinzipien der katholiſchen Kirche hierarchiſch gegliederten Kulturbund gründen will. Auf Frys Veranlaſſung wird in Paris die „Ligilo“, Europäiſche Vermittlungsgeſellſchaft, mit einem Kapital von 100 Millionen gegründet; Fry übernimmt die Hälfte des Kapitals, die andere Hälfte wird von europäiſchen Banken aufgebracht.

Nienkamp bezeichnet in einem Ergänzungsbande („Grundlagen der Fürſten ohne Krone“) das Werk Richard Frys als eine „(ſozial-)techniſche Erfindung“. „Wäre es möglich, ſie zum Patent anzumelden, ſo würde man etwa ſagen können: Verfahren, die geſellſchaftlich ſchädlichen Wirkungen des Zufalls nach Möglichkeit auszuſcheiden und die allgemeine Wohlfahrt durch planmäßige Ausleſe und Förderung geſellſchaftlich wertvoller Perſönlichkeiten zu heben.“

Der Raummangel verbietet es, näher auf die intereſſanten und anregenden Werke einzugehen.*

Inzwiſchen hat ſich ein Deutſcher Frey-Bund gebildet, welcher in ſeinen „Mitteilungen“ um Mitglieder wirbt und ſich mit Einwänden, die gegen das Programm Nienkamps gemacht worden ſind, weiter auseinanderſetzt. Die Aufgabe des Bundes wird in dieſen Mitteilungen als dreifach bezeichnet.

Erſtens Erziehung zum Geiſt, zweitens Organiſierung des Geiſtes, drittens Ausrüſtung des Geiſtes mit den Machtmitteln der Geſellſchaft. Nicht eins nach dem an-

* Siehe Beſprechung in der „Tat“, Dez.-Heft 1916 S. 854.

dern, ſondern gleichzeitig eins mit dem andern und durch das andere.

An welcher Stelle aber jeder an dieſer Aufgabe arbeiten, und mit welcher Teilfrage er ſich am liebſten beſchäftigen möchte, iſt ganz in ſein freies Ermeſſen geſtellt. Jeder kann ſich der Gruppe anſchließen, die ſeinen Neigungen entſpricht, oder mit Gleichſtrebenden eine neue Gruppe gründen.

Es wird immer betont, daß der Bund möglichſt ſchnell wachſen und über ein möglichſt großes Vermögen verfügen müſſe, um die hohen Aufgaben, die ſich Frey-Nienkamp geſtellt haben, verwirklichen zu können.

Auch die „Ligilo", welche die Kaſſe des Frey-Bundes führt, iſt vor längerer Zeit als „Gemeinnützige Vermittlungsgeſellſchaft m. b. H., Berlin SW 68, Charlottenſtraße 82 (Poſtſcheck-Konto Berlin 38446) gegründet worden. Sie ſoll den Beweis dafür erbringen, daß der Frey-Bund (Anſchrift wie die der „Ligilo") keine utopiſchen Ziele verfolgt und ſeine Wege auf dem Boden der Wirklichkeit geht.

Sie hat nach § 2 der Satzungen zum Gegenſtand ihres Unternehmens den Betrieb des Vermittlungsgeſchäftes auf allen Gebieten des Wirtſchaftslebens, mit dem Zwecke, Mittel für eine planmäßige Wohlfahrtspflege zu verdienen, insbeſondere zur Unterſtützung fördernswerter Perſönlichkeiten. Für die oberſte Leitung und Beaufſichtigung ihrer geſchäftlichen Tätigkeit hat die Ligilo einen kaufmänniſchen Aufſichtsrat, für die Überwachung der ſatzungsgemäßen Verwendung des Gewinnes einen unparteiiſchen, ebenfalls aus angeſehenen Perſönlichkeiten beſtehenden Beirat. Der Aufſichtsrat darf ohne Anhören des Beirats keine Ausgaben für Wohlfahrtszwecke beſchließen. Die Ligilo will ihren Geſchäftskreis ſatzungsgemäß nach und nach auf ſämtliche Zweige des Vermittlungsgeſchäftes ausdehnen; die Verſicherungsabteilung, Grundſtückabteilung, Finanzierungsabteilung und Warenabteilung ſind bereits in Tätigkeit. Weitere Abteilungen werden vorbereitet. Der Deutſche Frey-Bund wird in zehn Landesverbände eingeteilt, jeder Landesverband umfaßt zehn Provinzialverbände, jeder Provinzialverband zehn Kreisverbände. Ein Kreisverband umfaßt die in ſeinem Bezirke befindlichen Ortsgruppen.

Mindeſtens zehn Mitglieder können eine Ortsgruppe bilden. Die Landesvorſitzenden, die durch allmählich ſich beſchränkende Wahl aus den Ortsgruppen hervorgegangen ſind, bilden den Frey-Rat und dieſer wählt aus ſeiner Mitte auf die Dauer von vier Jahren den Präſidenten des Bundes und ſeinen Stellvertreter.

Bis auf weiteres, beſonders ſolange die eigentliche Bundeszeitung noch nicht beſteht und die Gliederung des Bundes noch nicht vollſtändig durchgeführt iſt, kann jedermann Mitglied des Bundes (im Sinne des § 3, II der Satzungen) werden durch einfache Beitrittserklärung an die Geſchäftsſtelle des Bundes und Zahlung eines Jahresbeitrages von wenigſtens 10 M an die „Ligilo". —

Es iſt ſchwer, ſchon jetzt über den Bund und die Ligilo ein abſchließendes Urteil zu fällen. Beim Leſen der Schriften ſteigt einem oft der Gedanke auf, daß der Aufbau zu künſtlich und zu mechaniſch iſt; man denkt ſich, daß eine Ausleſe führender Geiſter ſich anders wirkſamer und ſchneller durchſetzen müßte, als es Nienkamp mit ſeinen im beſten Falle ſtetig aufrückenden Vorſitzenden wünſcht und hofft. Nach meiner Meinung iſt überhaupt die jetzige Zeit mit ihrem allgemeinen Völkerhaß nicht geeignet, ſolche Ideale zu verwirklichen, und die von Nienkamp vorausgeſetzte allgemeine Kenntnis des Eſperanto wird durch die wachſende Vormacht der Angelſachſen und ihrer Sprache nach dieſem Kriege nicht gefördert. Unſerer ganzen auf das langſame, innere Wachſen, das Reifwerden gerichteten Natur und Veranlagung, unſeren humaniſtiſchen Idealen erſcheint der Frey-Bund als etwas Fremdes, künſtlich Geſchaffenes und Großgezogenes, Äußerliches, wenn auch die edle Geſinnung, die die Bewegung trägt, alle Anerkennung verdient. Wilhelm Picard

Die Palaestra Albertina der Univerſität Königsberg feierte am 22. Oktober 1918 ihr 20jähriges Beſtehen. Sie iſt eine Ringſchule, in der durch Turnen und Sport die Körper nach antikem Muſter geſtählt werden: Turnhalle und Spielplatz, Schwimmbad, Fechtſäle, Tennis- und Raſenſportplätze ſind dort neben ausgedehnten Wohn- und Geſellſchaftsräumen für die Studenten eingerichtet. Durch die weitſichtige Tat hat der Paläſtra-Stifter, Herr Dr. med. Friedrich Lange, im Jahre 1898, alſo zu einer Zeit, in der das deutſche Sportleben erſt in einigen begünſtigten Gegenden blühte, ein unvergängliches Vorbild für die Ausgeſtaltung der Leibesübungen an den Hochſchulen geſchaffen. Durch die Erbauung der Paläſtra iſt geſchichtlich auch zu erklären, daß im fernen Oſten unſeres Vaterlandes die erſten Hochſchulwettkämpfe Königsberg-Danzig in regelmäßiger Wiederkehr ausgetragen wurden und die Leibesübungen unter den Studenten der dortigen Hochſchulen ſeit Jahren in hohem Anſehen ſtehen; daher führten dieſe Hochſchulen bei den Studentenmeiſterſchaften auch ſtets gute Kräfte ins Feld, namentlich bei dem Deutſch-akademiſchen Olympia 1912 in Danzig. Mallwitz

Das Seminar für klaſſiſche Gymnaſtik Schon öfter iſt in der „Tat" von dem von Hedwig von Rohden und L. Langgaard geleiteten Seminar für klaſſiſche Gymnaſtik geſprochen worden. Es hat ſich neben der Laban-Schule in Zürich zu dem bedeutendſten Inſtitut für weibliche Körperkultur Deutſchlands entwickelt und ſteht mit einer Schülerzahl von etwa 80 Mädchen an erſter Stelle. Seiner pädagogiſchen Geſtalt nach gehört es zu den Landerziehungsheimen mit ihrem Gemeinſchaftsleben und der Pflege des Körperlichen in Verbindung mit dem Geiſtig-Sittlichen. Es hat ſich in den letzten Jahren noch eine Gartenbauabteilung angegliedert, ſo daß ſich eine Verbindung zwiſchen Gymnaſtik und Atemſtunde und praktiſcher Arbeit für ſolche Mädchen ergab, die ſich nur dem Gartenbau widmen wollen. Es nimmt nur junge Mädchen und Frauen von 16—30 Jahren auf. Eine Kritik der Leiſtungen des Seminars brachte Erna Klotz im Juliheft 1916. Seitdem iſt es in der Durchbildung ſeiner Methode noch weiter vorwärtsgeſchritten. Damals war das Seminar in Tambach. Es iſt dann ſpäter nach Schloß Bieberſtein in der Rhön bei Fulda überſiedelt. Dr. Lietz, der Gründer der deutſchen Landerziehungsheime hatte es für die Zeit des Krieges zur Verfügung geſtellt. Nun braucht er es ſelbſt wieder für ſeine Schüler, und das Seminar wird Oſtern heimatlos. Vielleicht weiß einer der Leſer zu beiſtehendem Aufruf Rat. Es iſt ſchlimm, wenn heute, wo ſo viel von Geiſt und Idealen geredet wird, ein ideales Unternehmen, das ſich wirtſchaftlich bewährt hat und von ſegensreichem Einfluß durch die Ausbildung von Lehrerinnen für alle Bevölkerungskreiſe iſt, zugrunde gehen ſollte, weil ihm nicht genügend Geldmittel zur Verfügung ſtehen, um ſich ein eigenes Heim zu bauen. L. D.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 5.—, durch die Poſtanſtalten M 5.06, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 5.45, Ausland M 5.75. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von 90 Pf.
Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

10. Jahrgang | Heft 12 | März 1919

Alfons Paquet

Der Geist der russischen Revolution*

Nichts scheint mir nötiger in den gegenwärtigen Tagen, die vom Getöse des Bürgerkrieges, von dröhnenden Alarmrufen, von den Schlagworten der Massen erfüllt sind und wo eine Liga zur Bekämpfung des Bolschewismus mit höchst untergeordneten Mitteln Sachverhalte zu vermengen trachtet, als auf den Geist eines Ereignisses wie der russischen Revolution hinzuweisen. Denn die russische Revolution erscheint mir, trotz des Meduſenantlitzes, das sie uns entgegenhebt, als das Urbild der Revolution schlechthin. Sie greift an das Wesen der Dinge, sie erscheint mir, trotz des Meeres von Tränen, Blut und Trümmern, das ihren Weg besudelt, als eines der gewaltigsten Geschehnisse der menschlichen Geschichte, gewaltig wie der Zusammenbruch der alten europäischen Zivilisation im Weltkriege, dessen Rückschlag sie darstellt. Sie erscheint mir, welches auch ihr Ausgang sei, den ich mir nicht anders als tragisch denken kann, eben als ein tragisches Ereignis, ein Titanenkampf, dessen Wirkungen die der französischen Revolution weit übertreffen werden. Denn mit ihm betritt eine neue Klasse, das Proletariat, den Schauplatz der Geschichte, aufbegehrend und mit entflammtem rohen, unverstandenem utopischen Geist und schiebt mit einer Fußbewegung das Herbstreisig der alten Staatlichkeit, des alten Machtgedankens und des alten nationalen Herrschaftswillens beiseite. Sie ist Sklavenaufstand im größten Maßstabe, unwiderstehlich in ihren Losungen für jene, die sich zu empören einen Grund hatten, furchtbar für die anderen, die bisher gegen ihre

* Ein Vortrag, gehalten im Frankfurter Saalbau am 13. Januar 1919 auf Einladung der Gesellschaft von 1918.

Vorzeichen taub gewesen sind und die sich schließlich im letzten Augenblick mit allen zur Verfügung stehenden Feuerspritzen aufmachen, um den Brand zu dämpfen. Als historisches Ereignis trägt die russische Revolution die Keime ihres Zerfalles nur in sich selber; als geistiges Ereignis ist sie unvergänglich.

Als ich vor einigen Wochen aus Rußland zurückkehrte, war die deutsche Revolution schon ausgebrochen. Ich sah die damals noch ruhigen Straßen Berlins in ihrer trägen Ordnung, es war, trotzdem ein unerhörter Umsturz sich bereits vollzogen hatte, nichts im Äußeren zu erkennen, als nur eine gewisse Mattigkeit und Freudlosigkeit des Lebens. Nur unter der Oberfläche rührte sich das Fieber, lebten Sorge und erregte Vorahnung der kommenden eigentlichen Krise. Das Auge wird einem geschärft für die Symptome dessen, was kommen muß. Ich behaupte, daß die Revolution in Rußland auch bei einem leidlichen Ausgang des Krieges, wenn auch später, gekommen wäre, aber militärische Niederlagen mit ihrem Gefolge von Panik, Meuterei und Lohnkämpfen beschleunigen den Ausbruch, treiben den Gährungsprozeß, den Prozeß der Auseinandersetzung zwischen den Massen, bis zum Sturz ihrer alten Führer, die nicht weiter wissen, und bis zum Aufstand, der neue Führer wachruft. Krisen wie diese führen vor allem zu einem Zusammenbruch des bisher so selbstverständlichen, summarischen Parteigefühles für das Vaterland. Ich meine nicht das Vaterlandsgefühl, das in allen, auch den sogenannten Internationalisten unter uns lebendig ist, sondern die Bewegung dieses Parteigefühles, seine Vermischung mit früher unterdrückten Interessen. Sie werden vielleicht besser verstehen, was ich damit meine, wenn ich sage, daß heute gleichsam zur Überführung des alten zerschlagenen Vaterlandes in eine neue, sieghafte menschheitliche Form bei uns drei Internationale sich erhoben haben, die schwarze, die rote und die goldene. Die Internationale des Klerikalismus, des Sozialismus und des Kapitalismus. Daß ich hier den Liberalismus nicht mitzähle, hat seinen Grund darin, daß er nur eine Vertuschungsform, eine Abschwächungsform, eine Form der Verflachung in allen dreien ist. Dem Zentrum, das heute auf seine Weise seine Interessen mit denen des deutschen Gesamtreiches am besten durch die Einführung eines provinzialen oder regionalen Partikularismus glaubt sichern zu können, wird von den anderen Gruppen ebenso Landesverrat vorgeworfen, wie der Großfinanz und der Großindustrie, die bewußt und von sich aus durchaus logisch und vernünftig auf etwas hinstrebt, was man die Amerikanisierung Deutschlands nennen könnte. Und aus diesen Lagern wiederum erhebt sich gegen die angebliche Vaterlandsvergessenheit der menschheitlich fühlenden Arbeitermassen der gleiche Vorwurf. Wenn wirklich, wie es ja den Anschein hat, ein schwarz-rot-goldenes Deutschland zustande kommt,

ſo wird es zuſtande kommen aus einer Art Gleichgewicht dieſer drei Internationalen, die jede auf ihre Weiſe den Krieg überſtanden haben. Wir in Deutſchland befinden uns gegenwärtig mitten in der Auseinanderſetzung zwiſchen dieſen Dreien. Und gerade das deutſche Bürgertum wird von dieſer Auseinanderſetzung am meiſten in Mitleidenſchaft gezogen: ſeine Revolution ſcheint ſich ja beinahe in dieſem Nebeneinander der Auseinanderſetzungen zu vollziehen. Je nach dem Vorwiegen von erhaltenden oder erneuernden Tendenzen in ſeinen ſozialen, wirtſchaftlichen und kulturellen Intereſſen vollzieht ſich in ihm die ſchwarze, die rote oder die goldene Gruppierung. Ich begreife daher ſehr wohl ſeinen Abſtand gegen eine Löſung, die ausſchließlich rot wäre.

Aber zu billigen iſt dieſer Abſtand nicht! Ich ſtehe nicht hier, um Abſtand und Paſſivität zu predigen, ſondern um von dem Geiſte zu reden, der bei politiſchen und ſozialen Revolutionen lebendig iſt. Wir wollen den Geiſt der jetzigen deutſchen Revolution verſtehen, und er iſt mehr als nur Panik, mehr als nur Meuterei, mehr als nur Lohnkampf! Wir ſehen, welchen ſtarken Einfluß die Vorkommniſſe und Beiſpiele aus Rußland auf ſie geübt haben und noch immer üben. Welches iſt der Geiſt der ruſſiſchen Revolution? Denn ſo groß auch die Verſchiedenheiten der ſozialen und nationalen Vorausſetzungen zwiſchen beiden Völkern ſein mögen, ſo ſcheint es doch, als beſtünde zwiſchen der ruſſiſchen und der jetzigen deutſchen Revolution eine Identität der Beweggründe und der Ziele, die uns als ein großes Problem beſchäftigen muß.

Die Frage nach dem Geiſt der ruſſiſchen Revolution läßt ſich leicht beantworten, zunächſt durch einen Rückblick auf die ruſſiſche Literatur, die große Literatur, die ſich etwa durch die Namen Gogol, Doſtojewski, Tolſtoi vor uns hinſtellt, wie auf die kultur- und ſozialkritiſche Literatur eines Herzen oder Mereſchkowski; durch die Haltung der legalen und illegalen Preſſe in Rußland ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, durch eine uns allen mehr oder weniger vertraute geiſtige Vorgeſchichte. Aber bei dieſer Vorgeſchichte brauchen wir uns jetzt ebenſowenig aufzuhalten wie bei der parteipolitiſchen Vorgeſchichte, bei den Taten und Meinungen der Dekabriſten, der Nihiliſten, der Sozialrevolutionäre oder der jungen bürgerlichen Oppoſition, die ſich ſeit Jahrzehnten nacheinander um die Geſtaltung eines neuen ruſſiſchen Staates mühten. Bis dahin iſt ſie nationale ruſſiſche Angelegenheit. Aber mit dem Auftreten und dem ſchließlichen Siege einer kleinen radikalen Minderheit, dem Siege der Bolſchewiſten, in dem die ruſſiſche Revolution ihr vorläufiges, äußerſtes, denkbares Ziel erreicht hat, iſt ſie allerdings, im guten oder im böſen, eine internationale Angelegenheit geworden.

In dieſer Partei der Bolſchewiſten erſcheint tatſächlich in der Gegenwart der Geiſt der ruſſiſchen Revolution ausſchließlich verkörpert. Dieſer Geiſt iſt vorwärtstreibend, er warf und wirft noch immer weiter ein Maximum von revolutionären Antrieben in die Maſſen, er wagt es, die Dinge bei neuen Namen zu nennen, er ließ an Vehemenz, an Rückſichtsloſigkeit, an Unerſchütterlichkeit und Klarheit des Willens alle anderen Parteien hinter ſich, er legt das Alte mit einem Radikalismus nieder, der ſich über Tod und Leben der Menſchen einfach hinwegſetzt, er ſucht das Neue, das ihm vorſchwebt, zu ſchaffen, trotz ungeheurer Hinderniſſe. Er arbeitet unermüdlich, er kämpft löwenhaft und er hat rein dank der Macht ſeines Gedankens, die da war, noch ehe die Macht der Maſchinengewehre und der bewaffneten Maſſen ihm den Nachdruck gab, das Unerhörte fertiggebracht, ſeine Hand auf den Staatsmechanismus eines europäiſchen Rieſenreiches zu legen. Er fordert alle Welt in die Schranken, er macht die Staatsmänner der alten und der neuen Welt mobil, ganz zu ſchweigen von den hunderttauſend kleinen Beamten in ihrem Gefolge. Sie haben den Geiſt des Bolſchewismus gemerkt in dem Aufruf der Räteregierung vom 9. November 1917 an alle unterdrückten Völker. Sie haben ihn gemerkt in Breſt-Litowſk, in der kalten und ſchonungsloſen Antwort an Wilſon, der das arme Rußland der Liebe des kapitaliſtiſchen und demokratiſchen Amerika verſicherte, in der ſchroffen Antwort an die Neutralen, die gegen den roten Terror in Rußland proteſtierten. Dieſer Geiſt der ruſſiſchen Revolution iſt der Geiſt eines ſtaatlichen, ſozialen Utopismus, verbunden mit dem Geiſt einer orientaliſchen, raſenden Rachſucht, ein Geiſt, der daherſtiebt wie Feuer, und überall ſtille Gluten entzündet.

Wir hören ihn ja täglich, den Warnungsruf gegen den Bolſchewismus, auch aus Völkern, die ihn, ſcheint's, noch gar nicht zu fürchten haben, ſelbſt aus Amerika. Man erzählt ihnen von den Scheußlichkeiten des Terrors, von der maßloſen Unordnung und dem Elend des gegenwärtigen Rußlands. Ich ſelbſt habe dieſes Rußland geſehen und habe es ganz gewiß in meinen Schilderungen nicht liebenswürdiger, nicht harmloſer gemacht, als es iſt. Aber das iſt nicht der Bolſchewismus in ſeiner Idee, ſondern es iſt der Bolſchewismus plus Rußland, plus Rußland in ſeiner Zerrüttung nach einem überlangen und verlorenen Kriege, in ſeiner Zerriſſenheit, Rußland mit den ſozialen Folgeerſcheinungen des Weltkrieges, die einen Bolſchewismus von oben notwendig gemacht hätten, wenn er nicht von unten gekommen wäre. Ebenſo iſt das, was jetzt in Berlin und anderen Städten unſeres leidenden Vaterlandes vor ſich geht, allerdings Bolſchewismus, Bolſchewismus als Verſuch, die neue ſozialiſtiſche Ordnung herzuſtellen, und zwar ſo radikal, daß ſie jeden Rückfall in die alte Ord-

nung ausſchließt. Ein Verſuch, der in Deutſchland andersherum den Generalkommandos oder den Regierungspräſidenten zugefallen wäre.

Bolſchewismus nun iſt der Sozialismus in ſeinem Aufmarſch zur ſofortigen aggreſſiven Verwirklichung. Bolſchewismus iſt Kommunismus, und nur der Kommunismus, die Urform des modernen Sozialismus, iſt für ſolche radikale Verwirklichungen. Wollen Sie wiſſen, was Kommunismus iſt, ſo leſen Sie ſeinen Koran, das Kommuniſtiſche Manifeſt; jeder kann es ſich für ein paar Groſchen kaufen. Dieſes Manifeſt iſt entſtanden, als ein Kongreß des alten Bundes der Kommuniſten, der im Jahre 1847 in London ſtattfand, die Männer Marx und Engels mit der Abfaſſung eines theoretiſchen Parteiprogrammes beauftragte. Dieſes Programm umfaßt die Lehre von den Bedingungen des Sieges der Arbeiterklaſſe. Es iſt ein höchſt beſonnener Feldzugsplan gegen die induſtrietreibende, kapitaliſtiſche bürgerliche Geſellſchaft. Es iſt nicht mehr Anklageſchrift und Streitſchrift, ſondern Anſage und Entwurf des Klaſſenkrieges, Kriegsplan gegen den Mammonismus. Das Kommuniſtiſche Manifeſt entſtand in dem induſtrialiſierten England der 1840er Jahre, dem England der Kinderarbeit, dem England des Slums und der Dickensſchen Jammerbilder, dem England, deſſen obere Klaſſen ſeit Jahrhunderten von den Reichtümern Irlands und Indiens, von der ſchonungsloſen Ausbeutung der unteren Klaſſen ihres eigenen Volkes gelebt haben. Vor der Geſchichte wird das Kommuniſtiſche Manifeſt einſt als die Axt erſcheinen, die an die Wurzel des engliſchen Imperialismus gelegt wurde, wie an die Wurzel jedes aus Eigennutz entſtandenen Imperialismus. Der Weltkrieg von 1914 hat ſich immer mehr als der Kampf eines nachahmenden Imperialismus gegen einen längſt gefeſtigten, zehnfach überlegenen Hyperimperialismus erwieſen. Als Kampf gegen den außerordentlich mächtigen und ſelbſtſicheren Imperialismus und Kapitalismus der Ententeländer war er alſo ein Kampf mit untauglichen Mitteln. Als einzige Waffe, die dieſen Baum einſt fällen wird, iſt der Geiſt des Kommuniſtiſchen Manifeſtes übriggeblieben, dieſe Waffe, die vor Jahrzehnten auf engliſchem Boden von dem gelehrten und ſcharfſinnigen Juden Marx aus Trier und dem vorausſchauenden und vitalen Engels aus dem puritaniſch-kaufmänniſchen Elberfeld geſchmiedet wurde. Der Kommunismus iſt für Karl Marx eine Wiſſenſchaft geweſen, für ſeine Schüler eine Offenbarung, für die Maſſen, die nicht erſt ſeit vier Jahren, ſondern ſeit zwei Menſchenaltern unter der Herrſchaft der Maſchine und der Materie ſtanden, ein Glaube, der Ausdruck ihrer Menſchheitshoffnung und der Liebe zu ihren Kindern. Der Sozialismus, erſt durch Karl Marx zur Wiſſenſchaft geworden, war bei Thomas Morus, ſeinem großen Vorgänger, ein Sinngedicht, eine Utopie; er war bei Plato reine Spekulation, er

war bei diesem griechischen Aristokraten eine gleichsam im luftleeren Raum aufgebaute Theorie vom besten Staat. Und diese Theorie ist nach allen den geschichtlichen Wandlungen und Drehungen, die sie durch die Reihe der utopistischen Schriftsteller, zuletzt noch der französischen unpraktischen Sozialisten erfahren hat, in der Verfassung der russischen Räterepublik zur Tat geworden. Eines ist er allerdings: die abgesagte Feindschaft gegen den Kapitalismus, und er bekämpft diesen auf seinem eigenen Boden, dem Boden einer scheinbaren, rein materialistischen Lebensauffassung. Gerade weil er, wie dieser, den Boden einer materialistischen Geschichtsauffassung als gegeben annimmt, hat er den Mammonismus in seiner Menschenfeindlichkeit am schärfsten erkannt und entlarvt. Ich denke, wir sind uns darüber einig, daß der Kapitalismus nicht nur eine ökonomische Tatsache ist, nicht nur ein ökonomisches Gesetz, nicht nur die Physik eines ganzen sozialen Hebelsystemes von Nutzbarmachungen und Ausbeutungen, sondern auch eine psychologische Tatsache, die unserer modernen Zivilisation neben dem Stolz auf ihre technischen Errungenschaften, auf ihre Straßenbahnen, auf ihre kolonialen Expeditionen, auf ihre Rekordziffern der Gußstahlerzeugung jene Leere und jenen materiellen Zug gegeben hat, den die Geistigen aller Generationen mit zunehmendem Pessimismus beklagt haben. Er ist der alte, nur tausendfach brutalisierte und zugleich raffinierte Geist des Wuchers, gegen den schon der Heilbronner Verfassungsentwurf der aufständischen fränkischen Bauern von 1525 seine denkwürdigen zwölf Sätze gerichtet hat. Derselbe Geist, der sich seitdem aus halb patriarchalischen Formen zu jener Dollaranbetung und Machtverehrung gesteigert hat, der durch eine Übermacht von puren Geschäftsinteressen ein Land wie China zu dem zivilisierte, was es heute ist, und Europa mit allen seinen Schätzen an Geist und Schönheit dahin führte, wo es sich jetzt befindet, nämlich in den Abgrund.

Ich nannte bereits die Verfassung der russischen Räterepublik. Sie ist das zweite Dokument, das uns über den Geist der russischen Revolution Aufschluß gibt. Die Sowjets der Arbeiter-, Bauern-, Soldaten-, Matrosen- und Kosakendeputierten in Rußland, jene vielgenannten russischen Arbeiter- und Soldatenräte, sind nicht die Erfindung Lenins oder überhaupt eines einzelnen Hirnes im Verlaufe der russischen Revolution. Es ist anzunehmen, daß sie den Einrichtungen der französischen Kommunisten von 1871 nachgebildet sein mögen. Sie sind in Rußland gleichsam von selbst entstanden, sozusagen aus Aufläufen, aus regellosen Zusammenkünften und Ausschüssen der Arbeiter und Soldaten, die plötzlich vor der Frage standen, eine willenlos gewordene Fabrik, ein Gaswerk, ein Warenhaus, eine Eisenbahnstation, eine Stadtverwaltung in die Hand zu nehmen wie Riesenspielzeuge, die allerdings rasch durch das Zugreifen plumper Hände zu ruinieren sind,

und doch mußten ſie in die Hand genommen werden, wenigſtens ſo lange, bis ſie vom Geiſt eines neuen Wirtſchaftsſtaates durchfloſſen waren. Die Räte waren die Formen der revolutionären Kontrolle, die die Maſſen zunächſt über die konkreten Organe der Arbeit und des Zuſammenlebens, über Fabriken und Kommunen, über Geſellſchaften und Verbände, über militäriſche oder wirtſchaftliche Einheiten auszuüben begannen. Auch die bisherige alte Geſellſchaft kennt ja die Form der Räte in ihren Kollegien und Aufſichtsräten, in ihren Gemeinderäten, Staatsräten, Senaten. Die Räte der Arbeiter entſtanden in Rußland zuerſt in der Revolution von 1905. Sie verſchwanden wieder und waren ſofort wieder da, als ſich die von der liberalen Bourgeoiſie der Reichsduma mit Hilfe der Entente eingeleitete Revolution im März 1917 außerſtande zeigte, die Führung der ruſſiſchen Maſſen zu übernehmen. Der berühmte Petersburger Arbeiter- und Soldatenrat vom Frühjahr 1917 war noch ganz in den Händen der Mehrheitsſozialdemokratie, der ſogenannten Menſchewiki. Er war alles in einem: Maſſenklub, Speiſeanſtalt und rudimentäres Parlament, Anſatz einer Nationalverſammlung, teilweiſe eine Arbeits- und Produktenbörſe, Auflauf in Permanenz, Windmühle aller revolutionären Wallungen und Stimmungen, von denen des „Krieges bis zum Ende" bis zur internationalen Verbrüderung; Organ der auswärtigen Politik im Verkehr mit den Agenten der Entente wie der Mittelmächte und Initiator der Stockholmer Friedenskonferenz. Es war der Tummelplatz aller geborenen Redner, Forum des Volkes, Richterſtuhl, regierender Mehrheitsfaktor, Olymp, der mit Maſchinengewehren donnert, Pathos der verſteckten Konterrevolutionäre wie Kerenſki, und Pathos der Kanaille ... und er war doch zugleich der Kern der neuen Staatsmacht.

Es dauerte ein ganzes Jahr, bis aus dieſem Chaos das politiſche Syſtem der Räte ſich herausſchälte, als die Form der Diktatur des Proletariats, als die Form, in der nach ihm die Arbeiter Europas, in Deutſchland wie in England, begonnen haben aufzumarſchieren. Der Gedanke der Räte iſt von der ſinnreichen Einfachheit der Urzelle, des Kriſtalles. Die in der Fabrik, in der Kommune, im Heer, auf dem Dorfe geſchaffenen Räte zu einem Syſtem zu verbinden, ergab ſich plötzlich als die einfachſte Löſung der Frage, mit welchen Mitteln und Organen die Diktatur jener Volksmaſſen durchzuführen ſei, die in den Räten vertreten ſind. Die Räteregierung, wie ſie in Rußland jetzt beſteht, iſt alles andere als eine demokratiſche Regierungsform. Sie iſt die reinſte Form der Klaſſenregierung. Sie iſt nicht Parlament, ſondern Diktatur. Sie macht ſich anheiſchig, auf ihre Weiſe auch das Problem der Bureaukratie, der Verwaltung eines Reiches zu löſen, das Problem, das in der bürgerlichen Demokratie anſcheinend unlösbar war. Wir wollen dieſen Anſpruch dahingeſtellt ſein laſſen; jeden-

falls halte ich die Diktatur der Räte für einen Durchgangspunkt auf dem Wege, der zu einer Ergänzung und Erneuerung der Bureaukratie durch die Arbeiterelemente führen wird.

Der begrenzte Umfang meiner Ausführungen macht es mir unmöglich, hier eine ganze Darstellung der russischen Räteverfassung zu geben und sie mit der eingehenden Kritik zu erörtern, die sie fordert. Nur so viel lassen Sie mich sagen: die vom fünften Allrussischen Rätekongreß im Juli 1918 in Moskau beschlossene Verfassung der russischen Räterepublik bildet zusammen mit der vom dritten Rätekongreß im Januar 1918 proklamierten Erklärung der Menschenrechte, oder nach offiziellem Wortlaut, der Rechte des werktätigen und ausgebeuteten Volkes, das Grundgesetz der russischen Sozialistischen Föderation Sowjetrepublik. Sie besteht aus sechs Abschnitten: erstens jener Erklärung der Menschenrechte; zweitens der allgemeinen Bestimmungen über die Funktionen der Räte und deren Organe; drittens über den Aufbau der Sowjetregierung, deren oberste Instanz nicht ein Präsident ist, sondern der Allrussische Rätekongreß, der sich jährlich mindestens zweimal versammeln muß, während in der Zeit zwischen den Sessionen der Zentral-Exekutivausschuß an seine Stelle tritt mit dem Rat der Volkskommissare als Spitze und mit den ihm untergeordneten 18 Kommissariaten als ausführende Organe; viertens über das Wahlrecht; fünftens über das Budgetrecht; sechstens über die Hoheitsabzeichen wie Wappen und Flagge.

Das Dokument der Räteverfassung, das jetzt an allen Schulen Rußlands gelehrt wird, scheidet sich deutlich, sogar stilistisch, in zwei Hauptteile, einen aktuellen, der der Liquidation des Weltkrieges gewidmet ist, und einen konstitutionellen. Der Abschnitt I ist gleichsam das kondensierte Protokoll des dritten Rätekongresses, der im Januar 1918 stattfand, des ersten, der sich nach den heißen Anfangsmonaten der zweiten Revolution, im Angesicht des Brester Friedens, mit einer Formulierung der Grundlagen der Revolution befaßte. Er proklamiert in Worten, die noch von der Tribüne der Volksversammlungen stammen, die Beseitigung der Ausbeutung der Menschen durch den Menschen. Dabei kein Wort mehr von der sentimentalen Rousseauischen Gleichheit der Menschen. Kein Wort der Schonung gegen die Angehörigen einer anderen Klasse als der des Proletariats. Hart und unversöhnlich, mit einer ganz anderen Geste als jene, mit der einst die französische Revolution die Menschenrechte ausrief, zieht er den Trennungsstrich zwischen den Typen Mensch und Unmensch, weist er mit mißtrauisch und drohend erhobener Faust in das Gesicht des Nichtproletariers, will sagen in das Gesicht der ganzen bisherigen abendländischen Zivilisation. Er dekretiert die Aufhebung alles Privateigentums an Grund und Boden, den Übergang der Fabriken, der sonstigen Produktions- und

Beförderungsmittel ohne Entſchädigung in den Beſitz des Arbeiter- und Bauernſtaates, dekretiert die allgemeine Arbeitspflicht, die Bewaffnung der Werktätigen und die Entwaffnung der beſitzenden Klaſſen. Der Abſatz d im zweiten Artikel lautet wörtlich: „Als erſten Schlag gegen das internationale Bank- und Finanzkapital betrachtet der dritte Sowjetkongreß das Sowjetgeſetz über die Annullierung der von der Regierung des Zaren, der Großgrundbeſitzer und des Bürgertums aufgenommenen Anleihen und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Sowjetregierung unbeugſam dieſen Weg weiter verfolgen werde bis zum endgültigen Sieg der internationalen Arbeitererhebung gegen das Joch des Kapitals.“ Und dann der fünfte Abſatz: „Zu dieſem Zweck beſteht der dritte Sowjetkongreß auf dem völligen Bruch mit der barbariſchen Politik der bürgerlichen Ziviliſation, die auf die Knechtung Hunderter von Millionen der werktätigen Bevölkerung in Aſien, in den Kolonien überhaupt und in den kleinen Ländern den Wohlſtand der Ausbeuter unter wenigen auserwählten Nationen gründete.“

Dieſer hier ſkizzierte erſte Abſchnitt der ruſſiſchen Räteverfaſſung, ausgeſprochen von der ganzen Regierungsmacht eines ehemaligen und künftigen Großſtaates, iſt in Poſaunentönen das Signal des Klaſſenkrieges, der nicht eher enden wird, als bis alle Reiche dieſer Welt, von dem hochkapitaliſtiſchen Amerika bis zu dem auf Kuliarbeit gegründeten China und Indien neue Formen ihres Beſtandes gefunden haben werden. Er iſt, wie ich vorhin ſagte, die Aufhebung des Rouſſeauiſchen Naturrechtsevangeliums, aber auch ſeine Erfüllung in einem: er iſt Rouſſeauiſch nur noch Völkern, Kontinenten gegenüber, er ſät, ſagen wir das offen, um eines fernen Idealbildes willen, ſataniſchen Haß, unſäglichen Jammer, er bringt, wie das junge Chriſtentum, das Schwert um der künftigen Palme willen. Seit dem Tag, da der Draht den Völkern dieſen Aufruf übermittelte, mußte von den Börſen und Kabinetten von London, Paris, Newyork und Berlin die Vernichtung deſſen beſchloſſen werden, was Räte heißt, begann die Leidenszeit des heutigen, von einer ganzen Welt blockierten Rußland. Seit jenem Tage begann in Deutſchland die Agitation für den Kommunismus; ſeit jenem Tage aber auch legte ſich auf die glänzende Bildſäule des Imperialismus und des Kapitalismus der erſte Schatten des Sonnenunterganges. Die Herren der Börſe wiſſen es ſchon, ſie ſind nicht mehr Selbſtzweck, ſie ſind nur noch die Vorläufer eines neuen Menſchen, der eines Tages an ihrer Stelle auf den Knopf des Räderwerkes drücken wird, das ſie jetzt noch ſo vollendet beherrſchen. In ihren eigenen Reihen beginnen ſie ſich vor den Abtrünnigen und Umkehrenden nicht mehr ſicher zu fühlen.

Der zweite, ausführliche Teil der Räteverfaſſung mit den übrigen fünf Hauptabſchnitten iſt erſt ein halbes Jahr ſpäter beendet worden,

als der einleitende Teil, der in seinen barschen Worten für alle Zeiten die kämpferischen Energien des Augenblicks seiner Entstehung festhält. Dieser zweite Teil ist Arbeit bei der Studierlampe, entstanden aus der Beratung von Experten des Marxismus; des weitblickenden und odysseisch verschlagenen Lenin, des praktischen Rykow, des kultivierten Bontsch-Brujewitsch, des Juristen Reisner, des Historikers Pokrowski. Es ist erkaltete, trockene Kombinationsarbeit, einfach und sinnreich wie ein Geduldspiel, oder wie das Statut einer Aktiengesellschaft. Unhistorisch, antihistorisch, nicht mehr neunzehntes, achtzehntes oder siebzehntes Jahrhundert. Es gibt den Schlüssel des Rätesystemes, das sich jetzt, vom Dorfsowjet und vom Fabriksowjet bis zum Zentralkongreß der Räte über ganz Rußland ausbreitet, eines äußerst elastisch und anpassungsfähig gedachten Systemes, das so, wie es hier entworfen ist, über alle Welt gedacht ist, bis zu den Menschen Amerikas und Indiens; der Essig, in dem sich die alten historischen Staatengebilde einst auflösen sollen. Zwanzigstes oder einundzwanzigstes Jahrhundert vielleicht; die Verfassung des Tausendjährigen Reiches.

Ich habe hier zunächst mit allem Nachdruck die grundsätzliche Bedeutung des Gedankens der Räteverfassung herausstellen wollen. Mag man gegen die Losungen des Kommunismus und des Rätesystemes protestieren wie gegen ein zersetzendes Gift: nichts beweist so sehr wie diese Proteste die starke chemische Kraft, die selbst einer geringen Dosis dieses Medikamentes innewohnt. Daß die Wirklichkeit der Räte allerdings keineswegs, weder bei uns noch auch in Rußland, dem Idealbilde entspricht, das kann ich nun erst und ebenso offen sagen. In der Wirklichkeit ist bei den Räten vor allem die Grenze gegen die Anarchie, deren absolute Aufhebung sie sein sollen, noch nirgends klar gezogen, noch ruht in ihren jetzigen infantilen Formen nirgends eine Versicherung gegen Untergang und Zerstörung an Stelle des Aufbaues, dem sie dienen sollen. Es müßte nicht Rußland sein, wenn nicht in den zahllosen Räten, die seit einem Jahr zu funktionieren begonnen haben, alles zu finden wäre, was an dem früheren Rußland beanstandet wurde: wenn nicht hier neben den Idealisten und Arbeitenden, Fanatiker und Schurken, Bestechliche und Faulenzer, Unwissende und Rachsüchtige ihr Wesen trieben. Wenn nicht die Unausgeglichenheit dieser örtlichen Organisationen Widersprüche, Reibungen, Gegensätze hervorkommen ließe und den Aufbau eines normalen Berufslebens verzögerte; wenn die Fragen der Kompetenzen und der Schichtungen klar wären, wenn hier alle Leute von selbst ihre bescheidene Pflicht täten. Das ganze Räderwerk des Rätesystems in Rußland mit seiner neugebackenen, noch ungeübten, oft despotischen, schmarotzerischen und zerfahrenen Bureaukratie, mit seiner Überorganisation und seiner Starrheit entbehrt vor allem der kundigen Mithilfe einer an die Technik der Verwaltung, auch der

Selbſtverwaltung, bereits gewöhnten Intelligenz. Vielleicht iſt dieſes ganze Räderwerk, ſo wie es jetzt in Rußland daſteht, und wie es in Deutſchland nachgeahmt worden iſt, mit allen ſeinen Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten dazu verurteilt, noch einmal untergepflügt zu werden, ſo wie der erſte Arbeiterrat nach der Revolution von 1905. Aber ſeine Idee wird nicht wieder aus der Geſchichte der Revolutionen verſchwinden, in welchem Lande ſie ſich auch vollziehen mögen. Sie iſt wie dazu geſchaffen, eines Tages aus den dumpfen Formen der Maſſen- und Sklavendiktatur hinüberzuführen zu den Formen einer mit einem Minimum von Apparat arbeitenden Diktatur der Vernünftigen. Sie iſt wie geſchaffen zur Löſung größter politiſcher Probleme, zu Konſtruktionen und Überbrückungen, die durch keinen Eifer des Nationalismus zu bereinigen ſind. Ich nenne nur, als eine von ſehr vielen, die Frage der politiſchen Binnengrenzen Europas. Fragen wie die des Rheinweges, der Scheldemündung, des Donauweges, des Weichſelweges, des Wolgaweges, der Oſtſee, der Adria, des Schwarzen Meeres tragen ohne eine grundſätzliche Form der Regelung, wie ſie durch den Ausdruck der internationalen Solidarität in den Räten gegeben ſind, den Keim immer neuen Zankes der Völker in ſich und werden immer neue Nationalitäten auf den Plan rufen, die eigens entdeckt werden, um hier ihre Energien in die Wagſchale des Kampfes zwiſchen großen Intereſſengruppen zu legen, deren Kerne kapitaliſtiſch, deren Drahtzieher in den Plätzen des Börſenſpieles zu ſuchen ſind.

Wir wollen gewiß in der heutigen Betrachtung die Unzulänglichkeiten und Unvollkommenheiten des Räteſyſtems nicht überſehen, aber auch den Fehler vermeiden, uns an die abſtoßenden Nebenerſcheinungen der ruſſiſchen Revolution zu halten. Wir ſuchen das Weſentliche. Nicht die Individuen übler Mitläufer ſind typiſch, ſondern die Führer, die Männer der Idee, die in dieſer Umdrehungszeit mit einer Entſchloſſenheit ihr Ziel im Auge haben, die des Opfergeiſtes der Vorgänger würdig iſt. Wenn aus einer allgemeinen Bücherverbrennung dieſer Zeit nur das Kommuniſtiſche Manifeſt und die Räteverfaſſung übrigblieben, ſo ließe ſich aus ihnen die ganze Revolution wiederaufbauen. Das iſt das Entſcheidende. Und dieſe beiden Dokumente ſagen eines: Krieg zwiſchen Kapital und Arbeit! Nirgends iſt das Problem dieſes Krieges ſo klar geſtellt wie in dieſen beiden Urkunden.

Stellen Sie ſich vor, was geſchieht, wenn die ruſſiſche Revolution verliert (und ſie wird, aus äußeren Umſtänden, wahrſcheinlich zuſammenbrechen): eine ungeheuere Stärkung jenes Imperialismus, der jetzt bei den engliſchen Parlamentswahlen den Sieg des Lloyd George entſchieden hat, den Sieg des Cliquen-Imperialismus um Clemenceau, den Sieg des Truſtkapitales und des Taylorſyſtemes, nicht nur in Amerika. Stellen Sie ſich vor, was es heißt, daß die Entente ſich

heute an dem Gedanken berauſchen kann, ganz Deutſchland, Öſterreich, Ungarn, die Balkanländer, Polen, das europäiſche und aſiatiſche Rußland, Vorderaſien bis an die Grenzen Indiens, ſelbſt China zu beherrſchen. Zwar warnen ſchon heute die Vernünftigen, auch in den ſiegreichen Ländern, vor den Gefahren des rohen Machtfriedens. Einſt fühlten in Deutſchland viele das gleiche, als der unbefriedigende Friede von Breſt-Litowsk geſchloſſen wurde; die Widerſtandsloſigkeit des geſchlagenen Rußlands zwang zur Beſetzung immer weiterer Gebiete, zu immer gewagteren, ſteileren Abenteuern in der Ukraine, im Dongebiet, in der Krim, im Kaukaſus. Aber wie damals die Stimmen der Beſinnung ſich zwar hören laſſen durften und dennoch ohne Wirkung blieben, ſo iſt es heute auf jener Seite, wo die Männer der Macht ſchon den akademiſchen Wilſonismus als unbequem empfinden und ſich nur mit einer ſehr kühlen Höflichkeit bereit erklären, den Völkerbundgedanken zu erörtern. Ihre Hintergedanken liegen ſelbſt im Schweigen zutage. Es ſind Gedanken an Beute und Unterdrückung, geboren aus einer Frechheit des Herzens, die nach Friedensverhandlungen nicht verlangt um des Friedens willen, ſondern nur, um ſich an der Demut eines geſchlagenen, in der Zerriſſenheit verächtlich gewordenen Gegners neue Triumphe zu bereiten. Mag es denn ſo kommen! Sie tragen die Keime des Zuſammenbruchs ſchon in ſich. Um ſo früher ſehen wir, vielleicht in Monaten ſchon, die Arbeiter von diesſeits und jenſeits des Rheins wieder vereinigt, unſere Grenzen im Oſten wie im Süden wieder hergeſtellt. Wir werden wieder ſtark ſein, nicht um zu nehmen, was uns nicht gehört, ſondern weil unſere Freiheit auch den anderen Völkern, die wie wir ihre Freiheit erſt noch erringen müſſen, heilig iſt! Zuerſt die Freiheit, und dann erſt die Ordnung!

Soll das deutſche Volk, das dieſen Krieg mit übermenſchlichen Anſtrengungen geführt und ihn verloren hat, ſcheinbar, weil es ihn entweder zwei Jahre zu ſpät oder ein Vierteljahr zu früh einſtellte — ſoll das deutſche Volk die Hände in den Schoß legen und den Dingen ihren Lauf laſſen? Soll es, wie ein geprügelter Hund, die geringſte der Beleidigungen hinnehmen, die ihm jetzt von Männern ausgeſonnen werden, die ſich noch mit dem Flitter und der blanken Macht eines Zeitalters ſchmücken, das nach dieſem Kriege ein für allemal gerichtet iſt? Ja, es muß ſie ſo hinnehmen, wo nicht bereits eine neue unverletzliche und abweiſende Würde in ihm lebendig iſt, die Würde des Unrechts, das in ſeiner Niederlage liegt, mag es noch ſo ſtark den göttlichen Blitzſtrahl, der es niederwarf, als Strafe ſeiner eigenſten Schuld und Vermeſſenheit empfinden. Der Geiſt der Auguſttage von 1914 war nicht nur der wüſte Machtrauſch eines zur Weltherrſchaft drängenden Volkes. In ihm ergriff uns noch mehr die Ahnung eines geiſtigen deutſchen Schickſals, einer Beſtimmung. Uns Deutſchen iſt die ungeheuere Auf-

gabe zugewieſen — ich werde nüchterne Worte gebrauchen —, nicht an der Spitze der Völker zu marſchieren, ſondern überhaupt zu marſchieren. Dasſelbe zu tun, was der Menſch der ruſſiſchen Revolution will und gewollt hat und was dieſer wegen der Unzulänglichkeit und Plumpheit der Mittel vielleicht in den gewaltigen Anläufen ſeiner jetzigen Revolution noch nicht wird vollbringen können. Er ſetzte auf die Weltrevolution ſeine Hoffnung, roh und koſakiſch. Auch wir ſetzen unſere Hoffnung, unſere einzige, große Hoffnung auf die Revolution der ganzen Menſchheit, jene Revolution, die in Völkern und Kontinenten denkt wie die Verfaſſung der Räterepublik, ſei es ſelbſt durch neue Leiden, ſo doch in einem Geiſte, der im Haß nicht minder ſtark iſt als in der Liebe.

Und das deutſche Bürgertum? Es ſteht in dieſen Tagen hinter Ebert und Scheidemann und der ſozialiſtiſchen Mehrheit und bereitet ſich doch gleichzeitig vor, in der Nationalverſammlung dieſe ſelbe Regierung, die ihm trotz alledem nicht ganz geheuer iſt, zu Fall zu bringen. Die Mehrheit, zu der es ſich im Augenblick zählt, iſt ein gar merkwürdiges Konglomerat von höchſt verſchieden gearteten Minderheiten. Mir ſcheint, das deutſche Bürgertum iſt ein wenig feige und unaufrichtig. Sonſt würde es ſich nicht nur für den Augenblick hinter eine Führung ſtellen, die freilich marxiſtiſch iſt, aber den großen Fehler begeht, ihre Verſöhnung mit dem Bürgertum aus Gründen der Gelegenheit *vor* den endgültigen Sieg über den Kapitalismus im eigenen Lande zu verlegen. Es würde entweder ehrlich kämpfen oder ſich ehrlich anſchließen. Für den Gedanken der Revolution aber wäre es weit beſſer, die Verſöhnung zwiſchen Proletariat und Bürgertum erſt dann und mit allen Mitteln anzubahnen, wenn ſein Sieg geſichert iſt. So unfertig, wie die Dinge heute ſtehen, verbündet ſich das Bürgertum doch mit dieſer Regierung nur, um durch ſie der roten Internationale Zügel anzulegen, um ihr Vorwärtsdrängen zugunſten der ſchwarzen oder der goldenen Internationale zurückzuhalten. Ich ſtehe hier als einer aus dem Bürgertum. Ich will nicht Proletarier ſein und nicht das ganze deutſche Volk, wie in Rußland, zu Proletariern werden ſehen, ſei es in einer Gleichheit des Elends oder des Glückes. Erſtrebenswert ſcheint mir ein Welt-Bürgertum des deutſchen Volkes, ein innerlich anſtändiges und wohlgebildetes Volk, dem ehemalige Großherzöge wie ehemalige Demagogen mit der gleichen Grandezza angehören. Aber dieſes neue Bürgertum, dem die unabhängig Denkenden ſich zuzählen, das heute erſt eine ſehr kleine Partei von unabhängigen Demokraten oder unabhängigen Sozialiſten iſt, wird nicht entſtehen ohne den Untergang des alten Bürgertums, das ſchon 1848 auf halbem Wege ſtehenblieb, das ſich im vergangenen Reich auf den Militärſtaat geſtützt hat, ſtatt auf die Arbeitermaſſen, und das ſich heute im beſten Falle auf die Deklara-

tion der Menschenrechte von 1789 besinnt. Welch ein treuherziges Aufatmen geht doch heute durch das Bürgertum, daß sich die Häuser Mosse, Scherl und Ullstein in Berlin, diese drei ganz besonders großen und heiligen Palmenkübel im deutschen Blätterwalde, diese drei so besonders wichtigen Stützen der modernen deutschen Geisteskultur, wieder in den Händen ihrer bisherigen Besitzer befinden und sich weiterhin der vollen Freiheit erfreuen, in Massenauflagen dem deutschen Volke in Berlin und draußen ihre sogenannte unparteiische und liberale öffentliche Meinung mitzuteilen, dem deutschen Volke wie bisher das Selbstdenken zu ersparen, und ihm in diesen Tagen die Notwendigkeit vorzutragen, die Waffenstillstandsbedingungen der Herren Foch und Erzberger mit möglichst wenig Erregung hinzunehmen!

Das Problem des Kampfes gegen den Kapitalismus in seinen Formen des privaten und staatlichen Eigennutzes unbedingt und mit grandioser Härte aufgestellt zu haben, das ist der unvergängliche Primat der russischen Revolution, das ist das Verdienst des geschmähten Bolschewismus, das ist sein Utopismus der Tat. Dieser Geist in seiner vollen kosmopolitischen Bedeutung muß die wahren Träger der deutschen Revolution beseelen, wenn nicht alles, was sich jetzt bei uns vollzieht, im Mißverständnis und im Sumpfe enden soll. Der Zusammenbruch Europas wird sich vor unseren Augen noch vollenden, aber zum Wiederaufbau ist schon der Grund gelegt. Laßt uns den Gedanken der Revolution tief verstehen und aus ihm die Hoffnungen der Zukunft schöpfen!

C. E. Uphoff / Ruf zum Opfer!

Gebt Frieden!
Gebt Frieden der Menschenwelt!
Gebt Frieden der Erde!

Geduckt und geknutet vom Götzen Mammon
frohndet die Menschheit.
Wie Zwingburgen, Raubburgen, mittelalterlich,
sind Fabriken und Paläste tausendfach
dem Götzen Mammon errichtet.
Millionen Menschen, weiße, gelbe und schwarze,
wurden bis heute auf seinen Altären geopfert.
Abermillionen Menschen leben außerhalb der Mammonstempel,
Aussätzigen gleich ausgestoßen.
Abermillionen Menschengeister,
Arbeiter, Bauern, Handwerker, Kaufleute,

Seefahrer, Gelehrte, Künſtler, Chriſtenprieſter
kriechen um den goldenen Götzen ſchmachvollen Reigen.
Abermillionen Frauenſeelen
ſind im Mammondienſte verhurt.
Abermillionen Kinderſeelen, Kinderſeelen!!
fallen der Mammonsgier und Mammonsfrohn zum Opfer.
Abermilliarden Schätze der mütterlichen Erde
werden dem Mammon zum Fraße dargereicht.
Unerſättlich, ewig unerſättlich frißt der Götze
Menſchenſchweiß, Menſchenblut, Menſchenliebe, Menſchengeiſt.
Göttlichen Menſchengeiſt, höchſte Habe,
opfert die Menſchheit — Schmach um Schmach! — dem Mammon.
Göttliche Liebe, höchſtes Vermögen,
verrät die Menſchheit — Schmach um Schmach! — dem Mammon.

Göttlicher Menſchengeiſt — fluchwürdige Sünde! —
geht tieriſch auf Krieg und Unterdrückung aus.
Göttlicher Menſchengeiſt — unſägliche Grauſamkeit! —
wälzt beſtialiſch ſich in Lachen Menſchenbluts.
Göttliche Tat der Menſchenſeele — Künſtlertat —
verkaufte ſich dem Mammon.
Göttlicher Funken, Gabe des Himmels — die Freude —
verknüpfte ſich mit dem Mammon.
Göttliches Vermögen — der Schmerz —
wurde dem falſchen Tröſter Mammon ausgeliefert.
Leib, Geiſt und Seele wurden bis auf den Reſt
dem Mammon unterworfen.
In den Ketten des Mammons ſchleift die Menſchheit ihr Daſein
vom Mutterſchoße an bis in das Grab.

Es iſt genug!

Von allen Opferfraßen überſättigt, ſpie der Götze
den Krieg ins Land.
Höhniſch grinſend ſeine goldene Fratze,
ſtand er abſeits, alles Mordens lachend.
Höhniſch grinſend ſeine goldene Fratze,
will er Sohn und Vater ſich zerfleiſchen ſehen.
Höhniſch triumphierend will der Götze
unverletzt das Chaos überdauern.
Hinterhältig ſinnt der Götze
neue Menſchenſchmach.

Es iſt genug!

Arbeiter, Bauern, Handwerker, Kaufleute,
Seefahrer, Gelehrte, Künſtler, Chriſtenprieſter!
Geopfert wurde bis aufs Mark die Kraft des Menſchen.
Geopfert bis auf den letzten Gedanken
die Kraft des Menſchengeiſtes.
Geopfert wurde bis auf einen müden Reſt
die Menſchenſeele.
Die Menſchheit kann nicht mehr!
Und nicht mehr lange,
ſo weigert ſelbſt der mütterliche Erdenſchoß,
der unerſchöpflich ſchenkende,
erſchöpft den Dienſt.

Genug der Opfer an den Götzen!

Menſchen, mit dem letzten Reſt an Kraft und Würde,
ſteht wider den Mammon auf!
Steht auf und opfert nun den Mammon!
Der den Krieg ins Land geſpien hat,
den blutbetrunknen Götzen opfert nun.

Menſchen, in des Krieges Rachen ſeid ihr
mit ſchmetternder Muſik hineinmarſchiert.
Menſchen, mit Weinen kommt ihr zurück.

Menſchen, mit Weinen wolltet ihr
in den Frieden ſchleichen?
Seelenzerſtört euch hin zum Grabe ſchleppen
und den Mammon einzig leben laſſen,
damit er eure Kinder weiter knechte?

Menſchen, opfert ihn!
Alle Rache iſt Sünde; nur dieſe nicht:
Nehmt Rache an dem Götzen Mammon!
Macht euch los aus ſeinem Dienſte!
Holt das blanke Gold aus euern Truhen,
reißt den goldnen Schmuck euch von den Leibern,
Perlen und Geſchmeide, eitle Mammonszeichen,
Aktien, Banknoten, eitle Mammonsfetzen,
alles nehmt und tragt es jauchzend,
nicht mit Kriegsmuſik! mit Friedenshymnen
hin zum Altar, Opfer für den Frieden.

Für den Frieden, Menſchen!
Für den Menſchheitsfrieden!
Für den Bruderfrieden zwiſchen Menſch und Menſch!
Für den Bruderfrieden zwiſchen Volk und Volk!

Mauern fallen, die der Mammondienſt errichtet!
Grenzen weichen, die der Mammonsneid gezogen!
Hader ſchwindet, den die Mammonsgier gezüchtet!
Ketten berſten, die der Mammon um die Geiſter legte!
Bürden fallen, die die Seelen ducken!
Auf den überwundnen Mammonskoloß
ſchwingen ſich die Völker,
auf das überwundne Götzenbild die Geiſter,
göttlich ſich den Götzen unterwerfend!

Um den Erdball ſchlingt ſich brüderlich die Kette
Hand in Hand gelegter Menſchenbruderhände.
In das Weltall ſchwingen ſich die Klänge
leidbefreiter Völkerfriedenshymnen.

Emſig furcht der Bauer ſeiner Äcker Schollen,
Nahrung ſchaffend für den ſtadtgebundnen Bruder.
In Fabriken formt der Werker Erdenſchätze,
in Kontoren reiht der Kaufmann Zahlen,
in Gelehrtenſtuben ſinnt Erfinder, Denker,
hingegeben an das Werk des Friedens.

Friedensarbeitsſchätze ſtrömen um die Erde,
tauſchen ſtrömend ſich mit Friedensarbeit aus.
Völkerfriedensarbeit baut den Friedenstempel,
löſcht die Spuren letzter Mammonsſchande.
Schmachbefreit erheben ſich die Seelen,
königlich und groß erſteht der Menſch
im Menſchheitsdienſte!

Wer vermöchte jetzt ſein Geld noch zu verſtecken?
Wer will noch dem Mammon weiter dienen?
Wer noch wollte ſich der Tat verſchließen,
die die Menſchheit vor Verderben rettet?
Wer wohl wollte dieſen Ruf verſpotten:
Auf zum Opfer!!?

Fürſten, Reiche, Herren der Fabriken,
Könige des Eiſens und der Kohle,

diamantumſtrahlte Frauen,
auf zum Opfer!
Geht voran und alle werden folgen!
Geht voran als Opfernde!!

Heute iſt der Tag!
Nicht morgen, heute!!
Morgen kann der Bruderkrieg entflammen,
morgen kann der Götze Mammon
Brudermord in alle Lande ſpeien.
Heute iſt der Tag!!
Heute muß die Mammonsſchmach ſich enden,
heute muß die Mammonsgier erſticken,
heute muß der Götze ſelbſt geopfert werden.
Heute ſoll der Friedensbau beginnen.

Gebt euch Frieden!
Gebt euch neue Würde!
Würde gebt und Frieden an die Menſchenwelt!
Frieden gebt der Erde
durch das Opfer!!

C. E. Uphoff

Eine Woche ſozialiſtiſcher Freiſtaat Bremen/Ein Bericht, nach eigenen Beobachtungen

Bald nach dem Ausbruch der Revolution ſetzte wie in Berlin und anderorts ſo auch in Bremen die bekannte heftige parteikommuniſtiſche Propaganda ein, die, nach Form und Inhalt vorwiegend auf die Ausſaat von Haß- und Rachegelüſten berechnet, beſonders unter der Induſtriearbeiterſchaft durchgeführt wurde und den an ſich unbedingt anzuerkennenden Zweck verfolgte, die Revolution nicht auf halbem Wege enden zu laſſen, wie das beſitzende Bürgertum dies aus leichtbegreiflichen Gründen gern ſehen möchte. Es gelang dieſer Propaganda, getragen aber leider nicht veredelt von ſtarken Perſönlichkeiten wie Karl Liebknecht und Roſa Luxemburg, vielerorts parteikommuniſtiſche Gruppen zu bilden und in ihnen jene revolutionäre Energie wachzurufen, die, poſitiv und vernunftgemäß geleitet, von ſegensvoller Wirkung hätte ſein können.

Aber der rein auf Verneinung und Vernichtung gerichtete Geiſt dieſer Propaganda, der alles, was ihm auch nur entfernt bürgerlich

erſcheint, mit einem wahnwitzigen Haß verfolgt und mit den verächtlichſten Namen belegt — dieſer Geiſt hat nicht den Willen und nicht die Kraft zu poſitivem Denken und Handeln. Ich ſage ausdrücklich nicht die Kraft und werde dies im folgenden beweiſen. Dieſer auf die Vernichtung eingeſtellte Geiſt, deſſen Stimme ſich in manchen Nummern der Zeitung „Die rote Fahne" geradezu hyſteriſch überſchlug, iſt dialektiſch gewandt genug, um den nicht denkgewohnten Hirnen die ſofortige radikale Ausrottung alles „Bürgerlichen" als notwendige und wahrhaft poſitive Tat erſcheinen zu laſſen. Die „blöde Maſſe", ſoweit ſie von dieſer Propaganda entblödet wurde, ſtand bald aufs äußerſte gereizt da, bereit, auch ohne das Signal ihrer Führer loszubrechen, ſobald irgendeine Veranlaſſung dazu vorzuliegen ſchien. Es bedurfte denn auch nur deſſen, daß die erregte Arbeiterſchaft eine Gegenrevolution witterte und der Sturm brach los, ohne daß die, die ihn vorbereiteten, noch Macht über ihn gehabt hätten. So war es (nach dem eigenen Ausſpruch des parteikommuniſtiſchen Volksbeauftragten Bäumer) in Bremen. Wieweit bei der Januaraktion der bremiſchen radikalen Arbeiterſchaft die Berliner Vorgänge erregend mitwirkten, wieweit die Vorgänge in Bremen ſelbſt um die Jahreswende und die denkbar ungeſchickte Haltung des bremiſchen Senats in der Beſoldungsfrage des Wachtbataillons Anlaß gaben, iſt nicht feſtſtellbar. Genug: am 10. Januar 1919, nachmittags, marſchierten die revolutionären Maſſen vor das Rathaus, ſetzten die Regierung (Senat und Bürgerſchaft) ab und riefen die ſozialiſtiſche Republik Bremen unter der Diktatur des Proletariats aus.

Und nunmehr beginnt die groteske Handlung, deren Zeuge ich war und die ich, teils durch eigene Beobachtung, teils durch Geſpräche mit Mitgliedern der Volksregierung verfolgen konnte.

Ich ſtelle, was ich aus Geſprächen mit direkt Beteiligten erfuhr, als erſtes feſt:

Die Führer der Parteikommuniſten, denen die Bewegung über den Kopf gekommen war, fühlten ſich nicht ſtark genug, um das, was ſie hauptſächlich durch ihre Propaganda entfacht hatten, allein im Zaum zu halten und weiterzuführen. Deshalb wurden in aller Haſt unabhängige Sozialiſten in die Regierung hineingewählt, und es konnte hierbei geſchehen, daß der nicht anweſende ehemalige Reichstagsabgeordnete Henke ſich bei ſeinem ſpäteren Erſcheinen vor die Tatſache geſtellt ſah, Mitglied des Rates der Volksbeauftragten zu ſein. Als guter Konjunkturpolitiker fand er ſich mit dem Geſchehenen ab, trotzdem er, was ſich aus einer Äußerung mir gegenüber klar zeigte (ſie geſchah am Mittwoch, dem 15. Jannar, morgens) dem ganzen Vorgange, weil er überſtürzt war, nicht zuzuſtimmen vermochte.

Während die Regierung noch in der Bildung begriffen war, wurden

in den nächsten Stunden nach der Aktion der Massen folgende Kundgebungen erlassen:

Einwohner Bremens!

Die Entscheidung ist gefallen! Um nicht mit in den selbstmörderischen Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung hineingerissen zu werden, hat das werktätige Volk Bremens, das revolutionäre Proletariat, sein Schicksal in die eigene Hand genommen. Über Bremen ist das Standrecht verhängt. Die gesamte wirtschaftliche und politische Macht liegt in den Händen der proletarischen Volksregierung. Bremen ist eine selbständige sozialistische Republik. Der Senat ist abgesetzt! Alle im Besitz von Waffen befindlichen Bürger und Offiziere haben ihre sämtlichen Waffen bis Sonnabend, den 11. Januar 1919, nachmittags 5 Uhr, im neuen Rathaus abzuliefern. Nach diesem Termin in unerlaubtem Besitz von Waffen betroffene Personen verfallen dem Standrecht. Alle Rangabzeichen sind sofort abzulegen. Diebstahl, Raub und Plünderung sind Verbrechen gegen die sozialistische Gesellschaft. In Ausübung dieser Verbrechen betroffene Personen werden sofort erschossen! Jeder gegenrevolutionäre Versuch wird als Hochverrat mit sofortigem Erschießen geahndet. Im Interesse der öffentlichen Sicherheit wird die Polizeistunde vorläufig auf 9 Uhr abends festgesetzt und der Ausschank von Wein und Spirituosen verboten. Einwohner Bremens! Alle getroffenen Maßnahmen dienen dem Schutze der Allgemeinheit. Sorgt selbst für die Durchführung der getroffenen Bestimmungen. Dann ist der Bürgerkrieg eine Unmöglichkeit. Dann ist die Durchführung der sozialistischen Wirtschaftsordnung gesichert, die Wohlfahrt der Gesamtheit gewährleistet.

Bremen, den 10. Januar 1919 Der Rat der Volkskommissare

Im Auftrage der am Freitag nachmittag auf dem Marktplatz versammelten Demonstranten hat der Rat der Volkskommissare Bremens folgende Telegramme abgesandt:

An unsere Kämpfer für den Sozialismus in Berlin

Unseren Klassengenossen, die in unerhörtem Kampfe gegen das Blutregiment Ebert-Hindenburg stehen, unseren Brudergruß und die Sympathieerklärung der revolutionären Bremer Klassengenossen. Das Bremer Proletariat hat heute, am 10. Januar 1919, sein Geschick in die Hand seiner eigenen proletarischen Volksregierung gelegt und ist bereit, für seine Zukunft Seite an Seite mit seinen Berliner Genossen im Kampfe gegen alle Ausbeuter sein Blut zu mischen.

Rat der Volkskommissare Bremen

An alle A.- und S.-Räte Deutschlands

Das Bremer Proletariat, empört über das Blutregiment der mit dem Ausbeutertum verbündeten Ebert-Regierung, hat sich heute, am 10. Januar 1919, losgesagt von jeder Gemeinschaft mit dem Blutterror der Bourgeoisie, wie er sich in Berlin im Kampfe gegen das Proletariat offenbart. Das Bremer Proletariat hat sein Geschick in die Hand einer eigenen proletarischen Volksregierung gelegt. Das Bremer Proletariat fordert den dortigen A.- und S.-Rat auf, sich im Kampfe gegen das Blutregiment des Bürgertums anzuschließen. Rat der Volkskommissare Bremen

Bekanntmachung

Gleichzeitig mit der Errichtung der proletarischen Diktatur hat die revolutionäre Arbeiterschaft Bremens die folgenden Forderungen an den Rat der Volkskommissare gerichtet: 1. die sofortige Verhängung der Vorzensur über alle bürgerlichen Zeitungen Bremens; 2. die Kontrolle des gesamten Nachrichtendienstes durch Beauf-

tragte des Rates der Volkskommiſſare; 3. es ſollen alle bürgerlichen Zeitungen verpflichtet werden, in ihrem redaktionellen Teil Texte, die vom Rat der Volkskommiſſare oder deſſen Stellvertretern einlaufen, unter allen Umſtänden und ohne Kommentar aufzunehmen, andernfalls die Zeitungen ihr Erſcheinen einſtellen müſſen. Dieſe Forderungen des revolutionären bremiſchen Proletariats hat der Rat der Volkskommiſſare zum Beſchluß erhoben und deſſen ſofortige Durchführung angewieſen. Der Rat der Volkskommiſſare

Man erſieht aus dieſen Erlaſſen, daß es dem Rat der Volkskommiſſare an Geiſtesgegenwart in bezug auf revolutionäre Phraſeologie nicht mangelte. Die Verhängung des Standrechts war als Sicherung des neuen Zuſtandes gerechtfertigt. Gerechtfertigt war auch die Vorzenſur der Preſſe, ſofern damit gemeint war, anſtatt der fragwürdigen Freiheit der Parteipreſſe alsbald die wirkliche Freiheit für den freien, durch keine Parteirückſichten gebundenen Gedanken herzuſtellen. Aber die ſozialiſtiſche und kommuniſtiſche Preſſe, für die Durchführung der Revolution in vielem kaum minder hinderlich als die bürgerlichen Zeitungen, blieb zenſurfrei. Die revolutionäre Arbeiterſchaft mag zwar die Zenſur ſpeziell über die bürgerliche Preſſe gefordert haben. Aber die Volkskommiſſare hätten die Arbeiter darüber aufklären müſſen, daß die ſchlechten bürgerlichen Anſchauungen eher durch beſſere ſozialiſtiſche Aufklärungen zu bekämpfen wären. Als gelegentlicher Mitarbeiter im Preſſekommiſſariat verſuchte ich in einigen Fällen in dieſem Sinne zu handeln, aber meine Arbeit währte zu kurze Zeit, als daß ſie wirkſam hätte werden können. Was jedoch das Weſentlichſte war: der neuen Volksregierung mangelte der überlegene Geiſt, der im ſtolzen Bewußtſein der guten Sache und eines überlegenen Glaubens und Wiſſens die Gewaltmaßnahmen auf das äußerſte zu beſchränken ſich geſtatten kann. Dies ſollte ſich bald zeigen.

Nach der Abfaſſung der vorſtehenden Erlaſſe konſtituierte ſich, gewählt durch den Arbeiterrat, der Rat der Volksbeauftragten unter Vorſitz des U. S. Henke, und die verſchiedenen Kommiſſariate wurden gebildet. Eine Bekanntmachung hierüber krönte dieſe notwendige Tätigkeit.

Der Verfaſſer begann, um die mangelhafte Aufklärung der Arbeiter ſowohl als auch der bürgerlichen Bevölkerung ſeit langem wiſſend, mit den Regierenden wegen der ſofortigen, dringend nötigen Aufklärungsarbeit Fühlung zu nehmen. Es war jedoch hierfür keine Zeit und vor allem ſo gut wie kein Verſtändnis vorhanden. Deshalb handelte ich, ſo gut es ging, ſelbſtändig.

Die nächſten Tage waren wohl für die Volksbeauftragten mit dem Hineinfinden in die Geſchäfte und mit der Feſtigung der erlangten Macht erfüllt. Es kam meines Wiſſens nur der Beſchluß zuſtande, die Wahlen zur Nationalverſammlung in Bremen nicht ſtattfinden zu

laſſen. Dieſer Beſchluß war folgerichtig, denn die Proklamation der ſozialiſtiſchen Volksrepublik unter der Diktatur des Proletariats ſprach klar aus, daß dies Bremens Verfaſſung für die nächſte Zeit ſein ſollte. Der A.- und S.-Rat, das Parlament des ſozialiſtiſchen Freiſtaates Bremen, ſtieß dieſen Beſchluß jedoch gegen die Stimmen der Parteikommuniſten zugunſten der Nationalverſammlung wieder um. Die Mehrheit der Arbeiter und Soldaten zeigte dadurch, daß ſie mit der ſozialiſtiſchen Praxis bzw. mit deren Anfangsgründen noch nicht vertraut war, oder auch dies, daß ſie dem herbeigeführten neuen Zuſtande nicht genug Verſtändnis und Vertrauen entgegenbrachte. Es kam in der Sitzung des A.- und S.-Rates zu Zuſammenſtößen, die es deutlich zeigten, wie fremd, ja, wie geradezu feindſelig die kaum miteinander verbundenen Elemente: Kommuniſten, unabhängige Sozialiſten und Soldaten, ſich gegenüberſtanden. — Größte Zielſicherheit und Sachlichkeit der Führenden und ſchnellſte Aufklärung der anderen wäre dringend notwendig geweſen, um die aus dieſem Zwieſpalt drohende Gefahr zu beſeitigen. Aber die Zielſicherheit fehlte und die Aufklärung, die lange vorher nötig geweſen wäre, wurde unterlaſſen. Geſpräche mit Führern und Zuſammenkünfte mit Arbeitern und Soldaten gaben mir in dieſer Hinſicht geradezu erſchreckende Aufhellungen.

Beſonders die Soldaten gaben den Regierenden wohl Anlaß zu Beſorgniſſen. Ein Teil der Arbeiter war zwar bewaffnet, aber noch nicht geſchult; die Soldaten erſchienen ihnen in dieſer Beziehung überlegen. Im Grunde waren ſie jedoch, was ich einige Tage ſpäter feſtzuſtellen Gelegenheit fand, gutgewillt und bei geſchickter Leitung und Aufklärung bald für die Sache des Proletariats zu gewinnen. Leitung und Aufklärung verſagte aber gänzlich, und anſtelle deſſen wurde im Schoße der Regierung bzw. des Arbeiterrates mit dem Plan umgegangen, die Soldaten zu entwaffnen und dadurch ungefährlich zu machen. Als der Soldatenrat hiervon Wind erhielt, entſchloß er ſich kurzerhand zur Abwehr durch Angriff.

Am 14. Januar, nachmittags gegen $3^1/_2$ Uhr, rückte die Garniſon aus, beſetzte den Bahnhof, das Rathaus, die Börſe und ſonſtige wichtige Punkte, und die Soldaten waren damit Herren der Lage. — Ein Teil der Regierenden war noch rechtzeitig gewarnt worden, und ich konnte Zeuge der Flucht mehrerer von ihnen — alles Kommuniſten — ſein. Sie ſchienen der Überzeugung, daß eine bürgerliche, vielleicht von Berlin aus unterſtützte Gegenrevolution im Gange ſei, machten einen verſtörten Eindruck, ganz wie Bankerotteure, die dem ſchnellen Zuſammenbruch eines leichtfertig begonnenen Geſchäftes gegenüberſtehen. Ich begleitete ihre Flucht mit nicht gerade anerkennenden Gedanken und begab mich, darüber nachſinnend, wie die Arbeiterſchaft die Dinge aufnehmen würde, wieder zum Rathaus, wo jedoch

für mich nichts Beſonderes auszurichten war. Sirenengeheul belehrte mich, daß die Arbeiter zur Abwehr rüſteten. Schlimmes ſtand nun bevor, doch ich war machtlos, irgend etwas dagegen zu unternehmen. In den frühen Abendſtunden wurde es bekannt, daß die Soldaten bei ihrem Verſuche, die Arbeiter der Weſerwerft zu überrumpeln und zu entwaffnen, von dieſen mit einem Kugelregen empfangen worden war, daß das Gefecht eine Zeitlang gedauert und einige Tote und Verwundete zur Folge gehabt hatte, ferner, daß der Volksbeauftragte Henke ſich ſchließlich erfolgreich um die Waffenruhe zwiſchen den Arbeitern und Soldaten bemüht hatte. Geſpräche mit vielen Soldaten, die ſich bewaffnet in der inneren Stadt, am Rathauseingang uſw., aufhielten, ergaben die überraſchende Tatſache, daß ſie über die Bedeutung des Vorgehens der Garniſon vollſtändig ununterrichtet waren; ſie waren nach alter Gewohnheit dem an ſie ergangenen Befehle blindlings gefolgt. Die Beſtätigung hierfür und weitere Aufklärung empfing ich einige Tage ſpäter in der Kaſerne und in einer Garniſonverſammlung, wo ich mich zu Aufklärungszwecken aufhielt. Es handelte ſich um eine im Grunde ſinn- und planloſe Aktion, angezettelt von einigen Mitgliedern des Soldatenrates, die die beſtehenden Differenzen mit dem Arbeiterrat nicht anders als mit Gewalt austragen zu können glaubten. Der Gedanke, daß hierbei ein grauſames Blutvergießen und ſchlimmes Ende der Revolution die Folge ſein könnte, ſcheint ſie entweder nicht beſchwert zu haben oder iſt ihnen vielleicht gar nicht gekommen, weil ihr Überblicksvermögen nicht ſo weit reichte.

Zeigt dieſer Vorgang, zuſammen mit der Flucht der der Regierung angehörenden Kommuniſten, die große Verworrenheit der Menſchen und Dinge deutlich an — forderte die Sachlage nach dieſem Menetekel ſchleunigſtes Beſinnen der Verantwortlichen — ſofortiges Abtreten der als zu leicht Befundenen? Man ſollte zu allem meinen: ja!

Was aber geſchah? Die zurückkehrenden Flüchtlinge, die die Sache der von ihnen mit angeſtifteten revolutionären Tat der Arbeiter und dieſe ſelbſt in der Stunde der Gefahr im Stich gelaſſen hatten, ſie ſetzten ſich wieder an ihren alten Platz und begnügten ſich, den Riß, der ſich zwiſchen Arbeitern und Soldaten aufgetan hatte, notdürftig zu verkleiſtern. Der ganze Zwiſchenfall wurde zu einem gegenrevolutionären Putſchverſuch der verrotteten und verräteriſchen bürgerlichen Sippe umgedrechſelt und als ſolcher mit revolutionärem Phraſenapplomb dargeſtellt, der ſeine Bekrönung in einem pomphaften Begräbnis der Opfer mit obligater zündender Anſprache des hierin geübten Volksbeauftragten Bäumer fand.

Am Donnerstag, dem 16. Januar, war die Ruhe wieder ſo weit hergeſtellt, daß die Regierenden ſich in ihre eigentliche Aufgabe: die Feſtigung und Ausgeſtaltung der jungen ſozialiſtiſchen Republik Bremen

vertiefen konnten. Die Arbeiter hatten ſich als zuverläſſige Stützen erwieſen, und die Soldaten hatten es während des Zwiſchenſpieles durch ihr Verhalten einigen bürgerlichen Heißſpornen gegenüber gezeigt, daß ſie nicht gewillt waren, die gegenrevolutionären Gelüſte des Bürgertums, ſoweit ſie ſich hervorgewagt hatten, zu unterſtützen. Die große Maſſe des Bürgertums erwartete mit Spannung die wirklichen Taten der neuen Machthaber.

Die Situation, welcher ſich dieſe gegenüber befanden, war etwa folgende: Die wirtſchaftliche Lage Bremens war (und iſt natürlich in dieſem Augenblick noch) eine äußerſt fragwürdige. Es vermochte eigentlich ſeit langem nur noch als ein Beſtandteil des Reiches zu exiſtieren, erhielt als ſolcher die nötigen Kredite und die nötigen Lebensmittelzuweiſungen. Dieſes Verbundenſein auf Gedeih und Verderb mit dem Reich bzw. mit Berlin mußte jedem Einſichtigen ohne weiteres bekannt ſein; alſo auch denen, die die Bewegung der bremiſchen Arbeiterſchaft geſchürt hatten und die, als ſie losbrach, an die Spitze geſchoben wurden. Unter dieſen Umſtänden mußte der nüchtern Denkende vorausſetzen, daß nur die genialſten Menſchen, erfüllt mit genialſten Plänen, es wagen würden, die Verantwortung auf ſich zu nehmen und an die Gründung der ſozialiſtiſchen Republik unter den ungünſtigſten, von keinem ſozialiſtiſchen Theoretiker je vorausgeſetzten Umſtänden, heranzugehen.

Aber alle dieſe Menſchen, die das Rathaus als neue Herren füllten, hatten ſich augenſcheinlich nicht einmal theoretiſch mit den ihrer harrenden Aufgaben auch nur im entfernteſten auseinandergeſetzt. Weder die alten Parteileute, noch die jungen, durch den Ausbruch der November-Revolution in die Bewegung hineingeriſſenen Heißſporne haben ſich jemals ernſthafte Rechenſchaft über die Aufgaben gegeben, die der Löſung ohne langes Beſinnen harrten, ſobald ſie die mit allen Mitteln der Propaganda erſtrebte Macht erreichten. Sie hatten ſich in die Verneinung und Vernichtung des Alten und Morſchen hinein verbiſſen, hatten ſich dabei an ihren eigenen und den Spartakusphraſen berauſcht und wurden ſo berauſcht durch die Aktion der Maſſe an die mehr wie nüchterne, an die übermenſchlich ſchwere Aufgabe geſchoben, inmitten eines noch wirbelnden Chaos das Werk der Schöpfung eines neuen Staates zu beginnen. Eines Staates, für den es kein Vorbild gibt, deſſen Gefüge von Grund auf neu erdacht und geſtaltet werden muß. Man denke! Von Revolutionstaumeln und abgelebten Parteiformeln beſeſſene Menſchen ſollten den ſozialiſtiſchen Freiſtaat Bremen, der vielleicht die Urzelle des kommenden gemeinwirtſchaftlichen Weltſtaatsgefüges geweſen wäre, errichten! Unter dem Zwange der Liebknechtſchen Suggeſtion handelnde Menſchen, Charaktertypen des Zerſtörer- und Verneinertums, von dem Europa erfüllt iſt! Armes Europa,

arme Menſchheit, armes Deutſchland, armes Bremen! Und armſelige Revolutionspuppen, die auf der Bühne der Revolution durcheinandertaumeln, ihr Sprüchlein, ein ſelbſt erdachtes oder ſuggeriertes, herſagen und dann in der Verſenkung verſchwinden, im Gedächtnis der Menſchen die Spuren eines tragiſchen oder grotesken Spieles hinterlaſſend!

Zur Sache und zum Ende. Durch die in den erſten Kundgebungen in alle Welt hinausposaunten fragwürdigen Komplimente an die Berliner Regierung war dieſe zweifellos nicht geneigter gemacht worden, der jungen ſozialiſtiſchen Volksrepublik Bremen über die erſten Kinderkrankheiten hinwegzuhelfen. Der Regierung Ebert-Scheidemann, die die Spartakus-Bewegung in Ermangelung von geiſtiger Überlegenheit über Liebknechtſche Revolutionsphraſeologie mit den gleichen brutalen Mitteln wie die alten Gewalthaber niederzwingen konnte, war es ein Leichtes, die bremiſchen Gewalthaber durch Androhung der Lebensmittel- und Kohlenſperre zu kirren. Die Verweigerung jeglichen Kredits durch die Finanzmachthaber, die bei der vollſtändigen Zerfahrenheit der Verhältniſſe ſelbſt für einen einigermaßen klardenkenden Parteikommuniſten verſtändlich ſein mußte, tat ein übriges. — Die „Regierenden" — das Wort, auf dieſe Schar verworrener und unfähigſter Köpfe angewandt, klingt hohnvoll — die Regierenden ſtanden nach einer Woche ihres Muſterregiments nur noch vor der einen Aufgabe, der ſozialiſtiſchen Volksrepublik Bremen und mit ihr ſich ſelbſt einen anſtändigen Abgang zu verſchaffen.

Als ich am Sonnabend, morgens, in das Rathaus kam, erfuhr ich im Preſſekommiſſariat, daß gerade eine entſcheidende Sitzung des Rates der Volksbeauftragten mit bremiſchen Bankdirektoren ſtattfände. Die Regierung und mit ihr die Stadt Bremen ſtand vor dem finanziellen Zuſammenbruch. In Ermangelung jeglicher politiſchen Feſtigkeit des Staatsgefüges und in Ermangelung jeglicher fähigen Perſon unter den Regierenden wäre es auch für den Wohlwollendſten unmöglich geweſen, für die verfahrene Sache Mittel zum Fortwurſteln herzugeben.

Ich war angeſichts der Tatſachen erſchüttert. In den Tagen vorher hatte ich als Vortragender und Aufklärer Gelegenheit, mit Tauſenden von Arbeitern und Bürgern in Fühlung zu kommen. Ich fand bei den Bürgerlichen ein zwar zweifelndes, aber ruhiges Abwarten und bei den Arbeitern eine Lernbegier und eine entſchloſſene Opferwilligkeit, die mich davon überzeugte, daß das Werk trotz aller übergroßen Schwierigkeiten gelingen müßte, wenn die Dinge nur richtig, das heißt mit ſtärkſter Energie und ſachlichem, aus dem Begreifen der allgemeinen inneren und äußeren Lage begründeten Handeln angefaßt wurden.

Hier muß eingefügt werden, daß den Volksbeauftragten ſeit einer

Woche ein von dem Schriftſteller Häfker ſchon lange vor dem Ausbruch der Bremer Bewegung verfaßtes Programm* vorlag, das in großer Klarheit den Weg anweiſt, wie unter Berückſichtigung der nationalen und internationalen Umſtände wirtſchaftlicher und politiſcher Art die Einleitung der Verwirklichung des Sozialismus in voller Ordnung erfolgen kann.

Der Verfaſſer wies die Preſſemitarbeiter, wie ſchon ſo manchen anderen im Rathauſe, eindringlich auf dieſes Programm hin und zeigte, wie ſeine ſofortige Anwendung vielleicht noch den ſchmählichen Bankerott aufhalten und alles auf einen neuen, fruchtbaren Weg bringen könne. Daraufhin begab ſich einer der Mitarbeiter des Preſſekommiſſariats zu den Volksbeauftragten und legte es ihnen dringend nahe, meine Ratſchläge, die ſich auf das Häfkerſche Programm ſtützten, anzuhören. Es erſchien denn auch ein Mitarbeiter aus dem Finanzkommiſſariat, und ich trug ihm auf ſein Erſuchen meine Anſicht etwa wie folgt vor:

„Die unumgängliche Konſequenz aus der bankerotten Lage Bremens und ganz Deutſchlands — die unumgängliche Konſequenz aus der Forderung des revolutionären Proletariats —, die unumgängliche Konſequenz aus der vor einer Woche geſchehenen Proklamation des ſozialiſtiſchen Freiſtaates Bremen —, dies alles fordert die ſofortige Erklärung der Vergemeinſchaftlichung aller noch in Bremen vorhandenen Güter! Nur durch eine ſolche Zuſammenfaſſung alles Privatbeſitzes und durch die Konzentrierung aller Arbeitskraft auf ein gemeinſchaftliches Ziel hin, kann Bremen wie Deutſchland ſich in abſehbarer Zeit wieder emporarbeiten und ſpeziell Bremen bzw. die bremiſche Regierung wieder kreditfähig werden! Das den Volksbeauftragten ſeit Tagen vorliegende Häfkerſche Programm zeigt den Weg, wie der Sozialismus (die Gemeinwirtſchaft) auf friedliche, vernunftgemäße Weiſe eingeführt werden kann, ohne daß die Intervention der Gegner, die vom Bolſchewikiſchreck beſeſſen ſind, befürchtet zu werden braucht.“

Auf den Mitarbeiter des Finanzkommiſſariats machten meine beſtimmt vorgebrachten Ausführungen erſichtlich Eindruck, und er begab ſich in das Beratungszimmer, um zu bewirken, daß ich meine Vorſchläge ſelbſt vortragen ſollte. Bei dieſen war jedoch keine Meinung dafür, mich zu hören, und ich konnte gehen, um der Hochſpannung, die ſich bei mir eingeſtellt hatte, auf dem Nachhauſeweg loszuwerden.

Am gleichen Tage, es war der 18. Januar, und eine Woche war ſeit der Errichtung des ſozialiſtiſchen Freiſtaates Bremen unter der Diktatur des Proletariats verfloſſen, erließen die Volksbeauftragten folgende Bekanntmachung:

* Es wird demnächſt unter dem Titel „Der Weg zur Ordnung“ in dem 1. Beiheft zur „Tat“: „Neue Wege zum Aufbau Deutſchlands“ veröffentlicht werden.

„Um dem bremiſchen Staate eine Grundlage zu geben, die die Stetigkeit der Verwaltung und insbeſondere den finanziellen Beſtand des Staates gewährleiſtet, der bei deſſen Zuſammenhang mit dem übrigen deutſchen Wirtſchaftsgebiet auf andere Weiſe nicht möglich iſt, hat der Rat der Volksbeauftragten bei dem Arbeiter- und Soldatenrat den Antrag geſtellt, alsbald Wahlen zu einer bremiſchen Volksvertretung auszuſchreiben, die auf dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht nach dem Grundſatze der Verhältniswahl beruht. Dieſer Volksvertretung allein ſoll die Geſetzgebung und damit ſowohl das Recht zur weiteren Ausgeſtaltung der Verfaſſung als auch ausſchließlich die Berufung der vollziehenden Gewalten zuſtehen."

Was bedeutet dieſe Bekanntmachung, deren Tonart von den vor einer Woche gegebenen Erlaſſen merkwürdig verſchieden iſt?

Die „Regierenden" griffen in ihrer Hilfloſigkeit, in ihrem mangelhaften Pflichtgefühl der Idee des Sozialismus und der Arbeiterſchaft gegenüber zu demſelben Aushilfsmittel wie die verhaßte, verhetzte und in allen Tonarten geſchmähte Regierung Ebert-Scheidemann! Das geächtete Bürgertum, das „Ausbeutertum", die „blutterroriſtiſche Bourgoiſie" darf ob dieſes Beſchluſſes in eine höhniſche Lache ausbrechen, denn er iſt eine unverhüllte Bankerotterklärung derer, die es den Berliner „Sozialpatrioten" zeigen wollten, wie man ſozialiſtiſch handelt. Wie Scheidemann nach der Ausrufung der deutſchen ſozialiſtiſchen Volksrepublik am 9. November 1918, ſo ſind auch die bremiſchen „Führer" der Parteikommuniſten und U. S., nachdem ſie die bremiſche ſozialiſtiſche Republik eben ausgerufen haben, mit ihrem Latein zu Ende. Die ſozialiſtiſche Idee wurde aufs neue in den Geruch einer Utopie gebracht und die Arbeiterſchaft in ihren Intereſſen ſchwer geſchädigt. Der reaktionäre Teil des Bürgertums, die Geldſackbonzen, erhielten neues Waſſer auf ihre Mühlen. Einige nutzlos hingeopferte Menſchenleben ſtehen am Schluß dieſer Bilanz, die ſich noch um manche Poſition erweitern ließe.

Die Moral aus dem ganzen Vorgang? Das der Abhängigkeit vom Geldſack müde, arbeitende Volk muß die Revolutionsabenteurer und Parteibanauſen in ihre Schranken zurückweiſen — muß ſie mit ſeiner nächſten Aktion darüber aufklären, daß ſeine Sache nicht durch Unfähige und Unverantwortliche verſchandelt werden darf und ſoll. Vor allem ſoll ſich das Volk vor dem Verſprechen goldener Berge bekreuzigen! Es liegt doch für jeden Einſichtigen auf der Hand, daß auch die ſofortige Einführung der ſozialiſtiſchen Wirtſchaftsform die jahrelange Arbeitsfrohn nicht umgehen kann, die den Beſiegten und wirtſchaftlich Bankerotten bevorſteht! Über dieſe harte Tatſache mit Phraſen hinwegzutäuſchen, iſt vollſtändig verfehlt. Nur durch beſonnenes, kluges, rechneriſches Handeln kann die ſchwere Übergangszeit verkürzt werden.

Und dieſe Beſonnenheit kann ſich jeder Revolutionär heute geſtatten. Der Weltkrieg und die zehn Wochen der Revolution haben die Dinge ſo gefördert, daß die Rückkehr zum alten, ſo gut wie zerſtörten und moraliſch hingerichteten Wirtſchaftsſyſtem ein Ding der Unmöglichkeit geworden iſt. Es handelt ſich heute für jeden Einzelnen und für jedes Volkstum nur noch darum, die Situation in aller Nüchternheit zu erkennen. — Der Sozialismus iſt eine Angelegenheit, die — beſonders unter den heutigen Umſtänden — nicht dauernd im Sturmſchritt verfolgt werden kann. Idealiſten träumen von ihm als dem Seelenbefreier. Aber es handelt ſich beim Sozialismus nur um die Loslöſung, die Unabhängigmachung des Menſchen vom Beſitz und um die Schaffung des gleichen Rechtes für alle inſofern, als jedem die Möglichkeiten für gleiche Bildung und gleichen Erwerb eröffnet werden. — Die eigentliche Befreiung des Menſchen jedoch, die Erlangung der Freiheit im Geiſte, dies iſt und bleibt ewig die Sache des Einzelnen! Keine Nächſtenliebe, kein Weltbeglückertum kann den erlöſen, der nicht den Willen oder die Kraft zu Bildung, Größe, Höhe, Freiheit hat!

Weil der Parteiſozialismus und Parteikommunismus bislang gegen das Gebot der nüchternen, leidenſchafts- und — wenigſtens innerlich — parteiloſen Behandlung der Frage der Gütervergemeinſchaftlichung verſtieß, weil der Parteiſozialismus und -kommunismus ſich den „Kapitaliſten" gegenüber in Rache- und Vergeltungsgelüſte verrannte, anſtatt poſitiv und praktiſch zu denken und zu handeln, deshalb iſt in der heutigen Revolution der Fortgang unerwünſcht langſam — deshalb ſtehen die beſten Geiſter noch außerhalb der Bewegung, und deshalb nur können ſolche kläglichen Grotesken paſſieren, wie jetzt eine in Bremen ein ſchnelles Ende fand. Möge die kurze Schilderung deſſen, was vom 10. bis 18. Januar in Bremen geſchah, beſonders diejenigen zum Nachdenken bringen, die ſich zu Führenden berufen fühlen oder ſich berufen laſſen. Es iſt doch wohl bald an der Zeit, daß wir aus der Revolutionsſpielerei herauskommen und produktiv werden!?

Ich rufe!

Einer, der lange ſtill geweſen iſt, muß nun rufen. Gleichviel, ob ihn wer hört. Er muß.

Während des Krieges, im Schützengraben, in der Einſamkeit unter den ewigen Sternen, war auch ſchon einmal dies Muß ſo ſtark in ihm, daß er nicht widerſtehen konnte. Aber da war die geiſtige Welt umklammert von einem eiſernen Ring. An dem brach ſich ſein Rufen.

Nun iſt dieſer Ring geſprengt. Und nun erhebt dies Muß noch gebieteriſcher ſeine Stimme.

Ich ſchreibe hier zunächſt einige wenige Sätze aus meinen Aufzeichnungen während des Krieges aus.

Zunächſt folgenden Schluß aus einer Unterſuchung über die Urſachen des Krieges vom November 1915: „Wer von den Staaten den Ausbruch des Weltkrieges hätte verhindern wollen, der hätte eine Tat der Selbſtverleugnung tun müſſen. Ein abſolutes politiſches Novum zweifellos. Zumal für deutſche Begriffe (ſelbſt geiſtig und ſittlich hochſtehender Perſönlichkeiten) ſchließen ſtaatliche Intereſſenpolitik und Selbſtverleugnung ſich ſchlechterdings aus. Ob ſie auch wirklich ſich ausſchließen — das bliebe zu fragen."

Dann zwei meiner „Leitſätze zum Verſtändigungsfrieden" vom Sommer 1917: „Das Zuſtandekommen eines rechtlich organiſierten Völkerbundes ſetzt in der Tat ein Ende des Krieges voraus, bei dem es weder Sieger noch Beſiegte gibt. Ein beſiegtes Volk würde eine ſtete Sprenggefahr in dieſem Bunde bedeuten."

„Auch die Frage der Zugehörigkeit Elſaß-Lothringens zu Frankreich oder Deutſchland darf daher nicht von dem ſchließlichen Machtverhältnis abhängig gemacht werden. Deutſchland widerſpricht ſeiner eigenen Bereitſchaftserklärung zum Völkerbunde, wenn es die Frage für undiskutierbar erklärt. Es muß im Gegenteil in der Diskuſſion dieſer Frage die Initiative ergreifen und den eigenen Rechtsſtandpunkt dem öffentlichen Bewußtſein des feindlichen Auslandes überzeugend entwickeln. Hand in Hand damit muß allerdings eine entſchloſſene Gewährung der Selbſtverwaltung an Elſaß-Lothringen gehen."

Dieſe wenigen Sätze mögen genügen zur Kennzeichnung des Geiſtes, in dem ich während des Krieges über die politiſchen Fragen und Verhältniſſe nachgedacht habe.

Heute bewegt uns anderes, noch Dringlicheres: heute, am 13. Januar 1919, wo die Regierung Ebert-Scheidemann den Sieg über Spartakus proklamiert. Und wieder finde ich mich allein. Aber heute *darf* ich reden.

Nicht dies ſtellt mich abſeits, daß ich den Sieg der Regierung für keinen endgültigen halte. Das wird ſie ſelbſt nicht einmal tun. Sondern dies, daß ich den Kampf, den ſie geführt hat, als einen Mangel empfinde; während er im Bürgertum einhellig begrüßt wurde als erlöſende Tat.

Man verſtehe mich nicht falſch. Ich erhebe keine Vorwürfe. Es fällt mir auch nicht ein, nachträglich mit Direktiven aufzuwarten. Aber ich kann nicht anders, als ſolche Ereigniſſe wie die in der Woche vom 5. bis 12. Januar nur als Symptom eines inneren Zuſtandes zu be-

trachten. Und wenn man ſie ſo betrachtet, dann hat die Darſtellung der Regierung und die ſich daran orientierende Auffaſſung des geſamten Bürgertums etwas gefährlich Irreführendes.

Ich bemerke im Vorbeigehen ausdrücklich, daß ich im Oſten Berlins (Soziale Arbeitsgemeinſchaft) wohne und dauernd mit Arbeitern Umgang habe.

Das, was in Berlin vorgegangen iſt, iſt nicht das Werk weniger Wahnſinniger oder Verbrecher, ſondern iſt wirklich der Exponent des leidenſchaftlichen Willens der proletariſchen Maſſen zur Befreiung. Ich ſage nicht, daß die ganzen Berliner Maſſen hinter Liebknecht ſtehen. Dazu iſt die Bindung durch die alte Partei bei den meiſten viel zu ſtark. Ich ſage nur, daß ſie im tiefſten Grunde ſeinen Kampf als den ihrigen empfinden und daß bei Nennung ſeines Namens ein warmes Solidaritätsgefühl ſie durchſtrömt.

Das iſt aber wieder nur etwas mehr Äußerliches. Tiefer gefaßt iſt folgendes.

Das, was die bürgerliche Demokratie unter Freiheit verſteht, nämlich die durch die politiſche Revolution errungene, gilt dem Arbeiter nicht viel. Deshalb erwartet er in der Tat von der Nationalverſammlung nichts oder doch wenig. Der Sinn der Freiheit, die er meint und einzig kennt, iſt die Befreiung von dem materiellen Druck, unter dem er lebt. Es iſt der furchtbare Zuſtand in unſerem Volksleben, daß immer noch der weitaus größte Teil des Bürgertums das nicht begreift, ja davon nichts ahnt. Daß man — wie z. B. in der Deutſchen Demokratiſchen Partei — ſich immer noch von einer entgegenkommenden Sozialpolitik eine Überbrückung der Kluft erwartet. Dem Bürgertum iſt leider dieſe Kluft in unſerem Volke noch nicht unerträglich geworden. Ja die meiſten, als die beati possidentes, empfinden ſie kaum; entrüſten ſich vielmehr über diejenigen, die dieſe Empfindung gewaltſam in ihnen wecken wollen. Dem Arbeiter, ich verſichere es, iſt dieſe Kluft unerträglich geworden. Er will und will ſie — nicht nur überbrücken, nein zuſchmeißen. Und ihr ahnt wiederum nicht, welche Kraft dieſer Wille hat. Er wird, ich verſichere es, nicht ruhen, als bis er ſein Werk getan hat.

Deutſchland iſt unterlegen in dieſem Kriege, weil es keine offenſive Idee auf ſeiner Seite hatte. Seine opportuniſtiſche Politik auch im Innern hat Fiasko gemacht. Es iſt mir kein Zweifel, daß die bürgerliche opportuniſtiſche Sozialpolitik ebenſo Fiasko machen wird gegenüber dem idealiſtiſchen Sozialismus des Proletariats. Es iſt mir auch ſicher, daß in dieſen Siegeslauf der ſozialiſtiſchen Idee die Länder Frankreich, England und Amerika einbezogen werden.

Die Rechtsidee, die den Siegeswillen der weſtlichen Demokratien führte, hat geſiegt. Aber dadurch, daß die Macht ſie nicht in ſich aufnahm, ſondern ihr widerſtand, ward ſie korrumpiert. Bei dem inneren

Kampf der Stände droht es genau ſo zu kommen. Und darum muß ich, muß ich rufen!

Ich rufe dem Bürgertum!

Dem Proletariat kann ich nicht rufen. Abgeſehen davon, daß es nicht die geiſtigen Mittel hat, mich zu hören — die hat man ihm ja gefliſſentlich vorenthalten —, es würde in mir doch auch nur den Bürger ſehen und mich durch ſein Mißtrauen verſtoßen. Mit dem Proletariat kann ich nur leiden. Bis ich ganz nur noch Verſtehen bin, nur noch mich ſelbſt anklage, der ich ſo ſpät zu dieſem Verſtehen kam.

Ich rufe dem Bürgertum!

Daß es die Not des Arbeiters erkenne. Daß es ſie als unerträglich erkenne. Daß es von da aus den Willen des Arbeiters zum Sozialismus als unwiderſtehlich empfinde. Und daß es darum gegen alle Bedenken und über alle noch ſo großen Hinderniſſe hinweg ſelbſt Hand anlege, den Sozialismus zu verwirklichen.

Braucht ihr mir zu ſagen, daß der Idealismus des Proletariats nicht rein iſt? Daß er eine ſtarke, zu ſtarke materialiſtiſche Note hat? Aber ich frage euch: kann es anders ſein? Das iſt ja gerade der furchtbare Zuſtand: daß der Arbeiter nicht die Mittel hatte zu ſittlicher Bildung. Daß „Vaterland" und Kirche ihn gefliſſentlich hinausſtießen in die Öde ſeiner materiellen Exiſtenz. Jetzt ernten wir die notwendige Frucht: das Proletariat reagiert auf keinen ethiſchen Appell mehr. Denn auch alle Ethik iſt ihm zur bürgerlichen Verführungskunſt geworden. Deshalb muß das Bürgertum das tun, was auch den letzten allein noch vom Sinn der Ethik überzeugen kann: es muß opfern.

Einzelne tun das ſchon. Und erfahren täglich den Segen ſolchen Tuns. Erfahren, daß der Proletarier nicht ſittlich tot iſt, ſondern nur völlig verkümmert. Übrigens beginnen heute ſelbſt ſozialdemokratiſche Führer dieſe ſittliche Verkümmerung zu beklagen.

Aber was ſolche einzelnen wecken und pflegen, wird es durch den großen proletariſchen Sturm, der wächſt und wächſt, unaufhaltſam — glaubt es doch! — nicht hinweggefegt werden?

Dieſer Maſſenbewegung kann nur durch ein Maſſenopfer begegnet werden. Bürger, begebt euch eures Bürgertums. Werdet Bruder dem Arbeiter, der ſich von euch beraubt glaubt und der tatſächlich beraubt iſt an Gütern, die der Menſch nicht miſſen kann. Wenn die Folge des freien Wettbewerbs die iſt, die ihr erkennen könnt, wenn ihr wollt: die ethiſche Verkümmerung des halben Volkes — dann *muß* eben eine andere Form des Zuſammenlebens gefunden werden. Und wenn es euch noch ſo ſchmerzlich, ja ſinnlos erſcheint. Es muß!

Ich kann nicht ſagen, daß ich den Kampf der Regierung gegen Spartakus für vermeidbar gehalten hätte. Denn jede Regierung muß mit der Willensbeſtimmtheit auch des Bürgertums Rechnung halten. Und

an dieſer Willensbeſtimmtheit ſcheitert, wie die Regierung genau weiß, jeder radikale Sozialiſierungsverſuch. So erſcheint ihr Kampf gegen den utopiſtiſchen Spartakus gerechtfertigt.

Und doch iſt dieſer Kampf ein tiefer Mangel. Eben weil er notwendig wurde durch den antiſozialiſtiſchen Willen des Bürgertums. Und in dieſem Sinne iſt dieſer Kampf ganz gewiß nur ein Auftakt, wenn — das Bürgertum nicht opfert.

Ach, ich weiß ja, daß meine Stimme verhallen wird und daß das Verhängnis ſeinen Gang geht. Aber ich mußte doch rufen.

Berlin, 13. Januar Karl Mennicke

Das grüne Manifeſt

Dieſer Aufſatz ging der Leitung von einem Tatleſer anonym zu. Er war unterzeichnet: „Spartakus in Grün, an dem der rote ſterben ſoll.“ Wer die Schriften dieſes Gartenfachmanns kennt, ahnt, wer es iſt und freut ſich an der ſo ganz und gar untheoretiſchen Ausdrucksweiſe für ernſte Wahrheiten*. (Leit.)

I

Die alte Generalidee

Bürger und Bürgerinnen!

Kein großes Volk kann wirklich klein ſein.
Kein großes Volk kann lange zweiter Klaſſe leben.
Kein großes Volk kann ohne tragende Idee ſein.
Bürger, was war?
Eine alte Daſeinsidee. Die des vorigen Jahrhunderts. Sie hieß „Stadt“.
Die Stadt mit Induſtrie und Technik,
Die Stadt durch Handel und Weltwirtſchaft,
Die Stadt aus Reichtum und Genuß,
Die Stadt voll Elend und Entſeelung —
Dieſe Stadt iſt tot:
Unſer (Stadt-) Handel iſt tot — die Schiffe ſind weg.
Unſere (Stadt-) Fabriken ſind tot — die Rohſtoffe ſind weg.
Unſere (Stadt-) Finanzen ſind tot — Geld und Kredit ſind weg.
Die Stadt der Intereſſen und Betriebe,
Die Stätte der materiellen Ziviliſation,
Die alte deutſche Stadt der alten deutſchen Bürgermacht
iſt tot, tot, tot!
Aber auch das Schickſal der andern iſt beſiegelt.
Auch die Städte anderer Nationen haben abgewirtſchaftet.

* Dieſer Beitrag erſcheint zugleich als Nr. 12/13 der „Blätter zur neuen Zeit“. Verlag von Eugen Diederichs in Jena. Preis 30 Pf.

(Es gibt nur ein Stadtſchickſal: würdig zu ſterben.)
Denn auch ihnen nützen die vielen Schiffe, Hochöfen und Fabriken nicht mehr: Alle zahlreichen Völker ſind heute mit modernem Wiſſen „infiziert". Alle bisher entdeckten Erdteile ſind morgen mit Technik „ſaturiert". Uebermorgen verſorgt die Welt ſich ſelbſt. Machtproduktion und Zwangsziviliſation ſind Daſeinsprobleme zweiten Grades geworden.

Alſo iſt nichts verloren.
Habt Mut, Deutſche:

Die Stadtidee des 19. Jahrhunderts war eine europäiſche Idee. Ihr Sterben iſt europäiſches Sterben. Deutſchland war es, das die moderne Stadt der materiellen Maſſe in tragiſch-grandioſem Siegeszuge ad absurdum führte. Dieſes Land opferte ſich für Europa. Und dieſes Land hat das Recht und die Pflicht und die Luſt

zu einer neuen Generalidee.

Die alte Idee hieß Stadt. Es lebe die neue,
Die Generalidee des 20. Jahrhunderts:

„Land"!

II

Der Aufſtand der Jungen

Bürger und Bürgerinnen!

Wie ſieht ſie aus, die neue Großmacht: Land?
Was war denn uns, was war dem Städter Land?
Erinnert euch:
Das ſchöne Land war uns „Friſchluftbehälter",
Das weite Land war uns die „nette Gegend",
Das blühende Land war uns „Erweiterungszone".
Kennt denn der Städter Vieh, Vogel oder Blume?
Wo immer wir uns ernſtlich der Erde neigten —
im Landhaus, im Kleinhaus, ward es zur Farce.
Land war nicht Urtrieb, ſondern Zeitvertrieb.
Land war nicht Hingabe, ſondern Abgabe.
Das Land war uns in Leib und Seele fremd.
Aber
Aus dieſem Bodenſpiel,
Aus dieſer Stadthoffart,
Aus dieſer Mißachtung von Land heraus erſtand erſt das, was unſer Daſein heute ſo unerträglich macht:
Entſtand der ſtädtiſche Fabrikhof — die Arbeitskaſerne,
Entſtand der ſtädtiſche Wohnungshof — die Mietkaſerne,
Entſtand der ſtädtiſche Vergnügungshof — die Luſtkaſerne,
(Selbſt der Garten des Friedens — eine Totenkaſerne),
Erſtand erſt jene unſelige Zuſammenballung von Maſſen,
Erſtand das Konzentrationslager alles blühenden Lebens, die Großſtadt.

Aber in deren eigenem Schoße, aus eben dieſem Stadtgeiſt heraus erwuchs lange ſchon ſeine Reaktion.
Denkt an die große Natur-, Park- und Spielbewegung.
Denkt an die elementare Jugendbewegung.
Denkt an die allgemeine Wohn- und Arbeitsbewegung.
Denkt an all die neuen geiſtigen Beſtrebungen, die alle zu tiefſt im Anti-Stadtgedanken wurzeln!
Das war kein Spaß, noch war es Zeitvertreib.
Das war frühe Revolution.
Es war Proteſt gegen Verdummung und Siechtum,
Es war Proteſt gegen Vater, Mutter und Lehrer,
Es war Proteſt gegen Stadtkapital und Stadtregierung!
Das war der „Putſch" der Edlen und Geknechteten
gegen Daſeins-Militarismus.
Das war geiſtige „Sabotage" gegen die Dummheit: Stadt.
Sie alle, wir alle lehnen dieſes Daſein ab.
Sie alle, wir alle lehnen die heutige Stadt ab.
Sie alle, wir alle wollen Land.
„Neues Land!"

III

Wie die Stadt konſerviert wird!

Bürger und Bürgerinnen!

Wer rettet die Stadt? — Das Land rettet die Stadt.
Die alte Stadt kann ihr Daſein nur retten, indem ſie ſich mit Land durchſetzt:
Schafft Stadtland!
Die Städte ſollen ihr eigenes Land umarmen. Hunderttauſend Hektar liegen brach: Bauland, Kaſernenland, Straßenland, Oedland.
Man lege Hand darauf.
Man pflanze: Oeffentliche Gärten — für die ſtadtgebundene Jugend.
Man pflanze: Pachtgärten — für die ſtadtgebundenen Häusler.
Man pflanze: Siedlungen — für die ſtadtgebundene Arbeit.
Und pflanze: Muſtergüter — für die Unverſorgten.
Man pflanze!
Die gemeinſamen Gärten (6 qm auf den Kopf) ſollen nicht romantiſch-faules Zehrgrün, ſondern arbeitſames Mehrgrün ſein: Sportparks, Spielplätze und Bäder (Jugendparks). Die Nutzgärten ſollen nicht fliegende Pachtlappen, ſondern „richtige Gärten", beglaubigte Vorläufer von Siedlungen ſein. Dieſe ſollen Selbſtverſorgergärten (80 qm pro Kopf) mit allen Schikanen haben. Siedler, Pächter und Grünanteiler ſollen Selbſtbeſtimmung haben.
Kein Morgen Stadtland darf fürderhin brach ſein.
Das ſichert 100000 neue Stadtexiſtenzen.

Das erleichtert Millionen alte Stadtexiſtenzen.
Das, und einiges mehr, konſerviert Stadtleben. —
Und auch das:
Es ſei verpönt, neue (Miete-, Arbeits- und Luſt-) Kaſernen zu bauen.
Es ſei geboten, flach und im Grünen zu bauen.
Es ſei verpönt, alte Stadtlichtungen zu verſtopfen.
Es ſei geboten, neue Stadtlichtungen zu ſchlagen.
Es ſei verpönt: aller Garten-, Wohn- und Straßenraum über den eigenen Bedarf.
Boden und Verkehr ſeien gemeinnützig!
Es werde nicht mehr eingemeindet. Es werde ausgemeindet.
Schluß mit „Stadterſchließung". Freie Bahn der Landerſchließung:
Schafft Landſtadt! —
Das, und einiges mehr konſerviert Stadtleben.
Und auch das:
Die Verjüngung der kommunalen Abfallwirtſchaft:
Denn, daß aus Lumpen Kleider werden, und daß aus Schlacken Häuſer werden, und daß der Küchenkehricht Maſtfutter zeugt — das wiſſen wir zur Not. Aber, daß jeder Städter jährlich 1000 kg Hausabfall produziert, und daß alle Städte alljährlich 50 Millionen Tonnen Düngerwerte produzieren — das wiſſen wir noch nicht.
Aber, daß unſer Land indeſſen Hunger leidet, und daß Natur auf Dauer ſich nicht ſpotten läßt, das müſſen wir wiſſen. —
Die Stadt darf nicht nur nehmen vom Land,
Die Stadt muß auch geben dem Land — will ſie leben vom Land.
So lebe ſie!
Aber als die Stadt der Alten und Müden.
So erlebe ſie
Noch einmal die hektiſche Blüte der Schwindſüchtigen.
So flüchte ſie
in Schutzhaft vor dem aggreſſiven Geiſt des neuen Daſeins auf dem Lande.

IV

Wie das Land neu geboren wird!

Aber, Bürger und Bürgerinnen,
auch das Land iſt ja nicht bereit.
Auch das Land iſt ja (ſachlich) verwahrloſt.
Auch das Land iſt ja (menſchlich) korrumpiert.
Es war ja das Land ſeiner Stadt.
Es wurde abgeſchloſſen, ſtatt aufgeſchloſſen. Die Stadt, wir ſelber waren ſchuld daran. Wir ſelber ſtießen ſo 10 Millionen trockene Berufsmenſchen auf das Land. Wir waren es ſelber, die das uralte Gemeingut Land verſchacherten. Ideal und Schöpferkraft aber ſog gierig auf die Stadt. Allein die Stadt.

(Das Blut der Menſchheit trank Vampyr Stadt.)
So aber ward das Land vom Geiſt verlaſſen. Natur ward Unnatur.
Warum?!
Warum ernährt das reiche deutſche Land nur 50 Millionen?
Warum nicht hundert? (Leichter möglich als in China.)
Weil wir die Landkraft entblutet haben.
Weil wir die Stadtkraft vergeudet haben.
Weil wir Stadt und Land voneinander geriſſen haben.
Das geht nicht mehr an.
Was heißt denn Eigentum an Grund und Boden? Auf die Geſinnung kommt es an!
Es gilt den Boden geiſtig zu beſitzen.
Schöpferiſch nahe der Menſch ſich der ſegnenden Erde.
Werft die Stadtkraft aufs Land – und ihr werdet „blaue Wunder" erleben!
Das erſte aber heißt:

Erneuerung aller Bodenkrume

Fort mit der Kunſtdüngerherrſchaft, die den Boden entnervt hat. Mutter Erde will Muttererde. Bereitet Humus auf dem Lande und in der Stadt. Aller Stadtabfall dem Land. Vereinigt Stadt und Land. Wir ſollen unſere „Erde" ſelbſt erſchaffen!
Das zweite heißt:

Intenſivierung aller Landwirtſchaft

Denn die iſt verſauert! Wer klagt über Näſſe und Trockenheit, im Zeitalter der Drainage- und Berieſelungstechnik? Jedem Acker automatiſche Bewäſſerung: ganz Deutſchland kann von ſeinen Bergen her befruchtet werden. Jedem Acker Düngung durch Lehm, Mergel und Torf: ganz Deutſchland kann von ſeinen Tiefen her befruchtet werden. Mehr Arbeitskraft durch Maſchinen. Reichere Erträge durch großgärtneriſche Anbaumethoden. Neue Kulturen! (Amerika und China.)
Das dritte Wunder aber heißt:

Gärtneriſierung aller Kleinwirtſchaft

Was, nur eine Ernte, ihr Bauern? Was, zwei kleine Erträge, ihr Schreber, Pächter und Siedler? Was, Mißernten? — Aber ihr duldet ja noch ſchlechten Boden, rauhe Lage, Froſt und Wind, ihr kennt noch „Klima". Ihr mit eurem Küſtzeug an Mauern, Glas und Bodenheizung, mit Regenanlagen und Erdfabrik. Laßt euch von Bulgaren und Flamen, von Genf und Paris beſchämen! Drei Ernten jährlich, hört, ſollte euer Anfang ſein und zehn das Ziel!
Damit aber vollbringt ihr das ganze Wunder allein, welches heißt:

Die Techniſierung des deutſchen Bodens

Wunder und Wiſſenſchaft zugleich und hundert bunte Fragen:
Was bedeuten uns Mais, Soja und Topinambur?
Was iſt's mit den Bodenbakterien?
Was wächſt doppelt mit Elektrizität und was mit Gas?
Sollen wir Tropengewürze ein- oder Gewürzkräuter ausführen?
Brauchen wir teure Kartoffelſaat?

Läßt ſich Weizen — pflanzen?
Und — Steine, geben ſie Humus (Brot!)? —
Aber, wozu ſolche Frage nach dem Leben. Die Erde, ſie ſchläft ja und ihre Privilegierten, die ſchlafen ja. Erwecket ſie! Erweckt das Land!
Bringt neue Maſſe, neuen Geiſt aufs Land.
Bringt die Stadt zurück zum Land.
Bereitet das Land!

V

Wie wir Über-Siedeln

Nun, Bürger und Bürgerinnen, iſt es ſoweit,
nun beginnt die Expropriation der Städte.
Nun, Bürger, wandern wir aus!
Nicht zur Frohnarbeit in fremde Länder und Kolonien.
Nein auf unſer eigenes Land, auf die alte, ewig junge Scholle:
Die Arbeit wandert aus
(Unter der Fahne: es darf nicht jeder ſchaffen, was er will)
Die noch nicht umgeſtellte Induſtrie — ſie wartet ja auf die Umſtellung der Umſteller — ſtrebt hinaus. Strebt mit neuen gemeinnützigen Betriebsformen an die Kanäle, Flüſſe und Seen.
Die Werkſtätten ziehen hinaus, als Genoſſenſchaften, halbſchichtig Werkarbeit (allgemeine), halbſchichtig Landarbeit (für eigen) — und auch umgekehrt — zu betreiben.
Neue Heimarbeiter werden in grünſchöpferiſcher Selbſtverſorgung oder geiſtſchöpferiſcher Gemeinverſorgung neue Daſeinsformen befreien.
Aber nicht genug damit:
Die Wohnung wandert aus
(Unter der Fahne: es kann nicht jeder bauen, wo und wie er will)
In Zukunft: Neue Wohnſtätten nur noch auf dem Lande — mehr Häuſer kann die alte Stadt nicht verdauen.
In Zukunft: Neue Hausſtätten nur noch flach auf dem Lande — Das Übereinanderbauen war die Wurzel alles Übels.
In Zukunft: Neue Heimſtätten nur noch mit reinen Brunnen und Trockenkloſetts — die Pſeudo-Stadthygiene iſt mörderlicher Notbehelf.
In Zukunft: Neue Siedlungen nur noch mit Selbſtverſorgergärten — die alle Hausabfälle ſelbſt verarbeiten.
In Zukunft: Neues Siedeln nur noch als Hülle einer neuen natürlichen Lebensweiſe
auf, mit und von dem Lande.
Aber nicht genug damit:
Verwaltung wandert aus und beſcheidet ſich.
Schulen wandern aus — und verjüngen ſich.
Vergnügung wandert aus — und veredelt ſich.
Alleſamt unter der Fahne: Daſeinsordnung iſt gut, aber auf perſönliches Daſein kommt es an.

Und das iſt die Expropriation der Städte: Ein geſchichtlicher Prozeß.
Denn alleweil ſind die gewaltigen Städte nicht erobert noch zerſtört worden. Alleweil ſind ſie am eigenen Überdruß kaputt gegangen.
Seht: vor hundert Jahren war ganz Deutſchland noch Land.
Seht: in fünfzig Jahren wurde ganz Deutſchland Stadt.
Das iſt Fieber, das iſt Krankheit, aber nicht Leben!
Und ſo opfern wir mitnichten Organiſches und Gewachſenes.
Und ſo opfern wir mitnichten Edelſteine der Daſeinskunſt.
Nicht hinterlaſſen wir ein Brügge, Venedig oder Samarkand, wenn wir die heutige Stadt verlaſſen.
Nein, wir geben nur Stadtbaracken auf, ſchnell fertig zuſammengehauen, zwecks Unterbringung von Maſſen. Einen ſchlecht verwalteten Steinhaufen nur laſſen wir im Stich, von dem wir nicht exiſtieren können und den wir nicht lieben können. Und der jetzt — ohne Weltwirtſchaft — vollends ohne Hoffnung iſt.
Die ſchnellen Städte des 19. Jahrhunderts ſind ein abgeſchloſſenes Kapitel.
Landflucht iſt erledigt — die Stadt flieht.
Wir ziehen aus, neue Städte zu gründen.
Das wird nicht von heute auf morgen ſein.
(Generationen bauen für Generationen.)
Aber wenn es geſchieht, ihr Bürger,
ſo wird es herrlich und wunderbar ſein!

VI

Ins neue Daſein!

Bürger und Bürgerinnen!
Und ſo ſehe ich unſer neues Daſein:
Sehe: viele kleine Häuslein — jeder Familie gehört eins.
(Neues Daſein verzehrt Anſprüche.)
Sehe: viele kleine Gärtlein — jeder Familie gehört eins.
(Neues Daſein vermehrt Früchte.)
Sehe: natürliche Arbeitsweiſe — am eigenen Werk.
(Neues Daſein fordert Hand- und Kopfarbeit für alle.)
Sehe: kleinſte Regierung — um der Regierten willen.
(Neues Daſein regelt ſich ſelber.)
Sehe: höchſte Erhebung — um der Erhabenen willen.
(Neues Daſein will Wallfahrt, Sonne und Spiel.)
Dieſe Menſchen kennen keinen Daſeinskampf.
Dieſe Menſchen kennen keinen Völkerkrampf.
Dieſe Menſchen lieben einander und die ſchöne Welt.
Die überlebte Steinſtadt hieß Sterben und Verzehren.
Die unverbrauchte Landſtadt heißt Leben und Mehren.
Ich ſehe:
das Grüne Land der Jugend, der Geſundheit und des Glücks.
Das friſche, jungfräuliche Land.

Aber, Bürger und Bürgerinnen,
dieſes ſchönere Daſein kommt nicht von ſelbſt: Es muß errungen werden!
Jeder einzelne muß (mit ſich ſelber) kämpfen.
Jeder einzelne muß (ſeine eigene Zukunft) bauen.
Jeder einzelne muß (ſeinem Nächſten) helfen,
Helfen, Bauen, Kämpfen!
Kommt ran
Ihr ſtarken Einzelgänger
Ihr Freieſten der Naturmenſchen
Ihr Jüngſten der Wandervögel und Freideutſchen
Ihr Beweglichſten der Spieler und Sportler
Ihr Erfolgreichſten der Schreber und Landleute
Ihr Luſtigſten der Muſikanten
Ihr Künſtler, Denker und Dichter
faßt an:
Schafft neues Daſein. Schafft neue Kraft. Rettet euer Land!
Schaffe Mut, Deutſcher, noch iſt nichts verloren.
Dein Volk wird leben,
Dein Volk wird ſteigen,
Dein Volk wird führen.

Hoch
Die neue Daſeinsidee der Deutſchen, die neue allgemeine Generalidee:
Das Land!

Paul Eberhardt
Walther Rathenau / Auch eine Zeitbetrachtung*

Was ich hier auf engem Raum zu ſagen habe, iſt Pflicht. Sie iſt mir auferlegt, da ich den Mann und ſein Streben zu verſtehen glaube; ſie iſt zu erfüllen, damit gegenüber flachen Lobhudeleien und verrannten Angriffen der Gerechtigkeit aufgeholfen werde, und ein letztes Vorkommnis läßt kein Zögern zu, denn, beim Himmel, es iſt nicht mehr viel, was der heutige deutſche Geiſt ertragen kann, um ſeine Schande zu einer vollendeten zu machen. Es geht hier nicht um Herrn Walther Rathenau; aber an dem vergeblichen Streben dieſes Mannes und der Behandlung, die es im Lande der Dichter und Denker erfährt, läßt, leider zu leicht, ſich zeigen, wohin ſich unſer Gewiſſen verkrochen hat.

* Als Überſicht über Rathenaus Schaffen ſei empfohlen: Rathenau-Brevier, herausgegeben von E. Schairer. Jena, Eugen Diederichs. br. M 1.—.

Was hindert mich, wie bei jedem anderen Autor, der seine Kraft an große Dinge setzt, sogleich den geraden Weg in dieses so aufgetane Reich zu gehen, was erlaubt mir nicht einmal, mit sachlicher Kritik es zu betreten, warum muß ich ganz überflüssig immer von der Person reden, anstatt nur von der Sache? Das alles ist deswegen, weil, als ein Gegenstück zu unserem äußeren Versagen, bei dieser Gelegenheit es sich mehr als in anderen Fällen erschreckend klar zeigt, daß der heutige deutsche Geist, der sich keck vermaß, die Welt zu erobern, auf dem Niveau eines Kaffeeklatsches steht, daß er — so flach der Roman ist — eine verdammte Ähnlichkeit mit der Turnvereinsgesinnung hat, wie sie in Burtes „Wiltfeber" geschildert wird. Diesem tief Beklagenswerten gegenüber, das uns die Schmach brachte, unter der wir stöhnen, kann im ganzen wie in diesem Einzelfalle nur mit Erfolg begegnet werden, wenn man zu ungewöhnlichen Mitteln greift und mit freiem Geist die Tuscheleien an das Licht zieht, die überall heimlich umherschleichen. Auf die Gefahr hin, manches vorsichtige und schämige Gemüt zu verletzen, ist rücksichtslos zu reden.

Also zunächst, er ist Jude. Es kann mir, der ich meinen Lessing liebe, nicht einen Augenblick darauf ankommen, eine „Ehrenrettung" zu versuchen, denn ich sehe nirgendwo, daß durch solches Unterlassen irgend etwas in Gefahr wäre. Es wäre also eigentlich gar nichts über diesen Punkt zu sagen, wenn nicht heute das Bewußtsein eigener Schande uns nach Sündenböcken suchen ließe. Es ist wahr, manche unter ihnen machen es durch ihre Art sehr leicht, sie zu finden. Die Lebendigkeit und Konsequenz, die „Logik" ihres Geistes brachte sie oft sicherer und schneller zur Gemeinheit, als manchen unter uns. Aber wahrhaftig, wir haben uns mit Erfolg die redlichste Mühe gegeben, ihnen nachzukommen, und wir stehen heute mit ihnen am — Ziel.

Es ist mindestens merkwürdig, wie der Mensch auch innerhalb eines weltgeschichtlichen Geschehens und äußerster Not immer noch Zeit findet für den kleinen, niedrigen Haß. So wurde in einer Unzahl von Besprechungen und noch mehr im Gespräch eine dicke Mauer der Voreingenommenheit gegen die vorurteilslose Lektüre der Schriften Rathenaus dadurch errichtet, daß offen oder versteckt darauf hingewiesen wurde, daß ihr Verfasser ein Jude sei. Und dies fast immer mit Erfolg. Während man im weitesten Auslande sie immer ernsthafter wertet, sehe ich nirgends, daß sie in Deutschland einen ihrem Wert nach bestimmenden Einfluß gewinnen. Es handelt sich hier wiederum nicht um Rathenau, sondern dies Verhalten fängt an bei uns typisch zu werden. Und das ist das Volk, dessen Kennzeichen es sein soll, eine Sache um ihrer selbst willen zu lieben! Das ist das Volk, als dessen Bestes es immer galt, daß es dem Massengeist gegenüber den Wert der Persönlichkeit errichtete, ein tiefinnerer Drang, der beim

Beginn unſerer Geſchichte die Bewunderung eines Mechanismus wie des alten Rom erregte und der ſpäter die Heldentat des Proteſtantismus verſuchte. Sieht man denn nicht, daß es kraſſeſter Materialismus und banalſte Herdenpſychologie iſt, wenn man bei der Beurteilung einer hervorragenden Perſönlichkeit von der Raſſenfrage ausgeht und nirgends über ſie hinauskommt? Aber woher kommt dies andererſeits, als dadurch, daß wir tief zurückgeſunken ſind in den Schlamm des nur Maſſenhaften. Nur zu willig folgten wir dem alten Syſtem, daß darin „führend" war. Schärfer als irgendein anderer und ſchmerzlich klar hat dies Rathenau erkannt, aber ſtatt ſich von ihm zum Nutzen eigener Selbſterkenntnis belehren zu laſſen, kehrt man ihm, die Naſe in der Luft, entrüſtet den Rücken und läßt ihn aus „völkiſchen" Gründen ſtehn. Ja, beim Himmel, was heißt denn ſittlicher Mut, wenn nicht dies, daß man auch einer Verurteilung ſeiner ſelbſt unter dem Opfer der Eitelkeit ſtandhält und einen Traum der Selbſtüberhebung nach dem anderen von ſich tut um wach zu werden?! Unſere „Größe" ſeit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beſtand in nichts anderem, als daß wir alles andere klein ſahen. Aus den Iſmen wurden die Antis, aus Schwärmereien der Dünkel. Im materiellen Kampfe mag das etwas anderes ſein, aber bevor wir im Geiſtigen nicht wieder imſtande ſind, eine Idee mit reinen Augen zu erfaſſen, ſondern immer gleich im Blick die Gier zum Herabſetzen haben aus ſelbſtiſchen, völkiſchen, blödſinnigen „Gründen", ſolange lebe wohl jedem anſtändigen Menſchen, du armes Land! Das nicht minder verrottete Ausland, ja „die Welt" kann und wird niemals „geneſen", wenn nicht ein Volk eines Tages damit Ernſt macht, zunächſt den Kampf mit ſeinen eigenen Fehlern aufzunehmen, und wenn dieſer Kampf begonnnen und mit hohem Mut auch unter tiefſter Qual zum Siege geführt iſt, erſt dann kann die Stunde kommen, wo dieſes Volk anderen ein Heilbringer wird. Ach, dieſe Selbſtverſtändlichkeit!

Er iſt zweitens der Leiter einer unſerer größten kapitaliſtiſchen Unternehmungen. Ich verſtehe nicht viel von wirtſchaftlichen Fragen und weiß wenig zur Löſung ihrer Probleme beizubringen, das heißt, ich verſtehe noch genau ſo viel davon wie diejenigen, die vorgeben, ſie mit Leichtigkeit löſen zu können. Aber bezüglich Rathenaus iſt es mir aufgefallen, daß die erbittertſten und niederträchtigſten Angriffe, mit allen Mitteln und auf jede Weiſe, gegen ſeine ſoziale Theorien von Kreiſen ausgehen, die als die kapitalkräftigſten gelten. Und mit Rathenau und bis heute nur ganz wenigen anderen weiß ich, daß die letzte und einzige Löſung der wirtſchaftlichen Not nicht aus dem Bereich der Wirtſchaft ſelbſt kommen kann und muß, ſondern aus einem anderen Reiche. Das kapitaliſtiſche Syſtem iſt auf keine Weiſe zu rechtfertigen, es iſt der Eckpfeiler dieſes ganzen Mechaniſierungsprozeſſes, der die Völker der

Erde an den Abgrund bringt, heute uns, morgen die anderen; aber so verrucht dieſes Syſtem iſt, es muß ſo lange gehalten werden, bis die Völker, zu deren Heil es ſtürzen muß, einen anderen Ehrgeiz kennen, als vom Arbeiter zum Bourgeois zu werden. Es iſt von jeder perſönlichen Willkür zu befreien und mit ſeinem Abbau iſt beſſer heute als morgen zu beginnen, aber wenn auf einem einſamen Boot im Ozean, das vielleicht nach vielen Tagen erſt den bergenden Hafen erreichen wird, der Befehlshaber gleich am erſten Tage alle Lebensmittel hergeben wollte, ſo muß er unſchädlich gemacht werden, denn durch ſein Verhalten würde er mittelbar die anderen morden. Die ſchlimmſte und bitterſte Enttäuſchung für einen Vaterlandsfreund war in dieſen Monaten wohl die, zu ſehen, wie alle vorgeblichen Ideale der Sozialdemokratie ihr nichts anderes waren als Bemäntelungen der Sucht nach einem nur behäbigen, rein materiellen Leben. So entſcheidend iſt dieſe Erkenntnis, daß ein wirklich ernſthafter Menſch, der allen Halbheiten und ihren diplomatiſchen Lügen feind iſt, heute nur Bolſchewiſt oder ein Anhänger der Geſinnung ſein kann, die Rathenau ſeinerſeits vertritt. Mit ſeinen Ratſchlägen braucht man ſich im einzelnen nicht zu identifizieren, aber er weiſt einen Weg. Dieſen ſehe man ſich erſt gründlich an, ehe man ihn verwirft. Keiner von den Herren, die leider Gottes heute etwas zu ſagen haben, hat dies bisher ſo getan, daß wir anderen etwas davon merken könnten, und es iſt doch keine Stunde zu verlieren! Es kann und ſoll hier nicht ins einzelne gegangen werden, aber aus dem vielen ſei wenigſtens eines herausgehoben, was allein von allen „Kapitaliſten“ Rathenau mit aller Schärfe erkannt hat. Der zentrale Stoß des Auslandes, der uns ins Herz treffen ſoll und wird, geht nicht gegen unſere äußeren Mittel, ſondern er geht auf die Vernichtung und Unſchädlichmachung unſerer Intelligenzen aus. Im Auslande weiß man für uns erſchreckend genau, daß hier unſere Stärke lag, und von hier aus allein ſich Möglichkeiten eines neuen Emporkommens ergeben könnten; nur in Deutſchland ſelbſt iſt die Verächtlichmachung und das Herabdrücken der Intelligenzen an der Tagesordnung, und Kapitalismus wie Sozialdemokratie ſind ſich einig darin, ſich nicht um ſie zu kümmern. Michel hat jetzt nicht mehr den grauen Star, ſondern den ſchwarzen. Was iſt nicht alles von Rathenau verſucht worden, dem zu begegnen ſeit Jahr und Tag bis an die Grenzen ſeiner materiellen Leiſtungsfähigkeit, ohne daß wie in Amerika die Öffentlichkeit mit Tubatönen dazu wie zu einem Schauſpiel eingeladen wurde! Aber da er ſeine Linke nicht wiſſen läßt, was die Rechte tut, ſo iſt hier vorläufig nicht darüber zu reden. Ich kehre zu dem Punkte zurück, von dem ich ausging. Seneka war einer der reichſten Großgrundbeſitzer ſeiner Zeit, Mark Aurel war ein Kaiſer, Friedrich II. beſaß auch einige äußere Macht, Schopenhauer vervielfachte durch die

Börſe ſein ohnehin nicht kleines Vermögen, und dieſe Beiſpiele laſſen ſich leichtlich häufen — wer dachte je daran, aus dieſen Tatſachen Konſequenzen für die Beurteilung der Schriften jener Männer zu ziehen?! Wohlgemerkt, meine Wenigkeit ſteht auf dem Standpunkt, daß ſich ein materielles Wohlleben nicht mit einer Entſagungstheorie, wenn ſie anderen als erſtrebenswert hingeſtellt wird, in Einklang bringen läßt, das Wort iſt gemein: richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Taten.* Aber vom Leſer aus geſehen iſt jenes eine Frage, die der in Betracht kommende Autor einzig und allein mit ſich und ſeinem höchſten Wollen abzumachen hat. Das iſt eine letzte und entſcheidende Frage, aber man nimmt ihr gerade ihre Fruchtbarkeit, wenn man ſie an die Öffentlichkeit zerrt.

Hat jemand aber glücklich dieſe beiden Ungetüme von Vorurteilen erledigt und glaubt nun, freier atmend als bisher, an die Sache ſelbſt kommen zu können, ſo iſt er ſchmählich enttäuſcht. Machte man vorher dem Menſchen in Rathenau gegenüber ſeine Vorbehalte, ſo jetzt dem Denker und Schriftſteller. Und wiederum handelt es ſich hier nicht ſo ſehr um dieſe eine Perſönlichkeit, ſondern um ein Verfahren, daß allen gegenüber zur Anwendung gebracht wird, die ähnlich ſchriftſtelleriſch ſich geben wie er. Und das ſind heute ſo ziemlich alle, die wirklich etwas zu ſagen haben, aber nicht wiſſenſchaftlich abgeſtempelt ſind. Und wiederum geht hier die Sozialdemokratie Hand in Hand mit dem früheren Syſtem und dem Kapitalismus in der grotesken, aber leider für die wirkliche Kultur ſo gefährlichen Überſchätzung der Wiſſenſchaft für die letzten und wichtigſten Fragen des Lebens. Auch darin gleicht dieſe Revolution, nachäffend, den früheren, daß ſie ſich zutraut ſo ziemlich alles, vom Erhabenſten bis zum Lächerlichſten, von Grund aus neu zu ſchaffen, nur nicht die Göttin „Vernunft". Dieſe aber iſt ihr identiſch mit der Wiſſenſchaft. Unter dem zuſtimmenden Nicken unſerer neuen Beherrſcher von Gewalts Gnaden umarmt der Profeſſor von 1918 die Dirne von 1789.

Rathenau ſchreibt nun mit einer erſchreckenden Verachtung jedes wiſſenſchaftlichen Apparates, er verzichtet auf jede Unterſtützung früherer oder gegenwärtiger Autoren, er ſetzt ſich immer nur mit Anſichten auseinander, die wirkſame Macht erlangt haben und nicht nur akademiſche ſind, er verzichtet auf jegliches Zitat — das kann man ihm nicht verzeihen und verzeiht man ihm auch nicht. Und wirkſamer als durch einen Bannſtrahl des Mittelalters wird er zum Dilettanten verflucht,

* An dieſem Punkte ſcheidet ſich der „ſchöpferiſche Menſch" von dem „Vermittler" fremder Gedanken reſp. Bauteile. Hier iſt der Kernpunkt, wo ſich germaniſcher und jüdiſch-orientaliſcher Ethos unterſcheidet. Das nächſte Heft wird von Karl Bröger einen weiteren Aufſatz zu der Frage, nach welchen Geſichtspunkten Walther Rathenau als Perſönlichkeit zu werten ſei, bringen. (Leit.)

natürlich nicht in grober Weiſe, ſondern aus „Gründen“ und ſalbungsvoll wie damals. Es iſt nun gewiß richtig, daß Dilettanten eine wirkliche Gefahr bedeuten, wie jeder, der über etwas mitreden und mitbeſtimmen will, von dem er kein Verſtändnis hat. Schon im Frieden mußte man über dieſe Art ſeufzen, man denke bei uns nur an die politiſierenden Generäle und Profeſſoren. Es iſt nur ein ſchwacher Troſt, daß jedes Land der Erde, beſonders das große Albion, mit ſolchen Leuten geſtraft iſt. Das bezeichnende Merkmal des Dilettanten iſt aber nicht ſo ſehr ſeine perſönliche Unzulänglichkeit dem gegenüber, was er wirken zu können ſich vornimmt, ſondern ſein Grundzug iſt ſeine törichte Eitelkeit, die ihn ſeine rein perſönlichen Erfahrungen nicht bei ſich und ſeinen Lieben behalten läßt, er ſtabiliert ohne jeden zureichenden Grund das nur Perſönliche zu allgemeiner Geltung. In dieſem Sinne gibt es ſehr, ſehr viele wirklich gelehrte Dilettanten, aber andererſeits auch ſehr ungelehrte Laien, die keine ſind. Und dieſe zweite, nicht hoch genug einzuſchätzende Art taucht immer auf, wenn eine neue Zeit im Werden iſt. Zeuge des iſt alle Geſchichte. Hier ſind die Bahnbrecher der kommenden neuen Zeit, und ſo ſind ſie auch uns da, nicht viele bisher, aber ſie ſind die geiſtigen Führer der kommenden Generationen. Zu ihnen gehört Rathenau. Seine Schriften, ſoweit ſie nicht rein akute Fragen zum Gegenſtande haben, alſo zuerſt und zuletzt ſeine „Mechanik des Geiſtes“, gehören zu den Büchern, die man verſtanden haben muß, bevor man ſie geleſen hat. Wenn dieſes Verſtehen fehlt, bleiben ſie auch nach emſigſter und bravſter Lektüre Bücher mit ſieben Siegeln. Es iſt über ſie faſt gar nichts zu ſagen, oder ſie ſind einfach noch einmal zu ſchreiben. Es handelt ſich nämlich bei jenem grundlegenden Werke, deſſen Planeten nur die anderen ſind, vom Anfang bis zum Ende um ſo etwas Obſkures wie die Seele. Es kam in einem Lande ans Licht, das ſich ehedem „das Herz der Welt“ nannte. Aber der Verfaſſer wie ſeine Freunde haben nirgends bemerkt, daß es außer von ganz wenigen verſtanden wurde. Es iſt dem Volke der Dichter und Denker zu „ſchwer und dunkel“ geſchrieben, oder wo ein Ahnen dämmert, glaubt man kindlich raffiniert ein „prachtvolles“ (sic!) Gemälde der Seele ſehen zu müſſen. Alle Raſſenunterſchiede, alle ſonſtigen Differenzen ſchweigen, Gelehrte wie Ungelehrte reichen ſich bei der erſten wie bei der zehnten Auflage liberal die Hände zu gemeinſamer Verſtändnisloſigkeit. Und wenn gar manche von ihnen glauben, ſie müßten aus einem gewiſſen Inſtinkt heraus loben, ſo wird es für jemand, der die geiſtige Welt zum Objekt ſeiner Betrachtung macht, ein geradezu quälendes Schauſpiel. Und das nach einer Zeit, die ſich nicht genug tun konnte in der Populariſierung des Wiſſens. Wenn man das allgemeine geiſtige Niveau des deutſchen Geiſtes, nicht nur etwa das der erleuchteten Geiſter, in der Zeit vor hundert Jahren mit

dem heutigen vergleicht, es iſt zum Entſetzen. Und hieran iſt etwa nicht der Krieg ſchuld, ſondern ſchon vor ihm lag im deutſchen Geiſte die Tendenz zum Verflachen. Der Troſt iſt recht ſchwach, daß es im Auslande ebenſo und noch ſchlimmer ſteht; es iſt ſchwer, nicht müde zu werden.

Was iſt die Tat Rathenaus? Wo iſt der Schlüſſel zum Verſtändnis ſeines Wollens? — im Herzen ſeiner Leſer. Aus jeder in Betracht kommenden Zeile ſeiner Bücher ſpricht unerſchütterlich, weil aufs tiefſte begründet, der Glaube, daß alles vergeblich iſt, daß der verſtändigſte Verſtand nirgends imſtande iſt, etwas von wirklicher innerer Dauer zu ſchaffen, wenn nicht vor allem und zunächſt die Geſinnung eine andere geworden iſt. Das Wohl und Wehe der Welt iſt eine Charakterfrage. Daß die Seele der Welt aus ihr verjagt war, nur dies hat es möglich gemacht, daß Welt und Menſchen zu Maſchinen wurden, daß aus einem Leben atmenden, ſeiner ſelbſt frohen Organismus ein Mechanismus werden konnte, wie er grauſiger nicht gedacht werden kann. Nun wird man ſagen, das wiſſe nicht nur Rathenau allein; das iſt richtig. Aber Tatſache bleibt, daß keiner der führenden Männer von heute auch nur den Willen zeigt, dieſe Binſenwahrheit zur Geltung zu bringen. Aber das Verdienſt des Verfaſſers der „Mechanik des Geiſtes“ beſteht nicht in der Anerkenntnis dieſer für das menſchliche Handeln letzten Weisheit, ſondern in der Durchführung und Anwendung derſelben auf faſt alle Gebiete des menſchlichen Lebens, ſeiner Verhältniſſe und ſeiner Bezüge. Er hat es auf ſich genommen, den Intellekt ad absurdum zu führen und in ſeiner ganzen erbärmlichen Hilfloſigkeit zu zeigen, ſofern er ſich vermißt, ein Herrſcher von eigenen Gnaden zu ſein. Wohin er kommen muß und kommt, wenn er der Seele entraten zu können glaubt. Dieſer Nachweis iſt Rathenau faſt reſtlos gelungen, und wenn dies nicht eine Tat iſt, ſo weiß ich nicht, was ſich ſonſt dafür ausgeben ſollte. Ihre Bedeutung ermeſſen kann freilich nur jemand, der auch von anderem lebt als vom Brot allein. Und zu jener, wenn man will, nur theoretiſchen Erkenntnis gab, oder ſagen wir, verſucht Rathenau mit aller ihm gegebenen Kraft des Geiſtes und Herzens ein zweites zu geben: Die Anwendung auf die Praxis des Lebens, hier wie dort ausgehend von größten Dimenſionen, bis hin zum Kleinſten. Das iſt der Anſporn, der ihn immer wieder treibt, zur Wirklichkeit Stellung zu nehmen, unbeirrt von allen Verdächtigungen, die ſich gar nicht denken können, daß jemand dieſes alles tun kann, ohne dabei ſonſtige Intereſſen zu verfolgen. Ich erinnere mich an eine Schmähſchrift gegen ihn von „nationaler“ Seite, die rabuliſtiſcher als ein Interpret des Talmud, ſophiſtiſcher als alle Sophiſten Griechenlands den Beweis zu erbringen ſuchte, daß hier nur Egoismus die Triebfeder ſei. Nun, es wäre zu wünſchen, daß wir alle einen Egoismus beſäßen,

deſſen Selbſtſucht darin beſteht, die Menſchen beſſer und dadurch glücklicher zu machen. Und, ihr Herren, es gibt, Gott ſei Dank, für den Wiſſenden Kriterien, die ebenſo wohl erkennen laſſen, ohne jede Möglichkeit der Täuſchung, daß ihr mit unlauteren oder wenigſtens törichten Mitteln arbeitet, wie daß der andere reinen Herzens iſt. Seine Schwächen liegen ganz wo anders: dahin gehört ſein Glaube an die Entwicklung und den Fortſchritt der Menſchheit, ſein Zutrauen zu dieſer Jugend jetzt, ſeine Verherrlichung menſchlichen einſichtsvollen Handelns, u. a. Was aber immer dadurch gekennzeichnet iſt, daß er Wege ſucht, die uns aus unſerem Jammer herausführen könnten. Voll beſtem Willen, auch dort, wo ſolche nicht zu finden ſind. Könnte es nicht auch einmal zu den Errungenſchaften der neuen Zeit gehören, daß wir den zweifelloſen Wert eines großen Mannes anerkennen, ſchon jetzt, ſolange er noch, gleich uns, in dieſer herben Welt voll Mühe atmet?

Friedrich Märker / Der Weltfriede

Am Anfang der Zeiten war der Menſch — wenigſtens verkünden es die Mythen: eins mit ſich ſelbſt und mit dem All der geſchaffenen Welt.

Seit den Zeiten der geſchichtlichen Überlieferung aber raſte Herrſchſucht über den Menſchen und Völkern und ſuchte den Weltfrieden dadurch wiederherzuſtellen, daß Einer allein — allmächtig — über Alle gebiete, bis endlich im Sozialismus der Wille zur Überwindung der Ichſucht durch die Idee der Gleichberechtigung aller Menſchen erſtand.

Der erſte Schritt zur Verwirklichung ſeiner Idee aber zwang den Sozialismus — ſie zu verleugnen, denn was hätte es ihm genützt, den militariſtiſchen und kapitaliſtiſchen Gewalthabern, die von jeher alle Ideen und Ideale zur Stärkung ihrer Macht mißbrauchten, die Idee der Menſchlichkeit zu predigen.

Um die Macht zu brechen und den Boden der Verſöhnung zu bereiten, mußte er ſtreben, ſelbſt eine Macht zu werden.

So wurde aus der ſozialiſtiſchen Idee, die einen Menſchheitsbund erſtrebt, ein Arbeiterverband: die ſozialdemokratiſche Partei.

Aus der Empörung gegen die organiſierte Entrechtung durch Militarismus und Kapitalismus wurde die ſozialiſtiſche Organiſation, die nicht weniger gleichgültig gegen den einzelnen Menſchen iſt. Auch ihr iſt es nur um die zahlenmäßige Macht, nur um die Uniform, nicht um die innere Kraft zu tun.

So vermag ſie wohl äußerlich ein Band über die ganze Erde zu legen, aber ſie vermag die Erde nicht zu einem Körper zu verſchmelzen. Sie

kann unter allen Völkern Genoſſen haben, aber ſie kann die Völker nicht einen, — es ſei denn, daß ſie — was erſt nach ihrem völligen politiſchen Sieg möglich ſein wird — wieder zur ſozialiſtiſchen Idee zurückkehrt.

Die eigentliche Arbeit des Sozialismus wird alſo beginnen, wenn die ſozialiſtiſche Partei überflüſſig geworden iſt.

Wenn die Gewalten, die den Menſchen zur Maſchine erniedrigen, die ihn hindern, Menſch zu ſein, zerbrochen ſind, dann wird der Sozialismus vor ſeine eigentliche Aufgabe treten, das Gefühl für die Gleichberechtigung aller Menſchen, das Menſchheitsgefühl zu erwecken. —

Der gleiche Mangel an Innerlichkeit, der den gegenwärtigen Sozialismus, den Parteiſozialismus, zur Begründung des Weltfriedens ungeeignet macht, wird auch die Bemühungen, den Weltfrieden durch einen Völkerbund zu begründen, noch lange ſcheitern laſſen.

Zwar erſtand, aus den Jahrtauſenden vergeblicher Kriege um die Weltunterwerfung, die Einſicht, daß nur durch die — wenigſtens äußerlich freiwillige — Anerkennung aller Völker ein Volk das erſte über der Erde zu ſein vermag, aber noch nicht erwuchs die zum tiefſten zerbrechende Verzweiflung über die Herrſchſucht, noch nicht die aus dem Innerſten flammende Sehnſucht nach Frieden.

Nur der berechnende Wille erwachte und klügelte, wie die durch Jahrtauſende geſcheiterte Unterwerfung der Gewalt, durch die Unterwerfung der Klugheit erſetzt werden könne.

So erſtand der Gedanke eines Völkerbundes, der äußerlich zwar die Selbſtſtändigkeit aller Völker wahrt, im Grunde aber die Vorherrſchaft eines einzelnen Volkes — gegenwärtig iſt es England oder Amerika — erſtrebt. Statt durch Gewalt entrechtet zu werden, ſollen die Völker ihre Rechte freiwillig in eine Hand legen und dafür die Genugtuung haben, daß das, was ihnen befohlen wird, nicht der diktatoriſche Wille eines Einzelnen, ſondern die gerechte Forderung ihrer Aller ſei.

Dieſer autokratiſche Völkerbund wäre alſo — wie die autokratiſche Monarchie — nur äußerlich ein Bund Gleichberechtigter, im Innern aber nichts als die freiwillige Anerkennung des Fauſtrechts des Mächtigſten durch alle Schwächeren.

Der wahre Völkerbund hingegen ſchließt natürlich jede Vorherrſchaft aus. Er beruht wie die Republik darauf, daß Jeder ſich aus innerer Freiheit ſeiner Sucht nach Eigenmacht begibt und ſeine Sonderintereſſen unter ein allgemeines Recht ſtellt.

Wie aber kann dieſes Recht geſchaffen werden?

Durch die Feſtſetzung von Regeln, Beſtimmungen und Strafen?

Kann die Feindſchaft der Völker: der Krieg, dadurch beſeitigt werden, daß man ein gemeinſames Geſetzbuch ſchafft?

Dieſer Irrtum iſt nur in einer Zeit möglich, wo alles urſprüngliche

Gefühl verſchüttet iſt unter Äußerlichkeiten und verſtandlichen Bedenken; in einer Zeit, wo das Wort mehr gilt als der Sinn, der glänzende Schein mehr als das wahre Sein. Sonſt müßte man wiſſen, daß es unmöglich iſt, ein wahres Geſetz anders als aus dem Gerechtigkeitsgefühl aller Beteiligten zu ſchaffen, daß ein Geſetz, das nicht aus einem Gemeinſchaftsgefühl aller Beteiligten erſtanden iſt, keine bindende Kraft hat, daß es in dem Augenblick gebrochen wird, wo einer ſich ſtark genug fühlt, den Strafen zu entgehen.

Wie das bürgerliche Geſetz bei moraliſch-minderwertigen Perſonen nahezu unwirkſam iſt und mehr als durch ſeine gedrohten Strafen durch die Ehr- und Rechtlichkeitsgefühle wirkt, die ihm ſeit Jahrhunderten zugrunde liegen, ſo wird ein internationaler Gerichtshof ſo lange — wenn auch nicht wertlos — ſo doch unfähig zur Verhinderung von Kriegen ſein, bis alle Menſchen — oder wenigſtens die Führer aller Völker zu einem wahren Ehr- und Rechtlichkeitsgefühl erwacht ſind. Nicht aus des Verſtandes Einſicht in die Zweckloſigkeit des Krieges und die Fruchtbarkeit des Friedens, nicht aus dem klugen, politiſchen Willen zur Vermeidung von Kriegen, — aus der inneren Verachtung aller Gewalttat, aus dem religiöſen Gefühl für die Gleichberechtigung aller Menſchen und Völker, aus dem Menſchheitsgefühl wird der Völkerbund erbaut werden.

Allerdings mit dem Menſchlichkeitsgefühl allein iſt es nicht getan. Da es aus den innerſten Tiefen des Menſchen ſtammt, weiß es nur von der Menſchheit und nicht vom einzelnen Menſchen.

Es ſtellt an Jeden die abſolute Forderung, ſich im Ganzen aufzulöſen und überſieht die Eigenrechte der Menſchen und Völker, die aus ihren natürlichen Anlagen und Verhältniſſen erwachſen.

Es überſieht, daß es der Wille der Natur iſt, ſich nicht eintönig in unendlichen Widerholungen einer Form oder in einer unendlichen Formloſigkeit auszuwirken, daß ſie vielmehr überall von der Luſt geleitet iſt, ſich in unendlich vielgearteten Geſchöpfen in Erſcheinung zu ſetzen.

Zwei Kräfte: die menſchliche, auf der Vernunft beruhende Selbſtkraft, und die unendliche, unbewußte Allkraft durchwirken die Natur und machen ſie zum Spiel von Alleinheit und unendlicher Vielart.

Und zwar bedingen ſie ſich gegenſeitig ſo ſehr, daß jedes Übergewicht mit Vernichtungen endigt.

Wo die Sonderungskraft überwiegen wird, entzünden ſich Feindſchaft und Kriege, und wo die Allkraft ihre Ufer zerbricht, zerfließt ſie wie die Flamme ſpurlos und ohne Wirkung im unendlichen Himmel entſteigt, wenn ſie aus der Erde bricht, ſtatt allmählich, Leben gebend, in das Blühen der Bäume zu entſtrahlen.

Das Allgefühl iſt unerläßlich wie die Viſionen eines Werkes, aber es muß, wie der Bau ſelbſt, von der menſchlichen, die ſchrittweiſen Mög-

lichkeiten des wirklichen Lebens und die Eigenrechte der Einzelweſen meſſenden Vernunft geleitet werden.

Es wird alſo notwendig ſein, das Gefühl für die Gleichberechtigung aller Menſchen und Völker durch die Vernunft in Formen zu bringen, die nicht nur die — Allen gleichmäßig zuſtehenden Menſchenrechte, ſondern auch die der Beſonderheit, der Veranlagung und Begabung des Einzelnen angemeſſenen Eigenrechte beſtimmt.

Würde man Jeden nur als Menſchen ſchlechthin behandeln, ſo beginge man von der entgegengeſetzten Seite her den gleichen Fehler wie die ſozialiſtiſche Organiſation.

Die ſozialiſtiſche Organiſation erſtrebt, aus Mangel an religiöſer Innerlichkeit, nur die äußerliche, abſolute Gleichheit der Uniform und iſt daher gleichgültig gegen die Eigenart des Menſchen und der Nationen.

Das Allgefühl erſtrebt, wenn es nicht von der Vernunft gebändigt wird, das hemmungsloſe Einswerden von Seele zu Seele, hinweg über des Lebens ſchrittweiſe Ausweitung vom Mann zum Weibe, vom Einzelnen zum Volk und vom Volk zur Menſchheit und ſteht daher dem Eigenrecht des Menſchen nicht nur gleichgültig, ſondern feindlich gegenüber. Es erſtrebt die Vernichtung aller Selbſtkraft als ſeines Widerſpruchs und verkennt damit das eigentliche, das doppelſeitige Weſen der Menſchen und der Völker als eines Spiels zwiſchen Selbſt- und Allkraft — es verkennt die wahre Perſönlichkeit.

Wie die Brücke ihre Beſtimmung, hinüberzuleiten, nur erfüllt, wenn ſie, als Brücke, in ſich ſtark gefeſtigt iſt, ſo erfüllt der Menſch ſeine Beſtimmung, Glied der Menſchheit zu ſein, nur wenn er in ſich, als Einzelmenſch, vollkommen ausgebildet iſt.

Wo die Felſen allzu ſchroff und hart emporſteigen, vermag die Quelle des Lebens nicht, fruchtbringend in die Täler einzufließen, und wo die Ufer vom überflutenden Allgefühl zerbrochen ſind, muß der Fluß verſanden.

Zum Meer, zum Urſprung und Ende aller Waſſer, kommt nur der von ſtarken Ufern geleitete und doch nirgends durch ſchroffe Felſen verbaute Strom.

Aus dieſem Gedanken wendet ſich Nietzſche im Zarathuſtra — das Dritte, den Übermenſchen fordernd — gegen beide Einſeitigkeiten:

Gegen das unperſönliche Allgefühl ſagt er: „Einen neuen Stolz lehrte mich mein Ich, den lehre ich die Menſchen: Nicht mehr den Kopf in den Sand der himmliſchen Dinge zu ſtecken, ſondern frei ihn zu tragen, einen Erdenkopf, der der Erde Sinn ſchafft. — Der Übermenſch iſt der Sinn der Erde."

Und gegen den ſchroffen Individualismus: „Der Menſch iſt etwas, das überwunden werden muß: Wahrlich ein ſchmutziger Strom iſt der Menſch. Man muß ſchon ein Meer ſein, um einen ſchmutzigen Strom aufnehmen zu können, ohne unrein zu werden. Seht, ich lehre

euch Übermenſchen: der iſt das Meer, in ihm kann eure große Verachtung untergehen."

Das heißt jeder Menſch und jedes Volk ſoll ein in ſich ſtarkes, aber in Demut dienendes Glied im Kreiſe der Menſchheit und zur Vollendung der Menſchheit ſein.

Während alſo die ſozialiſtiſche Organiſation die Menſchen und Völker, gleichgültig, ob ſie innerlich reif ſind, wie in ſich verhärtete Stahlſtäbe aneinanderbindet,

und das wirklichkeitsferne Allgefühl die Menſchen und Völker dadurch vereinen will, daß es, verzweifelt an der Ichſucht, ihre Eigenart ins Formloſe zerſchmilzt,

reiht der wahre Bund die Menſchen und Völker, in ſich als Perſönlichkeiten geſchloſſen, wie Perlen auf einer unendlichen Seidenſchnur aneinander.

Die Organiſation allein beachtet nur den Körper,

das Allgefühl allein nur den Geiſt.

Der wahre Bund aber iſt Allgefühl und Organiſation. — Er iſt das in die Tat umgeſetzte, das Körper gewordene Allerlebnis.

In ihm vollbringt ſich das Ende des Weltenwerdens: die neue, bewußte Einheit der in unendlichen Einzelgeſtalten ſich ausgebärenden Gottheit.

Umſchau

Militarismus Militarismus iſt nicht die im Zeitalter des Kapitalismus berechtigte Form der Rüſtung zur Durchſetzung nationaler Intereſſen, dann wären alle Staaten Europas militariſtiſch, ſondern die Beugung des Geiſtes unter die Einſeitigkeit des militariſtiſchen Willens. Dieſe hat allerlei Krankheitserſcheinungen im deutſchen Heer hervorgerufen, die beſonders durch die Länge des Krieges deutlich wurden.

Die völlig veraltete Militärpädagogik hatte keinen Sinn für menſchliche Würde, der Soldat ſollte weiter nichts als ein gut funktionierender Maſchinenteil in der Hand ſeines Vorgeſetzten ſein. Aber auch die Offiziere wieder waren Teile eines Apparates, der auf den Frieden hin konſtruiert war und bei deſſen Funktion zwar nicht der Wille, aber die Bereitſchaft des Geiſtes fehlte, ihn ſelbſtändig für den Krieg umzuſchalten. Das Heer war bereits im Frieden zu einem toten Mechanismus herabgeſunken. Die Ausbildung geſchah noch während des Krieges auf die Vorſtellung vor dem Vorgeſetzten und nicht auf den Zweck hin. Um ſo mehr ſind die Leiſtungen des Heeres während des Krieges dank einem guten Generalſtab, der Tapferkeit der Frontoffiziere und der ſoldatiſchen Tüchtigkeit des einfachen Mannes anzuerkennen.

Auffallend war die große Anzahl unbrauchbarer und ungeeigneter höherer Offiziere, denen die Entſchlußfähigkeit und noch ſo manche Eigenſchaften der Kameradſchaftlichkeit fehlten. Überhaupt glaube man nicht an das Märchen der Kamerad-

ſchaftlichkeit an allen jenen Orten, die vor dem Feinde ſicher waren, es herrſchte dort der echte Kleinſtadtgeiſt des Beamtendünkels. War es doch auch kein Wunder, all die in der Friedenszeit abgeſchobenen Offiziere bekleideten wieder höhere Poſten entſprechend ihrer Anciennität (!), und ſo mancher hilfloſe, nervöſe, verbrauchte Oberſt und General verdeckte ſeine Unfähigkeit durch ſeinen Adjutanten, der die Situation oft nur dadurch rettete, daß er ſelbſtändig deſſen widerſprechende Befehle korrigierte.

Zwar wurden ſo manche von dieſen unfähigen Menſchen ſpäter entfernt, aber oft viel zu ſpät, und dann erſchwerte das Strebertum die richtige Orientierung der höchſten entſcheidenden Stellen. Nirgends werden die Vorgeſetzten ſo viel dumm gemacht, wie beim Militär, es iſt das wie ein Naturgeſetz der Selbſthilfe gegen zu vieles Verordnen von oben herab. Je drückender der Militarismus, deſto mehr ſteigert ſich die Lüge, im militäriſchen Sprachengebrauch heißt es: Es wird markiert.

Die ſchlechte Stimmung im Heere war z. B. Ludendorff rechtzeitig durchaus bekannt, und darum ſetzte der vaterländiſche Aufklärungsdienſt ein. Über den Erfolg aber wurde er belogen. Die unteren Stellen ſchilderten die Stimmung ganz richtig, aber ſchon der Bataillonsführer ſtrich die ſchlimmſten Stellen im Bericht heraus, ſein Bataillon ſollte doch nicht ſchlechter daſtehen wie andere. Und ſo ging es bei jeder Inſtanz weiter, bis ſchließlich der Armeeführer ein herrlich retuſchiertes Bild in den Händen hatte, das alles andere als wahr war.

Es ſoll hier nicht von der Eiferſucht der Heerführer aufeinander geredet werden, jedenfalls war ſie vor Hindenburg faſt eine Kataſtrophe zu nennen. Ein guter Beobachter, der vom Hauptquartier kam, ſprach mir nach dem erſten halben Kriegsjahr direkt von einer Desorganiſation desſelben. Jeder General dachte an ſeinen Ruhm, an ſein Avancement und nicht an das Ganze, denn der Kaiſer als oberſter Kriegsherr verſagte in Menſchenkenntnis und Energie völlig.

Ein hervorſtehender Zug des Militarismus (nicht des deutſchen Weſens) bei der Beſetzung fremder Länder war der Mangel an Ritterlichkeit und Menſchlichkeit im Prinzip, ganz abgeſehen von den Ausnahmen, die der inneren Anſtändigkeit des Einzelnen entſprachen. Es iſt geradezu eine Schmach für den deutſchen Namen, wie das rückſichtsloſe Prinzip gemeinſter Ausbeutung durchgeführt wurde, damit man nach oben hin als fähiger Beamter galt. Das haben wir nicht nur in feindlichen Ländern getan, ſondern auch in befreundeten, zuletzt in Litauen, Livland und Eſtland.

Ich will hier nicht von dem Schiebertum der Offiziere und der Beſtechlichkeit der unteren Chargen reden. Der ahnungsloſe Zeitungsleſer hat immer vom Heldentum unſerer Soldaten geleſen, er würde einfach nicht glauben, was die Spatzen von den Dächern pfeifen. Es iſt auch nicht nötig, in der Öffentlichkeit unſere ſchmutzige Wäſche zu waſchen. Jedenfalls, wenn die Ehre des Offizierskorps beim Kriegsanfang weiß war, ſo war ſie am Ende graumeliert und in der Etappe meiſtens ſogar ſchwarz. Bezeichnend klingt mir die Äußerung eines Offiziers im Ohr: „Mit dem Rock zieht man das Schwein wieder aus.“ Je älter die Offiziere waren, deſto mehr hatten ſie ihr Leben lieb. Die Stäbe ließen ſich nicht ſehen, wo es lebensgefährlich war, ſie kannten zumeiſt das Kampffeld gar nicht perſönlich. Wenn man nun fragt: Was konnte ein beſonders tüchtiger Frontoffizier werden, der im Kriege als Leutnant begann, ſo lautet die Antwort: höchſtens Adjutant oder Kompanieführer. Es war im „Syſtem“ kein Raum für geniale, jäh aufſteigende militäriſche Talente

wie in der Napoleoniſchen Zeit. Es herrſchte der Hochmut des auf der Kriegsſchule friedensmäßig gebildeten Fachmannes.

So kam es, daß all die Anregungen zu taktiſchen militäriſchen Verbeſſerungen meiſt von ſeiten der Unzünftigen kamen und ſich nur langſam durchſetzten. Der Zeitungsleſer bildete ſich ein, wir wären techniſch immer an der Spitze, bis ihn die Maſſenangriffe der Tanks eines beſſeren belehrten. Es iſt eine mir oft beſtätigte Tatſache, nirgends war Hochmut und Aufgeblaſenheit größer als bei jenen Stellen, die über die Erfindungen für das Militär zu entſcheiden hatten. Das Heer war verbureaukratiſiert wie zur Zeit der Schlacht von Jena.

Es ſoll aber durchaus betont werden, der Geiſt der äußeren Gewiſſenhaftigkeit herrſchte im Offizierskorps, man tat militäriſch ſeine Pflicht und Schuldigkeit im Dienſt, nur fehlte dabei ſo oft der Geiſt der Selbſtverantwortung im menſchlichen Ethos, der Würde, die innerer Sauberkeit entſpricht. Fragte man einen Offizier mit ſtarker Perſönlichkeit, wie vielen Kameraden er näherſtände, ſo war es ein verſchwindender Prozentſatz, denn der menſchliche Grundtypus war: geiſtig-unintereſſierter Skatbruder mit rein materiellen Intereſſen und ſtreberhaftem Zuſammenklappen vor dem Vorgeſetzten. Es wäre auch ein Wunder, wenn es anders geweſen wäre, denn wie konnten ſie anders ſein als ihr Urſprung, das Bürgertum.

So iſt es kein Wunder, wenn das dem Militarismus parallel gehende ſtudentiſche Verbindungsweſen in den kleineren Univerſitätsſtädten jetzt in den gleichen Formen wieder auflebt wie vor dem Kriege. Wo bleibt denn der neue Geiſt, fragt man ſich?

Nun, der neue Geiſt iſt nicht im Felde vor dem Feind entſtanden, der Militarismus repräſentierte ſeine negative Seite. Um ſo mehr iſt es unſere Pflicht, jener Jugend, die wieder im verbündeten Geiſt des Militarismus mit Sauf- und ödem Kommentleben beginnen will, zuzurufen: Lernt vom Leben, wenn ihr es bei den Soldaten verſäumt habt, euer Menſchentum zu entwickeln. Wir haben mehr wie genug Halbmenſchen in Deutſchland.

Eugen Diederichs

Sozial-ſittliche Lehren der Revolution

Nach der materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung wird die ſoziale Entwicklung ausſchließlich von den wirtſchaftlichen Vorgängen (genauer noch: von der Technik) beſtimmt. Recht und Sitte ſind nur geiſtiger „Überbau", ihre Form iſt notwendig bedingt durch die ökonomiſche Grundlage. Das Bekenntnis der deutſchen Sozialdemokratie und damit der Arbeitermaſſen zu dieſer Auffaſſung hat uns in den Kriegsjahren außerordentlich geſchadet. Denn es hat uns den Kampf gegen Mißſtände erſchwert, die durchaus nicht unvermeidbar mit dem Kriege verbunden waren. Es iſt nicht wahr, daß der Wuchergeiſt, der unſer Wirtſchaftsleben beherrſcht hat und großenteils noch heute beherrſcht, eine „Funktion", d. h. eine naturnotwendige Folge des auf Privateigentum gegründeten Kapitalismus iſt. Er iſt vielmehr eine Folge laxer Wirtſchaftsmoral, falſcher Regierungmaßnahmen und unvernünftigen Verhaltens der Konſumenten. Jeder einzelne dieſer drei Faktoren hätte eine andere Moral erzwingen können, und der Erfolg hätte das Deutſche Reich vor einigen Dutzend Milliarden Kriegsſchulden, zahlloſe Familien vor der Not der übermäßigen Teuerung und unſere nächſte Zukunft vor der Gefahr des Bankrottes bewahrt.

Die Revolution hat doch am beſten bewieſen, daß nicht ökonomiſche, ſondern ſee-

liſche Kräfte ſchließlich entſcheiden. Gewiß hat die Entwicklung der letzten Jahrzehnte die wirtſchaftlichen Möglichkeiten einer ſozialiſtiſchen Wirtſchaftsordnung (allerdings auch wohl nur einer teilweiſen!) geſchaffen; gewiß hat der Krieg einen ſtarken Zug zum Staatsſozialismus gebracht. Aber nicht die Wirtſchaft hat ihre kapitaliſtiſche Hülle geſprengt, weil dieſe zu enge iſt, ſondern aus geiſtigen Urſachen iſt ein Umſturz erwachſen, der zunächſt rein politiſche Wirkungen hat und der vor großen Schwierigkeiten der Sozialiſierung ſteht, weil die Umſtände ihr ganz und gar ungünſtig ſind.

Es iſt gar nicht ausgeſchloſſen, daß in wenigen Wochen zahlreiche Unternehmer dem Reiche ihre Betriebe zur Übernahme anbieten, die Sozialiſierung beantragen werden, daß aber dann die ſozialiſtiſche Regierung ſich dagegen ſträuben wird, weil gegenwärtig gar nicht ſozialiſiert werden kann. Zunächſt handelt es ſich darum, den Wagen unſerer Wirtſchaft wieder ins Rollen zu bringen, die Betriebe wieder arbeitsfähig zu machen. Kein Induſtriezweig iſt heute in der Lage, daß er die zu enge Hülle des Kapitalismus ſprengen müßte; ſondern im Gegenteile ſtehen alle vor der Notwendigkeit, eine immer leerer werdende Hülle erſt wieder mit wirtſchaftlichem Leben zu füllen.

Eines der ſchwerſten Hinderniſſe dafür iſt das Verhalten weiter Arbeiterſchichten, das der materialiſtiſchen Auffaſſung ſtracks zuwider läuft. Während des Krieges hat die Arbeiterſchaft ſich im ganzen tadellos gehalten. Nur dadurch, daß ſie an Gemeinſinn und Opferfreudigkeit die oberen Zehntauſend weit übertraf, hat Deutſchland den ungleichen Kampf ſo lange führen können. Auch das ein Beweis gegen Marx: Die Arbeiter haben weder als Produzenten noch als Konſumenten ihren Klaſſenvorteil zur Richtſchnur genommen, ſondern durch ihre ruhige Arbeitſamkeit das Geſamtintereſſe (das natürlich auch ihr eigenes war) und durch die unvernünftige Bezahlung von Überpreiſen für Lebensbedarf den (falſch eingeſchätzten) Individualvorteil. Dadurch haben ſie die allgemeine Wucherei groß ziehen helfen. Dieſer Geiſt des Kapitalismus, der den Wucher zur Verkehrsſitte machte, iſt Urſache des wirtſchaftlichen Umſturzes geworden. Der Geiſt des Kapitalismus hat im Kriege Bankrott gemacht, nicht ſeine Wirtſchaft.

Und nun zeigt ſich das Betrübende, daß mit der Einführung der ſozialen Republik, mit der Einleitung der ſozialiſtiſchen Wirtſchaftsordnung der Geiſt der Arbeiterſchaft ſich nicht verbeſſert, ſondern verſchlechtert, nicht ſozialer, ſondern höchſt unſozial wird. Die Arbeitsluſt vermindert ſich in demſelben Maße, in dem der Anſpruch auf Lohn wächſt. Man kann ſchon vielfach von wucheriſchen Lohnforderungen ſprechen. Teilweiſe werden ſie mit roher Gewalt den Unternehmern aufgezwungen; teilweiſe gehen ſie ſo über alles Maß des Vernünftigen und Möglichen hinaus, daß ihre Erfüllung das Ende des Betriebes im Gefolge haben muß.

Wäre die Moral eine Funktion der Wirtſchaft, ſo könnte man aus dem Verhalten der Arbeiter ohne weiteres folgern, daß Deutſchland zur Sozialiſierung noch nicht reif iſt; daß alſo wohl die Revolution unzeitgemäß war und nicht gelingen kann. Dieſer Schluß iſt ganz ſicher falſch. Und die ſozialiſtiſchen Führer der Arbeiterſchaft werden die erſten ſein, die ihn mit Recht ablehnen. Dann müſſen ſie aber auch ſo konſequent ſein, die ſelbſtändige Bedeutung der geiſtigen, ſittlichen Werte anzuerkennen und mit allen Kräften auf eine Geſinnung und Betätigung der Maſſen hinzuwirken, die nicht Folge, ſondern ſchon Vorausſetzung der wirtſchaftlichen Neuordnung ſein muß — zum mindeſten in einer ſo ſchwierigen Zeit wie der Gegenwart.

Selbſt der Spartakusbund erkennt ja in ſeinem Programm an, daß der ſozialiſtiſche Staat ſich nur auf freiwilliger Zucht, Arbeitsluſt und auf Gemeinſinn der Millionen aufbauen kann. Alle drei herrſchen ganz ſicher bei der organiſierten Arbeiterſchaft. Aber wir ſtehen vor der Gefahr, daß ihr Fehlen bei einer Minderheit uns in den Zuſammenbruch hineinreißt.

Wenn wir durchkommen ſollen, ſo muß der Gegenpol von Marx, ſo muß Kant mit ſeinem kategoriſchen Imperative zur Herrſchaft kommen. Er hat die Grundlage ſozialer Möglichkeiten gelegt mit ſeiner Forderung: Handle ſtets ſo, daß deine Handlungsweiſe allgemeine Maxime ſein könnte! Das muß in die Maſſen hinein; nur das Verantwortungsgefühl aller kann uns retten. Denn nur dieſes bewirkt die Mitarbeit aller, nicht nur am politiſchen Reden und am Geſetze machen, ſondern auch an der wirtſchaftlichen Tätigkeit, auf die es heute in erſter Linie ankommt. Denn die Wahrheit, in der ſich Liberalismus und Sozialismus begegnen, daß nur auf höchſter Leiſtung aller ſich das Glück aller aufbauen kann, das der Volksſtaat erſtrebt; dieſe Wahrheit galt nie ſo voll wie heute. Heinz Potthoff

Stimme eines Arbeiters

Wir veröffentlichen die Zuſchrift eines bayriſchen Eiſendrehers; denn es iſt eine entſcheidende Frage für die Zukunft des Sozialismus, ob der Arbeiter Selbſtverantwortungsgefühl für die Allgemeinheit hat oder nicht. Es iſt eine allgemeine Erfahrungstatſache, daß nicht nur ſeit der Revolution die Arbeitsluſt des deutſchen Arbeiters geſunken iſt, ſondern daß er kaum halb ſo viel wie früher arbeitet. Einesteils kann man dieſe Erſcheinung körperlich und ſeeliſch als eine Reaktion gegen die Überanſtrengung der Kriegszeit bezeichnen, mehr noch iſt ſie ein Zeichen des moraliſchen Zerſetzungsprozeſſes des deutſchen Volkes. (Leit.)

Der Aſchermittwoch kommt! Todſicher! Ich ſehe den furchtbaren Zuſammenbruch Deutſchlands! — — Oh, wenn ich Sie, Herr Diederichs! nur für einen Tag an meine Arbeitsſtätte, das Lager der bayriſchen Verwertungsſtelle für Heeresgut in .... verſetzen könnte. Furchtbar dieſer Schlendrian der Arbeiter und ihrer Vorgeſetzten! Keiner hält ſich mehr für ſein Tun verantwortlich. Jeder tut, was er will. Und iſt ja einer darunter, der ſeine Sache ernſt nimmt, ſo wird er verhöhnt und von allen im Stich gelaſſen, ſo daß er ſchließlich unter der Laſt zuſammenbricht. Ja, der größere Teil der Arbeiter glaubt ſich nun berechtigt, auch den kleinen „großen Herrn“ ſpielen zu dürfen. Der Einheitslohn iſt auch ſo ziemlich eingeführt, ſo daß keiner mehr zu tun braucht, als der andere — nämlich, ſo wenig wie möglich.

Seit einem Jahr arbeite ich da, und noch nie ſah ich eine größere Müßiggängerei bei den Arbeitern, als gegenwärtig. Ich habe verſucht, um mich einen Kreis Arbeiter zu ſcharen, der wenigſtens das Minimum von Arbeit, das gefordert wird, leiſten ſoll. Doch, das dauerte einen, zwei, höchſtens drei Tage, und ſie murren, daß ich ein Narr ſei, der ſie überanſtrenge, während die andern nichts arbeiten, ſondern herumſtünden und Dialoge über Eſſen, Trinken und Geſchlechtstätigkeit führten.

Dann entfernt ſich einer nach dem andern von meinen Getreuen, und ich ſtehe wieder allein mit der Arbeit. Kommt zufällig ein großer Vorgeſetzter herbei, dann wächſt die Schar um mich plötzlich derart an, daß ich nicht genug Hände habe, das große Arbeitsbedürfnis der fleißigen Nichtstuer zu befriedigen.

Sie werden mir jedenfalls den Rat geben, mich an die Betriebsleitung zu wenden! Das wäre die größte Dummheit, die ich begehen würde, denn ich erhielte als Antwort, daß doch dafür die Vorarbeiter da ſeien, die jedoch um alles, was Arbeit heißt,

ſich nicht kümmern. Außerdem zöge ich mir die Feindſchaft der geſamten Arbeiterſchaft und des hochvermögenden Arbeiterausſchuſſes zu. Zu allem Unglück beſtehen zwiſchen Vorgeſetzten und Arbeitern infolge der Lebensmittelnot Hamſterbeziehungen und noch andere mir unverſtändliche Beziehungen. Ich würde ganz beſtimmt und langſam hinausgedrängt und entlaſſen, was mir ſchon einmal irgendwo anders paſſiert iſt.

Das iſt nur ein Fall, und nach meinen brieflichen Erfahrungen iſt das in ganz Deutſchland ſo.

Wie, ach, wie ſollen wir unter ſolchen Zuſtänden unſer Deutſchland aufbauen? Was helfen denn alle die wohlmeinenden Plakate an den Häuſerecken, die freundlich warnenden Zeitungsartikel, in denen die Arbeiter aller Berufe zur Arbeitsaufnahme aufgefordert werden. Feſt, ſicher und auch ein wenig hart muß da zugefaßt werden! „Nur nit nachlaſſen!“ ſagte der Augsburger Schwabe, wenn ſeine Revolverbank in der Arbeitsnacht nicht parieren wollte und er immer wieder die Muttern der Wechſelkupplung anzog, und zu dieſem Zwecke auch zehnmal die Leiter herbeiſchleppte, um zu den verwünſchten Muttern hinaufzuſteigen.

„Nur nit nachgeben!“ — Das will auch ich. Das ſollen wir alle wollen, damit Deutſchland geſund und widerſtandsfähig wird.

Aber Aſchermittwoch wird's doch, dann kommt nach der Paſſionszeit Oſtern!

Die Diktatur des Proletariats?*

Der Hauptmann von Beerfelde, Kriegsheld, Wahrheitskämpfer und -dulder, verſendet Aufrufe „für die Diktatur des Proletariats“: In Berlin „drängen die bewußten Arbeitermaſſen in heiliger Leidenſchaft hin auf die Erkämpfung der Diktatur des ewig entrechteten Proletariats zur Herbeiführung der kommuniſtiſchen Weltordnung“. Wird hier das Problem praktiſch gelöſt, dann „wird der mit ihr geſchaffene Kommunismus, die einzig menſchenwürdige Lebensform, im Sturmwind die Welt erobern“. Ein unvergleichlicher Tag bricht an! Aber Beſtand wird er nur haben, wenn das Proletariat ſich „ohne Gewalt und ohne Mord an den Brüdern oben und unten durchſetzt“. So der Edelſpartakiſt von Beerfelde, der an Kaiſer, Kronprinz, Hindenburg und Ludendorff Briefe ſchrieb, nachdem er hinter die Kriegslügenfront geblickt, und — wähnte, die von Imperialismus Trunkenen damit zur Erkenntnis ihres Irrtums, ihrer Schuld und zur Buße rufen zu können. Man muß ihn lieben: „Brüder, nicht mehr morden, nicht ſchlagen, nicht ſchießen! Das iſt gemein, unmenſchlich, darf nicht mehr ſein. Legt alle die Waffen nieder, legt ſie nieder, Soldaten, legt ſie nieder, Spartakus!“ — Und draußen knattern die Maſchinengewehre! — „Wer nicht liebt, iſt kein Sozialiſt, wer ſich und ſeinen Beſitz nicht in den Dienſt der Brüder ſtellt, kein Kommuniſt, ſondern Menſchenfeind. — Wenn heute die Berliner Arbeiter und Soldaten dieſen Weg finden, dann iſt das Spiel gewonnen, dann kann Deutſchland jubeln und alle ſeine Wunden werden ſchnell heilen. Andernfalls gehen wir dem ſicheren Abgrunde entgegen.“ — Gibt das Geſchützfeuergedröhne draußen die Antwort?

Karl Kautsky, das Oberhaupt der Marxakademie, ſicherlich kein Opfer des „modernen Laſters, der Feigheit vor der Konſequenz“, ſo ſehr reiner Intellekt wie Beerfelde reines Gefühl, erhält als Ergebnis einer Unterſuchung über „das Weiter-

* In der Berliner Spartakuswoche niedergeſchrieben.

treiben der Revolution" den Satz: „Weiterführung der Revolution im Spartakusſinne heißt nicht Durchführung und Befeſtigung der Demokratie und planmäßige Sozialiſierung der Produktion, ſondern Aufhebung der Demokratie, ſtete Störung der Produktion und als Beigabe noch Erneuerung des Krieges." Dieſe Revolution unterſcheidet ſich von allen früheren aber dadurch, daß ſie ſchon in ihrem Beginn eine proletariſche und ſozialiſtiſche iſt, daß es keine weitere unterdrückte und ausgebeutete Klaſſe gibt, welche ein Intereſſe daran hätte, das neue Regime zu ſtürzen. Der Fortgang der Revolution kann alſo keinen Kampf zwiſchen den Klaſſen bringen, ſondern nur noch einen Kampf innerhalb derſelben Klaſſe, um Methoden und Anſchauungen! Der Ausgang iſt ungewiß, es gibt keinen Präzedenzfall. — Die Spartakusleute ſind in den alten Antiparlamentarismus zurückgefallen, während bereits Marx die Arbeiter lehrte, den Stimmzettel „aus einem Mittel der Prellerei zu einem Mittel der Befreiung" zu machen. Die Neokommuniſten glauben, wieder und noch nur auf die Gewinnung der Gewalt komme es an, mit ihr laſſe ſich alles erreichen. Aber wir machten mittlerweile techniſche und methodologiſche Fortſchritte: „Ökonomie und Proletariat ſind heute in Deutſchland reif zur Sozialiſierung", und die Maſſen wiſſen jetzt, „daß ihre Befreiung an beſtimmte ökonomiſche Bedingungen geknüpft, daß die Geſellſchaft in ſteter Entwicklung begriffen iſt, daß ſich beſtimmte Entwickelungsphaſen nicht beliebig überſpringen laſſen". Eine Gegenrevolution muß jetzt, eben wegen der Ausſchöpfung des Klaſſenfundaments, nicht notwendig die Revolution beendigen! Bleibt ſie aber aus, ſo bringt die Logik der Tatſachen, die unwiderſtehlichſte aller Kräfte, die Sozialiſierung der Betriebe und die Rückwirkung auf die übrige ziviliſierte Welt: die ſozialiſtiſche Weltrevolution! Ohne Emiſſäre, ohne Verſchwörungen, ohne Kriegszuſtand! Die Methoden eines terroriſtiſchen Spartakus aber treiben die Revolution abwärts, zu moraliſchem und ökonomiſchem Verfall und Untergang!

Beerfelde und Kautsky, Herz und Kopf, Liebe und Logik ſteuern zum gleichen Port, ihre Segel ſchwellt derſelbe Wind, denn Menſchenverbrüderung und ökonomiſche Entwicklung bedürfen der Perſönlichkeiten zu ihrer Verwirklichung: „Ideen können überhaupt nichts ausführen. Zum Ausführen der Ideen bedarf es der Menſchen, welche eine praktiſche Gewalt aufbieten. Jede Geſellſchaftsepoche gebraucht ihre großen Männer, und wenn ſie dieſelben nicht findet, ſo erfindet ſie ſie" (Karl Marx). Wir brauchen alſo neue Menſchen, Propheten und Täter der Selbſtloſigkeit, welche die Chriſtus-Tolſtoi-Beerfelde-Theſe von der allgeſtaltenden, wirklichkeits-überwindenden Liebeskraft mit der Marx-Kautsky-Antitheſe von der geiſtformenden Macht der ökonomiſchen Entwicklung verſchmelzen, höchſte Intenſitäten im Geiſt und im Willen! Sonſt wird der Sozialismus eine Spottgeburt, der „Konkursverwalter des Kapitalismus" (Hué), die Sozialiſierung zu einer Staats- und Kapitalsberaubung, eine Angelegenheit letzter ſittlicher Verwilderung. Die Periode des kapitaliſtiſchen Geiſtes währt weiter an, nur hat ſich, dank der vierjährigen Kriegsſchulung, die kapitaliſtiſche Geſinnung von den unternehmeriſchen Profitmachern ausgebreitet auch über die Arbeiterſchaft: Die Volksſolidarität iſt zertrümmert, die Klaſſenſolidarität erſchüttert, die Konjunktur für die Staats- und Kapitalsberaubung wird bedenkenlos ausgenützt, die Arbeiterſchaft „verbürgerlicht" in raſendem Tempo: Kientopp, Auſtern und Sekt als höchſtes Lebensziel. Nichts Neues, nur verzerrtes Bürgertum, nur der Sturm auf deſſen Götter: „Wenn die Dreiecke ſich einen Gott machen wollten, ſo würden ſie ihm drei Seiten geben." (Montesquieu).

Steht es ſo? Iſt des Proletariers Baalsbild der „Bürger“? Dann wär der Mummenſchanz der Mühe nicht wert. Dann wären der Erwerbsgeiſt, die Stellenjägerei, die Erpreſſerwut nur auf andere Schichten hinübergerutſcht, dann endigte Demokratie im Stumpfſinn, dann hätte der revolutionäre Magmaausbruch nicht geformt, nur verbrannt. Aber ſo muß es nicht ſein, ſo ſoll es nicht ſein. Die Syntheſe iſt möglich, bei Beerfelde finden wir ſie!

„Menſch, gib dich auf in deinen ſelbſtſüchtigen Trieben, ſie verarmen und veröden dich nur, gib dich hin für die anderen, ſtelle dein Leben bedingungslos in ihren Dienſt. Gehe den neuen Weg ins Wunderland der befreiten Menſchheit, ins Land der Gewaltloſigkeit, des Vertrauens, der Liebe. — Das Ziel aber iſt die ſeeliſche Erlöſung der Menſchheit, die ganz allein auch ihren wirtſchaftlichen Aufſtieg in ungeahnter Weiſe ermöglicht und zur Vollendung bringt.“ Dieſe „Diktatur des Proletariats“, die den ſozialiſtiſchen Geiſt vor die Sozialiſierung ſetzt, wer wollte ſie nicht mit ihrem Propheten? Paul Oeſtreich

Bürgertum und Proletariat

Als Entgegnung zu dem Lob und Tadel in den beiden Aufrufen im Januarheft von cand. med. Lubowski ſendet eine Bremerin folgende Ausführungen. (Leit.)

Das Bürgertum ſei Stumpfſinn, Trägheit, Armut, das Proletariat Energie, Begeiſterung, Reichtum an Idealen.

Nein — Maſſen verdienen nicht ſolchen Tadel, nicht ſolches Lob. Die Maſſen ſtehen jenſeits von Lob und Tadel, ſie ſind im Grunde von gleicher Beſchaffenheit. Was ſie wollen, iſt immer Förderung ihrer ſehr irdiſchen Intereſſen. Je weniger gefördert dieſe ſind, deſto reger iſt die Maſſe. Darum wollen wir nicht einen Stein werfen auf die eine Maſſe und Roſen auf die andere.

Wir wollen nicht mehr ſprechen von Proletariern. Wir wollen nicht mehr ſprechen von Bürgern. Wir wollen nur Menſchen kennen und wollen ſprechen von Größe und Kleinheit unter ihnen.

Der Menſch hat Größe, der ein Größeres ſieht als ſich und danach denkt und tut. Größe iſt nicht gebunden an Gaben des Geiſtes oder Geſchenke der Erde. Gaben des Geiſtes vergrößern wohl das Ganze im Blick des Menſchen, aber ſie machen den Menſchen nicht größer. Geſchenke der Erde vergrößern wohl die Folgen einer Tat, aber nicht den Menſchen, der ſie vollbringt. Größe iſt Gefühl zum Willen der Welt, ſie iſt Religion.

Menſchen, die Größe haben, verdienen unſere Ehrfurcht, unſere Begeiſterung. Sie brauchen nicht gerade da zu ſein, wo es an die Verteilung der Erde geht. Wir treffen ſie nicht häufig, aber überall ſind ſie zu finden, unter Bürgern und Proletariern, unter Fürſten und Kapitaliſten.

Die Parteien mögen arbeiten für ihre Intereſſen. Sie ſollen es auch, ſie müſſen es. So ſtark ſie es tun, ſo ſehr wird es nötig ſein für ſie. Wir wollen ſie aber anſehen als Herden, die beſſere Weiden ſuchen im Lande. Eliſabeth Köſter

Zum Geburtenrückgang

Noch hat keiner der verſuchten Wege zur Hebung der Geburten ans Ziel geführt. Alſo ſind wir entweder noch nicht auf dem richtigen Weg oder in der Verfolgung des Zieles nicht eifrig genug. In jedem Falle iſt damit auch mein Wort zu dieſer Frage berechtigt. Ich glaube, und der Mißerfolg dieſer Art von Propaganda gibt mir recht.

wir ſind im Irrtum, wenn wir mit Idealismus-, Patriotismus- und Moralpredigten den „Willen zum Kinde“ ſtärken zu können meinen. Wir dürfen uns doch nicht täuſchen: die Kindernot liegt letzten Endes nicht in Unmoral und Mangel an Volksgefühl begründet; ſie kommt ganz zweifellos aus den großen wirtſchaftlichen Schwierigkeiten, viele Kinder zu erziehen und ihnen eine ausreichende und ihren Gaben entſprechende Lebensſtellung zu verſchaffen. Drei Dinge hat uns die Zeit gebracht, die den Geburtenrückgang ganz beſonders verſchulden: daß, wie Rathenau ſagt, die Bildung „Monopol der Reichen“ geworden iſt, ferner die faſt zur Unmöglichkeit gewordene Schwierigkeit der Heirat für die vermögensloſe Frau aus dem Mittelſtand und endlich die ſpäte Ehemöglichkeit für den gebildeten Mann. Gelänge es uns, dieſe drei zu beſeitigen, Bildung im Sinne von Studium zu einem allgemeinen Recht für das Talent, die Heirat zum gleichen für alle Geſunden und die Frühehe auch den gebildeten Männern möglich zu machen, dann wäre die Frage des Geburtenrückganges vielleicht aus der Welt geſchafft. Wie dieſem Ideal näher zu kommen iſt, dazu möchte ich im folgenden einige praktiſche Vorſchläge geben.

Kinderpflichtig iſt jeder Steuerpflichtige! Und zwar im Verhältnis ſeines Einkommens entweder mit eigenen Kindern oder einer Vermögensabgabe im Verhältnis der Geldaufwendungen für eigene Kinder. Dieſe Gelder kommen im Sinne von Studium, Heirat und Frühehe zunächſt den über die Pflicht geleiſteten, in zweiter Linie allen bedürftigen Kindern zu.

Von der Pflicht eigener Kinder ſind entbunden: Alle Ledigen, ferner die verheirateten Kranken. Wer verheiratet iſt und keine Kinder hat, es ſei denn, ſie wären geſtorben, der gilt uns als krank, und damit minderwertig und muß ſich dieſe Einſchätzung gefallen laſſen. Gleichviel, ob ihn körperliche Krankheit und Eheuntüchtigkeit oder nur Bequemlichkeit, Hirngeſpinſte und Reflexionen über die Möglichkeiten leiblicher und geiſtiger Entartung ſeiner eventuellen Kinder, für welche Möglichkeit er in den Schwierigkeiten des Lebens, in eigener Veranlagung oder Familiendekadenz Anhaltspunkte zu finden glaubt, von Kindern abhalten, oder ob ihm die zweiſame Poeſie ſeiner ſogenannten Liebes-, Geiſtes- oder Künſtlerehe lieblicher dünkt ohne ſtörendes Kindergeſchrei. Dieſe Sorte der krankhaft Sorgenden ſind meiſt bedauernswerte Sonderlinge und erinnern ein wenig an die kluge Grete im Märchen, mit ihrer weinenden Furcht vor der eingemauerten Kreuzhacke, die ihrem eventuellen Kind eventuell den Kopf einſchlagen könnte, wenn dieſes Kind gerade zufällig da vorüberginge, die Hacke möglicherweiſe eben in dem Augenblick herunterfiele, unter Umſtänden direkt auf ſeinen Kopf. Dieſen wäre übrigens oft genug zu helfen, wenn ſie in einem jüngeren und friſcheren Alter zum Heiraten kommen könnten. Schlechter und gefährlicher ſcheint mir die andere Art der Kinderloſen; weil ſie ſich mit ihrer, ſchließlich doch recht niedrig zu wertenden Liebe und eingebildeten Feinheit der Lebensführung auch noch geiſtig überhöht fühlen und mit dieſem verfluchten Äſthetentum doch bei manchem Unreifen Schule machen. Hier mag der wahre Idealismus verſuchen den „Willen zum Kinde“ zu ſtärken, indem er, beſonders der Frau, klar macht, wie ſehr ſie ſich durch die Unnatur einer ſolchen Ehe herabwürdigt und im beſten Falle zu einer dekorativen Folie für das Leben des Mannes, im ſchlimmſten Falle zu ſeiner Dirne wird. Es iſt rätſelhaft, wie dieſe ſogenannten Damen, denen jede uneheliche Mutter die Gefallene iſt, ihren moraliſchen Tiefſtand in der freiwillig kinderloſen Ehe nicht fühlen! Daß ſie nicht fühlen, mit welch berechtigter Bitterkeit und Verachtung ihre arbeitenden, ledigen Geſchlechtsgenoſſinnen ſie betrachten müſſen,

die da die Rechte und Annehmlichkeiten der Ehe, das unerſetzliche, natürliche Arbeitsfeld der Frau, männlichen Schutz und Liebe genießen, ohne jede, jedenfalls ohne die natürliche und pflichtgemäße Gegenleiſtung! Das aber nur nebenbei. Für unſer Prinzip gelten auch ſie uns als Kranke und leiſten deshalb nicht Kinder, ſondern ermöglichen durch Geldabgabe Andersdenkenden, Geſunden, Kinder zu haben. Nicht als Strafe: Soviel kann man, ohne Schwärmer zu ſein, ſagen: Kinder ſind trotz aller Sorge Glück. Wer das nicht will, tut uns zwar leid; aber er zahlt trotzdem. Nicht zur Strafe, ſondern weil wir Kinder *brauchen* und ihr Geld, auf Umwegen zwar, zu Kindern wird, und weil es nur gerecht iſt, daß auch dieſe wenigſtens einen kleinen Teil der Sorge um Kinder mittragen, den kleinſten ohnehin.

Wir ſagten oben, jeder Steuerpflichtige iſt kinderpflichtig im Verhältnis ſeines Einkommens. Für die folgenden zahlenmäßigen Ausführungen möchte ich vorausſchicken, daß es mir nicht um Feſthalten an dieſen Zahlen zu tun iſt, obwohl ich ſie im allgemeinen für richtig und annehmbar halte. Wer ſich berufen fühlt, hier zu verbeſſern, erweiſt der Sache einen Dienſt.*

Wichtig iſt daran feſtzuhalten, daß die Kinderpflicht ſich nach dem Einkommen und die Geldabgabe nach der Kinderpflicht zu richten hat. Ich ſtelle einmal zunächſt die einfache Formel auf:

Die erſten tauſend Mark Einkommen bleiben als Grundſtock frei von Kinderpflicht bzw. Kinderſteuer. Jedes weitere ganze oder angebrochene Tauſend verpflichtet zu einem Kind. Maximalzahl für alle Einkommen ſei 5. Es bleibt aber zu erwägen ob nicht von jedem Einkommen über 10000 M., ferner von jedem Einkommen, das unter die beſonders beachtenswerte Rubrik des „arbeitsloſen Einkommens“ fällt, noch beſondere Kinderſteuer, unabhängig von der Kinderpflicht, erhoben wird.

Wir wollen, obwohl jeder dieſe Regel ſelbſt auf die Praxis anwenden kann, doch einen praktiſchen Fall unter dem Geſichtspunkt dieſer Formel betrachten!

Der Grundanfangsgehalt der meiſten akademiſch gebildeten Berufe beträgt 3000 M, verpflichtet alſo zu zwei Kindern. Angenommen nun, ein Beamter hat am Ende des letzten Jahres des Dreitauſendmarkſtadiums gar kein Kind. Wie hoch beläuft ſich ſeine Kinderſteuer? Sehen wir zu, was er praktiſch für ſeine zwei Pflichtkinder aufzuwenden gehabt hätte! Ich denke an das erſte Kind. Die Unkoſten der Schwangerſchaft, Entbindung, Taufe und erſten Kinderausſteuer, wie all dies in ſolchen Kreiſen gehalten zu werden pflegt, auf 300 M veranſchlagt, dürfte wohl der Tatſache gerecht werden und eine einmalige Abgabe von 300 M anſtelle des erſten Kindes rechtfertigen. Beim zweiten Kind ſtellt ſich die Sache inſofern billiger, als vieles nicht mehr neu angeſchafft werden muß und auch die ſozuſagen feierlichen Aufwendungen mit der Höhe der Nummer des Sprößlings gemeiniglich abzunehmen pflegen. Möge er für das zweite ausfallende Pflichtkind 200 Mk. abgeben. Damit ſind aber höchſtens die, ich möchte ſagen akuten Auslagen beſtritten, und es iſt in der Ordnung, daß für die chroniſchen Koſten der Aufzucht und Erziehung ein weiterer, laufender Steuerbeitrag in einem noch feſtzuſetzenden Prozentſatz des Einkommens geleiſtet wird. Sagen wir einmal gnädig 2 Proz. für jedes Kind, zu leiſten mindeſtens bis zum 16. Lebensjahre jedes Kindes! Jeder, der keine Kinder hat und nur die Zahlen

* Mit dieſem Aufſatz habe ich zunächſt bayeriſche Verhältniſſe vor dem Kriege im Auge, ſowohl mit Bezug auf die Zahlen als auf manche unten erwähnte Zuſtände und Einrichtungen. Doch iſt natürlich die prinzipielle Anwendung auf norddeutſche uſw. Verhältniſſe leicht möglich.

sieht, wird die Abgabe, die ihn betreffen soll, ungeheuer finden. Wer Kinder hat, wird sagen müssen, daß man bei 3000 M Einkommen für zwei Kinder mit jährlich 120 M. in Wirklichkeit nichts anfangen kann und die Kinderlosen noch viel zu gut wegkommen. Nehmen wir nun ein Einkommen von 6000 M an, so ist es klar, daß in dieser Familie auch andere, größere Aufwendungen für die Kinder gemacht werden, als im ersten Falle. Ein Kindsmädchen oder eine Wärterin, elegantere Ausstattung usw. würde hier nötig sein und rechtfertigen die entsprechende erhöhte einmalige Abgabe von 600, bzw. 500, 400, 300 und 200 M für das erste bis fünfte Kind und die laufende Steuer von fünfmal 2 Proz. Diese Zahl mag als Verhältniszahl für alle Einkommen bestehen bleiben. Fällt nun das zweite, dritte, vierte oder fünfte Kind aus, so ist auch nur die einmalige Ablösesumme für dieses samt den einfachen 2 Proz. zu zahlen. Wem diese Zahlen zu hoch scheinen, der tue sich einmal in der Praxis um; findet er, daß sich Kinder billiger stellen, so möge er es uns beweisen. Wer meint, die Zahl der Pflichtkinder sei zu hoch genommen, den wird abermals die Praxis belehren, daß gar viele Familien fünf Kinder ohne 6000 M Einkommen und manche zehn ohne nur 5000 M durchbringen. Dazu kommt aber noch, daß denen, die tatsächlich ihre Pflichtkinder haben, gerade durch diese Reformen die Erziehung und Versorgung derselben sehr erleichtert werden wird.

Nun möchte ich noch anregen: Die Kindersteuer vom arbeitslosen Einkommen. Jedes Einkommen über 50000 M rechne ich zum arbeitslosen; denn es ist nicht möglich, dies mit eigener eigentlicher Arbeit einzubringen. Wer so viel Einkommen bezieht, läßt also für sich andere sich abmühen und plagen. Von allen arbeitslosen Einkömmlern wird deshalb über und außerhalb der Kinderpflichtsteuer noch eine besondere „Arbeitslosen"-Kindersteuer, deren Höhe festzusetzen ich Volkswirtschaftlern überlasse, bezogen, die man, um der Gerechtigkeit willen, den Kindern jener Arbeitslosen zufließen lasse, die gerne arbeiten würden, wenn sie könnten!

Wir sehen, es gibt Geld genug auf der Welt, um unserem Volke noch auf lange Zeit Wachstum und Ausdehnung zu ermöglichen.

Oben wurde gesagt, diese Gelder müssen, um in unserem Sinne wirsam zu sein, der Möglichkeit der Bildung für alle talentierten, der Verheiratung vermögensloser Mädchen und der Frühehe für alle Stände dienen. Zu diesem Ende wird der Kinderfonds selbstverständlich staatlich verwaltet und nach Bedarf verwendet.

Bildung ist tatsächlich „Monopol der Reichen" geworden. Wohl versucht der Mittel- und Arbeiterstand immer wieder unter Mühsal und Opfern dem talentvollen Kinde den Weg zum Studium zu ermöglichen. Aber bereits die Mittelschule sieht durch Geldschwierigkeiten und Demütigungen, die den Mittellosen drücken, diese Elemente gewaltig aus. Ein kleiner Prozentsatz erreicht die Universitätsreife. Die Hochschule aber gibt fast alle Vermögenslosen in die theologischen Seminare ab: ein Teil des Restes verbummelt im fortgesetzten Kampf gegen die Not, die ihm keinerlei jugendgerechte Bewegungsfreiheit gestatten kann. Das Talent, das sich durch alle diese Härten Bahn bricht mit dem obligaten Stundengeben usw., ist fast zum romantischen Phantom geworden und wird es im nächsten Jahrzehnt, wenn nicht geholfen wird, mit tödlicher Sicherheit werden. Es ist klar, daß ein so zum Ziel gekommener nur mit Angst und Bangen daran denken kann, selbst Kinder zu haben und für diese entweder das gleiche Los oder eben wieder Bildungsunmöglichkeit zu sehen. Heute gehört eben zum Studium unbedingt ein fester Grund von Vermögen oder Stellung; es ist Vorrecht gewisser Kreise. Würde nun aus der Kindersteuer ein Fonds zur Ver-

fügung ſtehen, auf den arme Eltern begabter Kinder Anſpruch hätten und deſſen Anwendung für die Ausbildung ſolcher Kinder der Staat ſelbſt geordnet betreiben könnte, ſo wäre damit den Eltern eine ſchwere Sorge um das einzelne Kind und damit ein Grund der Furcht vor vielen Kindern genommen. Gar nicht zu reden von dem Segen, der dem Vaterlande daraus erwüchſe, wenn für die wichtigen und verantwortungsvollen Plätze an den Lebenszentren des Staates auch wirklich Talente zur Verfügung ſtänden, nicht allergrößtenteils Menſchen, die der väterliche Geldſack notwendig auf die Laufbahn zwingt, deren Ende ſolch eine Stellung iſt.

Trotz dieſer Hilfeleiſtung für die Begabten bleibt noch Geld genug für unſere anderen Zwecke zur Geburtenhebung. Denn der Talente ſind in Wirklichkeit viel weniger, als man nach der Größe der Hörſäle ſchließen müßte, und wer kein Talent hat, braucht nicht zu ſtudieren. Daß „beſſere" Kinder auch ohne Gaben ſtudieren müſſen, iſt eine ſchlechte Angewohnheit der beſſeren Eltern, um deren Beſeitigung ſich Lehrer und Volkswirtſchaftler gleichermaßen bemühen ſollten.

Der Kinderſteuerfonds wird alſo von den armen Studenten ſicher nicht erſchöpft; damit können wir noch vielen vermögensloſen Mädchen, namentlich aus dem Mittelſtand, die Ehe ermöglichen, die ihnen heutzutage faktiſch kaum mehr möglich iſt. Nicht weil die Männer geldgieriger, berechnender und bequemer geworden ſind, ſondern weil das Leben ſich ſo viel härter anläßt und für „die Liebe" kaum mehr Platz hat. Es geht nicht, ohne eine Grundlage an Vermögen eine Familie zu gründen, gar eine kinderreiche. Die Art und der Sinn der Hilfeleiſtung im Volksintereſſe mit Ausſteuerkaſſe und Sparkaſſenbuchhochzeitsgeſchenk oder Militär- und Ausſteuerverſicherung der Kinder auf Staatskoſten iſt klar und der Erfolg ſicher.

Mein dritter und letzter Vorſchlag zur Hebung der Geburtenziffer ſcheint mir äußerſt wichtig und bis heute nicht genügend betont: Die Ermöglichung der Frühehe auch für die Gebildeten. Aus hygieniſchen Gründen, im Kampf gegen die troſtloſeſten Krankheiten empfiehlt ſie Grotjahn, aus moraliſchen Gründen, im Kampf gegen die Proſtitution redet ihr manch ehrlicher Mann das Wort; aus vaterlandsfreundlicher Geſinnung, im Kampfe gegen die Bevölkerungsabnahme möchte ich hier für ſie eintreten. Denn es iſt klar, die Bevölkerungsdichte würde durch die Frühehe der Gebildeten im gleichen Maße wie Geſundheit und Sittlichkeit gefördert werden. Denn: heiraten die jungen Männer früh, ſo bleiben ſie vorausſichtlich geſund, können Kinder haben und dieſe Kinder werden lebensfähig und geſund ſein. Zweitens: heiraten die jungen Männer früh, alſo zu der Zeit, wo ſie entweder eine Familie gründen oder für ihre wache Kraft ein anderes Feld ſuchen werden, ſo wird ihre erſte und beſte Kraft der Ehe und Kindern zugute kommen. Das Dritte aber iſt dies: Es iſt nicht nur unnatürlich und ſchädlich, wenn dem jungen Manne nach faſt 20 Studien- und 30 Lebensjahren erſt allmählich die Heiratsmöglichkeit dämmert und er bis dahin ſeine beſte Manneskraft und Friſche vertut, ſeine Geſundheit und damit ſeine Kinder ſchädigt, ſondern es iſt auch ſehr bedenklich für die Frage der kinderreichen Ehe, wenn der gebildete junge Mann vor die Ehe erſt geſtellt wird, blaſiert und mit all den Erfahrungen, die ihm den unbewußten Mut der Jugend zu dem Wagnis der Ehe nehmen konnten. Gewiß gehört Reife und Überlegung zum Heiraten; aber nicht Angefaultſein und Reflexion. Es iſt aber in Wirklichkeit ſo: wenn einmal, wie man ſo ſagt, „der Anſchluß verpaßt" iſt, dann mögen ſich die äußeren Verhältniſſe noch ſo günſtig geſtalten, ſie führen doch ſelten noch zur Ehe, beſonders zur Ehe mit Kindern. Der Mann iſt einmal ins übermäßige Grübeln

und Reflektieren gekommen und dieſe unſelige Entwicklungsſtufe des Geiſtes liefert wohl noch Gelehrte und Philoſophen, aber nimmermehr geſunde Ehemänner und Familienväter. Dieſes Alter fördert all den Unſinn von den imaginären Sorgen in der möglichen Ehe mit den eventuellen Kindern, wovon oben die Rede iſt. Bis aber dieſe Stufe vom Geiſt überwunden wird, vergehen die beſten heiratbaren Jahre. Schließlich kommen auch nach dieſen noch ſogenannte gute Ehen zuſtande, meiſt ſogar recht glückliche, weil ſie gewöhnlich faſt nur noch aus Wirtshaus- oder Möbliertenſtuben- oder Haushälterinnenflucht geſchloſſen werden und mehr als Erſatz für dieſes Junggeſellentum nicht bieten. Für das kindernotleidende Vaterland aber bedeutet die Ehe eines alten Mannes nicht mehr viel.

Unſer Kinderſteuerfonds kann auch hier helfen Wandel zu ſchaffen durch Zuſchüſſe an die Gutgewillten, die ſchon ſobald als möglich, wenn es der kleine Gehalt kann geſtattet, heiraten wollen. Hauptſächlich aber könnte die Frühehe gefördert werden durch Erhöhung der Grund- und Anfangsgehälter. Dieſe anfängliche Mehrausgabe kann ſpäter wieder eingebracht werden durch langſameres Steigen der Gehälter und Verringerung der Alterszulagen. Im Alter, wenn die Kinder verſorgt ſind, hat das hohe Gehalt für dieſen wichtigſten Zweck der Familie und des Staates keinen Wert mehr.

Anna Kupfer

Frankreich vor dem Kriege

Unſere Kenntnis von Frankreich war im Zeitalter Winckelmanns, Goethes und der Romantik tiefer, umfaſſender als in der Gegenwart. In jener Epoche vermittelten zwiſchen Frankreich und Deutſchland einige große Charaktere von weltbürgerlichem Sinn und alles durchdringender Bildung, die gewichtiges Anſehen genoſſen. Heute gibt es viele Vermittler, deren Einfluß ſich zerſplittert. Den meiſten dieſer Vermittler mangelt eine gründliche Kenntnis des fremden Landes und des fremden Volkes, vielen unter ihnen die geiſtige und ſoziale Unabhängigkeit, um ohne einſeitige Zuſpitzung wiederzugeben, was ſie in Frankreich ſehen. Andere ziehen aus flüchtigen, einſeitigen Eindrücken allgemeine Schlußfolgerungen, die Irrtümer darſtellen. Wieder andere bilden ſich ihr Urteil allein aus der Lektüre der Tagespreſſe, deren Lebensfrage die Augenblickswirkung iſt und die jeden Tag ein Überraſchungs- und ein Erregungsmotiv haben muß. Wenn aber an Geſchehniſſe, auf die ein Tag beſonders helles Licht wirft, allgemeine Folgerungen geknüpft werden, wie es häufig geſchieht, gelangt man zu Trugſchlüſſen. Eine jahrelange Folge derartiger Trugſchlüſſe hat ergeben, daß die Deutſchen in Paris ganz Frankreich zu erkennen glauben, daß ſie alle Franzoſen für kriegsluſtig, leichtſinnig, gewiſſenlos, unmoraliſch halten, ihre Literatur leicht geſchürzt, ſpieleriſch, für eine witzige geiſtreichelnde Geſchmackskunſt halten, daß ſie Frankreich mit dem Eſprit zu erſchöpfen wähnen und an ein Ethos in Frankreich nicht mehr glauben wollen. Die fade Schlüpfrigkeit eines Prévot, die kunſtvolle Legeſpielkunſt feiner Worte eines Anatole France ſind ſo lange als rein und als echteſtes Franzöſiſch geprieſen worden, daß man diejenigen, die ſtatt ſinnlicher Abenteuerluſt oder Eſprit Charakter oder Gefühl haben, gar nicht mehr als reine Franzoſen gelten laſſen will. Man hat Romain Rolland ganz unter die Botmäßigkeit deutſchen Einfluſſes ſtellen und nicht wahr haben wollen, daß er reiner Franzoſe iſt. Man vergißt, daß aus derſelben kleinen, altertümlichen Provinz, aus Clamecy, vor hundert Jahren Claude Tillier hervorgegangen iſt, durch und durch ein Provinzler, allen deutſchen Einflüſſen fern, deſſen „Onkel Benjamin“ bis vor einem Menſchenalter bei uns Heimatrecht genoß.

Rolland lenkt von neuem die Aufmerkſamkeit auf dieſen liebenswürdigen und ſchalkhaften Fabuliſten. Nicht an Größe und Tiefe des Geiſtes gleicht er Rolland, wohl aber an Wärme des Gemüts, in der Liebe zum Leben und in der direkten, köſtlichen Art ſeines Vortrags. Die Übertragung, die Ludwig Pfau 1876 von dieſem Buche herausgab, iſt ſo wohl gelungen, daß hier gerne von neuem auf ſie hingewieſen werden ſoll.

Jedoch die Leſer der „Tat" wünſchen ſich nicht nur für Feierſtunden eine Unterhaltung von der Art eines Dickens oder eines Wilhelm Raabe, ſie wollen aus Büchern fremdländiſcher Dichter und Denker geiſtigen Gewinn ziehen, ſie wollen aus freien Bekenntniſſen lebensſtarker Geiſter die Kraft und die Schönheit eines Volkes erkennen und durch die Einfühlung in das Werden und Sein früherer Geiſteshelden Mittel und Wege zur Erziehung ihrer ſelbſt und ihrer engeren und weiteren Gemeinſchaft finden. Wer nach einem inneren Halt ſucht, wer das Tragiſche im franzöſiſchen Geiſt durchſchauen, ſich an ſeinem ethiſchen Heroismus aufrichten will, der greife zu Pascal. Das Heldentum ſeiner äußeren und inneren Entwicklung, die Emile Boutroux in einem 1900 erſchienenen Buche dargeſtellt hat, wirkt verſittlichend durch ſeine Tapferkeit, ſeine Wahrhaftigkeit und ſeine Beſcheidenheit. Seine „Lettres provinciales" und ſeine „Pensées", die Merſchmann 1865 überſetzt hat und die inzwiſchen auch in die Univerſalbibliothek aufgenommen worden ſind, ſpiegeln die heißen Kämpfe dieſes um das ewige Gut äußerer und innerer Freiheit ringenden Idealiſten wieder*. Der gläubige Geiſt Pascals erſtand im 18. Jahrhundert in Jean Jacques Rouſſeau neu. Sein „Geſellſchaftsvertrag" und ſein „Emil" ſind der erſte kühne Anſturm gegen den Egoismus der Großen, der damals drückend auf Frankreich laſtete und das Beſte im Volke: das Verantwortungsgefühl, die Opferbereitſchaft, den Gemeinſamkeitsſinn zermalmen wollte. In Rouſſeau brach ſich die alte, demokratiſche Ethik der Franzoſen von neuem ans Licht. Der Verlag J. G. Cotta, das Bibliographiſche Inſtitut und Philipp Reclam haben deutſche Ausgaben ſeiner Werke veranſtaltet; bei Diederichs erſchien von E. Spranger eine vorbildliche Auswahl „Kulturideale", (br. M 3.—, geb. M 4.50).

Die große Revolution ſuchte Rouſſeaus Träume zu verwirklichen. In ihrer freieren Atmoſphäre erſtarkten dichteriſche Talente wie André Chénier, den H. Seidel 1883 ins Deutſche übertragen hat, Marceline Desbordes Valmore, den Stefan Zweig demnächſt den Deutſchen bekannt machen wird, Alphonſe de Lamartine, mit deſſen „Méditations poétiques" vor allem unſer Herwegh uns vertraut gemacht hat. Der Kreuzzug der Idealiſten gegen den Abſolutismus endete nicht in dem urſprünglich erhofften Kampfziel, ſondern in einer unbeſtimmten Halbheit. Das abſolutiſtiſche Ideal wurde, allerdings mit freiheitlichen Prinzipien durchſetzt, wieder aufgerichtet; weſentlich iſt, daß die monarchiſche Tradition weiterhin die Grundlage der Geſellſchaftsordnung blieb; eine fortſchrittliche Änderung beſtand nur darin, daß auf dieſer Grundlage eine freiere Ungebundenheit des Individuums ermöglicht war. Die Menſchen traten dadurch in direkteren Kontakt mit dem Leben; ſie lernten die Forderungen der Zeit klarer erkennen und erfaßten die Pflichten ihrer Zeit unmittelbarer. Ein Bürgertum, das erkennend und ſchaffend am Bau der Geſchichte teilnimmt, gewinnt ein tieferes Gefühl für das Leben. Dadurch wird ſein Sinnen und Trachten auf den idealen Kern der treibenden Gewalten gerichtet, den der große

* Pascal, Gedanken, mit Einleitung von R. Eucken, Jena, Diederichs, 2 Bde., br. M 6.—, geb. M 8.50. Pascal, Briefe gegen die Jeſuiten, br. M 5.—, geb. M 7.50.

Jules Michelet mit bewundernswerter Kraft in ſeiner „Histoire de la revolution française" herausgearbeitet hat. Aus einem Bürgertum, das ſo zu einem Frommſein vor dem Leben erzogen wurde, haben ſich Stendhal, deſſen Hauptwerke bei Eugen Diederichs in guten Übertragungen erſchienen ſind, und Balzac, von dem eine Ausgabe im Inſelverlag erſcheint, herausentwickelt. An ihnen kann am beſten die Spannweite, die Tiefe und die Größe des franzöſiſchen Geiſtes ermeſſen werden. Nach dem Kriege hat Emile Zola wie eine Stimme des Gewiſſens aus ſeinem Volke mit realiſtiſchem Pathos den Verfall der franzöſiſchen Geſellſchaft gezeichnet. Dieſer Verfall griff unaufhaltſam um ſich, bis 1894 in der moraliſchen Kriſis der Dreyfus-Affäre das Gewiſſen des Volkes von neuem erwachte, die Gewitterſtürme eines Kampfes die Luft reinigten, das Ethos der Starken härteten und eine Auferſtehung der beſten Kräfte des Volkes vorbereiteten. „Tout au fond," ſchreibt Charles Péguy, „nous étions les hommes du salut éternel et nos adversaires étaient les hommes du salut temporel." Der tragiſche Konflikt, der unter dem wenig beſagenden Titel der Dreyfus-Affäre zuſammengefaßt wird, entwirrte die damalige Jugend aus der Unklarheit über ſich und über ihre Zeit, formte ihre Überzeugungen und ihren Opfermut, ſchmiedete ihm Kraft, gab ihrem Glauben Schwung und Ziel. Die Beſten des heutigen Frankreichs, Léon Bazalgette, Elie Faure, Charles Péguy, Romain Rolland, André Spire und Emile Verhaeren, waren 1894 zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt und ſind vom Sturmwind jenes aufwühlenden Wetters innerlich gefeſtigt worden. Sie haben auf das heranwachſende Geſchlecht erzieheriſch und fördernd gewirkt. René Arcos, Nicolas Beauduin, Jean Richard Bloch, Georges Duhamel, Martin du Gard, Jules Romains und Charles Vildrac haben ſich unter dem Einfluß dieſer führenden Geiſter zu jener kraftvollen Selbſtändigkeit entwickelt, die ſchon ihre Jugend mit frühen Erfolgen verklärte. Dieſer Kreis der Schaffenden iſt im Ethos dem Mitarbeiterſtab der „Tat" verwandt; auf ihn ſollen die Freunde der „Tat" mit beſonderem Nachdruck hingewieſen werden.* Dr. Otto Grautoff

Michel Angelo von Romain Rolland

In einer ſehr feinſinnigen, guten Ausſtattung, mit einer Reihe vorzüglicher — nicht der alltäglichen — Abbildungen von Werken Michel Angelos und am Schluſſe mit einer umfaſſenden Bibliographie erſchien im Verlag von Rütten & Loening (Frankfurt a. M.) die deutſche Überſetzung von Romain Rollands Michel Angelo (Bd. II ſeiner „Berühmten Männer"; Bd. I iſt Beethoven). Das Buch iſt von dem Herausgeber Wilhelm Herzog eingeleitet, und dieſe Einleitung an ſich iſt ſchon einer Beachtung wert. Gibt ſie doch in kurzen, klaren Sätzen Antwort auf die Frage, wer eigentlich Romain Rolland iſt. „Verfaſſer eines berühmten Romans, Nobelpreisträger, Pazifiſt", ſo kennt ihn die Welt ſchlechthin. Das iſt ſein Geſicht. Aber in dieſem Geſicht ſind ein Paar blaue Augen, und dieſe Augen ſpiegeln die Seele wieder; eine Seele, die in ihrer Güte die Menſchheit umfaßt und ihr helfen möchte. Und dieſe Augen zeigen in ihrer Tiefe einen feſten Charakter, der Front macht gegen Lüge und Feigheit. Und dieſer gütige Menſch, für den es nur ein Heldentum gibt: „die Welt ſehen, wie ſie iſt — und ſie lieben", arbeitet vor unſeren Blicken die großen Einſamen in ihrer ganzen Nacktheit, in ihrem Leiden, in ihrem Ringen

* Vgl. über dieſen Kreis: Die lyriſche Bewegung im gegenwärtigen Frankreich. Eine Auswahl von O. u. E. Grautoff. Jena, Diederichs. Kart. M 4.50. — Ferner Léon Bazalgette, Europa. „Tat", Oktober 1913.

nach Wahrheit, in ihrem qualvollen Heldentum aus dem gewaltigen Block der ſie umgebenden menſchlichen Kleinlichkeiten und Unzulänglichkeiten mit ſcharfem Meißel heraus. Und voller Spannung folgen wir ſeiner Hand. Er führt uns vor Augen den „Kampf“ ſeines Helden Michel Angelo von den Kindheitstagen an, wie ſich dann die „Kraft“ des Jünglings zu gigantiſchen Werken ſteigert, wie dieſe „Kraft zerbricht“ und den Künſtler an den Rand der „Verzweiflung“ bringt. Doch Michel Angelo ringt ſich zum „Verzichten“ durch und es iſt ihm vergönnt, ſich in ſeiner „Liebe“ zu Vittoria Colonna aufzurichten und ſeinen verlorenen „Glauben“ zurückzugewinnen, um jedoch alsbald wieder in tiefſter „Einſamkeit“ ſein Daſein in mühevoller Arbeit zu friſten, von der ihn endlich der „Tod“ erlöſt. Das ſind die Kapitel des Buches kurz angedeutet, das eine Menge ſchöner Briefe und Gedichte Michel Angelos als Belege bringt. Immer wieder von neuem müſſen wir erkennen, wie Michel Angelos große, entwickelte Kunſt ſich ſelbſt Probleme ſtellt, wie der Künſtler ſie mit ſeinem ganzen Sein erlebt, mit ihnen ringt. Sie gehören nicht in ſeine Zeit, ſie ſind ihr um Flügelweiten voraus, und darum muß er ſich einſam und allein mit ihnen auseinanderſetzen. Furchtbare Zerriſſenheit und ſchreckliche Kämpfe und eine ewige Sehnſucht nach Ruhe — davon erzählen Michel Angelos Werke. — Die Motive des Wachens, Schlafens, des Todes haben ihn, wie kaum andere, bewegt. Mit ganz wunderbarer Feinheit verkörpert er ſie in Stein. Nur ein paar Beiſpiele ſeien genannt: „der ſterbende Sklave“, dieſer weiche, frauenhafte Körper, der im Umriß ſchmiegſamer Kurven den Zuſtand zwiſchen Schlaf, Wachen und Sterben gibt; die Geſtalten von Morgen und Abend — Tag und Nacht, „ſeine liebſte Gefährtin“, (die Mediceer-Gräber) „ſprechen alle von dem erſchöpfenden Leid, dem Ekel, der Scham zu leben und von der Verachtung deſſen, was iſt“.

Schließt man dieſes Buch, das den Gigantenkampf des Genies in ſeiner ganzen Furchtbarkeit wiedergibt, ſo empfindet man Entſetzen und Trauer. — Doch Romain Rolland vertraut der ſittlichen Kraft des Leſers und ſagt ihm zum Schluß:

„Ich habe meinen Freunden nicht das Glück um den Preis der Lüge verſprochen... Die Wahrheit habe ich ihnen verſprochen, ſei es um den Preis des Glückes, die männliche Wahrheit, welche die ewigen Seelen formt... Die großen Seelen ſind wie die hohen Gipfel. Der Wind peitſcht ſie, Wolken hüllen ſie ein; aber man atmet droben beſſer und ſtärker als ſonſtwo. Die Luft hat dort eine Reinheit, die das Herz von ſeinen Flecken reinigt...“

„Ich behaupte nicht, daß der Durchſchnitt der Menſchen auf dieſen Gipfeln leben könnte. Einen Tag im Jahr aber ſollen ſie hinauf wallfahrten. Da werden ſie den Atem ihrer Lungen und das Blut ihrer Adern erneuern. Da oben werden ſie ſich dem Ewigen näher fühlen. Dann werden ſie wieder zur Ebene hinabſteigen, und ihr Herz wird geſtählt ſein für den täglichen Kampf.“ Hannah Szász

Indiſche Märchen Vor mir liegt ein neuer Band der Sammlung: „Die Märchen der Weltliteratur“: Indiſche Märchen, herausgegeben von Johannes Hertel. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1919.) Aus dem Weſen des Märchens iſt die Eigentümlichkeit jedes Volkes am ſicherſten und ſchnellſten zu erſchließen. Indiſche Märchen! Wer waren die Inder?

Leſen wir dieſe Märchen ohne Vorurteil durch, ſo tritt uns die indiſche Seele deutlich und vollkommen entgegen. Es iſt eine ganz beſtimmte Form und Stufe des Geiſtes. Genau ſo nur einmal da und doch typiſch wiederkehrend in jeder Kulturentwicklung.

In Indien wuchs das Geiſtige ſchnell und tropiſch heran, aber einſeitig, in ſich ſelbſt befriedigt, wie Inzucht. So verliert es den Zuſammenhang mit dem Sinnlichen. Und dieſes Sinnliche wuchert ſeinerſeits ebenfalls heftig, wild, ungefeſſelt. Die beiden Seiten ſtehen ſich ſchroff und unverſöhnt entgegen. Das ſchadet beiden Seiten. Das Geiſtige verdumpft in ſeiner ſchwülen Innerlichkeit, es wird Abtötung, Nirwana, Entſagung. Der Heilige ſitzt da, ſtumm und tot, verzehrt von Innenkonzentration. So erreicht er die Erlöſung von den Leiden, aber er muß die ganze Welt fahren laſſen. Und als grelles Gegenbild: der Genießer, flackernd in ganz ſtechend heißer Erotik, taumelnd und trunken in Genüſſen.

Die indiſche Seele ſchlägt immerfort um von einem Extrem in das andere. Der Geiſt in dieſer gewaltſam-primitiven Wucherungsform kann noch nicht das Sinnliche durchdringen und verklären, er prallt hilflos vom Leben ab. Und das Sinnliche ſeinerſeits iſt unfähig, den Geiſt zu halten und ſich zu veredeln und zu reinigen.

So haben wir zwar viel Geiſt in Indien, aber abſtrakten. Die organiſche innere Fülle fehlt, der lebendig durchpulſte Reichtum. Alles iſt theoretiſch, ſcharf durchdacht, fein erwogen, aber doch bleich. Wir hören die endloſe Eintönigkeit der prieſterlichen Predigt, das marternd langweilige Gebet. Und daneben tanzt die Hetäre und zeigt ihre Reize, ſo raffiniert und nervenaufpeitſchend wie in keinem anderen Lande. In Indiens Literatur liegt neben dem trockenſten Denkerbuch das heißeſte Liebeslehrbuch für Dirnen.

Wie ſind nun die Märchen? Einmal ſehr geiſtreich, klug, nachdenklich; und dann maßlos überwuchernd von Phantaſie. Wie ein juriſtiſcher Fall wird die Erzählung gern zugeſpitzt; es muß etwas zu ſinnen und zu raten geben („wer hat nun recht?“ iſt eine Lieblingsfrage); doch dann auf einmal gerät der konſtruierende Verſtand in Wirbel und Taumel und findet kein Ende an gehäufter Buntheit.

Im tiefſten iſt ſo die indiſche Kunſt ſtets unorganiſch, zerriſſen und einſeitig. Aber gewaltig ſind beide Seiten. Oft reißt uns dieſe geiſtige Feinheit zur Bewunderung, wir ſind entzückt über eine ſeeliſche Zartheit, aber dann fällt plötzlich die Geſchichte herunter aus der Höhe und wir ſehen kälteſte Roheit, der es nur auf einen witzigen, ſchlauen Effekt ankommt. Ich wüßte kaum in der Weltliteratur eine zweite Erzählung von ſolcher bodenloſen Unſittlichkeit wie die „Nitambawati“ Dandins (in unſerer Sammlung Nr. 24). Der gaunerhafte Advokatengeiſt, dem die Schlauheit über alles geht, muß jede lebendige Ethik zerſtören. Aber gerade dieſer Dandin (um 600 n. Chr.) iſt der glänzendſte Vertreter indiſcher Märchenkunſt. Raffiniert, bewußt, phantaſtiſch, bunt: wie die Haut einer Schlange iſt ſein Stil: ſehr blitzend und doch nur — Haut.

Indien iſt heute in Deutſchland Mode, man redet in konventionellen Phraſen von der Tiefe und Geiſtigkeit dieſes Landes. Man ſollte doch etwas genauer hinſchauen. Ja, es iſt Geiſt, aber ein primitiver und ungeſunder: gewiß mußte die Menſchheit einmal dieſe Stufe erleben und geſtalten: dies Stadium der extremen Zerriſſenheit, aber das germaniſche Denken ging längſt über dieſe Stufe hinaus. Schon der Grieche beſaß den Logos, der die Sinne durchblüht. Und heute kommt gerade alles darauf an, dieſe Einheit von Geiſt und Sinn immer tiefer zu entwickeln.

Ich möchte die Deutſchen warnen. In ihrem Weſen liegt auch etwas Indiſches. Theoretiſch und abſtrakt wuchernder Geiſt, aber haltloſe Sinne. Indien iſt für Deutſchland eine Gefahr. Gerade das Indiſche müſſen wir in uns überwinden. Organiſches Denken und organiſches Fühlen heißt unſere Zukunft. Durchbluteter Geiſt und durch-

geiſtigtes Leben. Nur ein ſchnell zu durchwanderndes Durchgangsland ſei uns Indien: dies Zaubererland, dies betörende, beſtrickende, taumelnde, heiße Giftland!

Rudolf von Delius

Der fliehende Felician*

Es iſt ein Buch, das viel, viel mehr ſagt, als ſeine Zeilen in Worten ausſprechen; das manche Seelenabgründe aufdeckt, die keinem fremd ſind, der bewußt im chaotiſchen Treiben dieſer ewig neuen Zeit ſteht, keinem, der mitzuhelfen bemüht iſt, daß das Neue, von dem wir hoffen, daß es ſein Beſſeres ſein wird, geboren werde. Die ungeheure Paradoxie dieſes Lebens greift jeden an, der ſich ihm unbefangen hinzugeben entſchloſſen iſt, ſofern er, nur noch mit Faſern, am Alten hängt und nicht bereits völlig damit gebrochen hat, ſofern es nicht nur ein Wiſſen, ſondern bereits wahrhaft ein Leben iſt, das er ſichtete, während es ſeiner Seele Hoffnung bot. Jedem von uns, die wir als Bekenner fühlen, ſtand in Stunden, Tagen, Monden oder Jahren ein zerrüttendes Erlebnis auf, und die es ſiegreich überlebten, verſtehen, wie dieſe Zeit, in der alles erſt ſchemenhaft auftaucht, viele neue Wege ahnen, jedoch keinen ſchon ganz überſchauen läßt. Wie damit unter der Schar der vielen Sucher jene Unglücklichen auftauchen müſſen, bei denen Trieb und Können, Vernunft und Gefühl, Wille und Fleiſch auseinanderſtreben, die ſich unter den noch nie dageweſenen Forderungen zu Intellektmaſchinen entwickeln; oder gar — die „Vergeiſtigung" wächſt ſich für ſie zu einer Tragödie aus. Es ſind die immerfort Fliehenden, vor ſich, vor der Gegenwart Fliehenden, wie dieſer fliehende Felician, die, um ſich von Druck und Befriedigungsloſigkeit der Gegenwart zu retten, hineintappen, raſen, fliegen in eine Zukunft, die ſich ihnen zuletzt doch nur als die alte (oder eine neue) verſchmähte Vergangenheit entdeckt, der gegenüber ſie den Standpunkt veränderten. Die, deren Umrißzeichnung, weil immer peripheriſch leicht zerfließend, nie ganz klar erfaßbar wird. Es ſind die, welche ſich vom Alten löſen, ohne doch das Neue wahrhaft erfühlt zu haben, und die ſich, in der Angſt ihres flüchtig-unklaren Dranges, dazu verſteigen möchten, weltfremd das Leben in Begriffsklauſeln zu zwängen. Nur in Negativem verbunden ſind ſie darin auch gebunden: „Sie erklärte die Idee der beiden Bünde, des radikalen und des gemäßigten. Die einen Menſchen ſeien zur Aufſtellung von Ideen geſchaffen, die anderen zur Arbeit an der Wirklichkeit. Sie erwähnte, daß in den gewöhnlichen Vereinen den Mitgliedern durch das ſogenannte gleiche Streben die Eigenart beſchnitten werde. Sie wären gerade auf die jedesmalige Einzigart ihrer Ziele ſtolz. Nichts verbände ſie miteinander, nicht einmal Zuneigung. Nur das Zeichen aller Erneuerer hätten ſie gemeinſam: das Leiden um das Alte." Sie leben, den Alltag verachtend, in Burgen der Erhabenheit — manchmal auch nur in Zigarettenrauch. Sie glauben, ihr großes Leid durch Erkenntnis heilen zu können, doch wird es im Augenblick wirklicher Erkenntnis nur größer. Vor dieſer Erkenntnis iſt ihr Leben ein ſchier traumhaftes: Es bedarf der feinen Ironie, die Alfred Lemms Meiſterſchaft wurde, um uns dieſen Rauſch von Kulturdämmerung und Abſinth nahezubringen: „Man ſprach immer über Probleme. Kleine alltägliche Dinge ſpezieller Natur wurden überhaupt nicht von den Freunden erwähnt. Sie wollten nur ‚vorausſetzungsloſe' Geſpräche führen, an denen jeder geiſtig hochſtehende Menſch, gleichgültig welchen Alters, der Nation und des Standes, ſofort hätte teilnehmen können." ... „Sie legten das automatiſche Funktionieren hinter der Seele bloß."

*Der fliehende Felician. Roman von Alfred Lemm. G. Müller. München 1917. Der Verfaſſer, der Mitarbeiter an der Tat war, ſtarb im vergangenen Herbſt.

Bis ſich dann doch einmal eine innerſte Wahrheit aufringt, ſich aufzuringen wagt, da ſie ſtärker iſt denn begrifflicher Zwang: „Ja, ja,“ rief Felician, „es wird ſchon richtig ſein: Wir ſind Säugetiere, alles Hohe iſt nur eine Vereinbarung unter den Menſchen und exiſtiert nicht tatſächlich — — aber was habt ihr von ſolchen Feſtſtellungen?“

„Was wir davon haben? Iſt die Wiſſenſchaft etwas, das ſich bezahlt machen muß wie ein gutes Geſchäft?“

Felician ſchwieg. Dann ſagte er leiſe und unſicher:

„Was bleibt denn noch übrig an Schönem, wenn alles wiſſenſchaftlich begründet iſt . . .?“

Er ging eine lange Nacht brütend im Freien umher.

. . . „Ja, ja, Beweiſe mußte es wohl für jede Sache geben.“

Und er flieht weiter. Bis er glaubt, die Wahrheit gefunden zu haben, die jenen Neuen, die er ſeine Freunde nennt, ihre ſtrenge Sicherheit verſtattet: „Ja, du haſt recht, wir brauchen nicht glücklich zu ſein, und wir dürfen es nicht. Wir ſind ja nicht nur Menſchen. Wir ſind Vertreter unſeres Wollens — was kommt es auf den Menſchen in uns an!“

Doch nagt es weiter; zerkleinernder und tötender Zweifel kommt auf, Zweifel an der Lebensechtheit dieſer neuen Welt. „Er rannte in den nächtlichen Straßen umher. Das Caféleben war ſchon erloſchen. Die großen Boulevards waren halb dunkel und aufgeräumt, aber an den Ecken ſtanden ſonderbare Krüppel, und in den Niſchen verbargen ſich Fremdenführer, die ſofort hinter dem Paſſanten ſtanden, der einen Augenblick Aufenthalt machte. Felician fühlte eine gewiſſe Befriedigung in dieſen zweifelhaften Straßen. Er mußte ſeinem Zorn über das Nichtzuändernde, über die abgründigen Verhältniſſe des Lebens Lauf laſſen.“ Er ſtreift weiter. Und ſchon erheben ſich Wahnideen aus dem Schoße ſeiner Seele, in paranoiſcher Haſt flieht er weiter: „Was für Männer ſich in dieſen Straßen nach dem offiziellen Schluß des Nachtlebens fanden! Sie warteten und warteten und ſahen ihm abſichtlich lange nach, ohne daß man klug daraus wurde, was ſie wollten. Sie hoben im Vorübergehen blitzſchnell irgendwelche Photographien und ließen ſie wieder in die Taſchen ſinken. Oder ſie ſtreiften ihn ſo dicht, daß er plötzlich etwas in der Hand fühlte, das im gleichen Moment wieder fort war, ſo ſchnell, daß er nicht erfaſſen konnte, was es geweſen war. Jeder ſchien gerade etwas von ihm zu wollen.“ . . .

„Felician konnte nicht umhin, es ſchrecklich zu finden, daß man in einer Zeit lebte, in der durch das viele ganz Neue alle Vorbilder ihre Gültigkeit verloren hätten. Er wußte, man würde ihn lächerlich finden. Aber zu wem ſollte er ſeine Empfindungen äußern?“

Da ſcheint ihm eine Löſung eröffnet: Er trifft auf Menſchen, die ſchon in ihrem Weſen Neue ſind, nicht nur in Glauben und Gebahren, die Bewußtheit und hohe Offenheit mit neuer Menſchlichkeit zu verbinden wußten, mit Erdſtändigkeit und geſunden Körpern. Und ſie ſprechen zu ihm: „Wir können jene Menſchen durchaus achten, aber ſie haben den Zuſammenhang mit dem Leben verloren. Ich habe unter meinen Schülerinnen einige, welche ſicherlich nicht erreichen, was ich wünſche. Sollte ich ſie deshalb ausweiſen? Nein, ich mache aus ihnen, was möglich iſt. Ich rechne mit dem Leben.“ Man möchte vielleicht hinzufügen: Man darf ſich ſolche Kompromiſſe leiſten, wenn man ſo ſtark iſt, daß man dabei ſeine Prinzipien nicht zu biegen braucht.

Felicians Körper aber iſt bereits von den Gedanken angefreſſen. Er kann nicht mit mit dieſen, die geſund ſind. Er kann aber auch nicht mehr frei werden von dem, was ihm zur Krankheit wurde. Er wird wohl beurteilt: „Wir leben in einer Zeit, in der die vielen neuen ‚Errungenſchaften' noch nicht Beſitz und Freude wurden."

Die Reſignation packt ihn. Er malt ſich das Ende ſeiner Flucht aus, der Flucht vom alten zum neuen Leben — und nun ſollte er den ganzen Weg zurück? ... „Er würde hinter ſeinem kleinen Ladentiſch ſitzen, wo es warm war, und die Bekannten aus der Nachbarſchaft bedienen. Man unterhielt ſich vertraulich mit den Kunden und hatte gerade genug an Kopf aufzuwenden, um über ſeine kleinen Lagerbeſtände zu disponieren." Da hält er es nicht mehr aus. Er ſtürzt ſich in den Strudel des Schmutzes, vielleicht mit der geheimen Hoffnung, darin zu verſaufen, zum mindeſten Bewußtloſigkeit zu erwüſten. Es gelingt nicht. Er gibt den Kampf auf, entſchließt ſich, zurückzukehren. In der Welt zu vertauchen, aus der er kam. Er hatte trotz ſeiner Tiefe und geiſtigen Zartheit die letzten Reſte ſeines früheren Lebens nicht tilgen können; er hatte ſeinen Inſtinkt zerbrochen, deſſen Sicherheit ihn hätte retten können, als der Intellekt den Rätſeln des Lebens gegenüber verſagte.

Es iſt genug mit der Erkenntnis, daß es ungeiſtige und geiſtige Spießbürger gibt. Auch geiſtige: Was werden „die Geiſtigen" ſagen? Wir brauchen das Ende dieſes Verbrauchten — oder Verkannten? — nicht mehr zu erleben. Klüger würden wir dadurch nicht.

Felician ſtirbt den Tod — des Gerechten? Was liegt daran. Er ſtirbt, bevor er noch die Sphäre der Onkels und Tanten, die immer zufrieden und jovial ſein können und ſein zu müſſen glauben, die immer verzeihen, auch wenn ſie nicht verſtehen, erreicht, er ſtirbt, noch immer auf der Flucht. Die wir ihn begleiteten, fragen, verſtört oder erlöſt, ob wir uns zu den Flüchtenden oder zu den Siegenden zählen dürfen — beſſer noch, ob wir uns zählen wollen.

Max Hodann

Die ſexuelle Frage und die Freideutſche Jugend

Es herrſcht in der Freideutſchen Jugend ein ehrliches Bemühen, vereint an der Löſung einer Kameradſchaftsehe zu arbeiten. Das zeigt ein jüngſt erſchienenes Beiheft zur Zeitſchrift „Freideutſche Jugend",* das eine Auseinanderſetzung der verſchiedenſten Standpunkte mit Kurella's dort erſchienenen Aufſatz über die „Körperſeele" bringt, deſſen Grundgedanken auch ſein Aufſatz „Vom Körpergefühl" im Dezemberheft der Tat brachte.

Was kam nun bei dieſer Auseinanderſetzung heraus? Mit einem Satze: Ein Verwiſchen des Problems durch pſychologiſches Gerede. Man ſchlägt vor, die Wandervogelehepaare ſollten eine gemeinſame Ausſprache halten über ihre Erfahrungen, als wenn eine Addition von einer Anzahl Hänſen und Greten mehr ergäbe, als das ſchmerzliche Erlebnis eines Schaffenden. Das Endergebnis iſt: Man will das Verſtehen der Geſchlechter durch noch größere Jugendkameradſchaft fördern, weil man glaubt, es käme bei dem Verhältnis der Geſchlechter nur auf das tüchtige ſich Klarmachen des anderen an, durch deſſen richtige Ergründung ſich die Vermeidung von Mißverſtändniſſen ergäbe. So fügt ſich ganz ungezwungen der Schluß: die Ehe glücklich zu führen, iſt Sache des Intellekts.

Sehr richtig ſagt am Ende der Debatte Walter Hagen: „Der Grundzug allen

* Die Geſchlechterfrage der Jugend. Hrsg. von Alfred Kurella. Verlag von Adolf Saal, Hamburg.

Geredes über die Sexual„frage“ ist eine jammerwürdige Schwächlichkeit. Ihr seid zu schwächlich, um keusch zu leben und zu schwächlich, um euren Trieb restlos zu bejahen. So deckt ihr eure neurasthenische Jämmerlichkeit mit Ethik zu und zerfranst in geistreichelnden Gesprächen erhabene Dinge. — Ein paar wirklich tiefdenkende Menschen laufen dabei mit unter. Habt den Mut zu schweigen und zu leben. Und wenn ihr mit eurem Leben nicht fertig werdet, so laßt wenigstens die anderen ungeschoren.“

Es droht den Freideutschen schon längst die Gefahr, daß sie die Fähigkeit verlieren, ihre tiefsten Erlebnisse schweigend zu erleben, daß sie über Vereinsmeierei verlernen, den Großen aus der Vergangenheit unseres Volkes und den schaffenden Geistern der Gegenwart zuzuhören, weil das Sinn für Distanz fordert.

Daß die Jugend nicht aus Erfahrung weiß, daß das Leben tragisch ist, und daß ebenso auch das Verhältnis der Geschlechter zueinander einen tragischen Unterton hat, ist nicht von ihr zu verlangen. Aber sie sollte es merken aus den Werken unserer großen Dichter und Denker und den zerrissenen Zügen ihrer Gesichter. Nur die Marlitt und ähnliche Geister reden von dem Glück zwischen Hans und Grete. Man braucht nicht gerade auf Strindberg zu schwören um zu wissen, daß es zwischen den Geschlechtern nur Kampf gibt, denn Kampf ist Leben. Jedes Verhältnis von Geschlecht zu Geschlecht bedeutet ein lebendiges Wachsen von Kräften, bei dem es gar nicht auf glückliches Behagen ankommt, sondern auf die Stärke der Kraft im Ringen miteinander. Der Eros will, daß sich das Leben in die Höhe baut, ob der Mensch dabei leidet, darauf kommt gar nichts an.

Auch einem Denker wie L. von Wiese* passiert es in seinem letzten Buch, daß er zwar die Probleme des ehelichen Zusammenlebens sieht, aber keine Lösung für sie weiß. Ebenso führt auch H. Blüher** in seinem letzten Band der Erotik nur bis an die letzten Konsequenzen der Auflösung aller menschlichen Eheeinrichtungen durch die Gewalt des Eros und er findet keine Lösung, wie und warum das Triebhafte im Menschen den Ordnungen des Geistes unterzuordnen sei. Wie sollte eine Aussprache unter suchender unfertiger Jugend die Lösung finden können?

Die Lösung gibt nur der Schaffende, und er findet sie auch nur für sich selbst, nicht etwa als Rezept für andere. Er findet sie, wenn er über das autonome Ich hinausgekommen ist und weiß, daß das Überindividuelle herrscht. Diese Erkenntnis hat als Grundlage die Opferbereitschaft des Menschen für die Idee. Wenn sich die Geschlechtsliebe nicht zur Idee der Gemeinschaft erhebt und jene Idee als Berührung mit dem Göttlichen erlebt wird, dann endet die Liebe in der Gewohnheit des Alltags und den praktischen Rücksichten auf das Behagen.

Die Idee wirkend zu erleben, ist Gnade. Man kann sie sich nicht erarbeiten, der Weg dazu ist nur unter Schmerzen zugänglich. Nur die wenigsten sind dazu berufen, sich im Liebesleben eine eigene Form zu schaffen, die von der breiten Norm abweicht. Aber diese werden dann durch die Idee zu einer höheren Form gelangen, die ihre geistige Persönlichkeit entwickelt. Alles Nur-Ausleben der Triebe führt zum Chaos.

Eugen Diederichs

---

*Leopold von Wiese, Strindberg. Ein Beitrag zur Soziologie der Geschlechter. München, Dunker & Humblot. ** Hans Blüher, Die Erotik in der männlichen Gesellschaft. II. Bd. Jena, Diederichs. br. M 8.—, geb. M 9.50.

Freideutſche Stellungnahme zur Politik

Die Freideutſche Jugend iſt politiſch geworden. Die Tage der Not und der Revolution haben der Politik eine ſo menſchliche Wendung nach all den ermüdenden Winkelzügen der Diplomatenjahre gegeben, daß uns die Politik zur heißen, brennenden Lebensfrage werden konnte. Vordem wäre es Nichterkenntnis unſerer Aufgabe geweſen, wenn wir uns ins Parteigetriebe begeben hätten, denn das, was wir als Freideutſche zu bringen haben, liegt jenſeits aller Parteien: eine neue, gemeinſame Volkskultur.

Warum wir aber jetzt ſo politiſch geworden ſind, das hat dieſen Grund: durch die Umwälzungen der Revolution werden nun endlich ſoziale Neuerungen in greifbare Nähe gerückt, die wir für überaus wichtig halten, weil ſie Grundlage jeder wirklichen Volkskultur ſind, z. B. Schulreform, Hochſchulreform, ſoziale Ausgleichungen u. a. m. Heute ſpüren wir die politiſche Machtwerdung ſolcher Gedanken, die bisher nur in wenigen Kreiſen eine moraliſche Macht beſaßen, wir ſpüren: das tätige Leben wird allmählich reif zu dieſen Ideen. Und indem die Parteien reif dafür zu werden ſcheinen, werden wir, als Vertreter jener Ideen und ihre begeiſterten Verfechter, auch reif für die Parteien. Unſere Aufmerkſamkeit wendet ſich einer Prüfung dieſer Parteien zu, und Maßſtab iſt uns nicht ihr Programm — denn darin gleichen ſich heute alle Parteien ſo ziemlich —, ſondern ihr praktiſches Verhalten zu jenen ſozialen Neuerungen, wie es ſich in ihrer Preſſe und in dem Benehmen ihrer Führer ſpiegelt. So nur können wir nämlich hinter die Programme, auf das Weſentliche der Parteien kommen.

Unter den politiſchen Organiſationen, die uns entgegentreten, erregen nunmehr nach den Offenbarungen des Krieges nur noch die Demokraten und die Sozialiſten unſere Sympathien, denn hinter ihnen allein ſteckt mehr als Intereſſenpolitik, ſteckt eine höhere Bedeutung und etwas von dem, um das wir Freideutſche uns bemühen: Geiſt oder Leben oder Kultur oder Zukunft. — Die konſervativen Parteien haben durch ihre blinde und fanatiſche Phantaſiepolitik während des Krieges ihre menſchliche und intellektuelle Unfähigkeit völlig bewieſen. Sie ſcheiden wohl nun auch für die Jungvölkiſchen für immer aus.

Die Partei des goldenen Mittelweges iſt die nunmehrige Deutſch-demokratiſche. Ihre Mitglieder ſtellen das gebildete Deutſchland dar, ihre Führer ſind zum Teil die Blüte des bisherigen Deutſchlands und entſtammen den Kreiſen des Bürgertums, das bisheriger Kulturträger oder wenigſtens Kulturbewahrer war, denn unſere Kultur war bis zum Kriege durchaus bürgerlich. Die demokratiſchen Führer ſind häufig Männer oder Frauen von einem auf allen Gebieten durchgebildetem Wiſſen, von Können und Fähigkeiten, wie ſie in keiner Partei ſonſtnoch ebenſo durchſchnittlich angetroffen werden. Man bekommt bei ihnen das Gefühl von harmoniſchem Menſchentum im Sinne von Fertig ſein; — fertige Menſchen treten uns in ihnen entgegen, die über Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion, Leben eine durchgebildete Anſicht ſich erworben haben. — Ihre „Real"politik iſt nicht ſo irreal wie die der Rechtsſtehenden, und in ihren Programmidealen fordern ſie nicht mehr, als was ſich mit dem beſtehenden Alten irgendwie friedlich verbinden läßt, dabei kommen ihnen ihre hiſtoriſchen Kenntniſſe zugute. Sie haben den größten techniſchen Überblick von allen Parteien — in ihren Reihen werden die meiſten Volkswirtſchaftler ſein —, und wenn ſie irgendwo eine Grenze der Möglichkeiten ziehen, ſo wird man aufhorchen müſſen.

Dennoch: ein wenig „zu fertig“ ist diese bürgerliche Intelligenz manchmal doch, oder: sie hat zuviel Kultur und zuwenig Geist, zuviel Zivilisation und zuwenig echte, lebendige Kultur; das macht: sie ist nicht Aufgang, Höhepunkt, sie ist Ausklang, ihr Erbe hat sie aus der Zeit vor hundert Jahren, aus dem Goethe-Schillerschen Bildungsalter, dem Bürgertum der deutschen Klassik, das eine so unendlich reiche und produktive Bildung besaß. Das Bürgertum des Heute aber ist Epigonentum, es hat nur zuende geritten, tausendmal wiedergekäut und schließlich unlebendig und zur leeren Form gemacht, was es erbte, aus Eigenem hat es nichts Bedeutendes hinzugefügt („wenn er lügt, redet er aus seinem Eigenen“). Die jetzige bürgerliche Kunst und Literatur hat etwas Gequältes, Haltloses und Verwirrtes —: Dekadence; und vor allem: große Männer fehlen uns durchaus. Goethe konnte liberal, konnte bürgerlich sein, denn damals war das Bürgertum der Boden einer hohen, produktiven geistigen Bildung gewesen. Mit der Blüte des Zeitalters der „Humanität“ und des Persönlichkeitsideals aber scheint der Höhepunkt des geistigen Bürgertums gegeben zu sein, was bis zu uns kam, war nur mehr Abklang, Erbschaft. Wie sehr die demokratischen Ideen mit unserer deutschen Klassik zusammenhängen, beweist ihre nachdrückliche Einstellung auf das Persönlichkeits- und Humanitätsideal.

Mit dieser reproduktiven, ererbten Kultur des Bürgertums, dem Vollendet- und Fertigsein der bürgerlichen Intelligenz scheint eine gewisse Anlage zum Stillstand verbunden zu sein, die auch durch das umfassendste Wissen nicht ersetzt werden kann. Zögernd geht der demokratische Bürger an Reformen, und wenn er reformiert, so quillt es nicht als heißes, drängendes „Muß“ aus seinem Innern, sondern es erscheint als äußerlich wissenschaftlich unumgängliche Notwendigkeit. Es fehlt dem Bürgertum an Glauben, Vertrauen und neuen Ideen, die aus dem Leben der heutigen Stunde, des jungen Tages fließen. Die bürgerliche Intelligenz verfügt über einen durchgebildeten Gedankenapparat, und sie ist deshalb sehr stolz auf ihre „staatsbürgerliche Bildung“, lacht über „politische Kinder“ und spottet über „Ideologen“, aber —: „was man zulange bedenkt, wird immer bedenklich“ — darin liegt die Reformunfähigkeit des intellektuellen Bürgers heute wie die Ungläubigkeit und der Konservatismus des Alters überhaupt.

Diese Kultur des Bürgertums hat sich zu der ihr eigenen Art nicht zuletzt auf Grund der kapitalistischen Gesellschaftsordnung entwickelt, sie wird im sozialistischen Staat einmal nicht mehr bestehen können, und umgekehrt wird deshalb auch das auf solcher Grundlage entstandene Bürgertum niemals fähig sein, den sozialen Staat zu bauen. Es ist aber sehr wohl eine Volkskultur denkbar, die auf ganz andere Art den Geist verkörpert als bisher.

Der sozialistische Staat wird deshalb nur durch die Arbeit eines noch jungen, sich erst entwickelnden, unfertigen Geschlechts entstehen, dessen Wesen aber dem Morgen der Zukunft angehört. Der Sozialist ist Beginner, nicht Vollender, Aufklang, nicht Ausklang. Als vollendete Persönlichkeiten gewinnen die Führer der Demokratie in unserer Achtung das Übergewicht, wenn man nicht in die Wagschale wirft, daß die Zukunft, die Jugend, die Energien und das Schöpferische auf seiten der Sozialisten liegt. Der Sozialismus ist die Gesellschafts- nicht nur Wirtschaftsform der Zukunft. Ein Zug des Rauhen, Unharmonischen, Chaotischen, Ungebildeten geht durch die Reihen der Sozialisten, ihre Idee ist größer als sie, aber auch ein Zug dostojewskischer Menschlichkeit, Wärme, Lebendigkeit, junger Willenskraft und Bewegung des Herzens — was dem Bürgertum heute fehlt. Die Sozialisten sind unser

Dennoch: ein wenig „zu fertig" ist diese bürgerliche Intelligenz manchmal doch, oder: sie hat zuviel Kultur und zuwenig Geist, zuviel Zivilisation und zuwenig echte, lebendige Kultur; das macht: sie ist nicht Aufgang, Höhepunkt, sie ist Ausklang, ihr Erbe hat sie aus der Zeit vor hundert Jahren, aus dem Goethe-Schillerschen Bildungsalter, dem Bürgertum der deutschen Klassik, das eine so unendlich reiche und produktive Bildung besaß. Das Bürgertum des Heute aber ist Epigonentum, es hat nur zuende geritten, tausendmal wiedergekäut und schließlich unlebendig und zur leeren Form gemacht, was es erbte, aus Eigenem hat es nichts Bedeutendes hinzugefügt („wenn er lügt, redet er aus seinem Eigenen"). Die jetzige bürgerliche Kunst und Literatur hat etwas Gequältes, Haltloses und Verwirrtes —: Dekadence; und vor allem: große Männer fehlen uns durchaus. Goethe konnte liberal, konnte bürgerlich sein, denn damals war das Bürgertum der Boden einer hohen, produktiven geistigen Bildung gewesen. Mit der Blüte des Zeitalters der „Humanität" und des Persönlichkeitsideals aber scheint der Höhepunkt des geistigen Bürgertums gegeben zu sein, was bis zu uns kam, war nur mehr Abklang, Erbschaft. Wie sehr die demokratischen Ideen mit unserer deutschen Klassik zusammenhängen, beweist ihre nachdrückliche Einstellung auf das Persönlichkeits- und Humanitätsideal.

Mit dieser reproduktiven, ererbten Kultur des Bürgertums, dem Vollendet- und Fertigsein der bürgerlichen Intelligenz scheint eine gewisse Anlage zum Stillstand verbunden zu sein, die auch durch das umfassendste Wissen nicht ersetzt werden kann. Zögernd geht der demokratische Bürger an Reformen, und wenn er reformiert, so quillt es nicht als heißes, drängendes „Muß" aus seinem Innern, sondern es erscheint als äußerlich wissenschaftlich unumgängliche Notwendigkeit. Es fehlt dem Bürgertum an Glauben, Vertrauen und neuen Ideen, die aus dem Leben der heutigen Stunde, des jungen Tages fließen. Die bürgerliche Intelligenz verfügt über einen durchgebildeten Gedankenapparat, und sie ist deshalb sehr stolz auf ihre „staatsbürgerliche Bildung", lacht über „politische Kinder" und spottet über „Ideologen", aber —: „was man zulange bedenkt, wird immer bedenklich" — darin liegt die Reformunfähigkeit des intellektuellen Bürgers heute wie die Ungläubigkeit und der Konservatismus des Alters überhaupt.

Diese Kultur des Bürgertums hat sich zu der ihr eigenen Art nicht zuletzt auf Grund der kapitalistischen Gesellschaftsordnung entwickelt, sie wird im sozialistischen Staat einmal nicht mehr bestehen können, und umgekehrt wird deshalb auch das auf solcher Grundlage entstandene Bürgertum niemals fähig sein, den sozialen Staat zu bauen. Es ist aber sehr wohl eine Volkskultur denkbar, die auf ganz andere Art den Geist verkörpert als bisher.

Der sozialistische Staat wird deshalb nur durch die Arbeit eines noch jungen, sich erst entwickelnden, unfertigen Geschlechts entstehen, dessen Wesen aber dem Morgen der Zukunft angehört. Der Sozialist ist Beginner, nicht Vollender, Aufklang, nicht Ausklang. Als vollendete Persönlichkeiten gewinnen die Führer der Demokratie in unserer Achtung das Übergewicht, wenn man nicht in die Wagschale wirft, daß die Zukunft, die Jugend, die Energien und das Schöpferische auf seiten der Sozialisten liegt. Der Sozialismus ist die Gesellschafts- nicht nur Wirtschaftsform der Zukunft. Ein Zug des Rauhen, Unharmonischen, Chaotischen, Ungebildeten geht durch die Reihen der Sozialisten, ihre Idee ist größer als sie, aber auch ein Zug wjatzewskischer Menschlichkeit, Wärme, Lebendigkeit, junger Willenskraft und Begung des Herzens — was dem Bürgertum heute fehlt. Die Sozialisten sind unser

Rußland, der Stand der Kindlichen, Vielversprechenden, Zuk Möglichkeiten, das deutsche Bürgertum aber mit seinem zur erstarrten Kulturbesitz wird durch Frankreich symbolisiert.

Durch diesen Zug der Müdigkeit und Unfähigkeit zum Neue Bürgertums doch bestehende Ablehnung der Sozialisierung kratische Partei will Sozialisierung auf dem Boden de Kapitalisierung — Sozialisierung an den Auswüchsen herigen Systems, d. h. tatsächlich keine Sozialisierung, sondern v tätigkeit. Darum soll nicht verstaatlicht werden, höchstens wenn es auch einleuchtend ist, daß auf Grundlage der bish Ordnung weiter gearbeitet werden muß, weil der Krieg uns so leuchtet ebenso ein, daß gerade deshalb, weil sich die bish ordnung in diesem Krieg ad absurdum und zum Zusam hat, nun eine andere, sozialistische Wirtschaftsordnung gelten volkswirtschaftlichen Gründe der Unmöglichkeit einer umfasse sind einleuchtend, aber ebenso einleuchtend ist ein gründlich gearbeitetes System eines Neuen. Das Werdende hat immer se sich: wird es auch halten, was es verspricht? das ist die Ungered dem erst Entstehenden, Werdenden, des Alters der Jugend g gut, wie es auch sei („wie es auch sei, das Leben, es ist gut"), a Existenz, zur Macht, gelangt sein, dann wird es sanktioniert.

Das dritte Reich, das Reich der Zukunft, der Erfüllung, w stehen, als indem die Erneuerung der Seelen zugleich Lebens bringt, Hand in Hand muß Wesen und Leb scheinen des Menschen arbeiten. Wo die Jugend, d. h. d die ins Leben drängt, in uns die Parteien prüft, da werden w politische Konsequenz ziehen — wir werden sozialistisch servativ sein.* Und indem wir sozialistisch werden, wird der Sozialismus einen frischen, klaren, leisen Hauch der Freih spüren und wiederatmen.

Die Rettung unserer Wirtschaft

Der gegenwärt lands gleicht dem der Schwindsucht Leidenden. Mit rasender Schnelligkeit geht d vor sich, und in kurzer Zeit ist der blühende Körper in eine A aus Leben Tod geworden. Und wie der Schwindsüchtige in f mißtrauisch ist bis zum äußersten, zu erraffen sucht, was er an noch erreichen kann, so geht es auch dem ganzen Lande. Wir Gespensterleben. Auf der einen Seite betäubende Genußsucht, a krasses Elend. Unser blühender Wirtschaftskörper, der selbst d Krieg, die Absperrung von der Welt verhältnismäßig gut üb und droht nicht nur zu erliegen, sondern liegt schon auf dem Be

* Gemach, gemach, liebe Jugend. Woher weißt du denn, ob du im bleiben wirst? Hast du überhaupt eine Anschauung von „Kult gibt ja noch keinen Kulturkonservativismus in Deutschland, der, Sozialismus in sich enthalten wird. Vorläufig bereiten ihn zwe vor, Grabowski's „Neues Deutschland" und Siegmund-Schultze's Monatsschrift."

ſchaft, die überhaupt noch in Deutſchland betrieben wird, iſt nur noch eine Scheinwirtſchaft. Sie iſt keine mehr, die Werte ſchafft, ſondern eine ſolche, die zehrt von dem, was frühere Werte geſchaffen hatten. Sehr richtig ſchrieen die Anſchläge der Regierung den Vorübergehenden entgegen: „Sozialismus iſt Arbeit!“ Da aber keine Arbeit mehr geleiſtet und auch Arbeit nicht mehr vorhanden iſt, iſt demnach auch kein Sozialismus mehr vorhanden. Was wir erleben und durchmachen, iſt Anarchie, iſt Bolſchewismus, nur nicht in der kraſſen Form, wie er in Rußland herrſcht.

Nichts aber ändert die Tatſache, daß die Kreiſe, die den politiſchen Zuſammenbruch verurſachten, auch an dem wirtſchaftlichen Zuſammenbruch ſchuld ſind. Der Sozialismus iſt genau ſo in der Diſziplin der Unterordnung unter einen höheren Willen verankert, wie es das alte Staatsweſen, das alte Heer geweſen iſt. Und ſo wie die Beſeitigung der Diſziplin dort den Zuſammenbruch verurſachte, ſo auch hier in der ſozialiſtiſchen Arbeiterſchaft. Die neugewonnene Freiheit wird mißbraucht zur Erreichung ſelbſtſüchtiger Ziele, ganz gleich, ob die große Maſſe der anderen darunter leidet. Alle Bemühungen der Arbeiterführer, hier Einhalt zu gebieten, ſcheiterten, die Einſichtigen wurden von den anderen überbrüllt. Die Unkenntnis triumphiert, und alle Demokratie iſt vergeſſen. Kein Tag vergeht ohne Streik und damit kein Tag, der das Wirtſchaftsleben nicht immer näher dem Ruin entgegenbringt. Inzwiſchen werden ſämtliche Reſerven aufgebraucht und damit die Möglichkeit des Wiederaufbaues zur Unmöglichkeit verwandelt.

Freilich liegt hier nicht alle Schuld an der Arbeiterſchaft. Die größte trägt die Regierung. Sie trägt ſie vor allem dadurch, daß ſie es dauernd weiter geſchehen läßt, daß immer unmöglichere und unerfüllbarere Forderungen unſerer Gegner von der Waffenſtillſtandskommiſſion unterzeichnet werden. Nie iſt eine Gruppe von Reichsvertretern mit größeren Befugniſſen ausgeſtattet worden, als es dieſe Waffenſtillſtandskommiſſion iſt. Aber auch noch nie iſt unſachgemäßer gehandelt worden. Denn in Wirklichkeit unterſchreibt doch Herr Erzberger alles das, was ihm von drüben diktiert wird, ohne auch nur ernſthaft die Folgen überlegt zu haben. Nie hätte es bei uns zu einem derartigen Kohlenmangel und infolgedeſſen zu einem ſolchen Erliegen führen können, wenn wir nicht unter einem ſolch furchtbaren Mangel an Eiſenbahnwagen zu leiden hätten. Aber noch kraſſer iſt die Auslieferung unſerer Handelsflotte an unſere Gegner um ein Linſengericht. Dafür, daß unſere Handelsflotte in den Dienſt des Vielverbandes tritt, erhält das deutſche Volk für eine zeitlich unbeſtimmte Friſt Brotgetreide und Fett in einer Menge, daß jeder Deutſche einmalig einundeinhalb Pfund Brot und im ganzen 5 Wochen Rationen Fleiſch oder Fett beſonders bekommen kann. Und jede Möglichkeit iſt uns genommen, die unſerem Lande ſo dringenden Rohſtoffe zuzuführen. Wir wiſſen überhaupt nicht, ob wir je unſere Schiffe wiederſehen.

Deshalb müſſen wir uns auch freimachen von der in letzter Zeit immer mehr bei uns zur Verbreitung gelangenden Meinung, daß nur Frankreich allein mit ſeiner Rachgier uns gegenüberſteht. Das Beiſpiel des Handelsſchiffsraubes, und vor allem aber auch die unverminderte Aufrechterhaltung der Blockade zeigen vielmehr, daß noch viel ſchlimmer als Frankreichs Englands Abſichten ſind. Die wirtſchaftlichen Verhältniſſe Englands ſind nicht weit von denen entfernt, die bei uns herrſchen. England iſt verſchuldet an das Ausland, die Steuerkraft iſt faſt bis zum Ende aufgebraucht und die antikapitaliſtiſchen Strömungen gewinnen immer mehr die Oberhand. Will ſich England wieder erholen, und auch nur den zweiten Platz

schaft, die überhaupt noch in Deutschland betrieben wird, ist nur noch eine Scheinwirtschaft. Sie ist keine mehr, die Werte schafft, sondern eine solche, die zehrt von dem, was frühere Werte geschaffen hatten. Sehr richtig schrieen die Anschläge der Regierung den Vorübergehenden entgegen: „Sozialismus ist Arbeit!“ Da aber keine Arbeit mehr geleistet und auch Arbeit nicht mehr vorhanden ist, ist demnach auch kein Sozialismus mehr vorhanden. Was wir erleben und durchmachen, ist Anarchie, ist Bolschewismus, nur nicht in der krassen Form, wie er in Rußland herrscht.

Nichts aber ändert die Tatsache, daß die Kreise, die den politischen Zusammenbruch verursachten, auch an dem wirtschaftlichen Zusammenbruch schuld sind. Der Sozialismus ist genau so in der Disziplin der Unterordnung unter einen höheren Willen verankert, wie es das alte Staatswesen, das alte Heer gewesen ist. Und so wie die Beseitigung der Disziplin dort den Zusammenbruch verursachte, so auch hier in der sozialistischen Arbeiterschaft. Die neugewonnene Freiheit wird mißbraucht zur Erreichung selbstsüchtiger Ziele, ganz gleich, ob die große Masse der anderen darunter leidet. Alle Bemühungen der Arbeiterführer, hier Einhalt zu gebieten, scheiterten, die Einsichtigen wurden von den anderen überbrüllt. Die Unkenntnis triumphiert, und alle Demokratie ist vergessen. Kein Tag vergeht ohne Streik und damit kein Tag, der das Wirtschaftsleben nicht immer näher dem Ruin entgegenbringt. Inzwischen werden sämtliche Reserven aufgebraucht und damit die Möglichkeit des Wiederaufbaues zur Unmöglichkeit verwandelt.

Freilich liegt hier nicht alle Schuld an der Arbeiterschaft. Die größte trägt die Regierung. Sie trägt sie vor allem dadurch, daß sie es dauernd weiter geschehen läßt, daß immer unmöglichere und unerfüllbarere Forderungen unserer Gegner von der Waffenstillstandskommission unterzeichnet werden. Nie ist eine Gruppe von Reichsvertretern mit größeren Befugnissen ausgestattet worden, als es diese Waffenstillstandskommission ist. Aber auch noch nie ist unsachgemäßer gehandelt worden. Denn in Wirklichkeit unterschreibt doch Herr Erzberger alles das, was ihm von drüben diktiert wird, ohne auch nur ernsthaft die Folgen überlegt zu haben. Nie hätte es bei uns zu einem derartigen Kohlenmangel und infolgedessen zu einem solchen Erliegen führen können, wenn wir nicht unter einem solch furchtbaren Mangel an Eisenbahnwagen zu leiden hätten. Aber noch krasser ist die Auslieferung unserer Handelsflotte an unsere Gegner um ein Linsengericht. Dafür, daß unsere Handelsflotte in den Dienst des Vielverbandes tritt, erhält das deutsche Volk für eine zeitlich unbestimmte Frist Brotgetreide und Fett in einer Menge, daß jeder Deutsche einmalig einundeinhalb Pfund Brot und im ganzen 5 Wochen Rationen Fleisch oder Fett besonders bekommen kann. Und jede Möglichkeit ist uns genommen, die unserem Lande so dringenden Rohstoffe zuzuführen. Wir wissen überhaupt nicht, ob wir je unsere Schiffe wiedersehen.

Deshalb müssen wir uns auch freimachen von der in letzter Zeit immer mehr bei uns zur Verbreitung gelangenden Meinung, daß nur Frankreich allein mit seiner Rachgier uns gegenübersteht. Das Beispiel des Handelsschiffsraubes, und vor allem aber auch die unverminderte Aufrechterhaltung der Blockade zeigen vielmehr, daß noch viel schlimmer als Frankreichs Englands Absichten sind. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Englands sind nicht weit von denen entfernt, die bei uns herrschen. England ist verschuldet an das Ausland, die Steuerkraft ist fast bis zum Ende aufgebraucht und die antikapitalistischen Strömungen gewinnen immer mehr die Oberhand. Will sich England wieder erholen, und auch nur den zweiten Platz

in der Welt behaupten, so kann ihm nur dazu der Zus
lands verhelfen. Nur ein solches Deutschland, das no
kann diesem Vorteile bieten. Sein Ziel ist, uns mit seinen Erzeu
und höchstens die Ausbeutung der im Lande befindliche
Wollen wir daher wieder hochkommen, dann können wi
und Englands Hilfe tun. Da wir aber einen Kompagnon
wie Georg Bernhard ganz richtig ausführte, Amerika
ger unter dem Kriege gelitten als Amerika und keinem La
Vorteile gebracht als den Vereinigten Staaten. Neue
standen, die, wie z. B. der Schiffsbau bereits die führe
sitzen, Riesenvermögen sind dort geschaffen. England ist
schuldet und wirtschaftlich kein Gegner mehr, Frankreich
amerikanisches Kolonialland, mithin bleiben für die w
Amerikas nur zwei Länder übrig, das sind Rußland
Rußland hat sich Amerika bereits weitgehende Ausbeutur
In erster Linie die unermeßlichen Holzschätze. Die Ausführu
sind aber Amerika nur möglich mit Hilfe des russischen
Die Rohstoffe Frankreichs und die Rußlands, wer könnte
das erfindungsreiche und geschickte, noch immer fast 70 M
Volk! Bessere Vertreter kann sich Amerika für seine wir
Ansprüche nicht suchen, und vieles deutet ja auch darauf h
Kapitalistenkreisen mit diesem Plane gerechnet wird. Da w
nung arbeiten müssen, und neues Geld notwendig brauchen
deres kommen, als diese Gemeinwirtschaft mit Amerika.
durch Frankreich und England wäre von uns abgewendet,
Genuß unserer Arbeit treten und, wie etwa in der Mitte d
für die fremde Beteiligung nur Kapitalzinsen nach Am
Nicht schwer könnte es sein, daß uns Amerika einen gro
schulden beleiht und uns so aus der künstlichen Kriegsers
kredites befreit und den Inlandkredit dadurch wieder flo
zur Durchführung dieser Absichten auch von unserer S
da ist es in erster Linie Aufgabe unserer wirtschaftlichen Zen
kammern, die Regierung mit den nötigen Unterlagen z
sorgen, daß die Vertreter Deutschlands bei den Fri
wirkliche Sachkenner des deutschen Wirtschafts
halten. Aber auch schon jetzt ist es an der Zeit, Fühlung a
tretern der amerikanischen Wirtschaft. Vor allem freilich
unser heimisches Wirtschaftsleben aus den jetzigen traur
rissen wird. Wir müssen beginnen, auch jetzt schon wied
leisten. Viele der deutschen Handelskammern haben ja b
Teil daran mitzuarbeiten, aber ein großer Teil hat sich v
Umsturztage gebracht haben, anscheinend noch nicht erhol
neue und immer eindringlichere Aufklärungen, die bis in
dauernd gehen müssen, wird es sicher möglich sein, de
über diesen liegt, zu verscheuchen und der gesunden Ei
wieder nahezukommen. Es sind die allerletzten Minuten!

Gedanken zur Zeit

Reformgerede. Das Reformertum des letzten Jahrzehntes ist eine Begleiterscheinung der Herrschaft des Intellektualismus. Nach all den Reformern zu einer sogenannten Lebenserneuerung, von völkischer Rassenzüchtung und Abstinenz angefangen bis zu den Schulreformern, die Kämpfer für den Geist „erziehen" wollen (auch diese Eigenschaft ist eine Gnade), kommen jetzt die politischen Reformer, die Kämpfer für den „neuen Geist".

Ich bekomme jetzt öfters Zuschriften wegen eines organisatorischen Zusammenschlusses aller ein höheres Menschentum anstrebender Menschen, um ihnen einen Einfluß in der Volksvertretung zu sichern. Ich muß gestehen, ich habe bei der Annektierwut des ersten Kriegsjahres auch einmal den Gedanken gehabt und ihn durchzuführen versucht, daß sich die Kreise von Hilfe, Kunstwart, Vortrupp, Tat u. a. zusammenschließen sollten, um einen Einfluß auf die öffentliche Meinung Deutschlands gegenüber der charakterlosen Presse durch ein einheitliches Programm zu gewinnen, welches das Gemeinsame in bezug auf den vaterländischen Gedanken herausarbeitet. Und in diesem Sinne habe ich auch seinerzeit die Vaterländische Gesellschaft in Thüringen gegründet, die freilich sich von Maurenbrecher in das alldeutsche Fahrwasser führen ließ, weil es für die Menschen viel leichter ist, sich suggerieren zu lassen, als gegen den Strom zu schwimmen. Ich muß aber sagen, nach meiner heutigen Kenntnis des politischen Lebens wird mir das Ergebnislose eines solchen Versuches klar.

Ich sehe die Aufgabe der geistigen Menschen nicht im politischen Führertum, das sich nur für ganz besonders geartete robuste Charaktere eignet, die das Wort zur Verfügung haben, um die Hörer kneten zu können. (Es kommt dabei auf Technik und nicht auf höhere Wahrheit an.) Sondern die Aufgabe der geistigen Menschen ist, die Aristokratie innerhalb der Lebensbeziehungen zu bilden. Sie haben ihr Führertum vorzuleben; nur auf diesem Wege zwingen wir in Deutschland den Massengeist.

Es genügt, wenn in Deutschland in allen größeren und mittleren Städten etwa bis zu je einem Dutzend Menschen zusammentreten, die auf alles Reformgerede verzichten, aber dafür für eine bestimmte Idee nicht nur mit der Vernunft, sondern für alles lebendige Werden mit ihrem ganzen Wesen eintreten. Sie brauchen nicht alle die gleiche intellektuelle Einstellung zum Leben zu haben, aber das muß ihnen gemeinsam sein, daß sie fähig sind, sich in Aktivität für ihre Mitmenschen zur Entwicklung geistigen Lebens zu opfern. Es handelt sich um praktisch sich auswirkendes Brudergefühl.

Sind eine genügende Anzahl dieser Menschen in Deutschland vorhanden, „strömende Menschen" möchte ich sie nennen, und schließen sie sich zu einer Gesellschaft in ähnlicher Form wie die englischen Fabians zusammen, dann werden sie die verheerenden Wirkungen des Massengeistes, die sich jetzt zeigen, überwinden und der Idee des sozialen Volksstaates bestimmte Formen geben, was die Theoretiker nicht vermögen.

Es ist unser entscheidendes Schicksal als Volk, ob wir vermögen, einen sozialen Volksstaat aus dem deutschen Geist heraus selbständig in besserer Form wie die andern Völker Europas zu gestalten. Dazu gehört die Überwindung des Klassenkampfes, dazu gehört ein klarer Wille, die kapitalistische Wirtschaftsordnung in eine soziale Rechtsordnung zu überführen, dazu gehört ein über-sein-Ich-hinaus-schauen-können.

Der Geist, der zum Aufbau des sozialen Volksstaates gehört, muß von einer Minderzahl so konsequent vorgelebt werden, daß er ohne jedes Gerede sichtbar ist.

Oh, Brüder, wir brauchen eine Brüderschaft im Geiste, die schweigend wirkt. *E. D.*

Gedanken zur Zeit

Reformgerede. Das Reformerium des letzten Jahrzehntes ist eine Begleiterscheinung der Herrschaft des Intellektualismus. Nach all den Reformern zu einer sogenannten Lebenserneuerung, von völkischer Rassenzüchtung und Abstinenz angefangen bis zu den Schulreformern, die Kämpfer für den Geist „erziehen“ wollen (auch diese Eigenschaft ist eine Gnade), kommen jetzt die politischen Reformer, die Kämpfer für den „neuen Geist“.

Ich bekomme jetzt öfters Zuschriften wegen eines organisatorischen Zusammenschlusses aller ein höheres Menschentum anstrebender Menschen, um ihnen einen Einfluß in der Volksvertretung zu sichern. Ich muß gestehen, ich habe bei der Annektierung des ersten Kriegsjahres auch einmal den Gedanken gehabt und ihn durchzuführen versucht, daß sich die Kreise von Hilfe, Kunstwart, Vortrupp, Tat u. a. zusammenschließen sollten, um einen Einfluß auf die öffentliche Meinung Deutschlands gegenüber der charakterlosen Presse durch ein einheitliches Programm zu gewinnen, welches das Gemeinsame in bezug auf den vaterländischen Gedanken herausarbeitet. Und in diesem Sinne habe ich auch seinerzeit die Vaterländische Gesellschaft in Thüringen gegründet, die freilich sich von Maurenbrecher in das alldeutsche Fahrwasser führen ließ, weil es für die Menschen viel leichter ist, sich suggerieren zu lassen, als gegen den Strom zu schwimmen. Ich muß aber sagen, nach meiner heutigen Kenntnis des politischen Lebens wird mir das Ergebnislose eines solchen Versuches klar.

Ich sehe die Aufgabe der geistigen Menschen nicht im politischen Führertum, das sich nur für ganz besonders gearbtete robuste Charaktere eignet, die das Wort zur Verfügung haben, um die Hörer kneten zu können. (Es kommt dabei auf Technik und nicht auf höhere Wahrheit an.) Sondern die Aufgabe der geistigen Menschen ist, die Aristokratie innerhalb der Lebensbeziehungen zu bilden. Sie haben ihr Führertum vorzuleben; nur auf diesem Wege zwingen wir in Deutschland den Massengeist.

Es genügt, wenn in Deutschland in allen größeren und mittleren Städten etwa bis zu je einem Dutzend Menschen zusammentreten, die auf alles Reformgerede verzichten, aber dafür für eine bestimmte Idee nicht nur mit der Vernunft, sondern für alles lebendige Werden mit ihrem ganzen Wesen eintreten. Sie brauchen nicht alle die gleiche intellektuelle Einstellung zum Leben zu haben, aber das muß ihnen gemeinsam sein, daß sie fähig sind, sich in Aktivität für ihre Mitmenschen zur Entwicklung geistigen Lebens zu opfern. Es handelt sich um praktisch sich auswirkendes Brudergefühl.

Sind eine genügende Anzahl dieser Menschen in Deutschland vorhanden, „strömende Menschen“ möchte ich sie nennen, und schließen sie sich zu einer Gesellschaft in ähnlicher Form wie die englischen Fabians zusammen, dann werden sie die verheerenden Wirkungen des Massengeistes, die sich jetzt zeigen, überwinden und der Idee des sozialen Volksstaates bestimmte Formen geben, was die Theoretiker nicht vermögen. Es ist unser entscheidendes Schicksal als Volk, ob wir vermögen, einen sozialen Volksstaat aus dem deutschen Geist heraus selbständig in besserer Form wie die andern Völker Europas zu gestalten. Dazu gehört die Überwindung des Klassenkampfes, dazu gehört ein klarer Wille, die kapitalistische Wirtschaftsordnung in eine sozial Rechtsordnung zu überführen, dazu gehört ein über-sein-Ich-hinaus-schauen-können. Der Geist, der zum Aufbau des sozialen Volksstaates gehört, muß von einer Minderzahl so konsequent vorgelebt werden, daß er ohne jedes Gerede sichtbar ist. E. D.

Oh, Brüder, wir brauchen eine Brüderschaft im Geiste, die schweigend wirkt.

Die Unfähigkeit der sozialdemokratischen Re
dem guten Willen der Herren Scheidemann und El
Gegenteil, sie wollen gewiß das Beste und sind hochanst
soll nicht verkannt werden, daß wir uns in einem Zeitalt
daß es daher fast unmöglich ist, zu regieren.

Das Entscheidende ist aber, paßt in das theoretisch
demokratie ein vorausschauender Wille, und ist ihr Versag
zurückzuführen, daß sie immer erst nach ihrer theoretische
Wirkung das Geschehen abwartet, um dann zu einem
gleicht dem Arzt, der einer Epidemie nicht vorbeugt, son
hereinbrechen läßt und sagt, man dürfe die Natur durch
tigen. Bezeichnend war es, als eine bolschewistische Pro
ankam, daß die sozialdemokratische Partei, mit Bauer
Standpunkt stand, man müsse sie gewähren lassen.

Die Weltanschauung der Sozialdemokratie, die alles g
schaftlichen Ursachen marxistisch ableitet, ist naturalist
ist, ist sie subjektivistisch ideologisch, sie hat keinen Sinn
das als geistige Leistung der Generationen in Ethos u
menschen steht. Nur diese sind jedoch die Grundlage z
Handeln, und nicht das Mandat irgendeiner Mehrheit. D
innerhalb der Sozialdemokratie immer etwas Theoretisch
es ist geistig unfruchtbar eingestellt.

Durch die Revolution ist ein neues geistiges Prinzip hoc
„Los von der Wirklichkeitsform“, dasselbe was in der m
Namen Expressionismus gilt. Es läßt sich bezeichnen als
lichkeit durch Wegräumung der Schranken der natürliche
hemmen. Es wird ein Fanatismus des Geistes gepredigt,
Hemmungen der Geist Form bekommt. Sonst ist er wie
sich in Lachen auflöst und wieder im Boden versickert. Ma
Willens, aber leugnet den Zwang der Idee, durch die
sich mittels der geistigen Persönlichkeit des Menschen auf

Ein Künstler, den nicht bei seinem Schaffen vorher eine
läufer bei Modeströmungen, ein Politiker, der regiert, i
läßt, wohin er will, versäumt seine wichtigste Pflicht, dem
zu geben. Nur weil die Revolution im Stadium des Ex
erklären, daß die Regierung der Anarchie des Spartakus
sichtig gegenüberstand. Schließlich hat sie das Gebot der S
zu handeln. Genau so geht es mit dem Streik in den Ko
man es so weit kommen, daß alles wirtschaftliche Leben still

Freiheit des Geistes bedeutet nicht, daß der Geist alle
bis er sie einsieht; auf diese Weise erzieht kein Vater se
bedeutet Freiheit im politischen Leben Anarchie, sondern S
der Gesamtheit, und wenn diese nicht freiwillig erfolgt,
Freiheit des Geistes entsteht nicht durch Diskussionen,
sondern durch die richtige Einstellung zum Geist, der von
Wohnungen bauen. Der Geist kann nur leben, wenn
schaffen sind.

Und an der Aufgabe, dieſe Ordnungen zu ſchaffen, verſagt das Führertum der Sozialdemokratie, weil es dann gegen die Kurzſichtigkeit des Maſſengeiſtes ſich entſcheiden müßte. Es führt nicht Prometheus, ſondern Epimetheus. Unter der letzten Regierung iſt das Volk der Wucherer und Schieber zu einem Volk der Erpreſſer geworden. E. D.

Die Nationalverſammlung. Weimars Name iſt jetzt politiſch ein Symbol für das neue Deutſchland, ſagt man in den Zeitungen. Die Frage iſt, hat das deutſche Volk entſprechend das Seine getan und die geeigneten Männer hingeſchickt, die Deutſchland neu geſtalten können.

Die Nationalverſammlung iſt unter Glockengeläut und von einer braven Rede Eberts eröffnet worden, die nicht über das Niveau des geſunden Menſchenverſtandes hinausgeht und wohl kaum einen Staatsmann zeigt. Weimar iſt faſt hermetiſch von den Nachbarſtädten, auch von Jena, durch eine weiße Garde abgeſchloſſen, die alle Putſchverſuche erſticken ſoll, aber natürlich auch die Inzucht einer Kleinſtadt fördert. Iſt nun, der Not entſprechend, eine Verſammlung von „Hütern Deutſchlands“ zuſammengekommen, eine Verſammlung, die die treibenden „Kräfte“ Deutſchlands vertritt, die das Niveau der Frankfurter Nationalverſammlung hat? Ein Satz ſagt alles: Es ſitzen in der Nationalverſammlung 87 Parteiſekretäre aber nur ein deutſcher Dichter. (Jener iſt W. Vershofen, dem Leſerkreis der Tat als Mitarbeiter und Autor des Verlages wohl bekannt.) Einige wenige ariſtokratiſche Köpfe, wie Graf Poſadowski, überragen eine Welt von Kleinbürgern und geſchäftigen berufspolitiſchen Händlern, von mittelmäßigen Intelligenzen. Von allen Parteien haben die Unabhängigen Sozialiſten noch die intereſſanteſten Köpfe unter ihren Abgeordneten. Es iſt, als wenn beinahe alle geborenen Führer Deutſchlands zu Hauſe ſäßen (oder ſollte es überhaupt keine mehr geben?) und nun die deutſchen Kleinbürger herrſchten und von Juden und abermals Juden geführt würden. Gewiß iſt die jüdiſche Intelligenz organiſatoriſch und kulturell hoch zu ſchätzen, aber wo es ſich um Schöpfen aus ſchlummernden Volksinſtinkten handelt, wo etwas aus dem Ethos des Volkes geboren werden ſoll, iſt ſie nicht an ihrem Platze, denn ihre Aufgabe iſt nur, Vermittler geiſtiger Werte zu ſein. Schöpferiſches deutſches Leben kann ſie nicht hervorbringen, das ſieht man an dem Verfaſſungsentwurf von Hugo Preuß.

Ob es wohl in Weimar einen Abgeordneten unter 40 Jahren gibt? Meiſtens ſind ſie über 50. Ob wohl einer in die Verſammlung hineingekommen iſt, der nicht durch die Parteimaſchine geſiebt wurde und dadurch den Phraſenapparat beherrſcht? Wo bleiben die weltmänniſch überlegenen Kaufleute aus den Hanſaſtädten oder die ſchwerbedächtigen Weſtfalen, oder die tiefinnerlichen Schwaben als ausgeprägte Raſſetypen? Nichts iſt davon zu ſpüren, aber Kleinzeug wimmelt herum, Spießergeſichter, Menſchen ohne inneren Schwung. Abends ſitzen ſie müde und innerlich gelangweilt in den Kneipen und klönen, ohne Intereſſe füreinander, ſie kennen ſich ja ſchon vom Reichstag her und aus ihren Reden und Zeitungsartikeln ſchon viele Jahre lang.

Wo bleibt der in den Deutſchen lebende königliche Geiſt, der heimliche Kaiſer, von dem der Rembrandtdeutſche ſprach? Allvater laß deine Raben ausfliegen und öffne den Berg, in dem der rotblonde Germanenfürſt ſitzt. Dein Deutſchland beſitzt in der Stunde ſeiner Not ja keinen Menſchen, der all die Händler, die Kompromißlinge,

Und an der Aufgabe, diese Ordnungen zu schaffen, versagt das Führertum der Sozialdemokratie, weil es dann gegen die Kurzsichtigkeit des Massengeistes sich entscheiden müßte. Es führt nicht Prometheus, sondern Epimetheus. Unter der letzten Regierung ist das Volk der Wucherer und Schieber zu einem Volk der Erpresser geworden.

E. D.

Die Nationalversammlung. Weimars Name ist jetzt politisch ein Symbol für das neue Deutschland, sagt man in den Zeitungen. Die Frage ist, hat das deutsche Volk entsprechend das Seine getan und die geeigneten Männer hingeschickt, die Deutschland neu gestalten können.

Die Nationalversammlung ist unter Glockengeläut und von einer braven Rede Eberts eröffnet worden, die nicht über das Niveau des gesunden Menschenverstandes hinausgeht und wohl kaum einen Staatsmann zeigt. Weimar ist fast hermetisch von den Nachbarstädten, auch von Jena, durch eine weiße Garde abgeschlossen, die alle Putschversuche ersticken soll, aber natürlich auch die Inzucht einer Kleinstadt fördert. Ist nun, der Not entsprechend, eine Versammlung von „Hütern Deutschlands" zusammengekommen, eine Versammlung, die die treibenden „Kräfte" Deutschlands vertritt, die das Niveau der Frankfurter Nationalversammlung hat? Ein Satz sagt alles: Es sitzen in der Nationalversammlung 87 Parteisekretäre aber nur ein deutscher Dichter. (Jener ist W. Vershofen, dem Leserkreis der Tat als Mitarbeiter und Autor des Verlages wohl bekannt.) Einige wenige aristokratische Köpfe, wie Graf Posadowski, überragen eine Welt von Kleinbürgern und geschäftigen berufspolitischen Händlern, von mittelmäßigen Intelligenzen. Von allen Parteien haben die Unabhängigen Sozialisten noch die interessantesten Köpfe unter ihren Abgeordneten. Es ist, als wenn beinahe alle geborenen Führer Deutschlands zu Hause säßen (oder sollte es überhaupt keine mehr geben?) und nun die deutschen Kleinbürger herrschten und von Juden und abermals Juden geführt würden. Gewiß ist die jüdische Intelligenz organisatorisch und kulturell hoch zu schätzen, aber wo es sich um Schöpfen aus schlummernden Volksinstinkten handelt, wo etwas aus dem Ethos des Volkes geboren werden soll, ist sie nicht an ihrem Platze, denn ihre Aufgabe ist nur, Vermittler geistiger Werte zu sein. Schöpferisches deutsches Leben kann sie nicht hervorbringen, das sieht man an dem Verfassungsentwurf von Hugo Preuß.

Ob es wohl in Weimar einen Abgeordneten unter 40 Jahren gibt? Meistens sind sie über 50. Ob wohl einer in die Versammlung hineingekommen ist, der nicht durch die Parteimaschine gesiebt wurde und dadurch den Phrasenapparat beherrscht? Wo bleiben die weltmännisch überlegenen Kaufleute aus den Hansastädten oder die schwerbedächtigen Westfalen, oder die tiefsinnerlichen Schwaben als ausgeprägte Rassetypen? Nichts ist davon zu spüren, aber Kleinzeug wimmelt herum, Spießergesichter, Menschen ohne inneren Schwung. Abends sitzen sie müde und innerlich gelangweilt in den Kneipen und klönen, ohne Interesse füreinander, sie kennen sich ja schon vom Reichstag her und aus ihren Reden und Zeitungsartikeln schon viele Jahre lang.

Wo bleibt der in den Deutschen lebende königliche Geist, der heimliche Kaiser, von dem der Rembrandtdeutsche sprach? Allvater laß deine Raben aussliegen und öffne den Berg, in dem der rotblonde Germanenfürst sitzt. Dein Deutschland besitzt in der Stunde seiner Not ja keinen Menschen, der all die Händler, die Kompromißling,

die Ungeister beiseite schiebt, der als geborner Herzog d
weithin sichtbar auf den Schilden seiner Mannen steht. D
bonzen unterdrücken die neuen Köpfe, die jetzt in die Pa
Man weiß, der Wagen rollt und liegt nächstens im Abgr
es offen einzugestehen. Die Presse lügt und färbt ja auch
treibt in der Regierung die Politik der Nasenspitze. Gut
mende Woche, das genügt für die Zukunft. Graf Brockdo
Mitgliedern der Regierung wohl der einzige Mann, der „F
Niveau einer Parteiversammlung hinaus, Lebensnotwendi
faßt. Alle anderen, von Ebert und Scheidemann angefa
weltweiten Blick, Opportunisten, Theoretiker, brave Kle
ich mehr, es fehlen „ehrwürdige" Menschen.

Die Nationalversammlung wird sich in Weimar einkap
Ereignisse werden über sie hinweggehen und die Entwick
sobald in nicht zu ferner Zeit die bürgerliche Ordnung zusa
Es ist gar kein Zweifel daran. Möge das daraus erfolg
dauern, denn auch die Kommunisten werden versagen, we
und die Phrase eingestellt sind.

Armes Deutschland! Wacht auf, ihr, die ihr immer noc
in nichtigen Illusionen weiterlebt!

Nachtrag zu: Eine Woche sozialistischer

Der um den 20. Januar verfaßte, kritische Bericht dieses
durch die allgemein bekanntgewordenen blutigen Ereigni
bruarwoche seine volle Bestätigung. Trotz des am 18. J
rottes, trotz ihrer vollständigen Machtlosigkeit nach recht
die „Führenden" nicht ab, sondern erschöpften sich mit zwe
teln, in Versuchen, ihr verpfuschtes Revolutionsgeschäf
hofften wohl, wie es alle Bankerotteure zu tun pfleg
Schicksalsfügung, die sie wieder obenauf bringen soll
ihrem eigenen Eingeständnis vor dem drohenden Unwill
zurück. — So war denn niemand da, der das Verhängn
und wieder mußten die Flinten, Maschinengewehre und
kerotten Menschengeistes ihr Werk verrichten — —. N
lichen hielten während der schlimmen Tage stand. Der U
tiger, zur Nationalversammlung nach Weimar zu fahr
helden suchten das Weite, vielleicht, um anderwärts das
von neuem zu beginnen. In den Gefängnissen aber sch
jenen, die auf eine ähnliche Weise wie die vielen Mill
einer Suggestion handelnd, im Vollbewußtsein eine
Kampf mit den Waffen aufnahmen.

Ostendorf, Post Worpswede, Anfang Februar 1919

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Eine Grünſtadt Was iſt unter einer Grünſtadt zu verſtehen? Statt einer langatmigen Erklärung, genüge es zu wiſſen, wir beſitzen in Deutſchland eine einzige. Sie iſt die werdende Großſtadt Rüſtringen in Oldenburg bei Wilhelmshaven. Entſtanden iſt ſie durch eine vernünftige Bodenpolitik (das Quadratmeter fertige Anlagen koſtete 80 Pf.) durch die Intelligenz und Vorausſicht ihres Bürgermeiſters (Dr. E. Lucken), ſeiner Stadtbauinſpektoren (Dr. M. Wagner und W. Hahn) und die Beratung eines Gartenfachmannes (Leberecht Migge). Rüſtringen hat ſich innerhalb 6 oder 7 Jahren aus mehreren Dorfgemeinden im Marſchlande zu einer Stadt von über 50000 Einwohnern, dank der Ausbreitungsunmöglichkeit für das auf einer preußiſchen Enclave eingeengte Wilhelmshaven, entwickelt. Sie iſt die jüngſte preußiſche Stadt und würde binnen einem Jahrzehnt die jüngſte preußiſche Großſtadt werden, wenn der Ausgang des Krieges nicht ihre Entwicklung unterbindet. Sie iſt bisher in amerikaniſchem Tempo gewachſen.

Darum lag es nahe, ſich die amerikaniſchen Erfahrungen zunutze zu machen und die Stadtentwicklung ſo zu organiſieren, daß an Stelle von den Zufälligkeiten der Spekulation eine bewußt konſtruierte Stadtanlage entſtand, die ohne beſondere Unkoſten die Öde von Mietskaſernenſtraßen überwand und für die Stadtbevölkerung naturgewachſene Erholungsſtätten ſchuf. Die Entwicklung dieſer beſonderen Stadterſcheinung verfolgt man am deutlichſten wohl an ihrer Grünpolitik.

Der erſte organiſatoriſche Gedanke hierbei war, alle vorhandenen alten Baumgruppen und Einzelbäume kartographiſch aufzunehmen, um ſie dem Stadtbild für alle Zeit zu erhalten. Die Straßen im inneren Stadtkern wurden eingeteilt in Verkehrsſtraßen, Halbverkehrsſtraßen, Mietshausſtraßen, und Schauſtraßen und dementſprechend bepflanzt. Es iſt eine erfahrungsgemäße Tatſache, daß in der Regel in den neuen Stadtvierteln unſerer Städte zwar Bäume für teures Geld angepflanzt und unterhalten werden, aber nach etwa 20 Jahren ſind ſie ein Hindernis für Verkehr und Wohnen und ſie werden dann wieder entfernt, oder durch nachträgliches Köpfen verſtümmelt. Es fehlt jede Syſtematik, wie man Vorgartenſtraßen anlegt, wie man Straßenbäume rechtzeitig behandelt und ſie vorweg in Form hält, wie man Straßen ohne Schattenbäume durch entſprechend gezogene Sträucher behandelt und wie man mehrreihige Baumſtraßen mit begleitenden Sport- und Fahrbahnen, Raſenſtreifen und Hecken als Ausfallspromenaden aus dem Stadtinnern anlegt. Ebenſo wie man Straßenkreuzungen und Plätze durch beſondere Baumgruppen architektoniſch einordnet.

Es kann hier nicht näher ausgeführt werden, in welcher Weiſe die Straßen und weiterhin die Platz-, Park- und Siedlungspläne Rüſtringens durchgeführt ſind. Man kann das im Heft 6/7 des „Städtebau“ XI. Jahrgang ausführlich nachleſen. Nur eins ſei betont, daß es gerade jetzt, wo wir vor der Frage ſtehen, was nun eigentlich mit unſeren vielen großen Städten geſchehen ſoll, außerordentlich wichtig wäre, die Leitgedanken einer ſolchen Stadtverwaltung zu ſtudieren.

Denn hier iſt ein muſtergültiges Beiſpiel gegeben, wie ſich Städte natürlich zu entwickeln haben. Erforderlich iſt nur, daß die rechten Leute an der Spitze ſtehen. Die Form der Grünſtadt Rüſtringen ſcheint nicht zuletzt auch dem Verfaſſer des „Grünen Manifeſtes“ in dieſem Heft zu danken zu ſein. E. D.

Dieſem Hefte liegen Proſpekte folgender Firmen bei: G. K. Saraſin, Leipzig, über H. Burtes Bücher, und Otto Reichl Verlag, Darmſtadt.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

Kulturpolitischer Arbeitsbericht

Eine Grünstadt Was ist unter einer Grünstadt zu verstehen? Statt einer langatmigen Erklärung, genüge es zu wissen, wir besitzen in Deutschland eine einzige. Sie ist die werdende Großstadt Rüstringen in Oldenburg bei Wilhelmshaven. Entstanden ist sie durch eine vernünftige Bodenpolitik (das Quadratmeter fertige Anlagen kostete 80 Pf.) durch die Intelligenz und Voraussicht ihres Bürgermeisters (Dr. E. Lucken), seiner Stadtbauinspektoren (Dr. M. Wagner und W. Hahn) und die Beratung eines Gartenfachmannes (Leberecht Migge). Rüstringen hat sich innerhalb 6 oder 7 Jahren aus mehreren Dorfgemeinden im Marschlande zu einer Stadt von über 50000 Einwohnern, dank der Ausbreitungsunmöglichkeit für das auf einer preußischen Enclave eingeengte Wilhelmshaven, entwickelt. Sie ist die jüngste preußische Stadt und würde binnen einem Jahrzehnt die jüngste preußische Großstadt werden, wenn der Ausgang des Krieges nicht ihre Entwicklung unterbindet. Sie ist bisher in amerikanischem Tempo gewachsen.

Darum lag es nahe, sich die amerikanischen Erfahrungen zunutze zu machen und die Stadtentwicklung so zu organisieren, daß an Stelle von den Zufälligkeiten der Spekulation eine bewußt konstruierte Stadtanlage entstand, die ohne besondere Unkosten die Öde von Mietskasernenstraßen überwand und für die Stadtbevölkerung naturgewachsene Erholungsstätten schuf. Die Entwicklung dieser besonderen Stadterscheinung verfolgt man am deutlichsten wohl an ihrer Grünpolitik.

Der erste organisatorische Gedanke hierbei war, alle vorhandenen alten Baumgruppen und Einzelbäume kartographisch aufzunehmen, um sie dem Stadtbild für alle Zeit zu erhalten. Die Straßen im inneren Stadtkern wurden eingeteilt in Verkehrsstraßen, Halbverkehrsstraßen, Mietshausstraßen, und Schaustraßen und dementsprechend bepflanzt. Es ist eine erfahrungsgemäße Tatsache, daß in der Regel in den neuen Stadtvierteln unserer Städte zwar Bäume für teures Geld angepflanzt und unterhalten werden, aber nach etwa 20 Jahren sind sie ein Hindernis für Verkehr und Wohnen und sie werden dann wieder entfernt, oder durch nachträgliches Köpfen verstümmelt. Es fehlt jede Systematik, wie man Vorgartenstraßen anlegt, wie man Straßenbäume rechtzeitig behandelt und sie vorweg in Form hält, wie man Straßen ohne Schattenbäume durch entsprechend gezogene Sträucher behandelt und wie man mehrreihige Baumstraßen mit begleitenden Sport- und Fahrbahnen, Rasenstreifen und Hecken als Ausfallspromenaden aus dem Stadtinnern anlegt. Ebenso wie man Straßenkreuzungen und Plätze durch besondere Baumgruppen architektonisch einordnet.

Es kann hier nicht näher ausgeführt werden, in welcher Weise die Straßen und weiterhin die Platz-, Park- und Siedlungspläne Rüstringens durchgeführt sind. Man kann das im Heft 67 des „Städtebau" XI. Jahrgang ausführlich nachlesen. Nur eins sei betont, daß es gerade jetzt, wo wir vor der Frage stehen, was nun eigentlich mit unseren vielen großen Städten geschehen soll, außerordentlich wichtig wäre, die Leitgedanken einer solchen Stadtverwaltung zu studieren.

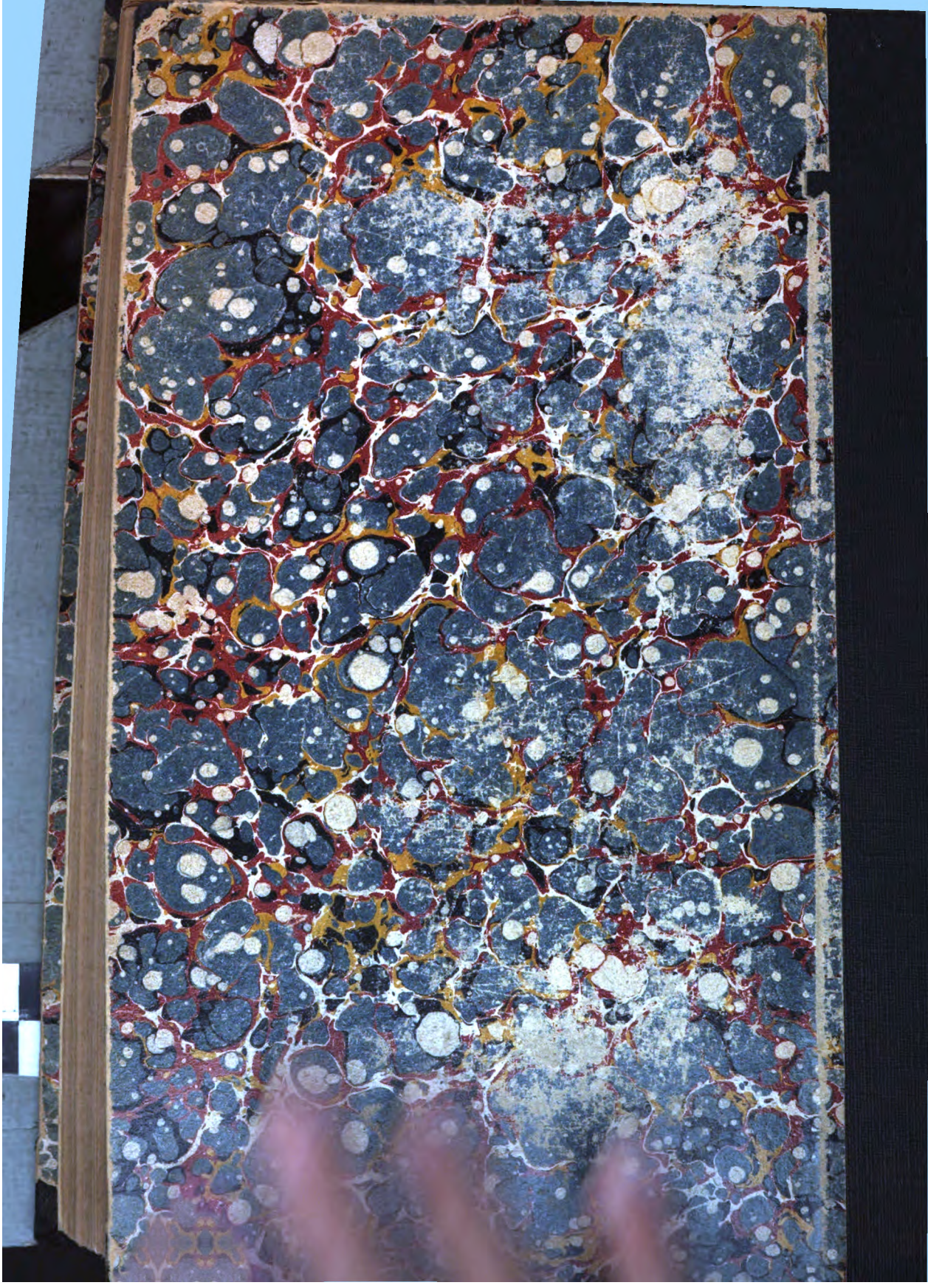
Denn hier ist ein mustergültiges Beispiel gegeben, wie sich Städte natürlich zu entwickeln haben. Erforderlich ist nur, daß die rechten Leute an der Spitze stehen. Die Form der Grünstadt Rüstringen scheint nicht zuletzt auch dem Verfasser des „Grünen Manifestes" in diesem Heft zu danken zu sein.

E. D.

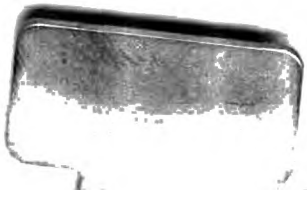
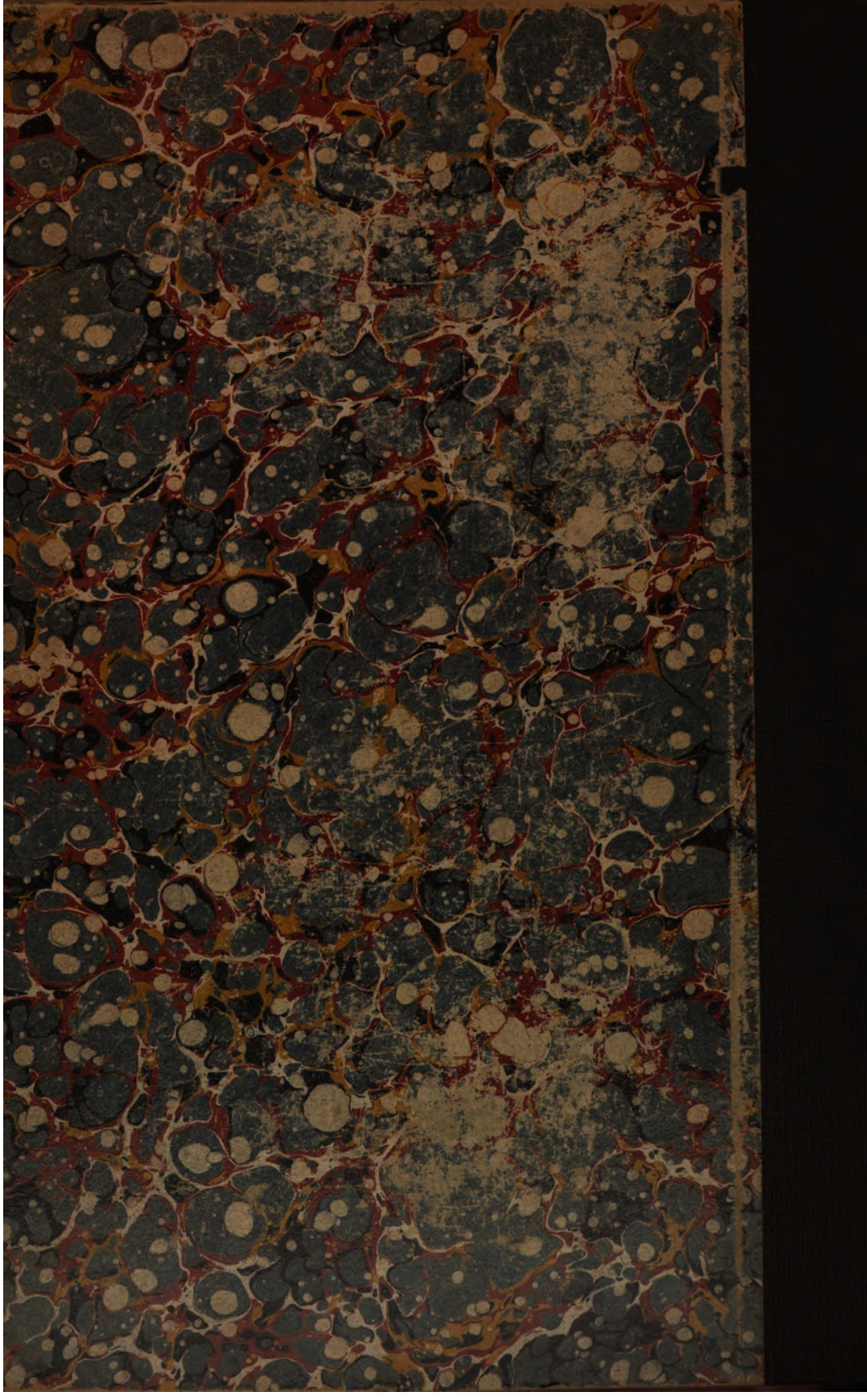
Diesem Hefte liegen Prospekte folgender Firmen bei: G. A. Sarasin, Leipzig, über H. Burtes Bücher, und Otto Reichl Verlag, Darmstadt.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl Zeißplatz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

32101 064481706



Princeton University Library
32101 064481706

32101 064481706

Princeton University Library
32101 064481706